Kyau's Leben

und

lustige Einfälle;

neu erzählt

von

August Wilhelmi.

Leipzig,
bey Salomon Linke,
1797.

Vorerinnerung.

Damit dieſes Büchlein — falls man es ja der Mühe werth achten ſollte, daſſelbe öffentlich zu beurtheilen — aus keinem falſchen Geſichtspunkte betrachtet werde, ſo erkläre ich hiermit, daß ich keinen Beruf gefühlt-habe, die bereits unter Kyaus Namen bekannte Sammlung luſtiger Einfälle mit einer Anzahl neuer zu vermehren, oder deren Aechtheit zu unterſuchen. Ich thue auf den erhabenen Namen eines kritiſchen Schnackenſammlers Verzicht. Meine Abſicht iſt bloß, jene bekannten, gleichviel ob ächten oder unächten, Schwänke in einem neuen, dem Coſtume unſrer Zeiten angemeſſenen Gewande darzuſtellen. Sollte daſſelbe den Beyfall des Publikums erhalten, ſo könnte ich dadurch veranlaſſet werden, in eben dieſer Manier auch Taubmanns Leben zu bearbeiten.

Da es übrigens für jeden Schrank — wenn anders dessen Aufschluß (pointe) gehörig gehoben werden soll — nur eine gute Darstellungsart gibt; da ferner der Leser Kyans Späße hier gern wird beysammen finden wollen: so habe ich die sieben, welche Herr Langbein, im zweyten Theile seiner Feyerabende, erzählt hat, bis auf einige Stellen, unverändert aufgenommen. Ob seine sieben Freundlinge, in Verhältniß zu diesem Büchlein, sparsame, auf ein abgetragenes Kleid genähete Purpurstreifen sind, mag der Kunstrichter entscheiden.

August Wilhelmi.

Wie gern derjenige Leſer, welcher den Helden unſers Büchleins bereits kennet, — und wer ſollte nicht von Ryau *) und deſſen Späßen gehört haben! — auch vielleicht wiſſen möchte, was der Commendant des Königſteins trieb, als er noch Fritzchen hieß: ſo können wir doch, zu unſerm größten Leidweſen, über deſſen frühere Jugendgeſchichte nichts weiter ſagen, als daß er am 5ten May 1634 zu Oberſtrohwalde geboren ward, und daß ſein Vater, der Chur-Brandenburgiſche Oberſtwachtmeiſter, Heinrich Adolph von Ryau, mehr Kinder

*) Friedrich Wilhelm von Ryau hieß er eigentlich. Damit man uns, wenn wir ihn, der Kürze wegen, in der Folge ſchlechthin Ryau nennen, nicht für einen Feind des Adels halte, oder uns in der Eudämonia als einen Jakobiner verſchreye; ſo haben wir das Von hier ein für allemal mit groſſen Buchſtaben drucken laſſen, und hoffen, in Betracht dieſer Ehre, daß das politiſche Inquiſitionsgericht nun mit uns aufhören werde.

der als Rittergüter, und — was noch um einen guten Theil schlimmer war — mehr Ahnen als harte Thaler zu zählen hatte. —

Ob Fritzchen mit einer Haube zur Welt kam (welches, laut der glaubwürdigen Aussage unsrer Amme, ein untrügliches Merkmahl künftiger Ehre und Reichthümer seyn soll), was er in den Windeln — dachte, (wie sich unsre neuern psychologischen Selbstbiographen, in Betreff ihres werthen Ich, auf ein Haar zu erinnern wissen) wie geschickt er der Frau Mama die Aepfel stipitzen, dem alten Pfarrer ein Hasenpfötchen anhängen, der krämlichen Kammerjungfer gemahlnen Kaffee unter den Schnupftabak und dem pedantischen Informator Maykäfer in die Perucke practiciren konnte — kurz alles, wodurch sich ein großes Genie schon in den ersten Hosen ankündigt und womit unsre Halbbruder, die Romanenschreiber, ihre Bogen anzufüllen und das Publikum zu erbauen wissen, müssen wir leider unentschieden lassen; denn — kaum wird man es in unsern Tagen glaublich finden — Jeans erster Biograph sagt nicht ein Wort davon.

Zum

Zum Glück für den physiognomisirenden Leser hat der ehrliche Mann den Helden seines Büchleins konterfeyen und in der Manier des beliebten orbis pictus sauber in Kupfer stechen lassen: aber zum Unglück für unsern Verleger, welcher diese Lebensbeschreibung gern nach Art des Lavätischen Handbuchs für Bücherfreunde ausgesponnen sehen möchte, sind wir in der Kunst des großen Zeichendeuters in Zürich der unwissendste Laie von der Welt; sonst würden wir nicht ermangeln, alle obgedachten Geheimnisse nebst tausend andern Siebensachen aus den Gesichtszügen unsers Helden zu enträthseln. Nach dieser ziemlich wortreichen, und also gründlichen Entschuldigung, kehren wir wieder zu unserm Thema zurück.

So bald der junge Ryan die Muskete tragen konnte, das heißt, in seinem siebzehnten Jahre, mußte er das väterliche Haus, wo noch sechzehn seiner Geschwister des täglichen Brotes harrten, verlassen und Soldat werden. Wir nehmen hier das Wort Soldat in seiner engesten Bedeutung und verstehen also darunter ein Vieh, welches die

Ehre hat, für ein tägliches Honorar von fünf Dreyern und bey nahrhaftem, geschrotenen Gerstenbrote, in einem bequemen Halbrocke für das Vaterland (?) zu streiten. —

„Was? gemeiner Soldat?“ — (wird der gnädige Junker rufen — „gemeiner Soldat? — War er denn nicht von altem Adel?“ — Wie schon gesagt, von altem, fistsfähigen Adel. Aber in jenen barbarischen Zeiten wußte man noch nichts von angebornen Verdiensten, sondern bildete sich ein, es könne niemand mit Anstand befehlen, wenn er nicht zuvor gehorchen gelernt habe. In unserm aufgeklärtern Jahrhundert denkt man, gottlob, darüber ganz anders. Der Junker, dessen Wangen von Verdienste strotzen, kommt, aus der Küche der Frau Mama, als ein bereits geübter Befehlshaber zur Armee. Man macht ihn daher, wie billig, sogleich zum Offizier und wird ihn, wenn anders das nächste Jahrhundert in der Cultur fortschreitet, künftig ohne Umstände zum General machen — —

Indessen zeichnete sich Kyau, ungeachtet des drückenden Mangels, welchen er zuweilen leiden mußte, schon als gemeiner Soldat vor seinen maschinenmäßigen Mitbrüdern sehr aus. Nicht selten legt sich der Fünfdreyerheld — man sieht also, daß hier nur vom Gemeinen die Rede ist; von den Offizieren haben wir nie dergleichen gehört *) — außer

*) Wir bedauern sehr, diese Versicherung geradezu widerrufen zu müssen. So eben, da wir das bereits vollendete Manuscript vor dessen Ablieferung an den Verleger noch einmal durchsehen, lesen wir in den Denkwürdigkeiten u. s. w. der Mark Brandenburg (Junius 1796) eine Schilderung von dem despotischen Betragen des commandirenden Offiziers der Besatzung der Stadt Kürzlenwalde. — Was werden die Bewohner der Vorstädte Nürnbergs, welche sich bey der Einrückung der Preuß. Truppen so anständig gefreuet haben sollen, denken, wenn ihnen jene Nachricht zu Ohren kommt! — Die deutsche Nationalzeitung (vom 21sten Junius 1796) sagt, der Offizier sey darüber zur Verantwortung gezogen und mit harten Verweisen bestraft worden. — Es ließ sich von der Gerechtigkeit der Preuß. Regierung wohl erwarten, daß sie so etwas nicht ungeahndet lassen würde. Wenn aber die Zeitung hinzusetzt, diese Verweise werden sehr geheim gehalten; so ist

das

dem Dienst, wozu ihn der Staat beruft, noch zwey Pflichten auf, worauf er, so viel wir wissen, nicht beeidigt wird.

Die erste besteht darin, daß er den Bürger, welcher die Ehre hat ihn zu ernähren, als ein Geschöpf von einer niederern Gattung, mit Verachtung betrachte:, und ihn, zur schuldigen Dankbarkeit, hänselt, quält und drückt; wodurch denn der Vertheidiger des Vaterlandes dem Staate zur Geisel wird.

„Müßiggang (sagt ein altes Sprichwor:) ist aller Laster Anfang." — Der Soldat hat der müssigen Stunden gar viele, und ist, so bald der Stock nicht mehr winkt, sich selbst überlassen. Er macht sichs daher, in Ermangelung einer andern Bestimmung, ferner zum Geschäft, auf die Weiber und Töchter seiner Ernährer Jagd zu machen und auf die

das wohl nicht von dem Austheiler, sondern von dem Empfänger zu verstehen: man müßte ja sonst voraussetzen, die Regierung schäme sich, die Rechte des Bürgers öffentlich in den Schutz zu nehmen!

die Art für die Rekrutirung der Armee zu sorgen; ein Patriotismus, dessen ihn der ehrliche Bürgersmann gern überhöbe.

Indessen fand Kyau nicht nur diesen zwiefachen Selbstberuf unter seiner Würde, sondern er wußte auch die Zeit, wo seine Kammeraden die Seligkeit des Nichtsthuns genossen, zu allerley nützlichen Beschäftigungen anzuwenden. Der blutige Krieg, welchen der Churfürst von Brandenburg mit den Schweden führte, setzte unsern jungen Baron zwar mancher Gefahr aus, gab ihm aber auch Gelegenheit Beobachtungen und Erfahrungen zu sammeln; wie er denn selbst gestand, er habe während der fünfmonatlichen Belagerung Stettins, im Jahre 1677, mehr gelernt, als mancher Andrer in einer langen Reihe von Jahren.

Nachdem er zehn Jahr die Flinte getragen hatte, ward er Unteroffizier und bald darauf (1683) auch Fähnrich. Durch sein munteres aufgeräumtes Wesen erwarb er sich nicht nur die Zuneigung seiner Kameraden und die Gunst des Obersten von Schöning, unter dessen Regimente er stand; sondern er

ward auch sehr bald in Berlin, wo er sich nach geendigtem Kriege aufhielt, als ein witziger Kopf bekannt. Besonders machte ihn eine Ehrensache mit einer gewissen Dame, und die Art, wie er dieselbe beylegte, zum Gespräch der ganzen Stadt. —

„Eine Ehrensache mit einer Dame?" wird manche unsrer Leserinnen fragen. „Eine Ehrensache mit einer Dame? — Hatte er denn so wenig Achtung für .....?"

Verurtheilen Sie den guten Kyau nicht zu früh, meine Schöne, sondern lassen Sie sich die Sache zuvor erzählen. —

Unser Fähnrich warf einst in einer fröhlichen Gesellschaft die Frage auf, ob das weibliche Geschlecht auch zu den Menschen gehöre. *) Darüber entrüstete

*) Um, besonders in den Augen des schönen Geschlechts, die Ehre des Helden unsers Büchleins zu retten — eine Pflicht, welche billig jedem Biographen und Romanenschreiber am Herzen liegt — erklären wir hiermit, daß Kyau keinesweges der Urheber jenes abscheulichen Zweifels ist. Schon im Jahre 1595 sollte Valens Acidalius, in einer zu Leipzig in lateinischer Sprache gedruckten Abhandlung, dergleichen Bedenklichkeiten geäußert haben,

stete sich eine der anwesenden Damen, welche sich immer gern einen Anstrich von Heldenmuth geben wollte, so sehr, daß sie den Frager ohne Umstände auf Pistolen herausforderte. Nun erklärte dieser freylich, er hege von Evens Töchtern eine viel zu hohe Meynung, als daß er sie nicht für übermenschliche Wesen, das heißt, für Engel, halten sollte. Allein die Dame meynte, das sey nur eine leere Ausflucht, und war entschlossen, ihre Menschheit mit Pulver und Bley zu behaupten.

Sowohl Ryan als die ganze Gesellschaft lachte über diese Ausforderung, und hielt dieselbe immer

 noch

haben, ungeachtet er daran so unschuldig war als ein Kind. Die Geistlichen, welche einen besondern Beruf fühlten, die Menschlichkeit des weiblichen Geschlechts zu verfechten, zogen wider den guten Mann zu Felde und verketzerten ihn von den Kanzeln herab; ja ein bärbeißiger Doctor der Theologie widerlegte ihn sogar in einer förmlichen Abhandlung, worin er ihn — sehr sanftmüthig und bescheiden — einen Satan, eine Pestie, einen Esel, einen gotteslästerlichen Teufel u. s. w. nennet. — Diese Kränkungen und Verfolgungen zog sich der arme Acidalius so sehr zu Gemüthe, daß er noch in demselben Jahre starb und also an dem schönen Geschlechte zum Märtyrer ward.

noch für Scherz. Aber das brachte die erzürnte Amazone noch mehr in den Harnisch. Sie betheuerte, es sey damit ihr völliger Ernst, und sie werde den Beleidiger ihres Geschlechts für eine feige Memme halten, wenn er sich nicht des folgenden Tages an einem gewissen Orte vor der Stadt zum Zweykampfe einfände.

Um das unangenehme Summsen dieser wilden Hummel vor der Hand zum Schweigen zu bringen, erklärte Ryau endlich, er werde zuverlässig erscheinen.

Die Amazone hatte sich zeitig, mit zwey oder drey männlichen Begleitern, an den bestimmten Platz begeben. Später kam Ryau in einen Mantel gehüllt.

„Wo sind Ihre Pistolen?" rief sie ihm ungeduldig entgegen.

Ich komme ohne Waffen, meine Gnädige, um von Ihrer schönen Hand einen süßen Tod zu sterben."

„Nichts von Schmeicheley! Haben Sie wirklich keine Pistolen mitgebracht?"

„In

„In der That nicht.“ —

„Nun so theilen wir die meinigen. Wählen Sie!“ —

Mit diesen Worten reichte sie ihm zwey Gewehre hin. Anstatt aber darnach zu greifen, zog der Schalk einen gewaltig großen Fuchsschwanz unter dem Mantel hervor, und schlug damit der Dame so derb auf die Hand, daß sie vor Schrecken beide Pusser fallen ließ.

Der Umstehenden schmetterndes Gelächter übertäubte den Schwall ihrer Schimpfreden, und man fiel ihr zugleich in die Arme, weil sie geschwind ein Pistol wieder aufhob, und Miene machte, es gegen ihren Feind abzudrücken. So überwältigt, ließ sie sich endlich beruhigen und versöhnen. — —

Wenn übrigens Ayau, wie wir noch oft Gelegenheit haben werden zu bemerken, von dem weiblichen Geschlechte keine sehr hohe Meynung hegte, so hatte er gewissermaßen Ursache dazu. Ein Vorfall, welcher ihm erst kurz vor jener Duellgeschichte begegnet war, mag davon zum Beweise dienen.

Er

Er hatte damals sein Quartier in einem Landstädtchen, und verliebte sich in die Tochter seines Wirths, der ein bemittelter Mann war. Das Mädchen empfindelte wie eine Romanenheldinn, und sprach in den vertraulichen Schäferstunden von nichts als ewiger Liebe und Treue.

„Doch, wer noch ungeprüft in sichrer Andacht,
Darf der wohl seine Treue erbeten?" —

Unser Verliebter beschloß also, jene eisenfeste Zärtlichkeit zu prüfen, ehe er sich dadurch zum Traualtare locken ließe.

Einer seiner Kameraden hatte gleichfalls ein Auge auf das Mädchen. — „Bruder Herz," sagte Ivan zu ihm, „was wollen wir einander ins Gehege geben! Ich trete die Malchen ab, wenn sie dich mehr liebt als mich. Um das zu erfahren, will ich auf ein paar Stunden den Todten spielen. Du magst dann in der Nähe meiner Leiche dein Heil versuchen. Biete alle deine Ueberredungskünste auf; ja sage mir meinethalben so viel Böses nach, als du Lust hast! Gibt Malchen deinen Schmeicheleyen

leben auf der Stelle Gehör, so mag ich nichts mehr von ihr wissen, und du bist künftig Hahn im Korbe." —

Dieser Abrede gemäß ward Joan plötzlich krank. Er nahm sich dabei als ein so geschickter Komödiant, daß er nicht allein Madchen und ihre Aeltern, sondern sogar den Arzt täuschte. Nachdem er einige Tage das Bette gehütet und seine Zuschauer, durch alle Abstufungen der Krankheit, auf sein Ende vorbereitet hatte, weckte Jakob eines Morgens das Haus mit der traurigen Nachricht: „Mein Herr ist todt!" —

Die ganze Familie gerieth in Bestürzung. Der Wirth wollte den Abgeschiedenen sehen. Dies mußte der schlaue Diener verhindern, damit nicht der Betrug entdeckt wurde. Er schloß also die Stube fest zu, lief, als ob er sehr dringende Verrichtungen hätte, sporenstreichs aus dem Hause, und kam nicht eher zurück, als bis der Wirth in seinen täglichen Berufsgeschäften ausgegangen war.

Von Madchen war nichts zu befürchten; denn man wußte schon, daß sie einen unüberwindlichen

Ab-

Abscheu vor Leichen hatte. Sie machte auch wirklich bey ihrem Geliebten keine Ausnahme, sondern ließ es dabey bewenden, in einem Nebenzimmer zu schluchzen und zu stöhnen.

Ihre Thränen waren eben im schönsten Flusse, als Kyaus Nebenbuhler zu ihr hereintrat und ein Magazin von Trostgründen auskramte. Aber die Trauernde schien gar nicht darauf zu achten, sondern klagte immer lauter. Das klang dem Scheintodten (der kaum zehn Schritte davon, der offenen Thür gegenüber, mit einem Sterbetuche bedeckt lag) gar lieblich ins Ohr, und er hatte die beste Hoffnung, daß es in diesem Tone fortgehen würde.

Indessen ging der Tröster einen Schritt weiter, und gab der hochbetrübten Schöne zu verstehen, der Verstorbene sey zwar eine ganz ehrliche Haut, aber ein lockerer Gesell und armer Teufel gewesen; sie würde daher schwerlich mit ihm glücklich geworden seyn. — Das Mädchen widersprach zwar; doch für den Horcher unter der Leinwand nicht lebhaft genug.

Der

Der bevollmächtigte Verläumder fuhr fort: Die Welt sey ja mit Knau nicht ausgestorben; es lebten noch Tausende, die sich in jedem Betrachte mit ihm messen könnten, und es für ihr höchstes Glück achten würden, einem solchen Engel, wie Malchen, Herz und Hand anbieten zu dürfen.

Die Betrübte schien den letztern Umstand selbst für ausgemacht zu halten; denn sie lehnte diese Schmeicheley mit keinem Wörtchen ab, sondern stieß bloß ein kleines, schmachtendes Seufzerchen aus, und dem armen Knau zugleich damit einen Dolch ins Herz.

Nun rückte der junge Herr seinem Ziele näher und versicherte, bloß die Hand der Freundschaft habe ihm bisher den Mund verschlossen, er hätte sonst längst ein Geständniß seiner feurigen Liebe gewagt. — Mit diesen Worten fiel er auf die Knie (denn eine Liebe ohne Fußfall und Verse wäre für unsre Heldinn nicht romanhaft genug gewesen) und girrte:

„Bedenke, Schönste, was du thust!
Und ändre deinen Sinn!
Was hilft es dir, des Lebens Lust
Auf ewig zu entfliehn!
Nimm mich zu deinem Trauten an!
Ich leb' und habe Blut,
Und bin dir, wie ich schwören kann,
Von ganzem Herzen gut." —

Das machte tiefen Eindruck. Die mitleidige Schöne hob den armen Ritter auf. Man sagte sich tausend Zärtlichkeiten und wechselte sogar Küsse, wovon einer so laut und vernehmlich war, daß Ryan wirklich todt seyn mußte, wenn er ihn nicht hören sollte.

Dieser schallende Kuß *) mochte vermuthlich ein verabredeter Judaskuß seyn; denn auf einmal rich-

*) Hätte der Ausspender desselben das Handwörterbuch zum Behuf einer geschickten Verbindung deutscher Wörter und Redensarten u. s. w. von M. J. Ch. Bothe-king, Diakonus in Luckenwalde. Berlin 1795 — gelesen, so würde er wahrscheinlich manierlicher zu Werke gegangen seyn; denn der Herr Diakonus lehrt, unter andern heilsamen Regeln, wann und wie man küssen soll, ausdrücklich: „ein

richtete sich Kvan in die Höhe und stand mit drey Sprüngen vor Amalien. Sie fiel in Ohnmacht, und hörte die Vorwürfe nicht, womit er sie aus vollem Herzen, und seinen Freund zum Schein, überhäufte. Er hob von nun an alle Verbindung mit dem unbeständigen Mädchen auf, und traute seit dieser Zeit dem schönen Geschlechte, im Punkt der Treue, nicht mehr über den Weg. —

Ein andrer Spatziergang in das Reich der Todten, den er, um einer Schaar ungestümer Gläubiger auszuweichen, während seines Aufenthalts in Berlin machte, endigte sich mehr zu seiner Zufriedenheit; denn ein reicher Mann, der ihm wohl wollte, erfuhr den Schwank, und befriedigte die Manichäer. Aber die dritte, in einem Landstädtchen

„ein Kuß muß nicht wie ein Pistolenschuß knallen." — Wenn übrigens in Luckenwalde nicht wirklich zuweilen Gewehre mehr als grenadiermäßige Küsse fallen, so bewundern wir, in der angeführten Stelle, wie überhaupt auf jeder Seite des Handwörterbuchs, Herrn Weitbrechts Geschicklichkeit in Verdeutschung deutscher Wörter und Redensarten.

chen angetretene Wanderung dieser Art bekam ihm sehr übel.

Ayau hatte nähmlich bemerkt, daß die Einwohner dieses Orts ihre Todten sehr schleunig zu begraben pflegten; eine Grausamkeit, welche, alles Redens und Schreibens ungeachtet, noch jetzt oft genug ausgeübt wird. Nun hätte freylich die Obrigkeit diesem Unwesen Einhalt thun sollen, allein die Todten steuerten ja nicht mehr; man ließ sie also, ohne sich weiter um sie zu bekümmern, ihrer Straße ziehen. Ayau beschloß, das Gefühl dieser menschenfreundlichen Väter der Stadt, etwas zu schärfen, oder um etwas unphilosophischer zu reden, dieselben mit der Nase auf ihre Schuldigkeit zu stoßen, ward plötzlich krank, starb, und ließ durch seinen Schwankgehülfen, Jakob, welcher bekanntlich diese Komödie nicht zum erstenmale spielte, die ernsthaftesten Anstalten zum Begräbnisse machen. Niemanden ahndete ein Betrug, denn die Einwohner des Städtleins waren größtentheils Leutchen von dem Schlage, wie man sie vor uralten Zeiten in Schilda und Schoppenstädt gefunden haben soll.

Die

Die Geiſtlichen des Orts begleiteten alſo, unter dem Chorgeſange der Schuler, die anaebliche Leiche zur Gruft. Der ganze Kirchhof war voll neugieriger Zuſchauer. Schon ward der Sarg hinabgeſenkt; der Cantor orgelte aus zwey kupfrigen Pausbacken „ſo grabet mich nun immerhin" und der Todtengräber donnerte die erſte Schaufel voll Erde auf des Erblaßten hölzernen Schlafrock. Aber plötzlich ſtieß Arau mit Ungeſtüm den Deckel des Sarges auf und ſprang, ſo behende als ein Eichhörnchen, aus dem Grabe.

Der Paſtor, der eben den Seegen ſprechen wollte, rannte vor Schrecken den Cantor über den Haufen. Dieſer raffte ſich, trotz ſeiner ſchwerfälligen Corpulenz, blitzſchnell wieder auf, und warf, gleich einer gewaltigen Voßkugel, die alle Neune ſtürzt, im Fliehen die ganze erſte Klaſſe zu Boden. Die fallenden Primaner ſchlugen die Secundaner nieder, und ſo purzelte, wie die Wände eines umgeblaſenen Kartenhäuschens, die ganze löbliche Schule ſchichtweiſe über einander. Ein buntes Gemiſch von Hüten und Mänteln, Perücken und Büchern

lag umher. Allein die schwarzen Männer und Männerchen nahmen sich keine Zeit, ihre Habseligkeiten wieder aufzuheben, sondern leichten unaufhaltsam nach dem Thore des Kirchhofes zu, und richteten unter dem gedrängten Haufen der Zuschauer eine eben so possierliche Niederlage an, als sie vorher selbst erlitten hatten.

Der Auferstandene, der ein gewöhnliches Todtenhemde trug, verfolgte die fliehende Schaar, und jagte sie, wie der Herbststurm rascheInde Blätter, vor sich her. Niemand unterstand sich, ihn anzureden, und er selbst blieb eben so stumm. Endlich wagbalsete doch der Todtengräber, ihm mit bebender Hand die Schaufel vorzuhalten, und zu fragen: „bist du ein guter, oder ein böser Geist?" —

Ryan schlug ein helles Gelächter auf und antwortete: „Keines von beyden, sondern ein lebendiger, lerngesander Fähnrich. Sagt mir nur, was ihr mit mir vorhabt! Ich glaube gar, ihr wollt mich begraben!" —

Das konnte der staunende Todtenbettmeister nicht läugnen.

„Wie?"

„Wie?“ fuhr jener fort zu schmälen, „mich begraben? — Unerhört! — Entsetzlich! — So verfahrt ihr mit ehrlichen Leuten, die das Unglück haben, ein paar Stunden oder Tage in Ohnmacht zu liegen? — Wartet, ihr dummen Pfahlbürger, das soll euch theuer zu stehen kommen!“ —

Während dieses Wortwechsels hatte die Schaar der Flüchtlinge in einiger Entfernung Halt gemacht, und reckte, wie die Gänse beym Wetterleuchten, neugierig die Hälse empor. Der Todtengräber eilte jetzt herbey, drängte sich bis in den Mittelpunkt, wo einige Rathsglieder standen, und erzählte die seltsame Mähr. Die ehrwürdigen Väter der Stadt sahen sich mit langen Gesichtern an; denn sie erkannten auf der Stelle mit Bestürzung, daß man das Begräbniß übereilt, und dadurch die landesherrliche Verordnung übertreten habe. Es ward ihnen bange, der Todte möchte Lärm blasen, und ihnen von hoher Hand ein Notabene zuziehen. Sie beschlossen also, ihm ein Sühnopfer zu bringen, und — wenn gleich der bevorstehende Bankerott der Stadtkasse dadurch beschleunigt wurde — ihm

zu Ehren noch diesen Abend einen Schmaus anzustellen.

Sobald dieser Entschluß gefaßt war, gingen ihre Wohlweisheiten dem Schalk im Sterbekleide entgegen, entschuldigten den unangenehmen Vorfall und erboten sich seine Gegenwart beym decretirten Gastmale. Er nahm die Einladung an und unterhielt über Tafel die werthe Gesellschaft von einer Reise, die seine Seele, während der Körper starr und fühllos gewesen sey, gemacht haben sollte. Dabey sprach er der Flasche so fleißig zu, und machte so vielen Spaß, daß man gänzlich auf den Kopf gefallen seyn mußte, um ihn im Ernst für einen erst vor wenig Stunden vom Todtenlager erstandenen Kranken zu halten. Doch unsern abderitischen Senatoren ahndete keinesweges, daß sie genarrt wurden: sie freuten sich vielmehr höchlich über die glückliche Verlegung der Sache, und schwankten zufrieden und mit einem Räuschchen nach Hause.

Die guten Herren hatten jedoch einen vergeblichen Griff in ihre Kasse gethan; denn sie entgingen dadurch der befürchteten Rüge ihres Polizeyfehlers nicht,

nicht, sondern erhielten bald nachher, da die Sache bekannt geworden war, eine Nase von der größten Sorte in ein gnädigstes Rescript eingepackt. Es waren aber auch zugleich bey Hofe andenkende Leutchen aufgetreten, welche Kyaus dreymalige Auferstehung von den Todten mit so gehässigen Farben geschildert hatten, daß er mit Festungsarrest in Spandau dafür bestraft ward.

Da saß nun der gutmüthige Schutzpatron der Todten und machte Kalender! Und wer weiß, ob er nicht gar vergessen worden wäre, wenn ihm nicht ein sinnreicher Einfall wieder zur Freyheit verholfen hätte.

Er erfuhr nähmlich, die Churfürstinn werde nächstens nach Spandau kommen und die Festung in Augenschein nehmen. „Jetzt oder niemals!" dachte er, und sann hin und her, wie er sie auf sein Gefängniß und seine Wünsche aufmerksam machen könne. Er wollte anfangs ein lustiges Liedchen singen; aber der Kunstgriff schien ihm zu alltäglich. Es konnte ja leicht ein andrer Gefangener auf eben denselben Einfall gerathen, und dann

war's um unſern Sänger geſchehen. — Endlich ließ er ſich von einem ſeiner Zechgenoſſen, welcher ein wenig mit dem Pinſel umzugehen wußte, ein Quodlibet von zerbrochenen Tabacspfeifen, Gläſern, Stühlen, Flaſchen, Tiſchen, zerriſſenen Kartenblättern, Halskrauſen, Kalendern u. ſ. w. mahlen, und hing das, mit der Ueberſchrift:

Kyan heißt auf großes Glück;
So ſteht's jetzt um ſein Geſchick —

zum Fenſter hinaus. Die Fürſtinn kam, bemerkte das Gemählde und lachte. Sobald Kyan, welcher hinter dem Gitter auf der Lauer geſtanden hatte, das gewahr ward, trat er mit einem tiefen Bücklinge hervor und bat die Durchlauchtige Beſchauerinn, bey ihrem Gemahl eine Fürbitte für ihn einzulegen, er wolle auch künftig ſo fromm ſeyn als ein Schaaf. Die Fürſtinn äußerte zwar, es gebe auch ſtörrige Schaafe, brachte es doch aber bey ihrer Rückkunft dahin, daß der Befehl zu Kyan's Befreyung ausgefertigt und nach Spandau geſchickt ward.

Kaum

Kaum hatte dieser die frohe Nachricht erhalten, sich bey dem Commendanten bedankt und seinen bisherigen Mitgefangenen gute Geduld gewünscht, so kaufte er einen Esel, setzte sich, in Schlafrock und Nachtmütze, darauf, und ritt nach Berlin. Man kann leicht denken, daß es ihm und seinem Zelter unterwegs an Belachern nicht fehlte: aber er ließ sich nicht irre machen, sondern verfolgte mit aller Gravität, wie wenn er den Berlinern das Evangelium zu predigen hätte, seinen Weg, ließ den Pöbel, welcher, besonders in der Hauptstadt, haufenweise hinter ihm her lief, Pöbel seyn, und stieg auf dem Schloßplatze ab.

Indessen hatte der Churfürst nebst seiner Gemahlinn diesen possierlichen Einzug vom Altane herab bemerkt, und einem Bedienten befohlen, sich nach dem Reiter, als welcher die Hauptrolle dabey spielte, zu erkundigen. Die Antwort war: es sey Kyau; er komme von Spandau und wünsche dem Churfürsten seine Aufwartung zu machen.

„Er soll heraufkommen," erwiederte der Regent. —

Kvau erschien, machte einen tiefen, tiefen Bücklinq, sagte aber kein einziges Wort. —

„Was willst du?"

„Eurer Durchlaucht für meine Befreyung unterthänigst danken."

„Und das in dem Aufzuge?"

„Es sind in Spandau schlechte Zeiten. Man muß sich nach der Decke strecken!"

„Ich verstehe dich. — Da, nimm, und kaufe dir ein Pferd, so darfst du auf keinem Esel reiten," erwiederte der Churfürst lachend, schenkte ihm hundert Dukaten, und hieß ihn wieder zu seinem Regimente gehen und sich künftig besser aufführen. Kvau versprach das und empfahl sich.

Als er wieder auf den Schloßplatz kam, war der Pöbel noch um dem Esel versammelt und harrte der Rückkunft des vielbegafften Reiters. „Lustig, meine Freunde!" rief dieser. „Der Churfürst hat mir ein Pferd geschenkt, ich schenke euch einen Esel. Ein jeder nach Stand und Würden. — Lebe wohl, liebes Grauchen!" und damit gab er den Langohr der lärmenden Menge Preis. — —

Nicht

Nicht lange nachher (1693) betrat der Held unſrer Geſchichte einen andern Schauplatz. Die Veranlaſſung dazu gab ein Zweykampf, worin er einen ſeiner Kameraden ſo gefährlich verwundete, daß der Sieger es für rathſam hielt, das brandenburgiſche Gebiet zu verlaſſen und nach Sachſen zu eilen. Sein Gegner blieb zwar am Leben und der Weg ins Vaterland ſtand dem Flüchtlinge wieder offen; er kehrte jedoch nicht zurück, weil dort kein Glück für ihn blühte.

In Sachſen fand er einen alten Gönner an dem Feldmarſchall von Schönina, durch deſſen Vermittelung er ſofort als Lieutenant angeſtellet ward. Dieſer General hatte, wie wir bereits oben gedacht haben, vorher ſelbſt in brandenburgiſchen Dienſten geſtanden und ſchon damals unſern Kyau ſehr begünſtigt. Dies war ſogar die entfernte Urſache des erwähnten Duells; denn es entſtand über den Vorwurf, Kyau ſey Schönings Hofnarr geweſen. —

Im ſächſiſchen Dienſte ward er in wenig Jahren (von 1697 bis 1702) nach und nach Capitän, Major, Oberſtlieutenant und endlich Generaladjutant des

des Churfürsten, damaliaen [illegible]nias von Pohlen. Er mußte, vermoge dieses letztern Amtes, beständig um den Regenten seyn, und denselben verschiedenemal nach Warschau begleiten, wo Ayau beynahe ein Opfer der pohlnischen Volleyy geworden wäre.

Er befand sich nähmlich einst in einer Gesellschaft pohlnischer Edelleute, wo, nach Landessitte, tapfer gezecht ward. Vorzüglich ließ sich's ein gewisser Wirczevsky angelegen seyn, die Ehre seiner Nation zu behaupten, und brachte dem Fremdling einen Humpen Branntewein zu, woraus sich füglich ein Dutzend deutscher Postknechte hätte befeligen können. Der Gast that, nach Vermögen, dem Trunkner sein Recht, allein der Pohle kam damit so oft, daß Ayau des Bescheidthuns überdrüssig ward und den Zecher bat, ihn nicht zu sehr mit Ehre zu überschütten. Darüber fand sich dieser beleidigt und stieß einen kräftigen Fluch aus, den Ayau, dessen Geduldsfaden durch das Lebenswasser eben nicht verlängert worden war, mit einem so ächt deutschen Schlage beantwortete, daß der Empfän-

pfänger so lang er war zur Erde fiel. Sogleich sprangen die pohlnischen Edelleute auf, fielen mit ihren Säbeln über den fremden Sittenrichter her, und würden ihm, wie tapfer er sich auch wehrte, übel mitgespielt haben, wenn sich nicht der Wirth, der zu bürgerlich dachte um einen einzigen gegen ein halbes Dutzend kämpfen zu lassen, zu seiner Parthey geschlagen und die Meuchelmörder zum Tempel hinaus gejagt hätte. —

Ungeachtet nun Kyau dem Könige fast nicht von der Seite kam, so verderbte doch die Hofluft seinen Charakter nicht, sondern er blieb sich immer gleich, immer der gerade, freymüthige Mann, welcher alle Ränke und Unredlichkeit verabscheuete und sowohl dem Windbeutel als dem Schurken, bald mit Lachen bald mit ernsthaftem Gesichte, die bittersten Wahrheiten sagte. Das beweiset unter andern sein Betragen gegen einen Plusmacher, der ein neues Projektchen zur Vermehrung der landesherrlichen Einkunfte ausgebrütet hatte und ihn um Empfehlung bey Hof' ersuchte. Denn als Kyau, bey genauer Prüfung des Vorschlages, fand, daß dabey

zwar

zwar die königliche Kasse sich recht wohl stehen, das ganze Land aber seufzen würde, gab er die Papiere sogleich zurück, und sagte: „Mein Herr, ich kann diesen Plan nicht unterstützen; denn ich habe selbst einen im Kopfe, der dem Ihrigen schnurstracks entgegen läuft. Ich will nähmlich dem Könige, zum Heile seiner Unterthanen, rathen, alle Landaussauger, Blutigel und Projektmacher, wie Sie, auf den Königsstein zu schicken. Da werden sie Muße genug haben, nachzucalculiren, ob sie sich bey ihren Speculationen nicht verrechnet haben."

Ein anderer schlauer Kameralist, dessen Haupttugend aber ebenfalls die Ehrlichkeit nicht war, kramte in Gegenwart unsers Barons eine Menge listiger Finanzoperationen aus, und da er es besonders darauf angelegt hatte, diesen für seine Projekte einzunehmen, so redete er auch vorzüglich zu ihm, und schloß fast jeden seiner Plane mit den Worten: „auch ist ein ansehnliches dabey für Sie zu gewinnen." — Ryan hörte dem Schwätzer eine zeitlang geduldig zu. Dieser hielt das für ein Zeichen des Beyfalls, operirte daher immer fort und

sagte

ſagte einmal über das andere: „auch iſt ein anſehnliches für Sie dabey zu gewinnen.“

„Alles recht gut,“ verſetzte Kyau endlich, „alles recht gut! Aber ich wüßte etwas, wobey doch noch mehr für mich zu gewinnen wäre.“

„Wie? Was? Laſſen Sie doch hören!“ erwiederte der Plusmacher mit einem gaunerischen Lächeln.

„Ich wünſche mir nichts mehr, als vor der Höllenthür Kofend ſchenken zu dürfen; da würde ich bald reicher werden als alle Cameraliſten auf Erden. Beſonders würden mir die Plusmacher recht blechen müſſen; denn deren Durſt ſoll unerſättlich ſeyn.“ —

Der Gauner ſchnitt ein Judasgeſicht und ſchwieg.

„Kyau! Kyau!“ ſagte der Graf von Beuchling, damaliger Großkanzler, einſt zu unſerm Biedermanne, der mit ihm Schach ſpielte, und dabey einige Sch... vom erſten Range durchhechelte — „Ky... Kyau! Nehmt euch in Acht! Ich fürchte,

euer

euer loses Maul bringt euch noch auf den Königstein."

„Das wäre ja vortreflich!" erwiederte dieser. „Da könnten wir in guter Ruhe mit einander Schach spielen."

Sonderbar war's, daß diese Prophezeyung eintraf; denn der Großkanzler kam in der Folge als Gefangener, Ryan hingegen als Commendant nach dem Königstein. — —

Indessen hatten ihn nicht bloß seine drolligen Einfälle zum Liebling des Königs gemacht. Er besaß auch reellere Verdienste, ward verschiedenemal, besonders in den Jahren 1707 und 1708, in wichtigen Geschäften gebraucht, erwarb sich durch Fleiß und Ehrlichkeit das unumschränkte Zutrauen des Königs, stieg auf die Art schnell von Stufe zu Stufe und ward endlich Generallieutenant. Dennoch blähete er sich deswegen nicht auf, sondern gestand selbst, der Zufall habe zu seinem Glücke mitgewirkt. „Hätte ich im Brandenburgischen nicht tief gestochen, so wäre ich im Sächsischen nicht hoch gestiegen," pflegte er zu sagen. — —

Die

Die vielen Reisen, welche er in Gesellschaft des Königs machen mußte, fingen doch allmählig an, ihm lästig zu werden. Er sehnte sich nach Ruhe, und fand bald Gelegenheit, diesen Wunsch zu befriedigen.

Die Commendantenstelle auf dem Königsteine ward nähmlich, im Jahre 1715, erledigt. Nun bewarben sich freylich viele darum; indessen hoffte Kyau, von unter Hand dazu aufgemuntert, allen übrigen Candidaten vorgezogen zu werden. Da dies aber eine geraume Zeit unentschieden blieb, so ward ihm endlich bange, daß ihm ein Anderer den Rang ablaufen möchte. Er sann deswegen auf Mittel, die zögernde königliche Entschließung zu beschleunigen.

Eines Tages saß er stumm und traurig an der Tafel des Königs. Der Monarch bemerkte seine Mißlaune und wollte die Ursache derselben wissen. Kyau antwortete, der Kobold, der in seinem Herzen rumore, sey ein unbefriedigter Wunsch. Die Hofherren, die das aufgeschnappt hatten, fingen nun an zu rathen.

„Was wird's ſeyn!“ hub ein Witzling an. „Die Jugendſünden fangen ihn an zu gereuen. Er möchte gern wieder umkehren und werden wie die Kinder.....“

„Warum nicht gar!“ rief ein Andrer, „dazu iſt's noch zu früh. Daran wird er noch nicht denken. — Lieber ſich ein hunderttauſend Dukaten gewünſcht, damit könnte man ſich erſt recht luſtig machen. Das wird's ſeyn, was ihm im Kopfe ſteckt!“

„Im Kopfe fehlt's ihm ja nicht!“ erwiederte ein Dritter mit einer bedeutenden Miene. „Im Herzen! Im Herzen! Da ſteckts! Sie haben's ja gehört, im Herzen rumorts ihm! Er iſt verliebt, auf ſeine alten Tage verliebt!“

„Verliebt! ja, ja; verliebt!“ riefen die ſcharfſinnigen Herren einſtimmig, und lachten des liebekranken Klägers. Doch der ſchüttelte zu allem, was ſie vorbrachten, den Kopf, und verſicherte, ſie hätten ſammt und ſonders den rechten Fleck verfehlt. —

„Nun,

„Nun, was wünschest du denn? — Es wird doch wohl kein Königreich seyn?“ fragte der Monarch lächelnd.

„Euer Majestät sind ein wahrer Salomo!“ versetzte der Schlaukopf. „Es war in der That mein Wunsch, König, nur ein paar Minuten König zu seyn.“

„Nun, dazu kann Rath werden,“ sagte der Regent. „Wir wollen tauschen. Sey du König; ich bin unterdessen der General Kyau.“ —

Der Minutenkönig stand jetzt von der Tafel auf, nahm eine silberne Suppenkelle, als Scepter, in die Hand, setzte sich damit in einen an der Wand stehenden Armstuhl, warf sich mächtig in die Brust, und sagte, gegen den König gewandt, im ernsthaftesten Tone: „Lieber, getreuer Kyau! Wir lassen dir hiermit unverhalten, was maßen wir uns, auf dein darum beschehenes unterthänigstes Ansuchen, in höchsten Gnaden entschlossen haben, dich zum Commendanten der Festung Königstein zu ernennen.“ —

Nach diesen Worten verließ er schnell seinen Thron, und der Koulq rief unter lautem Gelächter: „Dir geschehe, wie du gesagt hast! Du bist Commendant!“

Und so ward denn am folgenden Tage seine Bestallung ausgefertiget. — —

Indessen artete die Ruhe, welche Kyan in seinem neuen Felsensitze genoß, keineswegs in Unthätigkeit aus. Daß er das große, noch jetzt auf dem Königsteine vorhandene Weinfaß erbauen ließ, wollen wir ihm eben nicht zum Verdienste anrechnen; denn dazu hätte sich allenfalls auch der müssigste Domherr bequemt. Kyans Charakter hatte eine zu edlere Seite, als daß wir nach dergleichen Armseligkeiten haschen dürften. Der wohlthätige Eifer, womit er seine dürftigen Verwandten unterstützte, sein leutseliges, herablassendes Betragen sowohl gegen die ihm untergeordneten Offiziere als gegen die Gemeinen, die Aufopferung, womit er für den Unterricht armer Kinder sorgte und zum Besten unbegüterter Familien, ein Fräuleinstift zu errichten dachte, die Sorgfalt, womit er das

Schick-

Schicksal der auf der Festung befindlichen Gefangenen, die ihn mehrmals ihren Wohlthäter, ihren Vater nannten, zu erleichtern suchte — das alles sind Züge, welche ihn der Nachwelt eben so verehrungswürdig machen müssen, als ihn seine launigen Einfälle derselben bekannt gemacht haben. —

Witz und Frohsinn sind eine überall gültige Conventionsmünze: überdies war der neue Commendant sehr gastfrey; kein Wunder also, daß mit dem Antritt seines Amts die schon damals üblichen Wallfahrten nach der reizenden Felsenfeste weit häufiger wurden als zuvor. Das war vorzüglich der Fall, als ein berüchtigter Goldmacher, Namens Klettenberg, welcher daselbst gefangen saß, durch seine kühnen Versuche zur Flucht, die Neugierde des Publikums rege machte.

Ein Goldmacher ist, schon seiner Profession wegen, eine zu anziehende Erscheinung, als daß wir fürchten sollten, durch einen kurzen Auszug aus der Lebensgeschichte desjenigen, von welchem hier die Rede ist, die Geduld unsrer Leser zu ermuden.

Johann Hector von Klettenberg, zu Frankfurt am Mayn geboren, genoß einer so guten Erziehung, als in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts wohlhabende Aeltern nur immer ihrem Sohne geben konnten. Dessen ungeachtet machte der Leichtsinn des Knaben den guten Alten tausend Verdruß und Sorgen. Bey reifern Jahren schien sein Charakter freylich etwas mehr Festigkeit zu gewinnen, allein — war der unablässige, vielleicht übertriebene Zwang, womit man ihn zur Arbeit anhielt, oder das Lesen abgeschmackter, nach Art der heutigen Ritterromane mit Mährchen und Abenteuern überladener Bücher Schuld daran? — der junge Mensch hatte einen unüberwindlichen Abscheu vor aller ernsten, anstrengenden Beschäftigung, lebte immer in einer idealischen Welt, und stieß daher — wie die Zöglinge so manches unsrer Erziehungsinstitute — in der wirklichen überall an.

So lange er unter der Aufsicht der Aeltern stand, hatten dergleichen Phantasiesprünge freilich nicht viel zu bedeuten: aber kaum war er sich selbst überlassen, so kam er mit seinen selbstsüchtigen Anmaßun-

maßungen ins Gedränge. Es gab überall Leute, welche ebenfalls durch die Welt wollten, ſich nicht gern den Weg vertreten ließen und daher den jungen Springinsfeld, zuweilen etwas unſanft, auf die Seite ſchoben. Das beleidigte ſeinen Stolz und es ſetzte Händel. Sogar mit einem ſeiner nächſten Verwandten bekam er eine ſogenannte Ehrenſache auszufechten; er erſtach denſelben, verließ darauf Frankfurt und flüchtete in die Pfalz.

Von Aeltern und Freunden verlaſſen, kam unſer Ausgewanderter gar bald in die Verlegenheit, Treber eſſen zu müſſen. Er muſterte ſeine Talente, fand aber deren keines, womit er wuchern und den deſpotiſch gebietenden Magen befriedigen konnte, als ein hübſches Geſicht — ein Talisman, welches ſo manchem Abenteurer durch die Welt hilft und beſonders nur zu oft der Weiblein Herz zu bethören pflegt. - Ein Genie geht immer ſeinen eigenen Gang. Was Wunder, daß unſer Flüchtling auch in Rückſicht des ſechſten Gebots neben der Heerſtraße weg und einem gutherzigen Gaſtfreunde ins Gehege ſchlich.

Der Mann, welchen er unter die gekrönten Häupter versetzte, war ein Alchymist, ja sogar, wie das Gerücht sagte, im Besitz einer Tinctur, welche das schäbigste Fensterblev in klares, lauteres Gold verwandelte. Wir wollen's unsern Lesern überlassen, was sie von dieser Tinctur halten, und — unsern Leserinnen zu Gefallen — gern glauben, daß es Klettenbergen vorzüglich um das hübsche junge Weibchen zu thun gewesen sey — genug, er beredete die Antilucretia ihren alten Laboranten zu verlassen, und entfloh mit ihr und den Wundertropfen nach Sachsen.

Alchymisten und Projektmacher sind den Mammonsjägern immer willkommene Zugvogel. Nur Schade, daß die gierigen Finkler so oft in ihre eigenen Netze fallen! — Klettenberg kam nach Dresden und gab sich für einen Goldmacher aus. Der damalige Churfürst August fand, zumal bey den unaufhörlichen Verschwendungen, welche er als König von Pohlen machte, daß ein Goldmacher ein sehr brauchbarer Mann sey; er nahm also den Ankömmling sehr huldreich auf und beehrte ihn — vermuthlich,

lich, weil er durchaus nichts titulirbares an ihm finden konnte — mit dem Kammerherrntitel. Wie der Abenteurer zu der Wundertinctur gekommen war, und was er in Frankfurt verübt hatte, darnach fragte niemand.

Da man aber (wie ein altes Sprichwort sagt) aus nichts nichts machen kann, so forderte der neue Kammerherr, bevor er seine Goldfabrik anfing, ansehnliche Vorschüsse. Nun hätte es freylich bedenklich scheinen können, daß ein Mann, welcher ganze Berge in Gold umzuschaffen versprach, nicht einmal die zu einer neuen Werkstätte erforderlichen Unkosten zu erschwingen vermochte: jedoch das erste Jahrzehend dieses Säkulums war nicht so zweifelsüchtig als das letzte, Berlin ausgenommen, seyn soll. Klettenberg, der ohnehin ein gedeihliches Pröbchen seines Kunstfleißes vorzeigte, erhielt also beträchtliche Summen, baucte ein Laboratorium, machte darin — Feuer und Rauch, und lebte daheim mit seinem Weibchen herrlich und in Freuden.

Alles Ding währt seine Zeit! — Der Durchlauchtige Gläubiger hoffte mit Schmerzen auf die

Goldstangen der Klettenbergischen Fabrik und ließ den Laboranten gar fleißig ermahnen, das Werk zu fördern. Dieser, der sich in Dresden gar zu wohl befand und gern ein halbes Jahrhundert hindurch laborirt hätte, suchte tausend Ausflüchte — bald war diese bald jene Vorsicht unterlassen, bald dieser bald jener Kunstgriff mißglückt — wußte auf die Art seinen Schutzpatron einige Jahre lang in guter Hoffnung zu erhalten, und machte endlich, als der Regent des vergeblichen Harrens und Laborirens überdrüssig ward, insgeheim Anstalten zur Flucht. Doch das hatte man bereits vermuthet. Er ward also, als er sich dessen am wenigsten versah, in Verhaft genommen, und nachdem eine Commission die ganze Sache untersucht und ihn für einen Betrieger erklärt hatte, im März 1719 als Gefangener nach der Festung Königstein gebracht.

Indessen schien die neue Wohnung,

„wo weder Tisch, noch Bänke sind
und wo man nichts als Unflath findt,"

dem Kammerherrn gar nicht zu behagen; denn er hatte dieselbe kaum bezogen, so dachte er schon darauf,

auf, den König seiner fernern Verfolgung zu überheben. Er zerschnitt demnach seinen Mantel, drehete aus den Streifen Stricke, ließ sich an denselben von der entsetzlichen Höhe herab und erreichte auf die Art glücklich das Ufer der Elbe. Allein zu seinem größten Leidwesen ward er von dem Fährmann, welcher ihn übersetzen sollte, erkannt und von der Wache, die ihn bereits vermißt hatte, wieder nach dem Königstein gebracht, wo ihm sein Pflegevater, Kyau, eine engere, höher gelegene Wohnung anwies.

Ein zweyter, in der Nacht vom 16ten bis 17ten Januar (1720) gemachter Versuch, sich vermittelst an einander geknüpfter Wäsche, von dem Felsen herabzulassen, lief für den Unternehmer noch unglücklicher ab; denn das Seil riß entzwey und der Luftfahrer plumpte so unsanft zur Erde, daß die Wache, durch sein Wehklagen herbey gezogen, ihn abermals an die Behörde ablieferte. Aber, was das schlimmste war, man befürchtete, der Wagehals möchte diese Fahrt mehrmals versuchen und — was man eben nicht Ursache hatte zu wünschen — am Ende dennoch entkommen.

Um ihm das ein für allemal zu verleiden, erinnerte man sich urplötzlich, daß er in Frankfurt einen Mord begangen habe, und kündigte ihm darüber das Todesurtheil an. Klettenberg fand das freylich sehr lächerlich, meynte, das sey eine bloße Drohung und sagte daher zu dem Tischler, der ihm das Maaß zum Sarge nahm, auf dem Holze zu seinem Sarge sängen noch die Vögel: aber die Folge zeigte, daß er sich für dasmal geirret hatte; denn er ward schon am ersten März desselben Jahrs, auf seiner bisherigen Residenz, dem Königsteine, im vollen Ernst enthauptet.

Klettenbergs Gefangenschaft und zweymaliger Versuch zu entweichen zog, wie schon gesagt, eine Menge von Fremden nach dem Königsteine. Jedermann wollte den kühnen Abenteurer, und wer ihn bereits kannte doch wenigstens die Stelle sehen, von welcher sich der Wagehals herabgelassen hatte. Kyan war zwar nichts weniger als geizig, allein endlich wurden ihm doch die vielen Gäste, welche seine Zeit und seinen Tisch in Anspruch nahmen,

zur

zur Last. Er schlich daher einst, als er eine Anzahl solcher Tellerfreunde gesättigt und an den Spieltisch gepflanzt hatte, unvermerkt aus der Gesellschaft.

Den Fremden mundete der Wein so treflich, daß sie die Abwesenheit des Gebers lange nicht inne wurden. Aber plötzlich entstand ein heftiges Gepolter über ihren Köpfen. Jedermann fuhr erschrocken in die Höhe und erblickte an der Decke des Zimmers ein Gemählde, welches eine Tafel mit einer Anzahl heishungriger Gäste vorstellte. Ueber der Tafel schwebten einige Wolken, worin Ayau ganz gemächlich auf einer gewissen Art von Stuhle saß und diese Worte um sich hatte:

Ayau sizt im Himmel
Und sch—ßt ins Weltgetümmel.

Die Schmarozer — zumal da der Commendant vermißt ward, und mancher von ihnen unter den Gesichtern an der Decke sein Ebenbild zu finden glaubte — merkten, wie viel es geschlagen hatte, legten die Karten nieder, nahmen Hut und Stock und ließen sich nicht wieder auf dem Königstein blicken. — —

Ungeachtet sich nun bey unserm Ryau allmählig die Beschwerden des Alters einstellten, und er im Jahre 1729 das Unglück hatte, ein Bein zu brechen; *) so that doch das alles weder seiner Thätigkeit noch seiner muntern Laune Eintrag. Er fuhr vielmehr fort den Königstein, den er, der nie verheirathet gewesen war, im Scherz seine Frau zu nennen pflegte, noch mehr zu befestigen, wohnte noch im Jahre 1732 dem Carneval in Dresden und der auf der Felsenfestung von ihm veranstalteten Hochzeit seiner Nichte bey, und würzte das Mahl mit seinen lustigen Einfällen.

Doch endlich mußte auch er die Schuld der Natur bezahlen. Noch vor Anfange des Jahres 1733 ward seine sonst so dauerhafte Gesundheit mit jedem

*) Worüber sich ein Versmacher, welcher am 5ten May 1729 des Commendanten Geburtstag besang, wiewohl in allem Ernste, sehr komisch also ausdrückt:

Insonderheit der schwere Fall,
Da Sie ein Bein gebrochen,
Ist unsern Ohren noch ein herber Donnerknall.

dem Tage ſchwächer. Er fühlte ſelbſt, daß ſein Ende heran nahe, und bereitete ſich dazu. So ſtarb er denn, beynahe 80 Jahr alt, am 19ten Januar 1733, in den Armen ſeiner groſſen ſteinernen Frau, ward in dem Sarge, den er ſich lange vor ſeinem Tode hatte machen laſſen, von der Feſtung herabgetragen und vor dem Altare in der Kirche des am Fuße des Berges liegenden Städtchens begraben. Ein ſogenannter ſinnreicher Poet machte bey dieſer Gelegenheit ein Trauergedichte, welches wir, ſeines tragikomiſchen Zuſchnitts wegen, und als eine Probe des grotesken Geſchmacks der damaligen Zeit, unſern Leſern mittheilen wollen. Der Verſtorbene wird darin folgendermaßen redend eingeführt:

„Ich ward durch Ernſt und Scherz mehr als zu ſehr bekannt,
„Im Ernſte wies ich oft mein tapfres Herz den Feinden,
„Im Scherze meinen Witz bey Hof und guten Freunden.
„Ich ward ein General, und endlich Commendant
„Der Feſtung Königſtein, die noch kein Feind bezwungen;

„Doch

„Doch iſt der letzte Feind mir bis ins Herz gedrungen,
„Bey deſſen Eintritt mir ſo Muth als Scherz verſchwand.

„Ich ſcheute keinen Feind, kein Pulver, Bley noch Stahl,
„Und flieg von unten auf bis zu dem General,
„Da denn Auguſtus mich, der mein Verdienſt wohl kannte,
„Zu einem Gouverneur von Königſtein ernannte.
„So ſtark die Wacht hier iſt, war ſie doch viel zu ſchwach:
„Denn es drang ſelbſt der Tod bis in mein Schlafgemach.
„Der mir, als Adjutant, des Schickſals, eh' ichs dachte,
„Zum Marſch in jene Welt die Ordre überbrachte.

„Als ich nun kurz darauf, ſo wie es ſich gebührt,
„Die ſcharfe Muſterung zu guter letzt paſſirt,
„Wobey ich ſouver Mann ein gutes Lob bekommen;
„Ward ich von der Convoy der Engel angenommen,
„Die führt ins Standquartier mich dort in Salem ein,
„Da bin ich ſicherer als auf dem Königſtein.

„Kurz:

„Kurz: Ryan ſitzt nunmehr im höchſten Freudenhimmel
„Und weiſ't, verachtungsvoll, zurück ins Weltgetümmel.“ — —

Uebrigens war Ryan von ſtarkem Körperbau, blühender, männlich ſchöner Geſichtsbildung, durchdringendem Verſtande und dem redlichſten, unbeſcholtenſten Charakter. Seine jovialiſche Laune, die man einem Manne von ſo ernſthaftem Anſehen, wie er war, kaum hätte zutrauen ſollen, machte ihn bey ſeinen Zeitgenoſſen beliebt, und ſeine luſtigen Einfälle erregten noch unſern Großvätern manches bauchererſchütterndes Gelächter. Sollte ſich denn der Geſchmack ſeitdem ſo ſehr verändert und das, was ſie ergötzte, für uns durchaus keinen Reiz mehr haben?\ Wir wollen verſuchen, ſo viel ſich deſſen ohne Anſtoß nacherzählen läßt, aus den dritthalb Alphabeten, worin es Ryan's erſter Biograph verſchwemmet hat, herauszufiſchen und mit einem modiſchern Gewande zu bekleiden. Wie viel oftmals auf ein neues Kleid ankomme, wiſſen unſre Schönen am beſten. Vielleicht iſt auch Ryan ſo glücklich, in dieſer modernern Tracht einen irrenden Blick auf

sich zu ziehen und ein gefälliges Lächeln zu erobern.

Kyau, der, wie schon gesagt, alle Unredlichkeit von Herzen verabscheuete, besaß eine seltene Gabe Betrieger zu entlarven und mit ihrer eigenen Münze zu bezahlen. Mancher der beschnittenen und unbeschnittenen Gauner, deren er auf seinen Reisen eine Menge kennen lernte, vermochte den Namen Kyau, noch lange nach dem Tode unsers Biedermannes, nicht ohne Erröthen, oder vielmehr Entsetzen — denn Gauner können ja nicht erröthen — auszusprechen. Besonders hatten — man erräth leicht, warum — Juden und Gastwirthe sehr selten Ursache seiner im Guten zu gedenken. Die zunächst folgenden Anekdoten mögen uns wegen dieser Behauptung in den Augen jener Menschenfreunde rechtfertigen.

Kyau hatte einst den Auftrag, in einer gewissen sächsischen Stadt eine beträchtliche Geldsumme auszuzahlen, und schickte zu einem Juden, welcher sich mit

mit Wechselgeschäften abgab, um verschiedene Münzsorten gegen andre, worin die Zahlung geschehen sollte, umzusetzen. Der Hebräer kam, das Geschäft ward beendigt und Kyan wollte so eben einige Waaren, welche ihm jener angeschwatzt hatte, bezahlen, als er bemerkte, daß an einem Häufchen Dukaten, dem er in dieser Absicht zusprach, vier Stück fehlten. Er hatte freylich sogleich den Juden im Verdacht, allein die Dukaten lagen schon seit mehrern Stunden auf dem Tische; es konnte sich, zumal da der Eigenthümer seit dem verschiedene Leute bey sich gehabt hatte, ein Anderer die fehlenden zugeeignet haben und der Hebräer also nicht geradezu in Anspruch genommen werden.

„Eine freundschaftliche Erinnerung kann wenigstens nicht schaden," dachte Kyan und bat den jüdischen Handelsmann, einmal nachzusehen, ob die vier Vermißten nicht etwa — versieht sich, aus Versehen — unter seine (des Juden) Kasse gerathen seyn. Allein dieser machte darüber so viel Aufhebens und betheuerte mit so vielen Verwünschungen und Schwüren, er sey ein ehrlicher Jud,

daß der Bestohlene eine Redlichkeit, welche einer solchen Menge von Betheuerungen bedurfte, gar sehr in Zweifel zog. Doch was war zu thun! Gewalt zu gebrauchen — das schien doch immer eine bedenkliche Sache. Kyan versicherte also, er habe auf seinen Handelsfreund im geringsten keinen Verdacht. Da indessen die Summe vorher richtig gewesen, und sowohl der Jude als er ein ehrlicher Mann sey, so müsse der Fehler schlechterdings im Zählen liegen. Und nun fing er an, den Haufen geharnischter Männerchen auf dem Tische in Reihe und Glied zu stellen. Es ergab sich freylich immer — er mochte sie aufmarschiren lassen wie er wollte — daß ihrer vier fehlten: allein er ließ sich dadurch gar nicht irre machen, sondern fing immer von neuem an zu zählen und sah dabey seinen Gegner je länger je ernsthafter an.

Der Jude, dem gar nicht wohl bey der Sache zu Muthe war, bat zwar, der Herr Baron möge gnädigst verzeihen, daß er, dringender Geschäfte wegen, diesen Evolutionen nicht länger beywohnen könne; allein Kyan ersuchte ihn, nur noch so lange

zu

zu bleiben, bis die verlorenen Schafe sich wieder zur Heerde gefunden hätten, und fuhr fort, seine Dukaten nach wie vor auf den Tisch zu zählen.

Endlich währte dem Hebräer die Zeit zu lange; er fürchtete, der Spaß möchte nicht zum besten für ihn ablaufen, und sagte: „Mein! Lassen S' doch sehen, ob der Jud nit besser zählen kann, als der Herr Berohn!" — Kyau überließ ihm also das Geschäft und kehrte ihm den Rücken zu.

Kaum hatte der neue Kassenmeister die Dukaten einigemal die Musterung passiren lassen, so war die Summe vollzählig, und er rief triumphirend: „Heb' ich's doch gesagt! — Mein! Da sieht mer's — Sollt der Herr Berohn nit gedenkt haben, er hätt mit kein ehrlichen Jud zu thun!" —

Kyau, dem es nicht entgangen war, wie listig der Gauner die gestohlenen Dukaten aus der Tasche geholt und während des Zählens unter ihre Brüder geschoben hatte, erwiederte lachend, er könne des Juden Genauigkeit im Zählen nicht genug bewundern und werde dieselbe bey jeder Gelegenheit zu rühmen wissen. Allein der Hebräer, der wohl

verſtand, was jener damit ſagen wollte, bat inſtändigſt, der Herr Baron möge ſich doch ſeinetwegen ja keine Mühe geben; denn er ſey viel zu wenig ruhmſüchtig, als daß ihn nach einem ſolchen Lobe verlangen ſollte.

Ayan lächelte und ließ den Gauner gehen.

Einſt kam er auf einer Reiſe in ein Wirthshaus, deſſen Eigenthümer zugleich auch Poſthalter war. Er verſprach ſich zwar gleich anfänglich nicht viel gutes von einem Manne, der, als Gaſtwirth und Poſthalter, ein doppeltes Privilegium auf den Beutel der Reiſenden hatte: indeſſen es war nun einmal Mittag und die Pferde mußten hier ohnehin gewechſelt werden; er forderte alſo zu eſſen. Der Wirth fragte, ob der gnädige Herr ſich nicht gefallen laſſen wolle, noch ein Stündchen zu warten; alsdenn werde die Poſtkutſche von N** ankommen, und er könne in Geſellſchaft der Paſſagiere ſpeiſen. Allein Ayan erwiederte, er dürfe ſich nicht lange aufhalten; man möge nur bringen, was gerade

rade fertig sey; er wolle gern fürlieb nehmen. Der Tisch ward also gedeckt und das Essen aufgetragen.

Ryan wunderte sich über die Menge und Größe der Schüsseln; denn es war des Essens so viel, daß sich füglich zehn Personen daran sättigen konnten. Doch „ultra posse nemo obligatur," das ist verdollmetscht: „ein Schelm thut mehr als er kann," dachte unser Reisende, machte mit seinem Magen Friede und fragte, ehe noch die Speisen wieder abgetragen waren, was er schuldig sey.

„Einen Dukaten" war die Antwort.

„Einen Dukaten? Das ist wohl nur Ihr Spaß! Hab' ich doch für keinen Dukaten gegessen!"

„Das ist nicht meine Schuld. Es ist für zehn Personen angerichtet, muß also auch für zehen bezahlt werden."

„So, so. Nun da ist ein Dukaten. — Aber ich möchte gern noch einmal trinken; holen Sie mir doch noch ein Glas!" —

Der Wirth steckte, mit einem jüdischen Lächeln, den Dukaten ein und ging hinaus. Kaum hatte

er den Rücken gewandt, so befahl Kyau seinem Jakob, von dem Essen so viel zu nehmen als ihm nur immer beliebe, das übrige aber den unter dem Fenster stehenden Bettlern hinauszureichen. So etwas ließ sich Jakob nicht zweymal sagen. Er machte sich geschwind über den gelegneten Tisch her, und in wenig Minuten war alles aufgeräumt.

Aber was für ein Gesicht schnitt der Wirth, als er wieder in die Stube trat und nichts als leere Schüsseln fand! Kaum konnte er seinen Augen trauen. Alles das liebe Gut, das er sich von den Passagieren noch einmal hatte bezahlen lassen wollen, war verschwunden, sein ganzer Gewinn dahin! — Der Schmerz war zu heftig, als daß er ihn hätte verbeißen können. Er wandte sich also an Jakob, der den Weg, welchen die Speisen gegangen waren, mit Bratenbrühe bezeichnet hatte, und fragte mit grimmigem Gesichte, wo er das Essen gelassen habe.

„Nur gemach, mein Freund!" erwiederte Kyau, und klopfte dem Wirth auf die Achsel. „Nur gemach! Es ist für zehn Personen bezahlt, muß also

auch

auch für zehen gegessen werden." — Mit diesen Worten ging er zur Thür hinaus, setzte sich in den Wagen und ließ den Wirth in stummen Erstaunen stehen.

Bey Gelegenheit einer Lustreise hielt sich unser Baron in einer Stadt, die ihm gefiel, einige Wochen auf, und lebte herrlich und in Freuden. Doch da er am Ende die Rechnung des Gastwirths empfing, verwandelte sich sein Lachen in Trauern; denn er fand mit Schrecken, daß sie den dermaligen Bestand seiner Kasse weit überstieg. Er bat den Wirth, ihm, gegen einen Schuldschein, auf kurze Zeit Credit zu geben; aber der wandte den Rücken und rief: „Johann! Schließt einmal den Thorweg zu," — denn die Pferde standen bereits gesattelt im Hofe. —

„Nun gut, so bleib ich, bis ich Geld bekomme," sagte Kyan ganz kaltblütig und befahl seinem Reitknechte, die Pferde wieder in den Stall zu ziehen. Nach einer kurzen Ueberlegung, wie diesem Hand-

arreste am besten zu entkommen sey, stempelte er den schlauen Jakob, und legte sich Abends zeitig zu Bette.

Indessen schmauchte sein Reisiger mit dem Wirth, einem abergläubigen Einfaltspinsel des vorigen Jahrhunderts, noch ein vertrauliches Pfeifchen, und erzählte demselben verschiedene schauerliche Hexen- und Geistergeschichten, sprach endlich (nachdem er vorher sorgfältig die Thur verriegelt, und sich in allen Winkeln nach Horchern umgesehen hatte) mit geheimnißvollem Gesicht: „Unter uns gesagt, Herr Wirth, er hat gar nicht wohlgethan, meinem Herrn die kleine Gefälligkeit abzuschlagen. Es ist doch . . . . .“

. . . „Ein jeder hat seine Weise. Ich lasse niemand ohne Bezahlung aus dem Hause.“

„Da handelt er als ein vernünftiger Mann. Aber wenn man mit so einem Schlage von Menschen zu thun hat . . . .“

„Nun! Ist denn sein Herr kein Mensch wie Andre?“

„Wollte

„Wollte Gott . . .! — Es ließe ſich gar viel davon ſagen, wenn man nur . . . .“ — Hier krauete ſich Jakob unter der Mütze. —

„Was iſt denn? Red' er doch! — Mein Gott, red' er doch!“ —

Der Reitknecht ſprang vom Stuhle auf, drückte den Thürriegel feſter, ging nochmals rund herum auf die Lauſcherjagd, kam ſeufzend an ſeinen Ort zurück und ſetzte mit dem Wirth, der, mit ſtarren Augen und weit aufgeriſſenem Munde, ſeiner harrte, das Geſpräch alſo fort:

„Ach, lieber Freund, ich bin ein unglücklicher Menſch! Jeden Abend, wenn ich mich zu Bette lege, dank ich dem Himmel für die Beſchützung meines Lebens; denn ich bin keinen Augenblick ſicher, daß mir mein Herr nicht den Hals umdreht.“

„Gott bewahre! Iſt er ſo ein Wütherich? Wer ſäh' ihm das an!“

„Er gibt ſich für einen Offizier aus; aber — wenn er nur nicht bey der Garde ſteht, die, Gott ſey bey uns! der Schwarze commandirt. — Ich habe

habe Dinge von ihm gesehen — noch stehen mir alle Haare, wie Igelsstacheln, zu Berge."

Des Wirths Troddelmütze fing an sich zu heben.

„Wie manchen ehrlichen Gastwirth (denn diesem Schlage von Menschen ist er gar nicht grün) hat mein Unhold nicht schon in jene Welt befördert! So hielt er sich, zum Exempel, vor einem Jahre auch etwas lange in einem Gasthofe auf, und wollte bey der Abreise die Zeche im Contobuche stehen lassen. Er hatte damals alle Taschen voll Geld, und that es bloß, um des Wirths Höflichkeit auf die Probe zu stellen. Doch der war ein Grobian und macht' es uns eben so, wie er, mein Lieber! Das bekam ihm aber sehr übel; denn am andern Morgen lag er mausetodt im Bette und die Zunge hing ihm weit zum Munde heraus." — Jakobs Zuhörer klemmte die seinige fest zwischen die Zähne. — „Mein Herr warf eine Hand voll Dukaten auf die Leiche und wir sprengten von dannen." —

„Gott sey mir gnädig!" —

„Zuweilen hat er wirklich kein Geld, wie das wohl auch heute der Fall seyn mag: aber ehe man

sich

ſich deſſen verſieht kommt ein Rabe durchs Fenſter geflogen, oder ein kohlpechſchwarzer Kater ſetzt ſich auf ſeine Achſel, und dann iſt er auf einmal wieder ſo reich, als der groſse Mogul. Wen er aber mit ſolchem Gelde bezahlt, der wird übel bezahlt. Das geringſte Unglück iſt, daß es ſich, gleich nach dem Empfang, in Kohlen und Aſche verwandelt. — Dieſe Nacht wird er gewiß einen ſeiner ſchwarzen Zahlmeiſter zu ſich kommen laſſen, und morgen die Rechnung berichtigen wollen; ich rathe ihm aber, mein Lieber, als ein wahrer, guter Freund ....."

„Der Himmel bewahre mich! Keinen Heller mag ich haben. — Wäre nur der Unhold ſchon aus meinem Hauſe! — Hör' er, lieber Jakob! ich bitte, bitte, weck' er ihn, ſag' er ihm ....."

„Nein, Herr! Mein Genick iſt mir zu lieb; denn das brächʼ er mir, wie einen Pfeifenſtiel, wenn ich ihn in ſeiner Geldmakeley mit Raben und Katzen ſtörte." —

„Was ſoll ich aber in aller Welt anfangen?"

„Jetzt ruhig, und morgen, wenn die Rechnung wieder zur Sprache kommt, fein höflich ſeyn. Das

iſt

ist der beste Rath, den ich ihm geben kann, und so wird auch alles recht gut gehn. Schlaf' er wohl!" —

Jakob wollte sich jetzt nach seiner Kammer begeben, allein der Wirth, den die Furcht auf den Stuhl genagelt hatte, hielt ihn flehend mit beiden Händen zurück, und versprach ihm einen Speciesthaler und eine Flasche Wein, wenn er diese Nacht über bey ihm bliebe. — Der Schalksknecht ließ sich das unter der Bedingung gefallen, daß dieses doppelte Versprechen auf der Stelle erfüllt würde.

Das Geld ward augenblicklich erlegt, weil es, ohne daß sich dessen Inhaber von der Stelle bewegte, nur aus dem Beutel genommen werden durfte. Die Herbeyschaffung des Weins aber war mit grössern Schwierigkeiten verbunden. Er mußte erst aus dem Keller geholt werden und der Wirth, der diesen Umstand nicht überlegt hatte, erklärte, daß ihn sechs Pferde dahin nicht bringen sollten. Er erbot sich, den dreyfachen Werth der versprochenen Flasche baar zu bezahlen; allein der Reitknecht, dem die Angst des feigherzigen Gebers Spaß machte, bestand unerbittlich auf der Naturallieferung und drohte,

drohte, wenn dieselbe nicht ohne den mindesten Aufschub erfolgte, sogleich nach seiner Kammer zu eilen und die Thür hinter sich zu verriegeln.

Sie wurden endlich einig, die furchtbare Kellerreise in Gesellschaft zu machen. Der zitternde Gastwirth klammerte sich fest an den Roßbuben und kroch fast in ihn hinein, als Kyau (vor dessen Zimmer die Wallfahrtenden so nahe vorbey mußten, daß er den absichtlich sehr laut redenden Tröster von Wort zu Wort verstehen konnte) verschiedenemal durchs Schlüsselloch „Miau!" schrie. Dieser sehr glücklich nachgeahmte Katzenseufzer überzeugte den schwachen Tropf nun völlig, daß der Geldmiez gegenwärtig, und sein Gast der leibhafte Teufel oder doch wenigstens ein Bundesgenosse desselben sey.

Die Flasche ward unter wechselseitiger Erzählung schauerlicher Gespenstersagen ausgestochen. Indessen graute der Morgen und der Wirth trieb und drängte den Reitknecht, seine Pferde zu futtern, damit der verdächtige Fremde so bald als möglich von dannen ziehen könne. Immer noch bey hellem

Tage

Tage zitternd, wich er auch im Stalle seinem schnurrbärtigen Schutzengel nicht von der Seite.

Endlich flog Kraus Stubenthür krachend auf, und er rief mit donnernder Stimme: „Hollah, Jakob, die Pferd' aus dem Stalle, und den Schlingel von Wirth herauf, damit ich Rechnung mit ihm halte!" —

Der arme Gauch, der jenen Ehrentitel hörte, bebte wie ein Espenblatt und klammerte sich mit beiden Händen an die Stallthür, weil ihn der schadenfrohe Jakob durchaus die Treppe hinauf schleppen wollte. Endlich ließ er sich doch bis an die unterste Stufe bugsiren. Hier fiel er auf die Knie, faltete seine Hände, wie ein reuiger Sünder, und stammelte: „Ihre Gnaden, Ihre Excellenz — verzeihen Sie meine gestrige Grobheit! Ich war betrunken — ich war von Sinnen. Um meine Schuld abzubüßen, bitte ich mir zur Gnade aus, an das bischen Rechnung nicht weiter zu denken. Ich bin tausendfach bezahlt durch die Ehre, daß ein so grosser Herr in meinem Huttchen eingekehrt ist. Reisen Sie, Ihre Excellenz, reisen Sie glücklich!" —

Die vermeynte Höllenexcellenz unterdrückte den heftigsten Drang zum Lachen und rief ernsthaft hinunter: „Narr, komm er doch! Ich habe so viel Geld, daß ich ihm Haus und Hof abkaufen könnte.“ — Allein wer nicht kam, war der enthumpelnde Gastwirth, der sich nun in dem geheimsten Schlupfwinkel seines Hauses so lange verbarg, bis er die Fremden zum Thore hinaus traben hörte.

Er ließ sich's lange nicht ausreden, daß er den berüchtigten Ziegenfüßler beherbergt habe. Erst als ihm Kyau seine Schuld überschickte und sich das Geld, natürlicher Weise, nicht in Asche verwandelte, fing er nach und nach selbst an zu glauben, daß er vom Herrn und vom Diener geäffet worden sey.

Da diese Teufelsposse dem Baron so gut geglückt war, fiel es ihm bald nachher in einem andern Städtchen ein, sie noch einmal zu spielen. Der Gastwirth, bey dem er dort hauste, war ein grober Dickwanst, der weit und breit im Geruch

der Prellerey stand. Ueberdieß hatte Krau wieder flott gelebt: er befurchtete daher aus doppeltem Grunde, ganz kahl gerupft zu werden.

Dem sollte und wollte nun Jakobs Genie vorbeugen. Er zog also am Abend vor der Abreise den Wirth auf die Seite und gab ihm einen freundlichen Wink, die Rechnung fur seinen Herrn ja nicht mit doppelter Kreide zu schreiben, weil dies Kunststück schon mehrern Wirthen den Hals gekostet habe. Nach dieser Warnung überschwemmte er die Ohren des Rundbauchs mit einem Strome von Mährchen, die alle dahinausliefen, daß sein Herr entweder der Höllenfurst selbst, oder doch wenigstens einer seiner gehörnten und geschwanzten Hofcavaliere sey, der in menschlicher Gestalt herumgehe, wie ein brüllender Löwe, und suche, welchen doppelt schreibenden Gastwirth er verschlinge.

Allein zum Ungluck war der Mann, den Jäckel ins Bockshorn jagen wollte, nicht nur ein starker Körper, sondern auch ein starker Geist. Dafür galt er wenigstens in seinem Städtlein, weil er, um sich das Ansehn eines Philosophen zu geben, den Ge-

Gespensterglauben seiner ehrsamen Mitbürger bey jeder Gelegenheit verhöhnte. Er fürchtete sich übrigens im Dunkeln so gut als jeder Anderer, und oft so gar vor seinem eigenen Schatten. Doch jetzt lachte er, wirklich aus Herzens Grunde, dem Reitknecht ins Angesicht; denn er durchschaute die ökonomische Triebfeder seiner Dichtungen: auch sah ihm der jovialische Kyan gar nicht wie ein Kind der Finsterniß aus.

Er ließ sich daher in seiner gewöhnlichen Rechnungsweise nicht irre machen, sondern entwarf, um seine Staatgeisterey zu bewähren, allen Teufelsgeschichten zum Trotz, ein so furchterliches Lauddeo, daß Jakob und sein Herr höchlich darüber erstaunten.

Sie hielten Rath und beschlossen, zwar ohne Handel und Wortstreit den Zettel zu bezahlen, dessen unverschämtem Verfasser aber einen empfindlichen Schabernack zu spielen. Zu diesem Behuf glühete Kyan, als seine Pferde gezäumt waren, auf einem zum Anzünden der Tabackspfeifen im Zimmer befindlichen Kohlenbecken, einen harten Tha-

ler, und drückte ihn, so heiß, daß er beynahe einen dicken, wildsledernen Handschuh durchbrannte, dem herbeygerufenen Gastwirthe mit den Worten in die Hand: „Hier nehmt, was euch gebührt!“ —

Das Täßchen des starken Geistes empfand kaum die höllische Glut, so ward er auf einmal kinderschwach. Er schnitt ein jämmerliches Frazengesicht, warf die Münze zur Erde, stürzte über Hals und Kopf aus dem Zimmer und schrie, wie ein Besessener: „Flieht, ihr Leute, flieht! Der Teufel ist da!“ —

Kyan hatte bereits den völligen Betrag der Rechnung auf den Tisch gezählt und eilte nun zu seinem Pferde. Er rief überlaut nach Wirth und Wirthinn, Kellner und Hausknecht; aber es war keine Seele zu hören noch zu sehen. Das ganze Haus schien ausgestorben und niemand nach einem Handschlage zum Abschiede Verlangen zu tragen. Er hatte jedoch, wie er nachher mit Vergnügen erfuhr, dem starken Geiste so viel Billigkeit eingebrannt, daß seine Kreide von nun an nur einfach schrieb.

Ryan und einige andre Offiziere machten einst einen Ausflug auf das Land, um einen Edelmann heimzusuchen, der für sein Leben gern Gast, aber nichts weniger gern als Wirth war. Als sie, unangemeldet, in den Burghof dieses kargen Landjunkers hineinsprengten, fuhr er schnell mit dem Kopfe zum Fenster heraus, aber noch schneller wieder zurück. Sie bemerkten das und stiefelten desto rascher die Treppe hinauf. Doch schon auf der Mitte derselben stellte sich ihnen ein Bedienter in den Weg, der versicherte, sein Herr sey nicht zu Hause. —

„Hat sein Herr mehr als einen Kopf?" — fragte Ryan.

Der Bediente lächelte verlegen und sagte, er wisse nur von Einem. —

„Oder nimmt er den zuweilen nicht mit, wenn er ausgeht?" —

Der Diener grinsete und blieb die Antwort schuldig.

„Nun eins von beiden muß seyn; denn wir haben einen Kopf, der seinem Herrn gehörte, aus

dem Fenster rucken. — Kommt, Brüder, laßt uns das Ding untersuchen!“ —

Sie ruckten nun, ohne sich durch den ausgeschütten Plänter abhalten zu lassen, weiter vor und mit starken Schritten in das Wohnzimmer, das der Edelmann, vor übergroßer Eilfertigkeit, zu verriegeln vergessen hatte. Es war leer; doch hörten sie eine Thür, die innerhalb weiter führte, zuwerfen. Husch hinterdrein. — Wieder ein oedes Gemach, und wieder eine zugeschlagene Thür. Auch hier wollten sie durch; aber Schloß und Riegel hielten sie auf. —

„Hollah!“ riefen sie, und donnerten an. Niemand rührte sich. Sie donnerten wieder und horchten. Alles blieb todtenstill. So forderten sie, wohl eine Viertelstunde lang, diese Festung vergebens auf, und beschlossen endlich, sie mit Sturm einzunehmen.

Ein paar derbe Fußstöße eröffneten ihnen die Aussicht in ein Speisegewölbe, wo sie zwar allerley todte Thiere, aber keinen lebendigen Menschen erblickten. — Unter den aufgehangenen Leichen zeichneten

nete sich besonders ein frisch geschlachtetes Schwein aus, das ihnen den Rücken zukehrte. Sie bewunderten dessen außerordentliche Größe, besahen es von allen Seiten und entdeckten endlich mit Erstaunen in seinem Bauche — den Mann, den sie suchten.

Er schimpfte gewaltig, als sie ihn, unter lautem Jubel, aus seiner blutigen Höhle hervorzogen. „Gott bewahr' uns," sagte er unter andern, „Gott bewahr' uns vor euch Soldaten! Ihr schont weder Alt, noch Jung!" —

„Ja wohl, Bruder Herz!" fiel Ryan ein. „Nicht einmal das Kind im Mutterleibe verschonen wir; wie du jetzt eben selbst erfahren hast."

Ryan war zwar nicht verheirathet, aber darum nichts weniger als ein Weiberfeind. Er hatte vielmehr beständig seinen Spaß mit den Damen, und die Damen blieben ihm ebenfalls nichts schuldig, weben denn bald die eine bald die andre Parthey den kürzern zog.

Einſt war die Gouvernantinn der Hofdamen, wir wiſſen nicht, ob geſtorben, oder verheirathet: Kyau äußerte bey dieſer Gelegenheit, die Kinder wären zu unartig geworden und würden der Mutter nicht mehr gehorchen: man müſſe ihnen alſo einen Vater geben, der ſie ſchärfer unter der Zucht hielte. Er meynte, unter ſeiner Aufſicht ſolle das Ding beſſer gehen und bat daher, man möge das Geſchäft der Sittenmeiſterinn ihm übertragen.

Wenige Tage darauf umzingelten ihn, im Auerbachs Hofe zu Leipzig, einige Hofdamen und verlangten von ihm, als ihrem künftigen Aufſeher, eine Meſſe; denn es ſey ein alter Gebrauch, daß ſie von der Gouvernantinn beſchenkt würden. Der anmaßliche Sittenrichter log ſich für dasmal, unter dem Vorwand dringender Geſchäfte, aus ihrem Zirkel und verſprach, des folgenden Tages wieder zu kommen.

Allein er kam nicht. Deſto richtiger hatten ſich die Damen eingeſtellt. Sie warteten lange mit Un-

Augenblick. Endlich schickten sie sogar in seine Wohnung und ließen ihn vorladen.

Vom Kopfe bis zum Fuße eingemantelt, erschien er erst nach der dritten Sendung. Die Damen empfingen ihn mit Händeklatschen und zeigten ihm allerley ausgewählte Bijouterien, die er für sie bezahlen sollte.

„Wie wär' ich das im Stande?" rief er. „Ich bin ein armer nackter Mensch!" —

Die Schönen meynten, wer so rede, habe gewöhnlich am meisten in die Milch zu brocken; es werde mit seiner Nacktheit wohl so arg nicht seyn. — Ayau blieb bey seinem Texte und wollte entwischen: allein zwanzig zarte Händchen erhaschten ihn beym Mantel. Geschwind ließ er, wie weiland Joseph, den Mantel fahren und stand — o Schrecken! — mit nacktem Oberleibe da.

Die Damen entflohen mit gellendem Geschrey. Er aber zog gemächlich den Mantel wieder über die Schultern und ging seiner Straße.

Als Ayau einst mit verschiedenen angesehenen Personen, unter welchen sich auch die vom Könige so sehr begünstigte Gräfinn Rosel befand, in einem Walde von beträchtlichem Umfange spazieren ritt, fiel das Gespräch unter andern auf das Schicksal, die Unzufriedenheit der Menschen mit dessen Fügungen u. s. w. Jeder von der Gesellschaft meynte, er wolle sich nie wieder an Fortunens Glücksrade vergreifen, wenn sie ihm [illegible], dasselbe ein einzigesmal nach seinem Gefallen in den Schwung zu bringen, das heißt, ihm nur einen einzigen Wunsch gewähre. Es kam zu einer nähern Erklärung, und der Eine wünschte sich dies, der Andere jenes.

Endlich traf die Reihe auch die Gräfinn. „Ich begehre (sagte sie) nichts weiter, als daß alle Bäume dieses Waldes zu Bretern geschnitten, und alle diese Breter mir voll Doppelouisdor gezählt würden.“ — Jedermann erstaunte über diesen ungeheuern Wunsch, der in der That einer Mätresse würdig war. Nur Ayau meynte, das Ding lasse sich zwar hören, indessen wenn's denn einmal auf Geld

angesehen sey, so wolle er an das Glück eine Forderung thun, gegen welche jener Wunsch die Bescheidenheit selbst sey. —

„Und was wäre denn das?“ fragte die Gräfinn.

„Ich würde in alle jene Bretter, auf beiden Seiten, dicht neben einander, Löcher bohren und alsdenn nichts weiter wünschen, als daß mir jedes Loch jährlich so viel einbrächte, als Ihnen . . . . .“ Hier ist in dem Buche, woraus wir diese Anekdote nacherzählen, ein Loch; wir sind also nicht im Stande Ayaus Wunsch zu beendigen.

„Die Zunge ist ein klein Glied und richtet große Dinge an, und kann unserm ganzen Wandel verderben,“ sagt der Apostel Paulus und hat, wie schon mancher unberufene Prediger der Wahrheit, zu seinem Schaden, erfuhr, darin so unrecht nicht. Auch unser Held konnte von der letztern Hälfte des Paulinischen Sprüchleins ein Liedchen singen; denn er rel, einiger seiner Reden halber,

der, bey dem Könige in Ungnade und durfte sich lange nicht am Hofe sehen lassen. Doch

„Herrengunst, Aprilenwetter,
Frauenlieb' und Rosenblätter,
Würfelspiel und Kartenglück
Aendern sich all' Augenblick!"

dachte er und ertrug sein Schicksal eine Zeitlang mit Geduld.

Endlich ward er des Dinges überdrüssig, kleidet sich vom Kopfe bis zum Fuße, pechrabenschwarz, ließ einen langen Flor vom Huthe zur Erde hinabhangen, setzte sich auf ein mit schwarzem Tuche bedecktes Pferd und ritt, wie wenn er jemanden zu Grabe folgen wollte, zu einer Stunde, wo er den König am Fenster wußte, vor dem Schlosse vorüber.

Der Regent ward den Reiter gewahr und ließ sich sogleich erkundigen, wen er betrauere.

„Meine verstorbene Freundinn, des Königs Gnade," antwortete dieser. —

„Laßt den närrischen Kerl nur wieder kommen!" erwiederte der Monarch und lächelte.

Kyau

C. Kyau sprengte im vollen Galopp nach Hause, zog sein bestes Bratenkleid an, eilte nach Hofe und bedankte sich, daß seine Majestät geruhet hätten, seine Huldgöttinn wieder von den Todten zu erwecken.

Ein gewisses Fräulein ward in einer großen Gesellschaft ohnmächtig und niemand wußte, was ihr widerfahren war. Unacchtet sie nun, vermittelst der Riechfläschchen und Baisambuchschen, womit die jüßen Herren sogleich bey der Hand waren, wieder zu sich selbst gebracht ward; so riethen ihr doch die Umstehenden, der etwa zu befürchtenden übeln Folgen wegen sich eine Ader öffnen zu lassen. Allein das arme Fräulein wollte sich durchaus nicht dazu verstehen, sondern versicherte in aller Unschuld, sie bedürfe keiner Oeffnung.

Darüber fingen die jungen Herren an zu lachen und meynten, das sey ein sehr zweydeutiger Ausdruck. Kyau aber sagte: „Nun, meine Herren, ists denn ein so großes Wunder, daß das liebe Frau-

Fräulein für jetzt keine Oeffnung verlangt? Sie muß doch wohl am besten wissen, ob sie verschlossen ist oder nicht!"

Einem andern Fräulein, das in aller Ehrbarkeit an der Tafel saß, begegnete das Unglück, daß ihr Stuhl auf einmal den Ton einer Baßgeige von sich gab. Das arme Kind ward darüber feuerroth und sah sich nach dem hinter ihr stehenden Bedienten um, als ob dieser der geschickte Musicus gewesen, welcher das unerwartete Solo habe hören lassen. Allein der ungeschliffne Lakey schüttelte den Kopf und ging, ohne ein Wort zu reden, zum Zimmer hinaus. Das Fräulein, welches vor Bestürzung ganz außer sich war, folgte ihm bald nach und ließ sich nicht wieder sehen.

Als sie hinaus war fragte Ryan, was für ein Landsmann der Bediente sey. „Ein Schwabe," war die Antwort.

„Das hab' ich wohl gedacht!" erwiederte er. „Nun wundert's mich nicht mehr, daß er sich so einfäl-

fältig betrug. Er iſt ja noch nicht vierzig Jahr alt. Indeſſen hat er's immer noch nicht ſo dumm gemacht, als jener Pommer, welcher ebenfalls einem Fräulein bey der Tafel aufwartete, und als daſſelbe (weil es zu feſt geſchnürt war) einen tiefen Seufzer holte, überlaut zu lachen anfing und ſagte:

„„Frála, Frála! Dat was tho veel!““

„Ein Cavalier zog den einfaltigen Tropf auf die Seite, verwies ihm ſeine Dummheit und gab zu verſtehen, man würde ihm gern ein gutes Trinkgeld gegeben haben, wenn er das Fräulein nicht ſo öffentlich beſchämt hätte. — Der Tölpel den nach dem Gelde gelüſtete, wollte ſeinen Fehler wieder gut machen. Er trat alſo vor die Tafel und rief aus vollem Halſe:

„„Met Gonſt, Jonkers! Met Gonſt! — Weet Jywat! Dat Gebrumm von myn Frála nehm ickop mick.““

Ryau pflegte bey einem gewiſſen italieniſchen Kaufmanne allerley Conſumtionsartikel auf Rechnung

nung holen zu laſſen und dieſelben vierteljährlich zu bezahlen. Einſt kam der Italiener auch mit einem Lausdeo angeſtiegen, worauf der Baron eine Menge Perſico, Roſoli, Gold-Luft- und Lebenswaſſer fand. Da er kein Liebhaber von dergleichen Herzſtärkungen war, wodurch ſich unſre jungen Herren vor der Zeit zu Greiſen machen, ſo wunderte er ſich, dieſe Artikel hier aufgeführt zu finden, und meynte, ſie hätten ſich wohl nur durch einen Schreibfehler hieher verirrt. Allein der Kaufmann verſicherte, ſie ſeyn wirklich für ſeine Gnaden geholt worden und ſtünden hier alſo am rechten Orte.

Unter dieſen Verſicherungen und Gegenverſicherungen kam einer von Ayaus Bedienten in das Zimmer und brachte einen Brief. „Sieh da!“ ſagte der Italiener. „Der Muſje wird's am beſten wiſſen, daß euer Gnaden die gebrannten Waſſer bekommen haben; denn er hat ſie immer, ja noch vor einer Viertelſtunde ein Nöſel Aniesaquavit, geholt.

Kyau hatte nun freylich längst gemerkt, daß sein Bedienter über den Volksnectar denke, wie jener durstige Doctor:

„Er ist des Morgens trefflich gut,
„Noch besser zu Mittage,
„Wer Abends auch ein Schlückchen thut,
„Ist frey von aller Plage;
„Und endlich kann der Branntewein
„Zu Mitternacht nicht schädlich seyn!“ —

allein eines solchen Betruges glaubte er den Zecher doch nicht fähig. Ungewiß, ob der Beschuldiger oder der Beschuldigte der ehrliche Mann sey, sagte er endlich zu dem erstern: „Geschwind rieche der Herr dem Bedienten in den Mund, ob er vielleicht die schönen Siebensachen auf meine Gesundheit zu sich genommen habe.

Der Italiener, dieser Unschuldprobe froh, setzte sich mit seiner ziegelrothen, mit Rubinen und Smaragden besetzten Habichtsnase sogleich in Marsch. Allein den Bedienten, der dies Kupferbergwerk gegen seinen Mund anrücken sah, wandelte ein solcher Eckel an, daß es ihm ging, wie dem Sklaven in der Fabel, welcher auf Aesops Rechnung Feigen ge-

essen hatte. Der Kaufmann erschrak über den ihm entgegenstürzenden Verrath, und da es nun nicht mehr zweifelhaft blieb, für wen das Anieswasser, dessen Wohlgeruch das Zimmer erfüllte, eigentlich gebeit worden war; so bezahlte Ryan in aller Eile die Rechnung, befahl dem zitternden Bedienten, sich mit dem Italiener, dem er das abgezogene Wasser auf eine so ungeschliffene Weise zurückgeliefert, zu vergleichen, und ging, heimlich lachend, in ein anderes Zimmer.

Eine Dame vom Stande glaubte von Ryan beleidigt zu seyn und sah ihn daher ziemlich scheel an. Er wünschte die Sache wieder ins Gleiche zu bringen, ließ in dieser Absicht die erzürnte Schöne ersuchen, ihr seine Aufwartung machen zu dürfen, und erhielt zur Antwort, er werde ihr des folgenden Nachmittags um 3 Uhr willkommen seyn.

Er machte sich zur bestimmten Zeit auf den Weg, bemerkte auch, als er sich der Wohnung seiner Gegnerinn näherte, daß die Dame am Fenster stand

und

und ihn ankommen sah. Allein kaum trat er in das Haus, so stand auch schon ein Bedienter vor ihm und meldete, die gnädige Frau habe eiligst zu einer kranken Freundinn fahren müssen. Sie lasse sich deswegen bey dem Herrn Baron entschuldigen und auf seinen Besuch auf morgen ausbitten. —

„Ja freylich," erwiederte Lyan, der wohl merkte, daß er geneckt ward, „freylich muß die gnädige Frau sehr eilig gewesen seyn, da sie sogar den Kopf, den ich so eben am Fenster sah, mitzunehmen vergaß. — Nun, sag' er ihr, ich bedauere diesen Unfall von Herzen, wolle aber von der Einladung nicht eher Gebrauch machen, als bis sie ihres Kopfes erst wieder mächtig geworden sey."

Die stolze Gräfinn N. hatte in einer von verschiedenen Hofcavalieren und Damen aufgeführten großen Oper die Himmelskönigiinn Juno gemacht, und in dieser, ihrem Charakter so angemessenen Rolle allgemeine Bewunderung erregt. Einige Tage nach der Vorstellung wurden ihr darüber in einer

angesehenen Gesellschaft sehr schmeichelhafte Complimente gemacht. Nur Ayan schien in den allgemeinen Lobspruch nicht mit einzustimmen; denn er schwieg. Die Gräfinn bemerkte das und fragte lächelnd: „Nun, was sagt denn der Herr Generallieutnant zu der neuen Juno?“ —

„Er ist in stummes Erstaunen versunken und wundert sich nicht, wenn die Göttinn zuweilen vergißt, daß sie von Menschen abstammet,“ war seine Antwort.

„Wollen Sie denn ewig ein Hagestolz bleiben?“ fragte eine bejahrte Dame unsern Baron. „Mein Gott, warum heirathen Sie denn nicht?“

„Weil ich mich nicht gern von unvernünftigen Creaturen beherrschen lasse,“ erwiederte er. —

„Wie? was?“ riefen die sämmtlichen Schönen, „sind wir denn unvernünftige Creaturen?“ —

„Behüte der Himmel! Wer sollte so etwas zu behaupten wagen! Auch wissen Sie ja selbst, meine Damen, daß ich zu viel Achtung für ihr Geschlecht

hege,

Neue, um eines ſolchen Verbrechens fähig zu ſeyn. Was ich ukrianus mit jenem Ausdrucke ſagen wollte, wird aus folgender Anekdote erhellen:"

„Der ſechzigjährige Regierungsrath F ** in P. „heirathete ein blutjunges Fräulein und glaubte an „ſeiner Ehehälfte, die bey einer alten Tante auf „dem Lande erzogen und folglich mit den Verfüh„rungen der Welt unbekannt war, einen rechten „Fund gethan zu haben. Anfangs hing auch wirk„lich der Himmel voll Geigen, allein — doch ich „will niemanden im Urtheile vorgreifen.

„Der Fürſt, welcher die ſonderbare Gewohnheit „hatte, im Cabinette ſelbſt mitzuarbeiten, bemerkte „gar bald, daß der Eheſtand auf den Geiſt ſeines „Gehülfen nicht den günſtigſten Einfluß habe; denn „der Regierungsrath war immer mißmuthig und „zerſtreut, ja nicht ſelten zu allen Geſchäften un„brauchbar. Lange trug — was wohl nicht jede „junge Frau thun mag — der Regent die Schwach„heit des guten Alten mit Geduld. Endlich konnte „er ſich doch aber nicht enthalten, über dieſe plötz„liche Veränderung einige Beſorgniß zu äußern und

„ſich mit einer theilnehmenden Miene nach deren „Urſache zu erkundigen. —

„„Ach ja!““ erwiederte der gute Regierungsrath, „„Euer Durchlaucht haben's errathen. Ich „bin ein geplagter Ehemann. Meine Frau wäre „wohl ſo übel nicht, aber da hat ſie von der alten „Tante unter andern einen Mops zur Kaſpeuer „erhalten — der iſt meine Geißel und mein Haus„kreuz; denn, wenn dem Thiere etwas fehlt, ſo „iſt's ihr in allen Winkeln nicht recht, und ich be„komme kein gutes Wort, keinen freundlichen Blick „von ihr. Sie ſchmählt, tobt und hadert ſo lange, „bis ihr Liebling wieder gut iſt. Kurz, meine „Frau tyranniſirt mich und der Mops meine Frau. „Urtheilen Euer Durchlaucht nun ſelbſt, ob einem „ehrlichen Manne, unter dieſen Umſtänden, nicht „aller Muth in die Aſche ſinken muß!““

„Und urtheilen Sie nun ſelbſt, meine Damen,“ ſetzte Kyau lachend hinzu, „urtheilen Sie ſelbſt, ob einem ehrlichen Manne, unter dieſen Umſtänden, nicht alle Luſt zu heirathen vergehen muß! Denn welche von Ihnen hat nicht ihren Mops, ihre

Katze

Katze oder ihr Pägelchen! — Nein, nein, meine Gnädigen! Ich lasse mich nicht von unvernünftigen Creaturen beharfchen."

Die Lieblinge der Türken sind junge Pferde, immer von Mücken und Schnaken umschwärmt, die sich in dem Strahle des wollüstigen Gestirns des Tages zu wärmen suchen.

Nach Ayan hatte Gelegenheit genug diese Bemerkung zu machen. Fast täglich meldeten sich wandernde Abenteurer und fahrende Ritter, welche durch ihn empfohlen zu werden wünschten, durch ihn ein Aemtchen oder einen kleinen Gnadenbalk zu erhaschen suchten. Die Zahl der Bedienten, Kutscher, Barbiere und Friseure, welche sich um die Schuh, den Rock, den Zopf u. s. w. eines so angesehenen Herrn bewarben, war vollends Legion.

Indessen stellte er, bevor er sie in den Dienst nahm oder empfahl, oft sonderbare Proben mit ihnen an. Die Anekdote von dem Läufer, welcher einen sehr barbaren Beweis seiner Schnelligkeit lie-

ferte, iſt theils bekannt genug, theils nicht wohl erzählbar. Auch wurde, nach einer andern Sage, dieſer Beweis nicht in Kyaus, ſondern in eines verſtorbenen deutſchen Fürſten Gegenwart abgelegt. Wir wollen daher dieſen Schwank ſo lange verſparen, bis es einmal einem Kritiker gefallen wird, zu unterſuchen, wem eigentlich die Ehre der Erfindung zukomme. Bis dahin mögen hier ein paar andre Probeſtückchen Platz finden.

Ein reiſender Barbiergeſell kam auf ſeiner Wanderſchaft auch nach dem Königſtein und bot dem weitberühmten Commendanten ſeine Dienſte an. Wie er ſagte, hatte er ſeine Kunſt (ſo nannte er das Bartſcheeren) in Frankreich, dem Vaterlande der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, erlernt. Er raſirte, wie man's nur haben wollte, mit der Linken und mit der Rechten, nach dem Strich' und wider den Strich; hatte auf ſeinen Reiſen die berühmteſten Bärte unter Händen gehabt; Doctoren und Prälaten waren die geringſten Leute, mit welchen er ſich befaßte.

Kyan ließ den Windbeutel vor ſich kommen und fragte ihn, ob er ſich wohl getraue, ihn am Fenſter zu barbieren. —

„Warum das nicht!“ erwiederte der Prahler mit einem ſelbſtzufriedenen Lächeln. „Warum das nicht! Wenn euer Excellenz ja geruhen wollen, mich mit einer ſolchen Kleinigkeit auf die Probe zu ſtellen.“ —

Kyan, welcher dermalen im vierten Geſchoß wohnte, ließ demnach außerhalb des Hauſes eine Leiter an ein Fenſter legen, zu welchem er hinaus ſah und den Barbier erwartete. Dieſer hatte ſich indeſſen mit warmen Waſſer verſehen und klomm, mit dem Bartbecken in der Hand, die Leiter hinan. Allein als er zu Werke ſchreiten wollte, fand ſich's, daß das Waſſer während der langen Auffahrt, zumal bey dem ſtrengen Froſte (denn die Operation geſchah im Januar), kalt geworden war; das Kunſtzüngerlein flieg alſo eiligſt hinab, um ſich mit heiſſerem zu verſorgen. Sobald das geſchehen war, ging die Reiſe wieder auf der Leiter in die Höhe, und nun ward Kyan eingeſeifet. Da ſich aber am

Fenster kein Plätzchen fand, wohin das Becken gesetzt werden konnte, so mußte der Barbier abermals hinunter, um sich desselben zu entledigen. Unterdessen setzte sich Knau an einen Tisch und schrieb. —

Endlich trat er wieder an das Fenster, wo der Martyphilosoph auf der Leiter seiner mit Schmerzen harrte. Aber nun waren dem armen Tropf die Finger erstarrt, so daß er das Messer nicht zu halten vermochte. Er that daher ganz kleinlaut und bat unterthänigst, seine Excellenz möchte sich nur einen Augenblick gedulden, bis er sich die Hände etwas wieder erwärmt habe.

Knau ging ganz gelassen wieder an seinen Tisch und schrieb. Der Barbier hingegen eilte, was er konnte, die Leiter hinab, tauchte seine Hände einmal in das unten befindliche warme Wasser und lief dann geschwind wieder nach dem Fenster zu: allein er mußte abermals so lange auf seinen Kundmann warten, bis ihm die Finger von neuem erstarrt waren; und als dieser endlich wieder hervortrat, konnte der gute Feldscheer vor Zittern kein Glied mehr halten. Er blies deswegen aus allen Kräften

in

in die Hände und glaubte alsdenn im Stande zu seyn, ohne Aufenthalt den Bart abzumähen; doch nun war die Seife eingetrocknet und also an kein Barbieren zu gedenken. Er stieg zwar nochmals hinab, in der Absicht, den Bart wieder anzufeuchten und sodann abzuputzen; aber als er mit dem Wasser am Fenster wieder ankam, war Ayau nicht mehr zu hören noch zu sehen.

Der Barbier, den das Auf- und Absteigen nicht wenig ermüdet hatte, wartete freylich noch lange, in der Hoffnung, sein Kundmann werde sich wieder einfinden. Da das aber nicht geschah und sich der arme Schlucker vor Frost nicht mehr auf der Leiter erhalten konnte, so klomm er, betrübt mit seiner Kunst so wenig Ehre eingelegt und sein Glück versscherzt zu haben, die Staffeln wieder hinab, schnürte sein Bündelchen und zog von dannen.

Ein junger Bursche (der Sohn eines Schenkwirths), der kaum die Schule erlassen hatte und mit genauer Noth lesen und schreiben konnte, über-

gab unserm Baron eine Bittschrift, worin er ansuchte, ihn zu der Stelle eines vor kurzem verstorbenen Dorfschulmeisters zu empfehlen. Kyan las das Supplikat, sah den Burschen an und sagte:

„Ihr seyd ja noch ein blutiunger Mensch und wollt schon Schullehrer werden! Doch die Jugend möchte noch hingehen; aber habt ihr auch fleißig in der Bibel gelesen?"

„O ja, Ihre Gnaden! Alle Tage Ein Capitel, zuweilen auch wohl anderthalb."

„Wer waren denn die ersten Menschen?"

„Adam und Eva."

„Und deren Kinder?"

„Kain und Abel."

„Wie hieß denn Abels Vater?"

„So weit bin ich noch nicht gekommen, Ihre Gnaden."

„So werdet ihr auch wohl nicht wissen, wie Kains Mutter hieß?"

„Nein, davon hab' ich auch noch nichts gelesen."

„Nun,

„Nun, so ist euch denn am besten gerathen, daß ihr in die Schule geht und erst selbst lernet, bevor ihr Andre lehren wollt.“

Auf einer Lustreise durch den meißnischen Kreis sah sich Ryan, der schlechten Witterung wegen, genöthigt, in einem von der Hauptstraße ziemlich entlegenen Flecken zu übernachten. Der Wirth, eben so neugierig, aber nicht ganz so unverschämt, als die Wirthe in den Landstädten gewöhnlich zu seyn pflegen, hätte für sein Leben gern gewußt, wer der angekommene Fremde war, unterstand sich doch aber nicht, darnach zu fragen. Indessen schloß er, wir wissen nicht, nach welcher Logik, sein Gast müße nichts gemeines, vielleicht gar ein Graf, ein Fürst oder dergleichen etwas, seyn, und scholt ihn daher bald euer Durchlaucht, bald euer Excellenz, bald gar euer Eminenz.

Ryan lachte zwar imgeheim darüber, ließ doch aber den Wirth bey seinem Thun, um zu sehen, ob er vielleicht die großen Titel mit in Rechnung

brächs

brächte, auf welchem Fall es denn immer noch Zeit genug seyn würde, sich zu erkennen zu geben. Das bestärkte den letztern in seiner Meynung; er wußte nicht, wie er die fremde Durchlaucht, welche unter seinem Dache zu hausen geruhte, genugsam bedienen sollte, und wich derselben fast nicht von der Seite. Diese ließ sich das gefallen und konnte sich nicht genug wundern, an einem solchen Orte so gute Aufwartung zu finden.

Endlich zeigte sich's denn, was des Wirths Reverenzknochen so gewaltig in Bewegung setzte. Er stellte nehmlich dem erhabenen Reisenden seinen Sohn vor, mit der unterthänigsten Bitte, sich denselben bestens empfohlen seyn zu lassen. Er vermuthe, seine Durchlaucht werde einen so hübsch gewachsenen Buben zur Bedienung gebrauchen und alsdenn sein Glück weiter befördern können. Der Junge habe einen offenen Kopf, und Lust die Welt zu sehen. Er, als Vater, mache sich daher ein Gewissen daraus, ihn von diesem Vorsatz abzuhalten u. s. w. u. s. w.

„Aber

„Aber kannſt du auch gut ſtehen, mein Sohn?“ ſagte Kyan zu dem Burſchen. „Ein Lakay muß ſich gefallen laſſen, zwey, drey und mehrere Stunden auf einem Fleck zu ſtehen.“

„O ja, Ihr Excellenzen!“ antwortete der Wirth ſtatt ſeines Sohnes. „Der Junge hat — Gott geb's ihm zu gute! — ein paar kerngeſunde Füße und ſoll des Dinges bald gewohnt werden. Wollen Ihr Excellenzen die Probe machen? Ich weiß, ſie wird nicht fehlſchlagen.“

„Das kann geſchehen, und wenn der Burſche auch nur eine Stunde aushält, ſo will ich ihn doch . . . .“

„Ja, ja. Das ſoll mein Junge ſchon zeigen.“ — Dieſer blieb alſo im Zimmer, um die Probe zu ſtehen; der Wirth ging ab und zu.

Unterdeſſen ließ Kyan [redacted]m Buben ein Glas Wein geben, worein er zuvor eine ſtarke Purgaanz gethan hatte. Der junge Menſch trank es, mit einem Scharrfuße, auf das Wohlſeyn des gnädigen Herrn aus und ſtand alsdenn unbeweglich, wie eine Mittenſaule, auf ſeinem Platze.

Allein

Allein nach einer halben Stunde fing die Arzeney an zu wirken. Der Bursche winkte daher seinem Vater (welcher in die Stube kam, um zu sehen, ob der Probelakay noch stehe), zeigte auf den Leib und gab zu erkennen, er müsse das Stehen aufgeben und hinausgehen. Der Vater winkte dagegen, er solle sich durchaus nicht von der Stelle rühren, und schlich dann wieder hinaus.

Nach einer Viertelstunde trat der Vater abermals in die Stube und der Sohn winkte mit Hand und Fuß, er könne unmöglich länger ausdauern, erhielt aber keinen andern Bescheid als vorhin. Dieser stumme Zweysprach dauerte noch eine ziemliche Weile, und Ryan, der zwar den Winkern den Rücken zukehrte aber die Pantomime im Spiegel mit ansah, hatte alle Mühe, sich des Lachens zu enthalten. Doch endlich, als der Vater wieder hinausging, folgte ihm der Sohn auf dem Fuße nach und war kaum vor der Thür, so suchte die Arzeney ihren Ausgang.

Darüber ward nun der erstere gewaltig aufgebracht und wollte dem Buben (vorzüglich deswegen, daß

daß er ſich vor des fremden Herrn Zimmer ſo unſauber aufgeführt habe) ſehr handgreiflich den Text leſen: allein Ayan rief den Alten zurück, verſicherte, er ſey mit des Burſchen gutem Willen vollkommen zufrieden und bereit denſelben in ſeine Dienſte zu nehmen.

Wer war nun froher als der Vater! Er vergaß plötzlich allen Groll, machte einen Scharrfuß über den andern und bedauerte nichts mehr, als daß ſein Sohn, einer gewiſſen Urſache wegen, nicht im Stande ſey dem gnädigen Herrn (Ayan hatte ſich ihm zu erkennen gegeben) ſogleich ſelbſt ſeinen unterthänigſten Dank abzuſtatten.

Bald darauf meldeten ſich bey unſerm Commendanten zwey wandernde Handwerksburſche um bey der Garniſon der Feſtung Dienſte zu nehmen. Nun wollte Ayan wiſſen, ob ſie Musketiere oder Tamboure zu werden dächten. Er fragte alſo den Einen: „Wozu haſt du denn Luſt, mein Sohn?“

„Zu einem guten Stück Essen, Herr General! Denn ich habe seit drey Tagen weder zu beißen noch zu brechen gehabt.“

„Gut, ich will dir geben lassen, daß du satt werden sollst. Allein jetzt wollte ich nur wissen, ob du die Flinte oder die Trommel zu tragen denkst.“

„Ihr Gnaden, tragen kann ich beides.“

„Wieder gut — so magst du denn die Flinte nehmen. Führe dich aber so auf, daß dein Buckel nicht zur Trommel werde.“

Hierauf wandte er sich zu dem Andern und fragte: Nun was möchtest du denn haben?“

Der Bursche hatte bemerkt, daß seines Cameraden lakonische Antwort dem Commendanten nicht mißfiel; er antwortete also ohne sich lange zu bedenken: „Wenn es nach meinem Willen ginge, gnädiger Herr, so möchte ich nichts lieber haben, als einen guten Beutel mit Geld, immer kurze Tage und schlechtes Wetter.“

„Und warum denn kurze Tage und schlechtes Wetter?“ fragte Kyan lächelnd.

„Gnä-

„Gnädiger Herr, ich bin meines Handwerks ein Seifensieder," erwiederte der Bursche. „Fehlt's mir nun nicht am Gelde, so kann ich Lichter und Seife machen, so viel ich Lust habe. Sind die Tage immer kurz, so geben meine Lichter ab, sie mögen taugen oder nicht. Ist das Wetter schlecht, so wird meine Seife weder ei trocknen noch liegen bleiben, und so bin ich denn glücklicher als wenn ich Schildwache stehen muß. So lange mir indessen diese drey Stücke fehlen, will ich lieber Soldat seyn als betteln gehen."

Diese Antwort gefiel dem Commendanten, und er versorgte in der Folge die beiden Bursche, so daß sie es nicht bereueten, Soldaten geworden zu seyn.

Ein herrenloser Bediente hörte von der guten Aufnahme jener beiden Schlauköpfe, beschloß, durch eine witzige Nachahmung sein Glück zu suchen und bot dem Manne, welcher dergleichen Talente zu schätzen wußte, seine Dienste an. Ryan ließ den

Fremdling vor sich kommen und fragte ihn, ob er auch gewohnt sey, morgens recht früh aufzustehen.

„O ja! Wenn ich bey Zeiten schlafen gegangen bin," antwortete der Witzling.

„Ihr werdet doch auch wohl abends spät aufbleiben können?"

„O ja! Wenn ich vormittags spät aufgestanden bin."

„Habt ihr eine gute Natur, das heißt, scheuet ihr weder Kälte noch Frost?"

„Weder Kälte noch Frost, wenn ich nur hinter dem Ofen sitze."

„Nun, so könnet ihr nur wieder hingehen, woher ihr gekommen seyd. Ich habe dergleichen wohlgeartete Leute nicht nöthig."

So pflegt's den Nachahmern zu gehen!

Ein Candidat der Theologie, der schon reichlich seine vierzig zählte und offenherzig gestand, daß er sich

sich mit den Wissenschaften den Kopf nicht zerbrochen, sondern die Vocalmusik zu seiner Hauptbeschäftigung gemacht habe, meldete sich bey unserm Kyan mit der Bitte, ihn zu einer erledigten Cantorstelle zu empfehlen. Dieser, der eben mit einigen Freunden an Tafel saß, forderte, in Rücksicht jenes Bekenntnisses, von dem Supplikanten keinen andern Beweis der Geschicklichkeit, als daß er sogleich eine bekannte Arie anstimmen sollte. Allein der Candidat bat demüthigst, man möge ihn mit der Probe noch einige Tage verschonen; denn ein Katarrh habe ihn so heiser gemacht, daß er mit derselben dermalen keine Ehre einlegen würde. Dies ließ sich sein Mäcen denn auch gern gefallen.

Indessen verstrichen mehrere Wochen, ohne daß sich der Probesänger wieder blicken ließ, und Kyan glaubte bereits, es habe ihm der Sensenmann eine ewige Pause vorgeschrieben. Endlich erschien er mit einem mächtigen Pack Musikalien unter dem Arme, die er sämmtlich selbst componirt haben und aus deren dickköpfigen und krausgeschwänzten Noten er beweisen wollte, daß ein Mann wie er eigent-

lich zum Capellmeister geboren sey. Der Mäcen lächelte über des Cantorleins Selbstgenügsamkeit und beschied denselben, auf den folgenden Sonntag in eine benachbarte Kirche, wo er, in Gegenwart des eigentlichen Patrons, die Probe singen sollte. Der Candidat versicherte, er werde nicht ermangeln, sich einzustellen, und zog sich, unter vielen scharrenden Bücklingen, rückwärts zur Thür hinaus.

„Noch eins, mein Herr! Noch eins!" rief Ryau hinter ihm her und der Candidat kam wieder zum Vorschein. „Sie werden selbst wissen, wie viel bey allen öffentlichen Proben auf ein gutes Aeusseres ankommt und wie sehr sich besonders ein Cantor beliebt macht, wenn er sich auf dem Chor recht gravitätisch zu bezeigen und mit einer halb freundlichen, halb heroischen Miene den Tact zu führen versteht. Wesentlich werden Sie sich also auch darauf ...."

„O was den Punkt betrift," erwiederte der Halbtheolog „was den Punkt betrift, so soll mir's, denk' ich, nicht fehlen, und wenn der Herr Gene-

General gnädigſt erlauben, ſo mag eine kleine Probe ....." — Hier rollte der Ehrenmann einen Bogen Noten zuſammen, nahm denſelben in die rechte Hand, rückte mit der linken die Perücke gerade, trat vor den Tiſch, räuſperte ſich und ſtimmte alsdenn, unter Führung des Tactes, das Ut, re, mi, fa, ſol, le an. Allein der ſchmetternde Vierbaß, wobey der Sänger mit beiden Armen in der Luft herumfocht, mit dem Fuße ſtampfte und das Geſicht bald in die Länge bald in die Quere zerrte, ſetzten ein im Fenſter ſtehendes Windſpiel dermaßen in Schrecken, daß es auf die Gaſſe fiel und den Hals brach.

„Ey, ey! hat mir der Herr den Hund todt geſungen!" ſagte Frau. „Wenn das künftigen Sonntag ſo geht, ſo werden ja alle Leute aus der Kirche laufen. Das Geſicht muß freundlicher, die Bewegungen müſſen gemäßigter und manierlicher ſeyn, ſonſt werden wir ſchlechte Ehre einlegen."

„Wie euer Gnaden befehlen," erwiederte der Candidat und erhob ſeine Stimme von neuem. Allein hatte vorhin ſein Toben alles in Schrecken

acient, so nöthigte nun sein zuckersüßes Gesicht, seine gezierte Aussprache und sein gellender Tremulant jedermann zu lachen. „Nicht doch! nicht doch!“ sagte Leon. „Jenes war zu sauertöpfig, dies ist zu boldselig. Die Mittelstraße ist die beste Straße! Eine gemäßigte Gravität muß der Herr annehmen!“ — Und so mußte es denn der arme Candidat so lange versuchen, bis er jene Mittelstraße traf. Dafür fiel aber auch die Probe am nächsten Sonntage zu jedermanns Zufriedenheit aus, und der vielgeprüfte Sänger erhielt die Cantorstelle.

Ein andrer Pedant, der sich um einen Schuldienst bewarb, prahlte mit seinen Sprachkenntnissen, kramte, wer weiß wie viele, theils gedruckte, theils handschriftliche specimina eruditionis, das ist verdolmetschet, literarische Blendlaternen aus und glaubte, bey so bewandten Umständen, auf die erledigte Stelle mit Recht Anspruch machen zu dürfen.

„Das

„Das iſt alles recht gut,“ verſetzte unſer Aman. „Allein ein brauchbarer Schulmann muß mehr wiſſen, als Lateiniſch und Griechiſch!“ —

Darüber ſtutzte der Pedant, denn ſolchen Glauben hatte er in Israel noch nicht gefunden. Auch iſt's in der That zu bewundern, daß ein Mann, den — wir wetten zehn gegen eins — die meiſten unſrer Leſer bisher für einen bloßen Hofnarren hielten, im Anfange dieſes Jahrhunderts, über die Beſtimmung des Jugendlehrers vernünftiger dachte, als mancher unſrer hochgelehrten Schulmonarchen im Jahre 1796. Man ſieht:

„Sokrates in der Schellenkapp
Bleibt Sokrates, wird drum kein Kapp.“ *) —

Der Pedant alſo ſtutzte, und ſann hin und her, was Aman doch wohl meyne. Er rieth anfangs auf die Matheſis, dann auf die orientaliſchen Sprachen (denn darin war er ganz fremd) und entſchuldigte ſich damit, des Wiſſenswürdigen ſey zu viel, als daß ein Schulmann alles umfaſſen könne.

*) Wielands Titanomachie.

„Richtig, sehr richtig!“ antwortete Ayau.“ Auch meyne ich weder die Mathesis, noch die orientalischen Sprachen, sondern Ehrfurcht und Liebe, welche meines Erachtens, sich jeder rechtschaffene Schulmann bey seinen Untergebenen zu erwerben wissen sollte.“

O wenn es weiter nichts sey, meynte der Polihistor, daran soll es ihm nicht fehlen! —

„Und wodurch denken Sie sich denn in Ansehen zu setzen?“

„Ich werde die faulen und nutzen Bengel zusammen hauen, daß sie den Himmel für einen Dudelsack halten sollen.“

„Und wodurch wollen sie sich bey ihren Schülern beliebt machen?“

„Je nun, ich werde den fleißigen und solasamen zuweilen Prezel und andere Leckereyen austheilen.“

„Mein guter Mann! Durch Prügel und Prezel lassen sich wohl Hunde dressiren, aber bey vernünftigen Menschen wird man durch sanften Ernst und

eine

eine mit Würde verbundene Freundlichkeit weit mehr ausrichten. Lernen Sie die zu rechter Zeit anwenden; alsdenn will ich Sie mit Vergnügen zu einem Schulamte empfehlen. Bis dahin leben Sie wohl!"

„Meine Sache ist so gut als verloren!" sagte einer von Ayaus Freunden, der in einen kostspieligen Prozeß verwickelt war. „Meine Sache ist so gut als verloren; denn mein Gegner hat dem Richter eine prächtige Reisechaise geschenkt."

„Spannen Sie ein Paar Pferde davor, die werden den Richter ziehen, wohin es Ihnen beliebt," versetzte Ayau.

Sein Freund befolgte diesen Rath und gewann den Prozeß.

Ein gewisser Minister klagte unserm Baron, er habe vor wenig Tagen einen überaus schönen Spiegel gekauft, aber denselben auch sogleich wieder eingebüßt

abrupt. Der Bediente, welcher den Spiegel aus dem Handelsgewölbe nach Hause tragen sollte, sey nehmlich [illegible] einem Stalle vorüber gegangen. Kaum habe ein [illegible] umherspatzierender Ziegenbock sein sauberes Bildniß in dem Glase erblickt, so sey er mit solchem Ungestum dagegen gerannt, daß der Laden zu Boden gestürzt, und der Spiegel in tausend Stücken zerbrochen.

Ryan konnte sich nicht enthalten, darüber zu lachen, behauptete aber, nicht Streitsucht, sondern Höflichkeit habe den Bock zu jener Gewaltthätigkeit verleitet. — „Vielleicht (setzte er hinzu) werden euer Excellenz meine Meynung weniger sonderbar finden, wenn ich Ihnen die Geschichte erzähle, worauf sich dieselbe gründet."

„Eine seit verschiedenen Monathen belagerte „nahmhafte Stadt war, aus Mangel an Munition „und Lebensmitteln, im Begriff, sich auf Gnade „und Ungnade dem Feinde zu ergeben, als ein „Schneider den sinnreichen Einfall hatte, der der „Sache eine ganz andre Wendung gab. Er ließ sich „nehmlich in eine große Bockshaut nähen und sich

„die

„die Hörner so gut als möglich auf dem Kopfe be„festigen. In dieser Positur kletterte er auf den „Wall, schritt so gravitätisch einher und meckerte „endlich, unter allerley Kreuz- und Quersprüngen, „so zärtlich nach der Ziege, daß ihn jedermann, be„sonders in der Ferne, für einen lebendigen Bock „ansehen mußte.“ —

„„Ja, ja! Ja, ja!““ dachte der Feind, der „keinen Betrug ahndete, und den der Mangel nicht „weniger drückte als die Städter — „„Ja, ja! Ja, „ja! Haben die Belagerten noch lebendiges Vieh, „so ist wohl vor der Hand noch auf keine Uebergabe „zu rechnen!““ Die Belagerung ward also aufge„hoben und die Stadt durch den Schneider gerettet.“

„Seit der Zeit hat das Volksgeschlecht, dessen stinkendem Felle jener Patriot eine so große Ehre erzeigte, gegen die Meister Vögel-Eisen eine be„sondere Zuneigung gehabt. Da nun euer Excellenz Lakey ein Stück von einem Schneider ist, so darf man sich nicht wundern, daß ihm der Ziegenbock sein Compliment machen wollte.“ —

Der Minister lachte, und gab sich über seinen Spiegel zufrieden.

Ryan bemerkte einst, daß der König sehr übel aufgeräumt war. Er ließ also die Hofmusicos bestellen, befahl ihnen aber lauter Saiteninstrumente mitzubringen, und dieselben zuvor zu Hause zu stimmen, damit sie, um den Regenten desto angenehmer zu überraschen, sobald man sie in das Zimmer riefe, zugleich und auf einen Strich anfangen könnten.

Die Herren kamen, mußten ihre Instrumente im Vorgemache ablegen, und in einem benachbarten Saale, des verabredeten Zeichens harren. Unterdessen ließ Ryan insgeheim ihre Bogen mit Unschlitt bestreichen. Kaum war das geschehen, so ward die Thur des königlichen Zimmers geöfnet, die Musici, welche dies Signal verstanden, eilten herbey und fiengen an mit aller Gewalt auf den Violinen hin und wieder zu fahren. Allein es war kein einziger Ton zu hören, und wie sehr sie auch drück-

drückten und tasten, so blieben doch die Saiten stumm. Die Virtuosen sahen einander erstaunungsvoll an, und wußten nicht, ob sie, oder ihre Instrumente bezaubert wären.

Der König, welcher den Spaß merkte, konnte sich nicht enthalten über die Posturen der vergeblichen Fiedler von Herzen zu lachen; er befahl, ihnen für den Schrecken einige Flaschen Wein zu reichen, und gestand, diese stumme Musik habe ihn mehr ergötzt, als wohl oft das schönste Concert.

Einen ähnlichen Spaß machte Ayan an dem Geburtstage einer vornehmen Dame; denn er ließ während die Musikanten speisten, alle ihre Instrumente verstimmen, und darauf ein jedes wieder an seine Stelle legen. Die Virtuosen ließen sich's eben am besten schmecken, als es auf einmal hieß: „Geschwind ihr Herren, und der Dame ein Ständchen gebracht!“ — Die Herren sprangen also eilig auf, tasten ihre im Nebenzimmer liegenden Instrumente zusammen, rannten in den Saal, wo die Gesellschaft Masse trank, und — stimmten ein Lamen-

so an, worüber sich ein Stein in der Erde hätte erbarmen mögen und die ganze Versammlung in ein Gelächter ausbrach. Die guten Musici erschraken nicht wenig, und konnten sich anfangs ihr Schicksal gar nicht erklären; doch als sie kein einziges Instrument richtig gestimmt fanden, merkten sie gar leicht, wer ihnen diesen Possen gespielt hatte.

Wo der Durchreise durch ein Dorf wollte Kyaus Kutscher seinem Handpferde ein Eisen aufschlagen lassen; allein das Thier wollte gar nicht stehen, sondern trat und blieb so lange um sich, bis man es ausspannen und in den Rothstall bringen mußte. Des Gastwirths Tochter ein ziemlich leichtfertiges Ding, welche nicht weit davon am Fenster stand, sah das und fing recht herzlich an zu lachen, als der unbändige Gaul den Kutscher auf die Seite schleuderte.

„Nicht wahr, meine Tochter!“ sagte Kyau, „Ihr würdet euch vor dem Vernageln nicht so sehr sperren als das Pferd?“

Die

Die Dirne schämte sich, und zog ihre Nase zurück.

Als unser Reisende durch das Stadtthor zu N** fuhr, sah er nicht weit von der Wohnung des Thorschreibers eine Bauerfrau stehen, welche so klaglich that, als wäre ihr Haus und Hof abgebrannt. Kyau ließ halten, rief das Weib an den Wagen und fragte, was ihr wiederfahren sey.

„Ach, mein guter Herr!" antwortete sie schluchzend, „mein guter Herr, wenn er wußte, wie mir's geht! — denk' er mal an, da trag' ich Eyer und junge Tauben zu Markte und vergesse unterweges, wie viel ich von jeder Sorte eingepackt habe. Als ich nun hieher komme, und weniger angebe, als sich in meinem Korbe findet, so nimmt mir der Vesentater das verschwiegene weg. — Ach, ich armes Weib! wie wird mir's gehen wenn ich heim komme! — halb todt schlägt mich mein Mann. . . . ."

„Je nun, daran seyd ihr ja selbst Schuld!" antwortete Kyau. „Das ist die Strafe eurer Nach-

läſſigkeit. Das Wehklagen — und weintet ihr gleich Thränen wie Schneckenhäuſer groß — hilft euch zu nichts. Beſſer, ihr gebt dem Manne, der euch die Sachen weggenommen hat, ein gutes Wort. Vielleicht ſchenkt er ſie euch für das mal wieder."

„Ach, mein guter Herr! Das thut der Herr Reſentater nicht."

„Ja, ja, er wird's ſchon thun, wenn ihr ihm nur ſeinen rechten Titel gebt. Nennt ihn nur: geſtrenger Herr Kiepenguker, ſo wird's gleich gethan ſeyn."

Das alberne Weib lief unverzüglich hin, redete den Urheber ihrer Thränen der Vorſchrift gemäß an, und bat aufs wehmüthigſte, ihr die Eyer nun zu laſſen, ſie habe ihm ja auch ſeinen rechten Titel gegeben. Der Viſitator fand ſich frevlich durch dieſen Titel nicht ſehr geehrt, mußte aber doch über die Einfalt der Frau lachen, die, wie er leicht errathen konnte, ein ſo getreues Echo des fremden Herrn war. Er trat alſo an den Wagen und erzählte unſerm Reiſenden die wahre Beſchaffenheit

der

der Sache, und da dieser den Werth der verfallenen Victualien nebst den Strafgebühren baar bezahlte, so erhielt die Bäuerinn ihre Habseligkeiten unverzüglich zurück. Vor Freuden außer sich eilte sie nun zu dem Fremden um sich für dessen guten Rath und Beystand zu bedanken.

„Geht nur hin, und laßt euch das zur Warnung dienen!“ sagte Kyau.

„Das werd' ich, gnädiger Herr!“ erwiederte das Weib „das werd' ich. Bin ich doch nun gewahr geworden, was es hilft, wenn man jedem seinen rechten Titel gibt!“

Als Kyau einst an der königlichen Tafel speiste, nahm er einen Pokal, stellte um denselben eine Menge kleiner Gläser, um diese noch kleinere und endlich um die letztern die allerkleinsten. Alsdenn goß er in jedes Glas etwas Wein, in manches viel, in manches wenig, in den Pokal aber am allerwenigsten.

„Was willſt du damit ſagen?“ fragte der König.

Die Antwort war: „der Pokal bedeutet einen Fürſten, die Gläſer die hohen und niedern Staatsbedienten, der Wein aber die verhältnißmäſigen Einkünfte.“

Thoren und Schurken hören ſelten gern die Wahrheit. Auch war Kyaus Treymüthigkeit jedem, dem es im Oberſtübchen oder unter den ſechſten Knopfloche ſpukte, ein Stein des Anſtoßes. Alle dergleichen Ehrenmänner flohen ihn daher, wie die Fledermäuſe das Tageslicht. Indeſſen wußte er ihnen oft wenn ſie ſich am ſicherſten glaubten, die Larve abzureißen.

Ein gewiſſer angeſehener Staatsbediente ſuchte bey jeder Gelegenheit unſerm Baron auszuweichen. Dieſer bemerkte das, errieth gar leicht die Urſache dieſes Betragens und ließ ſich daher, nach vielen vergeblichen Verſuchen ſeinen Mann aufs Korn zu bekom-

bekommen, endlich unter einem fremden Namen bey demſelben melden. —

Hilf Himmel, wie erſchrack der Höfling, als er nicht nur den Mann den er am wenigſten zu ſehen wünſchte, innerhalb ſeiner vier Wände anſichtig ward, ſondern dieſer auch mit den, wiewohl nur im Scherz gemeynten Worten: „Nun ſind Sie bereit, mit mir nach dem Königſtein zu reiſen?“ in das Zimmer trat! —

„Ich, mit Ihnen nach dem Königſtein reiſen? . . . Iſt das Ernſt oder Scherz?“

„Mein völliger Ernſt. Es iſt dort ſchon alles zu Ihrer Aufnahme eingerichtet.“

„Um Gotteswillen, was ſagen Sie! — Sollte mich der Briefwechſel mit N** in dies Unglück geſtürzt haben!“

„Das werden Sie am beſten wiſſen. Glauben Sie übrigens, der Sache nicht trauen zu dürfen, ſo iſt wohl der ſicherſte Weg, höhern Orts nur ſogleich klaren Wein einzuſchenken. Auf meine Vermittelung können Sie rechnen.“

Der Ehrenmann fing also an zu beichten und Kyau kam auf die Art nicht nur hinter ein gefährliches Geheimniß, sondern fand auch aufs neue bestätigt, daß es um das Thue recht, und scheue niemand eine gar vortrefliche Sache sey.

Als unser Baron einst unbäßlich war, und sich das Gericht verbreitete, er sey den Weg alles Fleisches gegangen, schrieb ihm ein auswärtiger Freund, ob es denn wahr sey, was die Leute sagten, daß er seine Commendantenstelle auf dem Königstein niedergelegt und im Reiche der Todten Dienste genommen habe? — Kyaus Antwort lautete also:

„Es ist zwar an dem, lieber Freund, daß man mir in jenem finstern Reiche eine ansehnliche Stelle angeboten hat; ja es schien sogar, als wollte man mich mit Gewalt nöthigen Dienste zu nehmen: allein ich konnts vor der Hand noch nicht über das Herz bringen, mich von meinem lieben Königstein zu trennen, und beschloß daher, jene Ehre einem Andern zu überlassen. Sollten Sie indessen dazu

Lust

Lust haben, so werde nicht ermangeln, Sie bey Ihrer Abreise mit guten Empfehlungen zu versehen."

Ein anderer Freund schrieb bey dieser Gelegenheit an den Patienten: „Woher kommts doch, daß Sie, ein alter, unerschrockener Soldat, sich so sehr vor dem Erbfeinde der Menschheit, dem Knochenmanne fürchten?"

Ayan antwortete: „Meine Furcht ist bey weiten nicht so groß, als man zu glauben scheint. Es fehlt mir nur an einem geschickten Spione, welcher zuvor die Stärke des Feindes auskundschaften und mich davon unterrichten könnte. Sie würden mir daher eine große Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie sich zu diesem Geschäfte bequemen wollten. Nur müßten Sie nicht, wie so viele Andere, das Wiederkommen vergessen."

Ayan gab einst einem kranken Freunde den Rath, er solle nur die und die Pillen einnehmen, so wer-

de sich's mit seinem Uebel schon geben. Dieser, der mehr auf ein gutes Glas Wein, als auf Arzeney hielt, glaubte, Kyan wolle ihn nur damit foppen, und schrieb daher, als er hörte, daß sein Rathgeber selbst Bettlägerig geworden sey, einen Zettel, worin nichts stand, als diese Worte:

„Mein lieber Kyan, nehmt nur fleißig Pillen ein!"

Der Empfänger schrieb darunter:

„Was diese wirken, soll der Lohn des Arztes seyn" —

und schickte das Billet zurück.

Unsre Leser haben so eben gesehen, daß Kyan zur Noth auch ein Verschen machen konnte. Indessen liefert uns sein erster Biograph auch eine beträchtliche Anzahl längerer Gedichte, welche von dem Helden unsers Büchleins herrühren sollen. Ein einziges, worin man zwar sehr oft auf Stellen

stößt,

ſöht, welche einen — dem Zeitalter des Dichters zu verzeihenden — uncultivirten Geſchmack verrathen: aber auch eben ſo oft Spuren des treffendſten Witzes findet, mag, als eine Probe von Apans poetiſchen Talenten, hier Platz finden.

„Die Liebe (ſagt der Verfaſſer) iſt erfindſam und Cupido ſchmiegt ſich in alle Geſtalten,

„Dort iſt er ein Juriſt, und hier ein Medicus,
„Und bald ein Philoſoph, bald ein Notarius;
„Bald ein Proviſor, der wohl weiß zu recipiren,
„Bald Mörſelſtampfer, der die Keule pflegt zu führen;
„Bald Deſtillator, der, wenn die Retort' erhitzt,
„Macht, daß ſie in der Glut viel tauſend Tropfen ſchwitzt.

„Bald iſt er ein Poet, bald Schneider oder Schuſter;
„Ein Spitzenhändler, der ganz naarwene Muſter
„Aus Brabant, aus Lyon uns auf die Meiſe ſchickt;
„Ein Künſtler, der bedeut den alten Keſſel flickt.
„Hier iſt er ein Barbier, und anderswo ein Vater;
„Bald dient er, als Lakay, dem Sohn und auch dem Vater,
„Bald iſt er ſelbſt ein Herr, den man bedienen muß,
„Bald Schloſſer, und bald Schmid, bald ein Mechanicus.

„Als Drechsler drehet er den Leuten große Nasen,
„Bald fängt er Fische, bald verfolgt er Füchs' und Hasen,
„Bald zeigt er sich als Wirth, bald kehrt er, als ein Gast,
„Hier zum Vergnügen ein, und dort zur großen Last.
„Bald ist er Kupferschmid, bald Kürschner, Seiler, Schreiber,
„Bald ein Komödiant und lustiger Zeitvertreiber;
„Bald ein Oekonomus, und bald ein Tapezier,
„Bald schleicht er hinten nach, bald geht er vorne für.

„Bald macht er Spießgewehr, bald wieder andre Waffen;
„Bald hat er mit der Frau, bald mit dem Mann zu schaffen.
„Bald schnitzt und weißelt er Holz oder Marmorstein,
„Bald bricht er, als ein Dieb, durch Thor und Mauern ein.
„Bald wandert er zu Fuß, bald reiset er zu Pferde,
„Bald steht er als ein Koch, vor Venus Feuerheerde.
„Bald bind't er Bücher ein, bald macht er sein Papier.
„Bald sitzt er obenan, bald bey der Stubenthür.
„Bald bäckt er schwarzes Brod, bald süße Marzipanen.
„Bald leiht er Gelder aus, bald läuft er wieder mahnen.
„Bald macht er Zeug, bald Tuch, von gut und schlechter Art;

„Als

„Als Kuppler hilft er daß sich Hanns mit Gretchen paart.

„Bald ist er Rector, bald nur ein A, B, C-Schü-
ler;
„Ein Töpfer, Schleiferbursch, und bald ein schlauer Müller;
„Bald ein Perquier, bald kraust er nur das Haar;
„Bald sagt er hier und dort, als ein Visionär, wahr.
„Bald ist er im Spital der alten Jungfern Pfleger;
„Bald Bergmann, Oculist, und bald ein Schornsteinfeger.
„Bald siehet man ihn, trotz dem besten Stutzer stehn;
„Doch bald, den Bettlern gleich, in alten Lumpen gehn.

„Bald macht er Klempnerwerk, bald Gläser, Hüte, Strümpfe;
„Bald spielt er Ein und Aus, bald sticht er ohne Trümpfe.
„Bald ziehet er im Land mit steifen Pferden h'rum;
„Bald redet er zu viel, bald ist er wieder stumm.
„Bald will er Meister seyn, im Sprechen, Tanzen, Fechten;
„Bald aber teat er sich sogar aufs Körbeflechten.
„Bald voltigiret er, bald schwingt er sich aufs Seil;
„Hier schlacht er fettes Vieh, dort hat er Würste feil.

„Bald

„Bald fabrizirt er so groß als kleine Uhren,
„Ist Heiler und Patron der abgefeimten Huren.
„Bald schneidet er Topas, bald macht er Goldarbeit:
„Hier ist er Täschner, dort verbringt er seine Zeit
„Mit Bürsten- Kamm- Futtral- Handschuh- und Beutelmachen.
„„Schaut schöne Rarität, schön Spielwerk, schöne Sachen,
„„Ein künstlich Murmelthier!““ so ruft er heute aus,
„Und morgen bittet er zum Tauf- und Hochzeitschmaus.

„Bald steht er in der Zunft der Riemer und der Gerber;
„Ist bald ein Optikus, bald Gürtler, bald ein Färber,
„Bald Hirt, bald selber Schulz, der in dem Dorf befiehlt,
„Und bald ein Gaukler, der leicht aus der Tasche spielt.
„Als Herold läßt er sich, bald als Nachtwächter hören;
„Bald soll der Glückstopf ihm nur Geld und Gut bescheeren.
„Bald stellt er sich bey Hof als Kellermeister an,
„Der jeden Wein recht kennt und wohl visiren kann.

„Bald gräbt er Todte ein, bald muß er mätzen, branen;
„Ist bald ein Architect, weiß in die Luft zu bauen;

„Ein

„Ein Schiffer, der perfect hier den Compaß verſteht,
„Bald nur ein Matelot, der lokt das Ruder dreht:
„Bald ein Aſtronomus, der durch den Zubum ſiehet,
„Und bald ein Banquier, der ſtarke Wechſel giebet:
„Ein Leinweber, der den Schützen ſauber ſchneußt,
„— — — — — — — — — — —;
„Ein Vagabund, der ſtets dies weite Rund durch-
wandelt
„Und mit der Innaferſchaft in allen Ländern handelt.
„Was Wunder, daß man ihn den beſten Kaufmann
nennt,
„Da dieſes edle Gut nicht jeder Krämer kennt?

„Bisweilen hat er auch Verkehrung mit den Spar-
ren:
„Er gibt davon umſonſt zum beſtern ganze Karren,
„Und ob er ſchon hierbey gar wenig profitirt.
„So iſt ihm doch genug, wenn er die Welt verirt.

„Bald iſt er Rathsherr, bald ein großer Staats-
miniſter,
„Bald wieder, ſchlecht und recht, ein Bäckner oder
Küßer.
„Bald iſt er General, bald Oberoffizier,
„Bald Corporal, und bald ein bloßer Muskelier.
„Bald ſteigt er in die Höh', bald fällt er wieder nieder:
„Bald iſt er ein Chymiſt und bald ein Seifenſieder.
„Bald giebt er in Metall, bald treibt er Gärtnerey:

„Bald

„Bald iſt er ein Profeß in Venus Liberey:
„Bald Inſtrumentaliſt, bald nur ein Meiſterſänger,
„Bald Hechelmacher, bald ein Mäuſ- und Rattenfänger.

„Bald ſingt er den Tenor, Alt, Baß, bald den Diskant;
„Bald iſt er Organiſt, bald wieder ein Calcant;
„Kurz, aller Schälke Schalk, ein erzverſchmitzter Lauer,
„Bald gar ein Edelmann, bald Bürger und bald Bauer. —
„Wem iſt wohl noch ein Stand und Handwerk mehr bewußt,
„Worinnen er nicht oft gebüßet ſeine Luſt!
„Doch halt! Es fällt uns bey — was denn? — Ein ſaubrer Orden! —
„Cupido iſt zuletzt ein *Hexenmeiſter* worden."

Einſt ward unſerm Dichter über Tafel der Schwanz von einem Hechte nebſt einem Stückchen Leber vorgelegt, mit der Bitte, einen Reim darauf zu machen. Kyan ſäumte auch nicht lange, ſondern ſagte:

„Hier

„Hier ſitz' ich an dem Tiſch.
„Die Leber iſt vom Fiſch.
„Ich bin ein armer Erdenkloß.
„Der Schwanz iſt für mich gar zu groß:
„Und weil ich ihn nicht kann verzehren,
„Will ich etwas davon verehren.“ —

Hierauf ſchnitt er den Hechtſchwanz mitten von einander und reichte die Hälfte davon einer neben ihm ſitzenden Dame.

Von der Thorheit pflegte Ayan zu ſagen:

„Es hat ein jeder ſeinen Sparren,
„Drum iſt die Welt ſo voller Narren.“

Ueber die Welt äußerte er:

„Die Welt gleicht einem Taubenhaus,
„Wo eins zieht ein, das andre aus.“

Ein Uebelaufſeher einer neu angelegten Bleiche bauete ein Haus auf einen Hügel; um von demſelben den Bleicheplatz nach allen Seiten in Augenſchein nehmen zu können. Ayan fuhr eben vorbey, als

als das neue Gebäude abgeputzt ward. Da er nun über der Thür den Namen des Hausbesitzers bemerkte, so sagte er zu den Baulenten, sie hätten noch etwas vergessen.

„Und was denn?"

„Setzet zu dem Namen noch diesen Reim:

„Ihr Narren baut auf Sand;
„Das Ding hat nicht Bestand."

Es hatte auch in der That keinen Bestand; denn als im folgenden Herbst ein heftiger Sturm wüthete, ward das Haus außerordentlich beschädigt: ja hätte man es nicht bey Zeiten mit Stützen versehen, so wäre es ganz eingestürzt.

Ein Kaufmann, der — welches heutiges Tages weit öfter der Fall ist als zu Kyans Zeiten — eben nicht der beste Rechner war, ließ sein zwar altfränkisches, aber doch noch ganz brauchbares Haus niederreißen und an dessen Stelle ein prächtiges, geschmackvolleres Gebäude aufführen. Da indessen seine eigenen Mittel nicht dazu hinreichend waren,

so

so sah er sich genöthigt, beträchtliche Schulden zu machen. Doch das bekümmerte den guten Mann bey weitem nicht so sehr, als die Wahl der Inschrift, welche er, um auch in dieser Rücksicht der Mode gemäß zu bleiben, über die Thür setzen zu lassen Willens war. Witzig sollte sie seyn, das hatte er ein für allemal beschlossen: aber es fragte sich nur, woher ein sinnreicher Einfall zu nehmen war; denn ihn selbst hatte die Natur in Punkt des Witzes sehr stiefmütterlich ausgesteuert.

In diesem Geistesbankerutt wandte er sich endlich an unsern Dichter mit der Bitte, der schwerfälligsten aller Erfindungskräfte unter die Arme zu greifen. —

„Wenn ich in Ihrer Stelle wäre (antwortete Knaus), so ließe ich in den Schlußstein einhauen:

„Der Narr erbaut ein Haus,
„Und muß zuerst hinaus." —

Diese Weissagung traf nur zu richtig ein; denn nach drey Jahren riß die Geduld der bauherrlichen Gläubiger, das schöne Haus ward subhastirt und

dessen sogenannter Eigenthümer mußte mit leeren Händen hinausgehen.

Ein königlicher Beamter, welcher sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein ansehnliches Vermögen erworben hatte, gerieth — der Himmel mag wissen, wodurch — plötzlich auf den Einfall, eine große Rolle spielen zu wollen. Er schaffte sich daher Kutschen, Pferde, Bedienten, Köche und andre dergleichen Artikel des Luxus an, fing an zu bauen, versorgte seinen Keller mit den besten Weinen, machte sich eine Ehre daraus, diesen oder jenen Minister, ingleichen die durchreisenden Staabsoffiziere und andere Standespersonen (welchen nicht selten mit einer guten Mahlzeit gedient war) an seiner Tafel zu sehen, kurz er that alles, um für einen Stern der ersten Größe zu gelten.

Auch Kyau hatte einst das Glück, von ihm eingeladen und aufs prächtigste bewirthet zu werden. Nach der Mahlzeit führte unser Grosgroß seinen Gast in den neu angelegten Garten und zeigte ihm

alle

alle Herrlichkeiten desselben. Indessen erblickte Kyau unter der Menge Statuen, womit des Eigenthümers holländischer Geschmack die neue Anlage bevölkert hatte, einen in Marmor gehauenen Pfau, an dessen Fußgestelle ein leeres Täfelchen befindlich war. Er konnte sich nicht enthalten zu fragen, warum dasselbe keine Inschrift habe.

„Ich wußte ihm bisher noch keine recht schickliche zu geben," antwortete der Beamte.

„So, so!" (versetzte Kyau) „Wie wär' es, wenn Sie darauf setzen ließen:

„Jetzo kann ich brav spolzieren.
„Bald werd' ich den Schweif verlieren:" —

Dem Beamten schien diese Inschrift nicht sonderlich zu behagen: indessen ward dieselbe durch die Folgen gerechtfertigt; denn, nachdem er einige Jahre herrlich und in Freuden gelebt hatte, erging an ihn, von Seiten der Regierung, ein furchtbares: Thue Rechnung von deinem Haushalten! Es fanden sich ansehnliche Kassendefecte, der ungetreue Knecht ward bey Nacht in aller Stille aus

seinem Pallast geholt und erhielt eine Wohnung, deren er gern überhoben gewesen wäre.

Ein junger Mensch, der ebenfalls gern eine große Figur machen wollte, ließ sich baronisiren. Zu dieser Metamorphose gebraucht man, bekanntlich, harte Thaler, und die hatte er von seinen wohlseligen Aeltern ererbt. Wohl ihm, wenn unter deren Nachlassenschaft auch ein neues cranium gewesen wäre! denn mit dem ihm angebornen konnte der neue Baron nicht einmal ausspintisiren, was für ein Wappen sich wohl am besten für seine freyherrlichen Gnaden schicke. Nach langer vergeblicher Ueberlegung und mancher darüber durchwachten Nacht, bat er endlich unsern Kyan, ihm irgend ein passendes Sinnbild nebst dazu gehöriger Ueber- oder Unterschrift vorzuschlagen.

„Ich dächte," sagte dieser, „Sie nehmen zum Sinnbilde einen an einem Faden aus den Wolken herabhangenden Schneeball und setzten darunter:

„Wie

„Wie der Schneeball muß vergehen,
„So wird der Baron bestehen.“ —

Der neugebackne Freyherr fand sich durch diesen Vorschlag nicht sehr erbauet, ungeachtet derselbe eine nur zu gegründete Prophezeihung der Zukunft enthielt; denn der Herr Baron glaubte nicht, daß sein Geld ein Ende nehmen könne, und schwelgte daher so arg darauf los, daß er nach wenig Jahren mit Hiob seufzen mußte: „Ich bin nackend aus meiner Mutter Leibe kommen, nackend werd' ich wieder dahin fahren!“

Ueberhaupt ward Krau, als ein Mann von nicht gemeiner Welt- und Menschenkenntniß, in wichtigen Angelegenheiten sehr oft von seinen Freunden zu Rathe gezogen, und wer seiner Weisung folgte, befand sich allemal wohl dabey; da hingegen mancher, der sich, aus Eigendünkel oder Schwachheit, nicht wollte warnen lassen, in der Folge mit Schmerzen gestehen mußte: „Ach! Hätte ich Ihnen damals Gehör gegeben, so ginge mir's nun nicht so un-

glücklich!" — Folgende, auch in unsern Tagen nicht ganz seltene Begebenheit mag diese Behauptung rechtfertigen.

Ein junger Hofcavalier in Dresden, dem der zügellose Hang zum Spiele nicht viel mehr als seine ganz extravagante Figur nebst seinem Titel übrig gelassen hatte, fand für gut, sich in die Tochter eines steinreichen Amtmanns in der Nachbarschaft der Hauptstadt zu verlieben, und um dieselbe zu werben.

Lotte, (so hieß die ländliche Schöne, welche der Wüstling mit seiner hochadeligen Neigung beehrte) war einigemal während des Carnevals in Dresden gewesen und es gefiel ihr dort, wo ihr so viele artige junge Herren Schmeicheleyen vorsagten, ungleich besser als auf dem Dorfe, wo alle Huldigungen, die sie einärntete, sich darauf beschränkten, daß ihr der Pfarrer zuweilen ein Buch lieh und der Schulmeister ihr, vielleicht bloß aus Achtung für ihren Vater, einige Modearien abschrieb. Ueberdies hieß sie, wie's einem Mädchen vom Bürgerstande zukommt, hier höchstens Mamsell, ja zuweilen

weilen, besonders bey dem weiblichen Hausgesinde, sogar nur schlechthin Lottchen; und da ihr Vater ein guter Oekonom war, so mußte Lottchen in der Haushaltung mit Hand anlegen und Sonntags, wie andre ehrliche Mädchen, zu Fuße nach der Kirche gehen.

Welche glänzende Aussichten eröffnete ihr dagegen nicht die Verbindung mit Herrn von Bahlen (so mag der speculative Freyer einstweilen heißen)! Sie sollte dadurch auf einmal zur gnädigen Frau, sollte aus dem langweiligen Einerley des Dorfes in den zerstreuenden, prachtvollen Zirkel des Hofes versetzt und ihre Hand, welche die Bauern, wenn sie ihrem Vater den Zins brechten, oft so unmanierlich drückten, die schöne Hand, die bis dahin nur bestimmt schien den Quark in knaelförmige Gestalten zu bilden, sollte von tausend süßen Herrchen gepriesen und geküßt werden! — Auch hielt ihr hochadeliger Anbeter Kutschen und Pferde (wie freundlich er aus dem Wagen grüßte, wenn ihm ein Jude entgegen kam, daraus hatte das gute Kind kein arg). Welch eine Wonne, an seiner Seite durch

die Gassen der Hauptstadt zu rollen, oder Sonntags, wo man doch in Dresden nichts rechts anzufangen weiß, je zuweilen ihre Aeltern mit einem Besuche zu beehren und von den Bauerdirnen, ihren alten Gespielinnen, begafft zu werden! — Alle diese süssen Träume sprachen so laut für den verliebten Seladon, daß ihm ihr armes Herzchen in vollen Sprüngen entgegenklopfte, und daß dessen Inhaberinn lieber heute als morgen Frau von Bahlen geworden wäre.

Allein ganz anders dachte ihr Vater, ein alter deutscher Degenknopf, der sich ein wenig in der Welt umgesehen hatte und den Mann eben nicht nach den Modelnöpfen beurtheilte. Zwar liebte er seine Tochter wie sein eigenes Ich; aber er begriff auch leicht, daß es dem hochadeligen Freyer hauptsächlich nur um deren Geldsack zu thun, und daß daher für sein gutes Lottchen nicht viel Glückseligkeit von dieser Ehe zu erwarten sey. Auch kannte er den Werth der alten Thaler zu sehr, als daß er hätte Lust haben sollen, dieselben einem Wüstling aufzuhängen, der ihnen das Gehet hin in alle

Welt,

Welt, so bald predigen zu wollen schien. Er beschloß also, sein einziges Töchterchen lieber einem ehrlichen Bürgersmanne, der sie und ihn zu schätzen wisse, dem adeligen Springinsfeld aber ein für allemal den Laufpaß zu geben.

Indessen war dieser Entschluß ungleich leichter zu fassen als auszuführen; denn es kam eine Menge von Appellanten dagegen ein. Lottchens Herz oder vielmehr Eitelkeit und der Stolz seiner lieben Ehehälfte, der es gar zu sehr schmeichelte, einen Hofcavalier Herr Sohn nennen zu dürfen, machten dem guten Alten nicht wenig zu schaffen, und wenn er auf des gnädigen Herrn Spielsucht und Verschwendung schmähte, so erwiederte seine Hausehre: „Aber du lieber Gott, mein Schatz, hat denn nicht jeder Mensch seine Fehler!“

„Fehler sagst du? Tollheit, Raserey solltst du es nennen!“

„Wie du auch gleich auffahren kannst! Hat er mir's nicht in die Hand, hat er's nicht Lottchen auf den Knien versprochen, er wolle von nun an nicht mehr spielen?“

„Versprechen läßt sich so etwas wohl, aber halten, halten ....“

„Nun, mein Schatz du sollst sehen ....“

„Den Teufel werd' ich sehen! — Dich und mich und mein Kind an den Bettelstab sehen! — Mag das Mädel nehmen, welchen ehrlichen Kerl sie will, aber den adeligen Geck soll sie nicht haben.“

„Aber wenn nun ihr Herz, ihre ....“

.... „Daß du herzest, daß dich das — — Ich sage dir, aus der Heirath wird nichts, und damit Punktum!“ — —

Allein das war bey weiten noch nicht Punktum finale; denn die Amtmanninn brachte, so oft sie ihren Eheherrn bey guter Laune sah, das Ding wieder aufs Tapet. Endlich wandte sich dieser an Ayau, seinen alten Freund, der den verliebten Seladon von innen und außen kannte:

„Sagen Sie mir doch einmal, lieber General, was ist denn an dem von Bahlen?“

„Nicht viel.“

„Er soll ja so rasend spielen ....“

„Wie

. . . . „Wie die ganze Stadt weiß."

„Aber ich höre, er bessert sich . . . ."

. . . . „Vermuthlich, weil ihm niemand mehr borgen will."

„Sollte denn der Mensch nicht endlich in sich gehen und das verdammte Karteln lassen, wenn . . . ."

. . . . „O ja, wenn die Katze das Mausen läßt."

„Nun so soll auch mein Mädel den Kerl nicht haben und wenn sie sammt ihrer Mutter sich die Augen aus dem Kopfe heult!" — —

Kaum hatte Kyau den Rücken gewandt, so machte der Amtmann, der, trotz der Schlauheit, womit seine Hausehre gewisse Stunden zu benutzen wußte, in Sachen von Wichtigkeit im Besitz der höchsten Familiengerichtsbarkeit war, den beiden Damen jenes verdrießliche Ultimat bekannt und befahl ihnen, bey Verlust seiner hausväterlichen Gnade, der durchaus unstatthaften Heirath nicht mehr zu erwähnen. Da sie leicht errietben, wer diese gebieterische Sentenz eingeleitet hatte, so ward Kyau bey seinem nächsten Besuche mit so scheelen Augen angesehen,

ben, daß er beschloß, das Haus seines alten Freundes vor der Hand zu meiden.

Zufolge des wider ihn ergangenen Endurtheils, durfte sich der ehelustige v. Baisen nun freylich nicht mehr auf der Amtey blicken lassen: indessen schrieb er — Dank sey es der Correspondenz mit seinen Gläubigern — einen ziemlich erträglichen Brief, und die Frau Amtmanninn hatte ein viel zu mitleidiges Herz, als daß sie den trostlosen Baron die kleine Gefälligkeit, seine Seufzer unter ihrer Aufschrift über Feld zu schicken, hätte abschlagen können. Das hochbetrübte Lottchen erhielt also, so oft die alte Marie Butter zur Stadt trug, einen Bogen voll Versicherungen ewiger Liebe, und ermangelte nicht, ihrer guten Mama — die, wie das so oft bey den Müttern der Fall ist, in Betrauung dieser Aufträge ihrer Jugend noch einmal zu geniessen schien — bey umgehender Fußpost ein Convolut dito mit dito zuzustecken.

Allein, wie tröstlich diese Versicherungen und Gegenversicherungen auch übrigens seyn mochten, so ward doch die Landmamsell dadurch nicht zur anä-

digen

digen Frau; gleichwohl war sie, als Evens ächte Tochter, seit jener verhaßten kategorischen Erklärung nach der verbotenen Frucht lüsterner als jemals. Nun fragen wir jeden unbefangenen Leser, was bleibt dem schwächern Geschlechte, dessen Wille lebenslang dem Willen des stärkern untergeordnet ist, in dergleichen Collisionsfällen anders übrig, als zu unserm Mitleiden Zuflucht zu nehmen? — Lottchen ward also krank und mit jedem Tage kranker.

Ihr Vater sah freylich wohl ein, was es mit dieser Krankheit für eine Bewandniß hatte; allein das Uebel mochte nun im Körper oder im Gemüthe stecken, durch den Arzt oder durch den Priester zu heilen seyn, so war es doch einmal da, und der gute Alte, dem keine Maschine zuweilen mit einem, **wenn das Mädchen stirbt, so hast du es auf dem Gewissen** u. s. w. ans Herz rückte, wollte nicht gern sein einziges Töchterlein verlieren. Dazu kam noch, daß sich ein angesehener Minister für den Wüstling verwandte, und von dessen augenscheinlicher Lebensbesserung, nahen Beförderung

u. s. w.

u. s. w. redete; eine Fürsprache, welche dem in Frase befindlichen Schwiegervater, der denn auch seinen Ehrgeiz hatte, allerdings schmeichelhaft seyn mußte. — Das Resultat aller dieser Ereignisse war, daß der Amtmann — was, unter diesen Umständen wohl die meisten Väter gethan haben würden — endlich seine Einwilligung gab, Lotte zuseyends wieder besser und nach wenig Wochen von ihrem schmachtenden Liebhaber zum Traualtare geführt ward. —

So war sie denn nun endlich Frau von Vahlen, wohnte in der Hauptstadt und fuhr, in einen schönen Wagen, dessen Wappen ihrem Gemahl gehörte, nach Hofe, in Gesellschaft und ins Schauspiel! Sie stand gegen Mittag auf, saß einige Stunden am Nachttische, fuhr spazieren, speiste, spielte, medisirte, kokettirte und legte sich schlafen, wenn ihr alter Vater daheim wieder aufstand; kurz, die neue gnädige Frau konnte sich in ihre dermalige Rolle so gut finden, als ob sie von Jugendauf am Hofe erzogen wäre, und wußte alle die Kleinigkeiten, woraus die große Welt besteht, in kurzem auswendig.

Indes-

Indessen hatte ihr Ehehrr anfänglich genug zu thun, die Glückwünsche der Moses Bär, Nathan Levi, Markus Hirsch und wie die Menschenfreunde alle hießen, welche sich selbst wenigstens eben so herzlich als ihm zu der reichen Parthie gratulirten, anzunehmen, und die Papierchen, die sie beyläufig aus der Tasche zogen, theils außer Umlauf zu setzen, theils mit gnädigen Vertröstungen an ihre dermalige Behörde zurückzudisputiren. Zum Glück war der gutherzige Schwiegervater, bereits auf dergleichen Fälle bedacht, dem hochadligen Wüstling, der sich noch vor kurzem seinen Gläubigern auf Gnade und Ungnade ergeben zu müssen schien, mit einem ansehnlichen Capitale zu Hülfe geeilt, und so konnte denn dieser mit denselben zwar keinen Frieden, aber doch wenigstens einen leidlichen Waffenstillstand schließen.

Wir müssen ihm freylich zum Ruhme nachsagen, daß er, seinem Versprechen gemäß, das Spiel aufgegeben hatte: allein die neue Haushaltung verursachte beträchtliche Kosten (zumal da die gnädige Frau so standesmäßig zu leben wußte) und so konnte

er denn nicht nur auf keinen grünen Zweig kommen, sondern gerieth noch immer tiefer in Schulden. Der alte Sparmann, wie er den Amtmann sehr witzig zu nennen beliebte, trieb ein Tausend Thalerchen nach dem andern heraus, und hoffte, sein Schwiegersohn, der eine ziemlich einträgliche Stelle bekommen hatte, werde doch endlich mit den Wucherern aufs reine kommen; doch der borgte und prolongirte so lange, bis ihm kein andrer Trost mehr übrig blieb, als die Hoffnung, daß der Himmel seinen heißen Wunsch erhören und den alten Sparmann recht bald in Abrahams Schooß versetzen werde.

Um sich bis dahin die Grillen zu vertreiben, fing er, anfangs nur um eine Kleinigkeit, allmählig aber um größere Summen, wieder an zu spielen. Dazu gehört Geld, und von Zahlen bedurfte dessen um so viel mehr, da auch die gnädige Frau zuweilen ihr Paroli und Septieva machte. Anfänglich lieferten die Hebräer, gegen einen billigen Abzug von 50 p. c. ansehnliche Vorschüsse; als aber der Amtmann, der diese wunderliche Wirthschaft erfuhr

und

und seinen Schwiegersohn durch Strenge zu bessern glaubte, die Hand von ihm abzog, so versiegete auch diese Quelle und man verkaufte unter der Hand Juwelen, Ringe, Uhren und alles, was unbemerkt abkommen konnte.

Alles Ding währt seine Zeit, dergleichen Finanzspeculation aber gewöhnlich nur eine sehr kurze! Die Neide, in alle Welt gehen zu müssen, kam endlich auch an Waaen und Pferde. Dieser Schritt, der nicht ohne Aufsehen zu erregen geschehen konnte, war für die Gläubiger das Signal, daß der gnädige Herr auf der letzten Saite spiele. Sie belagerten daher seine Schwelle, baten, forderten, rochten und drobeten, so daß er weder aus noch ein wußte. Alle Künste, womit er sie bisher so meisterlich gehänselt hatte, waren erschöpft, und es blieb ihm nur eine, bisher noch unbenutzte, übrig, die Kunst sich unsichtbar zu machen. Er ging also bey Nacht und Nebel davon und hinterließ seiner Gemahlinn nichts, als die Freyheit zu ihren Aeltern zurückzukehren, wovon sie denn auch Gebrauch machte. — —

„War Ihnen die Hofluft zu schwül?" schrieb Kyau bald darauf an die Exbaroneßinn; allein sie blieb ihm die Antwort schuldig.

Kyau war dem Adelstolze von Herzen feind und suchte denen, welche sich mit ihrem Von brüsteten, bey jeder Gelegenheit einen Possen zu spielen und sie lächerlich zu machen.

So setzte er z. B. einmal einer sehr stolzen Dame, welche eben bey Hofe am Spieltische saß, ein gewisses von Kämmen und Kinderwärterinnen häufig verfolgtes Insect, das er sich durch einen Bedienten hatte bringen lassen, unvermerkt auf das Kleid, und rief, einige Augenblick nachher, voll Erstaunens: „Poz tausend, gnädige Frau, was für ein Elephant klimmt da ihre schöne Andrienne hinan!"

Die Dame erschrack und sah um sich. Kyau aber sprang hinzu, nahm das Thierchen vom Kleide und richte ihr dasselbe auf einem Kartenblatte.

Da-

Darüber entſetzte ſich nun die Dame noch weit mehr und ſagte: „Ey, zum Henker! Wie wär' ich denn zu dem Ungeziefer gekommen!“

„Das geht gar leicht an, gnädige Frau!“ erwiederte Ryan. „Wer weiß, wo Sie etwa geweſen ſind! — Indeſſen rathe ich Ihnen, ſich zu Hauſe lauſen zu laſſen, ſo darf man Sie nicht bey Hofe lauſen.

Einer andern Dame, welche ſich nicht weniger zierte und brüſtete, practicirte Ryan, bey einer ähnlichen Gelegenheit, einen Roßkäfer zwiſchen die entblößten Schultern. Sie fühlte ſogleich das Krabbeln und fing an, den Käfer mit dem Fächer zu verfolgen; allein der Krabbeler kroch je länger je tiefer hinunter, ſo daß die Dame ſich endlich entfernen und denſelben aufſuchen laſſen mußte. Indeſſen nahm Ryan ihre Karten und ſetzte das Spiel fort.

Endlich kam die ſtolze Schöne zurück um ihren Platz wieder einzunehmen. Ryan fragte, was ihr denn gefehlt habe.

„Ach, mir fehlte eben nichts," erwiederte sie mit einiger Empfindlichkeit. „Ich ward nur von einem garstigen Käfer incommodirt." —

Die Gesellschaft fing an zu lachen, Kyan aber sagte: „Darüber dürfen Sie sich nicht wundern, gnädige Frau! Dergleichen Thiere pflegen das Finstere zu suchen."

Bey einem Picknick erhielt die Gattinn eines Hofkammerraths, der sich vor kurzem hatte in den Adelstand erheben lassen, durch das Loos einen sehr artigen jungen Mann von bürgerlicher Herkunft zum Verehrer. Die neue gnädige Frau, welche gern an der Seite eines Grafen oder Barons stolzirt hätte, ärgerte sich über diese fehlgeschlagene Hoffnung nicht wenig, und würdigte den unschuldigen Urheber derselben kaum eines Blicks.

Der junge Mann, der die Ursache ihres Verdrusses nicht errieth, versuchte seine Beysitzerinn aufzumuntern und wollte ihr — falls ihr etwa damit gedient seyn sollte — endlich sogar die Hand küssen:

küſſen: allein ſie zog dieſelbe verächtlich zurück und ließ ihm dafür den bloßen Handſchuh.

„Küſſen Sie ihn immer!“ ſagte [illegible], der ſich ſchon lange über das Betragen der Dame [illegible] hatte, zu dem jungen Mann. „Küſſen Sie ihn immer! Er verdient es weit eher, als manche Hand, die zu Hauſe Eyer rührt.“

„Die geheime Räthinn N** möchte gar zu „gern für eine Perſon von Extraction gelten, möchte „es unſer einer gar zu gern gleich thun. Die wun„derliche Frau! Wer ſie kennet, weiß ja doch wohl „daß ſie nicht zur Nobleſſe gehört, ſondern bloß „bürgerlicher Herkunft iſt.“ — So declamirte eine Dame, deren Gemahl, kraft ſeines Säckels, vor wenig Jahren geadelt war, wider die gute geheime Räthinn N**.

„Sie haben recht, gnädige Frau!“ erwiederte Ayan. „Und wer eine feine Naſe hat, riecht neugebackne Waare ſchon von ferne.“

Die Gräfinn Kosel gerieth einst auf den sonderbaren Einfall, zu verlangen, daß die Soldaten ins Gewehr treten und das Spiel rühren sollten, wenn sie vor der Hauptwache vorüberfuhre. Einige erklärten diese Forderung für unverschämt; Andre suchten sie zu entschuldigen, noch Andre sie einzuschränken, näher zu bestimmen u. s. w. Endlich ward auch Ryan gefragt, was er davon halte.

„Ich?" erwiederte er. „Ich sehe gar nicht ein, warum man sich weigert, vor der Gräfinn zu trommeln, da man doch die H—n auszutrommeln pflegt."

Wenn Ryan die Unarten mancher Damen rügte, so nahm er dagegen auch Frauenzimmer, welche Achtung verdienten, besonders gegen die Zudringlichkeiten junger Fentchen, in den Schutz.

Einst spielte er, auf einem Klub, mit der Gemahlinn eines auswärtigen Gesandten Piquet. Die Dame, eine Schönheit, die ihres gleichen suchte, ward von jedermann bewundert. Beson-

ders

ders konnte sich ein süßer Herr nicht satt an ihr sehen; er schlich daher immer um sie herum. Endlich trat er sogar hinter dem Stuhle der Gesandtinn auf die Zehen und guckte ihr, ohne daß sie es gewahr ward, beständig in den Busen.

Ryan, der das bemerkte, winkte dem jungen Edelmanne; doch dieser kehrte sich an nichts, setzte seine Beobachtungen fort, und berührte sogar, gleichsam von ungefähr, den entblößten Hals der Dame einigemal mit dem Finger; daher sie sich denn auch umsah und ihm ein ziemlich scheeles Gesicht machte. Dessen ungeachtet blieb der junge Mensch auf seinem Platze und bey seiner Unverschämtheit.

Endlich riß dem vergeblichen Winker die Geduld und er sagte zu dem Gaffer: „Junger Herr! Ich bitte Sie, die Schilderey dort über dem Kamine einmal recht aufmerksam zu betrachten; vielleicht gerathen Sie dadurch auf andre Gedanken."

Der junge Herr wandte also den Kopf dahin und erblickte — ein Bübchen, dem die Mutter die entblosten Posteriora stäupte.

Ein junger Mensch, der vor kurzem Fähnrich geworden war, auch vielleicht gehört haben mochte, eine Offiziersuniform sey, in den Augen des schönen Geschlechts, einem Gnadritter keine geringe Empfehlung, machte auf einem Ball den verliebten Geck, liebäugelte bald hier - bald dorthin und forderte bald diese bald jene Dame zum Tanze auf, ungeachtet sich die meisten schon an andre Herren versagt hatten. Nun zog ihn freylich ein älterer Offizier auf die Seite und erinnerte ihn, behutsamer zu seyn, damit er nicht einmal mit einer langen Nase abziehen müsse: allein der Haasenfuß achtete das nicht, meynte, auf einem Balle sey der Eine so gut als der Andre, der Staabsoffizier nicht mehr als der Subaltern, und machte sich sogleich auf den Weg, um einer Dame, mit welcher Ryan eben zum Tanze antreten wollte, die Hand zu kussen. Die Schöne zog dieselbe zurück; dessen ungeachtet wollte ihr der Geck einige Süßigkeiten vorschwatzen. Allein nun nahm Ryan das Wort und sagte: „Herr Fähnrich, gedulden Sie sich nur so lange, bis ich diesen Tanz geendigt habe! Alsdenn mögen Sie der gnädigen Frau meinethalben nicht

nur

nur die Hand, sondern, wenn Sie Appetit haben, auch noch etwas anderes küssen."

„Klaff' nicht zu viel, sondern hör mehr!
„Das wird dir bringen Lob, Preis und Ehr.
„Durch Schweigen sich verräth niemand,
„Klaffen bringt manchen in Schimpf und Schand."

Eine Regel des sogenannten güldenen ABC, welche Frau von N** ihrem ältesten Sohne, als er in seinem achtzehnten Jahre das Dorf, worin er geboren war, zum erstenmale verließ, mit eigener hohen Hand und ziemlich leserlichen Buchstaben auf die erste Seite seines Stammbuchs schrieb. Der Junker, welcher alle Ursache hatte, vorzüglich die dritte Zeile wohl zu beherzigen, nahm sich denn auch sorgfältig in Acht, in Gegenwart vernünftiger Leute jemals laut zu werden.

Einige Wochen nach seiner Ankunft in der Stadt widerfuhr ihm die Ehre, von Ryan, einem Bekannten seines Vaters, zur Tafel gebeten zu werden. Nun hatte der gute Junker bereits gehört, daß schon manches liebe Muttersöhnchen von einem

Schmauſe, wie er dermalen bewohnen ſollte, mit einer langen Naſe heimgekehrt ſey, und wäre daher dieſer Einladung gern überhoben geweſen: doch ſie [illegible] ließ ſich nun einmal nicht ablehnen. Er las alſo, am Morgen des gefürchteten Schmauſetages, das obgedachte Denkmal mütterlicher Liebe und Menſchenkenntniß mit aller Andacht durch, faßte den feſten Entſchluß, vorzüglich heute ſein Verſtandeslämpchen unter einem Scheffel zu verbergen, und begab ſich mit dieſem frommen Vorſatze nach der Wohnung des gaſtfreyen Krau.

Anfangs ging das Ding recht gut. Der Junker hatte die Vorſicht gebraucht, ſich nicht zu früh einzuſtellen, es ward alſo bald nach ſeiner Ankunft angerichtet, und — wir müſſen's ihm zum Ruhme nachſagen — während des Eſſens legte er alle Ehre ein; denn wenn er gleich nicht redete, ſo ſah man doch wenigſtens, daß ſeine Kinnbackenmuskeln nicht gelähmt waren. Allein ſo bald die Tiſchgeſellſchaft mit ihrem Magen Friede gemacht hatte und das Bedürfniß der Unterhaltung dringender ward, ſpielte unſer ländlicher Gaſt die traurigſte Figur von

der

der Welt. Er ließ, seines „Klaff nicht zu viel,“ eingedenk, kein einziges Wort von sich hören, gaffte den gesprächigen Krau, der die Gäste so meisterlich aufzumuntern wußte, mit offenem Munde an und unterhielt sich indessen auf seine eigene Manier, das heißt, er trommelte mit den Fingern auf dem Teller.

Krau that als bemerkte er des Junkers Aufführung nicht, winkte aber einem Bedienten und befahl ihm heimlich, dem Trommler unvermerkt einen lebendigen Krebs auf den Teller zu practiciren, welches denn der schlaue Gehaft, in dergleichen Kunststückchen schon geübt, so geschickt zu bewerkstelligen wußte, daß der Junker kein arg daraus hatte, sondern seine militärische Uebung nach wie vor fortsetzte.

Indessen hielt der Krebs das Trommeln für eine Kriegserklärung, marschirte auf die kühnen Urheber derselben los und packte den vorlautesten so herzhaft an, daß der Junker den Finger erschrocken an sich zog und seinen gebarnischten Feind auf den Tisch schleuderte. Darüber entstand nun freylich —

was

was sich der bestürzte Gast durch sein Schweigen so sorgfältig zu ersparen gesucht hatte — ein allgemeines Gelächter. Ryan der den jungen Mann ein für allemal witzigen wollte, beschloß denselbe mit dieser Erinnerung:

„Sie sehen also, lieber Freund, daß man sich durch Abwesenheit des Geistes eben so lächerlich machen kann als durch vorlautes Reden. Freylich, wer nicht spricht, verräth seine Unwissenheit nicht; aber er wird auch nie klug. Wem es um Belehrung zu thun ist, der muß fragen, und ein vernünftiger Mann schämt sich nicht, sich von bejahrtern Leuten belehren zu lassen. Ich rathe Ihnen daher, folgenden, aus dem güldenen A B C entlehnten Denkspruch in Ihr Stammbuch zu schreiben:

„Nicht schäm' dich, rath' ich allermeist,
„Daß man dich lehr' was du nicht weißt.
„Wer etwas kann, den hält man werth,
„Den Ungeschickten niemand begehrt."

„Herr Generallieutenant, wie ist doch Ihr Vorname? Heißen Sie nicht Matthäus?" fragte eine Dame, ziemlich spöttisch, unsern Baron.

„Das

„Das ich nicht wüßte, gnädige Frau!“ erwiederte er. „Aber wie kommen Sie auf den Namen?“

„Je nun! Mir dünkt, Sie sehen ziemlich so aus als Matthäus, der bekannte Evangelienschreiber.“

„Das ist möglich; es gibt zuweilen solche Aehnlichkeiten. So sehen Sie z. B. Magdalenen, der bekehrten Sünderinn, so ähnlich als ein Ey dem andern.“

Ein verabschiedeter Soldat, welcher durch eine neben ihm abgeschossene Kanone das Gehör verloren zu haben behauptete, fand, daß das Betteln ein gar bequemes Handwerk sey, und zog daher, auf Unkosten der christlichen Mildthätigkeit, von einem Orte zum andern. Seine kosmopolitischen Wanderungen führten ihn denn auch nach dem Königstein, wo er eine Gesellschaft von Offizieren, und unter andern unsern Kyau, um ein Almosen bat.

Die Herren, welche sich ein Gewissen daraus machten, ihren geringern Brüder einen, der im

Dienste

Dienste fürs Vaterland invalid geworden war, unbegabt hingehen zu lassen, thaten sämtlich ihre milde Hand auf. Nur Kvan schien dasmal seinen Charakter zu verläugnen; denn während die Andern den Beutel zogen, untersuchte er die Attestate, welche der taube Wanderer vorzeigte, und die wenigstens mit eben so vieler Gewissenhaftigkeit ausgefertigt waren, als die Gesundheitsscheine, welche Hofrath C** und Consorten der leider nur zu bald insolventgewordenen Stadtoldendorfischen Todtenkasse lieferten. — —

Der Schnurrbart stand immer noch und harrte, ob der lesbegierige Herr, der ihn noch dazu sehr scharf aufs Korn nahm, nicht endlich mit der Hand nach der Tasche fahren werde, als dieser auf einmal zu einem neben ihm stehenden Offiziere sagte: „Ist das nicht der Kerl, der vor vier Wochen mit einem Steckbriefe verfolgt ward, weil er den großen Diebstahl im **schen Hause zu Dresden begangen haben sollte? — Ja, bey meiner Treue! Gesicht, Haar, Statur, alles trift aufs genaueste zu. Schicken

Sie

Sie nur gleich zum Profos. Er soll ihn schließen und nach der Wache . . . . . "

„Halten S' zu Gnaden, Ihr Excellenzen!" platzte der bestürzte Bettler heraus „Halten S' zu Gnaden! Vor 4 Wochen, als der Diebstahl in Dreßden geschah, war ich eben im Voigtlande, und . . . . . "

„und hörtet damals schon eben so gut als jetzt. Nun so packt euch denn nur geschwind wieder nach dem Voigtlande, wenn ihr glaubt, daß man dort dergleichen Leutebetrieger nöthig habe, und danket dem Himmel, daß ihr für dasmal, mit heiler Haut davon gekommen seyd!"

In einer lustigen Gesellschaft fiel das Gespräch auf die Magie und besonders auf die Kunst sich unsichtbar zu machen. Ryan behauptete, er sey im Besitz dieses Geheimnisses: allein einige zweifelsüchtige Damen meynten, daß sey eine leere Prahlerey, und waren so gar kühn genug darüber mit dem angebli-

geblichen Schwarzkünstler zu wetten. Ayan begab sich in ein Nebenzimmer, ließ die Fenstervorhänge dicht zuziehen, die Lichter auslöschen und nachdem es auf die Art im Gemache stockfinster geworden war, die Damen an die Thür rufen.

„Nun, meine Gnädigen, können Sie mich sehen?“

„Weder Sie, noch sonst etwas.“

„Ey tausend, so hab' ich ja die Wette gewonnen!“

„Mit nichten, mit nichten! Auf die Art kann sich ein jeder unsichtbar machen. Am hellen Tage Herr Baron, am hellen Tage müssen Sie ihre Kunst zeigen, wenn Sie die Wette gewinnen wollen.“

„Das heißt viel gefordert! Doch Versprechen und halten steht wohl bey Jungen und Alten. Stellen Sie sich morgen hier wieder ein, und ich halte als ein ehrlicher Mann Wort!“ —

Wie wenig Neugier Evens Töchter, bekanntermaßen, auch sonst haben, so konnten doch, die Damen kaum die Stunde erwarten, wo der kühne

Schwarz-

Schwarzkünstler sein Probestück ablegen wollte. Endlich erschien sie, und jede eilte dem magischen Schauplatze zu, halbzweifelhaft, ob sich der neue Doctor Faust einstellen werde. Allein, dieser war bereits da und bat die ungläubigen Ankömmlinge, sich nur ein Weilchen zu gedulden, er werde sich indessen in das Seitenzimmer begeben, daselbst einige Anstalten treffen und sobald er in dem erwünschten Zustande sey, sie, Eine nach der Andern, rufen lassen. Die Damen setzten sich also in einen Kreis und harrten der Einladung, welche ihnen die Aussicht in die Geisterwelt eröffnen sollte; jede wünschte insgeheim, daß dieselbe zuerst an sie ergehen mochte. —

Endlich ward die Aelteste gerufen. Sie eilte hinaus, trat in das Seitengemach und sah — Ryan wie eine Statue auf dem Tische stehen, jedoch in der natürlichen Uniform, welche seit Adams Falle in der sogenannten gesittetern Welt confiscirt worden ist. — Die Dame that, was hoffentlich jede unsrer Leserinnen gethan haben würde: sie erschrak, spreitzte die Finger vor das Gesicht und wollte schrey-

en. Allein Kyau winkte, und bat sie, zuvor zu überlegen, ob es klug gehandelt seyn würde, ihren Gefährtinnen zu gestehen, daß sie, die Aelteste und Einsichtsvollste, auf die Art von ihm angeführt worden sey.

Die Matrone, welche nicht gern allein verirt seyn wollte, ging also in aller Stille, und mit der Versicherung, es sey kein Kyau im Zimmer zu sehen, wieder zur Gesellschaft; und eben so machten es auch die andern. Als sie endlich alle in dem Zaubergemache gewesen waren, kleidete er sich geschwind wieder an, ging zur Gesellschaft und fragte die Damen nach der Reihe, ob sie ihn gesehen hätten, worauf denn die Eine, wie die Andere — vorzüglich in Rücksicht der anwesenden Herrn — mit Nein antwortete und gern gestand, daß Kyau die Wette gewonnen habe.

Einst war von sympathetischen Curen und deren vermeyntlichen Nutzen die Rede. Kyau sagte, er halte nichts davon, besitze aber einige Hausmittel,

tel, die ihm schon oft gute Dienste geleistet hätten.

„Apropos!" fragte eine Dame, „wissen Sie kein Mittel gegen das Stechen?"

„Sie müssen nicht still halten!" erwiederte er.

„Wenn ich doch in der Welt wüßte, was meiner Tochter fehlt! Das Mädchen ist blaß und bleibt blaß." Sagte eine adeliche Matrone.

„Gnädige Frau!" versetzte Ayan. „Es geht den Mädchen wie den Borstorfer Aepfeln, sie werden nicht eher roth, als bis man sie aufs Stroh legt."

Auf einer Geschäftsreise sah sich unser Baron genöthigt, wegen einbrechender Nacht in einem Dorfe zu übernachten. Er trat in der Schenke ab, allein da war nicht einmal ein Kämmerchen zu haben, und die Gaststube so voll Bauern, daß der Reisende sich unmöglich entschließen konnte, da zu

bleiben, sondern den Prediger um ein Nachtlager bat, der ihn denn auch willig aufnahm. Seinem Kutscher, der nebst den Pferden in der Schenke bleiben mußte, hatte er befohlen, den Bauern, — sollte sie sich nach dem Eigenthümer der Equipage erkundigen würden — zu sagen, er sey ein Wunderdoctor.

Kaum hatte der Schnurrbart seine Pferde besorgt, und sich in die Gaststube zu einem Kruge Bier gesetzt, so traten die Bauern um ihn herum und forschten, wer doch der fremde Herr sey. Der Kutscher antwortete wie ihm befohlen war. —

Ein Wunderdoctor war seit Menschengedenken nicht in dies Dorf gekommen, und ungeachtet die guten Landleute den Hamburgischen Correspondenten, die Trompete aller Marktschreyer und Quacksalber, nicht gelesen hatten, so war doch ihr Glaube an Universalarzeneyen mächtig groß und sie konnten kaum den folgenden Tag erwarten, um den medizinischen Halbgott näher in Augenschein zu nehmen. Die meisten von ihnen blieben also die ganze Nacht hindurch in der Schenke, und tranken sich,

dem

dem neuen Reifular zu Ehren, zum mindesten ein tüchtiges Jesuiterräuschchen. Diejenigen aber, welche sich nicht getrauten, eine solche Incubration bey ihren Weibern zu verantworten, fanden sich noch vor Tagesanbruch wieder ein, und besetzten den Weg von der Pfarre bis zur Schenke, damit ihnen — man sieht, daß die ehrlichen Leute blutwenig Menschenkenntniß hatten — der Herr Doctor nicht etwa aus Bescheidenheit ausweichen möchte.

Endlich erschien unser Wundermann, und alles lief hinzu ihn zu begaffen. Der Zug begleitete ihn nach dem Wirthshause, wo Arzt nolens volens Stand halten, und die Klagen der wundergläubigen Patienten anhören mußte. Der Eine beschwerte sich über Magendrücken, und dem verordnete er ein dreytägiges Fasten; der Andere über Kopfweh, und dieser sollte sich in Zukunft des Branteweins enthalten; Der Dritte klagte, er sey gallsüchtig, und erhielt Befehl, jedesmal zehn tausend zu zählen, bevor er seinem Gegner antworte u. s. w. u. s. w.

Die Bauern, welche erwartet hatten, daß der reisende Aesculap mit Büchsen, Schachteln und Gläsern wider ihr Ungemach zu Felde ziehen würde, waren mit dieser Wortkur gar nicht zufrieden, sondern gingen, so bald er ihr Dorf im Rucken hatte, zum Prediger, theilten demselben Hans Antworten mit und fragten, ob dieser denn wirklich ein Doktor sey.

„Eben so wenig als ich" erwiederte der Pfarrer lachend. „Er wollte euch nur mit euren Wunderglauben foppen. Daß ihr sonderbaren Leute doch noch immer an dergleichen Alfanzereyen hängt, lieber einen Quacksalber hört als einen vernünftigen Mann! Der gute Rath des Reisenden ist mehr werth, als alle Universalarzeneyen in der Welt. Befolgt denselben und ihr werdet euch wohl dabey befinden!" —

Die Bauern sahen einander an, schüttelten die Köpfe und gingen. — Man wird eher einen Mohren weiß waschen, einem Postillion das Zechen und einem Zeitungsschreiber das Lügen abgewöhnen, als veraltete Vorurtheile ausrotten!

———

Ein

Ein anderer Prediger, bey welchem unser Reisender übernachtete, hielt sichs vermöge seines Gastes toleranter Aeußerungen über verschiedene Religionssecten, für verbunden, Kyau zu fragen, ob er sich zum lutherischen, reformirten oder katholischen Glauben bekenne.

„Ich glaube, was ich will.“ Antwortete der Fremdling.

Allein damit war der Pfarrer nicht zufrieden. Er meynte, ein guter Christ müsse nicht glauben, was er wolle, sondern, der Vernunft zum Trotze, seinen Glauben über irgend einen allgemeinen Leisten schlagen. „Wie werden Sie sonst bestehen, wenn Sie an jenem Tage Rechenschaft davon geben sollen!“

„Hoffentlich ganz wohl;“ erwiederte Kyau, „denn nach der Auferstehung wird ohne Zweifel ein jeder um seine Religion befragt und der Katholische den Katholiken, der Lutheraner seinen Glaubensgenossen und der Reformirte den seinigen zugesellet werden. Kommet nun die Reihe an mich

und soll ich ebenfalls von meinem Glauben Red' und Antwort geben, so werd' ich sagen, wie ich zu dem Herrn Pfarrer gesagt habe; „„Ich glaube, was ich will.““

„Fragt man, wie ich vermuthe, alsdann weiter: „„Und was willst du denn ?““; so werd' ich antworten: „„Ich will, im Vertrauen auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit, das ewige Leben.““ welches mir denn auch, hoffentlich, nicht versagt werden wird.“

Als Kuan krank lag, besuchte ihn ein katholischer Geistlicher, in der Hoffnung, an ihm einen Proselyten zu machen. Indessen merkte der gute Pater bald, daß er für dasmal einen vergeblichen Gang gethan haben würde. Er brach also die Unterredung plötzlich ab, stand auf und sagte zu dem Patienten: „Ich muß wieder gehen, verzeihen Sie . . . . .!“

. . . . . „Es würde mir um Ihretwillen sehr Leid thun, Herr Pater, wenn Sie bey mir bleiben müßten.“ Erwiederte der Kranke.

„Wie

„Wie befinden ſich euer Hochwürden?“ fragte Kyau einen bejahrten Prälaten, der vom Podagra geplagt ward. —

„Je nun, ich trinke meinen Wein und leide meine Pein, und dieſes mit aller Geduld.“

„Schade, daß Sie nicht auch dazu ein junges Mädchen heirathen durfen! Ihre Geduld würde ſonſt manchem Hörnerträger zum Muſter dienen können.“

Als Kyau einſt die Merkwürdigkeiten einer uralten Kirche in Augenſchein nahm, fragte er ſeinen Cicerone, den Küſter, was für einen Heiligen dieſelbe zum Schutzpatron habe. Die Antwort war, ſie führe den Titel Allerheiligen.

„Das hab' ich mir wohl eingebildet, weil faſt keine Fenſterſcheibe mehr ganz iſt“ (erwiederte Kyau). „Wo viele Hirten ſind, da wird gemeiniglich übel gehuthet; denn es verläßt ſich immer der Eine auf den Andern.“

Wahrheitsliebe und Redlichkeit sind Pflanzen, welche in dem fremdartigen Klima der Höfe nur zu leicht zusammenschrumpfen, und, von Insecten benagt, absterben. Indessen wußte Kyan das Gesindel der Verläumder oftmals durch ein einziges Scheltengeklingel zu verscheuchen.

Einst, als ihm der König gar nicht wohl zu wollen schien, fiel gerade eine Hoftrauer ein. Nun durfte bey einer solchen Gelegenheit (die wachhabenden Offiziere ausgenommen) niemand anders als in schwarzer Tracht bey Hof erscheinen. Dessen ungeachtet kam Kyan in einem rothen Kleide angestiegen.

„Ist dir nicht so gut wie den Andern Trauer angesagt worden?" fragte der König.

„O ja, euer Majestät!" erwiederte Kyan. „Da man mich indessen bey Hofe schon schwarz genug gemacht hat, so brauche ich nicht erst schwarz anzuziehen." —

Der Regent lächelte und die Höflinge sahen ihre menschenfreundlichen Absichten abermals vereitelt.

In einem muntern Kreise lediger Frauenzimmer war vom Heirathen — einer Materie, wovon sich das schöne Geschlecht nicht ungern unterhalten soll — die Rede. „Wie wär' es," sag'e Ivau zu einer Matrone, welche, ihren vier und vierzig Jahren zum Trotze, immer, noch Jungfer war, „wie wär' es, wenn Sie dem Hauptmann P** die Hand gäben!"

„Ich dachte gar . . .! Was sollt' ich mit so einem alten Hagestolze!" erwiederte die überreife Spröde mit einer höhnischen Miene. —

Einige Tage nachher ging Ivau mit dem eben erwähnten Hauptmanne in einen öffentlichen Garten, den jene Matrone ebenfalls oft zu besuchen pflegte. Unsre Spaziergänger trafen sie, und zwar in Gesellschaft mehrerer Damen, auch diesmal hier an. Sie unterhielten sich mit den Schönen, der Hauptmann vorzüglich mit seiner Auserwählten. Nach manchen schmeichelhaften Complimenten überreichte er ihr einen seit vier und zwanzig Stunden auf seinem Aermel paradirenden und daher ziemlich verwelkten Blumenstrauß, nahm sich aber — wir

wollen

wollen nicht untersuchen, ob aus Vorsatz oder Versehen — so ungeschickt dabey, daß das Geschenk auf die Erde fiel, bevor noch die Schöne ihre Hand darnach ausstreckte.

Sogleich sprang Kvau herbey, als wollte er dasselbe aufheben, und gab der Dame, die sich ebenfalls in dieser Absicht buckte, statt des Straußes, eine kleine Cervelatwurst in die Hand, worüber denn die Gesellschaft in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Zum Henker!" rief das Fräulein, und warf das Unding dem Geber vor die Füße. „Eine Wurst zu einem Bouquet — ist das sinnlich!"

„Warum das nicht!" erwiederte Kvau. „Eine verwelkte Blume und eine verschrumpfte Wurst haben einander nichts vorzuwerfen."

Als Kvau auf einem Balle in Warschau eine gewisse Dame zum Tanze aufführen wollte, ergriff sie einer ihrer Anbeter, ein polnischer Staroste, hinten beym Kleide, in der Absicht, sie dem Fremdlinge

linge wieder abspenstig zu machen. Das Fräulein kehrte sich freylich nicht daran, sondern folgte ihrem Führer nach dem Tanzplatze; allein der Staroste ging immer hinter ihr her und wollte sie durchaus nicht fahren lassen.

„Sie thun wohl, mein Herr!“ sagte Kyau endlich. „Sie thun recht wohl, daß Sie sich mit der hintern Hälfte meiner Tänzerinn unterhalten, da ich die vordere in Besitz genommen habe; denn die Dame verdient unstreitig, daß auch ihr Hinterer bedient werde.“

In einer fröhlichen Gesellschaft ward einst die Frage aufgeworfen, warum doch wohl das weibliche Geschlecht keinen Bart habe.

„Das ist leicht zu erklären!“ antwortete Kyau. „Wer in aller Welt sollte sie rasiren, da sie den Mund keinen Augenblick still halten können!“

„'s ist doch ein flottes Weibchen, die Weinschenkinn N**! — Der Teufel! Wer an die zu kommen

men wüßte — das wäre noch eine Eroberung, die die Mühe belohnte! Aber sie ist eine wahre Lukrezia und ihr Alter hat Argusaugen." — So declamirte ein junger Offizier über den ehrlichen Weinschenken R** und dessen Ehehälfte.

Kvan, der damals noch in seinen besten Jahren war und etwas mehr Menschenkenntniß hatte als der Declamator, schüttelte den Kopf und meynte, es sey nicht alles Gold was glänze, und er getraue sich den schwärmerischen Verliebten, selbst in Gegenwart des argusängigen Ehemannes, von den antilukrezischen Gesinnungen der Weinschenkinn zu überzeugen.

„Ho, ho, Herr Lieutenant! Sie vermessen sich zu viel. Darauf will ich gleich hundert Dukaten verwetten," erwiederte der Enthusiast. — Die Wette ward angenommen und die beiden Offiziere gingen nach dem Weinkeller, um ein paar Flaschen Burgunder zu trinken.

Während die Gläser einigemal ausgeleert wurden, trieb Kvan mit dem angeblichen Argus allerley Spaß. Bald sollte er nicht eine Viertelstunde

auf

auf einem Fuße stehen, bald nicht in einem Athem funfzig zählen und bald keine halbe Stunde lang, ohne hinter sich in die Stube zu sehen, den Kopf zum Fenster hinausstecken können. Auf das letztere wollte der Schlaukopf so gar zwölf Dukaten verwetten.

Der Weinschenke, in der Meynung, er könne nicht geschwinder zu Gelde kommen, als auf diese Art, nahm den Vorschlag mit beiden Händen an, Knau zählte zwölf Dukaten auf den Tisch, und jener, der die Goldpfennige schon in Gedanken einstrich, steckte lachend seinen Kopf zum Fenster hinaus. Sein Gegner rief ihm zwar verschiedenemal zu, er solle sich einmal umsehen, der Offizier liebäugele mit seiner Frau und wolle mit ihr in das Seitenkabinett schleichen: aber der Weinschenke ließ sich nichts anfechten, sondern antwortete: „Ey, ich habe eine ehrliche Frau und weiß wohl, was ich ihr zutrauen kann. Der Herr Baron will mich nur um die zwölf Dukaten bringen, allein ich werde kein Narr seyn." —

Knau hatte, in Rücksicht des Offiziers und der schönen Lukretia, — deren Eheherr steif und fest

aus

aus dem Fenster sah und Acht gab, wie viel der Geiger schlug — die lauterste Wahrheit geredet. Da aber die beiden Lustwandler die Cabinettsthur zugezogen hatten, so können wir unsern Lesern nicht sagen, was hinter derselben vorfiel. Wir wissen aber wohl, daß der Offizier nachher gestand, Ryan habe die hundert Dukaten gewonnen.

Sobald sich die beiden Liebhaber wieder in aller Ehrbarkeit an den Tisch gesetzt hatten, ward dem Weinschenken, der beynahe eine Stunde lang mit der Nase auf der Gasse gewesen war, die Erlaubniß gegeben, seinen Kopf wieder hereinzuziehen, indessen wollte er nicht eher Gebrauch davon machen, als bis er von seiner Frau die Versicherung erhielt, daß die bestimmte Zeit wirklich verflossen sey. Alsdenn aber fuhr er mit einem Freudensprunge an den Tisch, strich die Dukaten ein und versicherte, unter lautem Jubel, er wolle wohl dreymal so lange zum Fenster hinaussehen, wenn der Herr Baron Lust bekommen sollte, die Wette nochmals einzugehen.

Wenn

Wenn Swan irgend einen interessanten Satz behauptete, so pflegte er denselben gern durch eine Erzählung zu erläutern. Die Damen neckten ihn oft, und wurden eben so oft von ihm geneckt. Daher kommt's, daß das schöne Geschlecht eben nicht Ursache hat, auf jene meistens satyrischen Anekdoten stolz zu seyn. Wir, die wir uns, laut des Titels dieses Büchleins, nun einmal anheischig gemacht haben, etwas lustige Einfälle nacherzählen, sind feierlich verbunden, auch jene, theils aus der höhern theils aus der niedern Sphäre des Lebens entlehnten satyrischen Verträge zur Charakteristik der schwachen Hälfte der Menschheit hier aufzunehmen; indessen denken wir mit dem Apostel Paulus, der kein unkeuscher Mann war: „So viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Friede!“ und sind daher gar nicht gesonnen, unsers Spötters Behauptungen unbedingt zu unterschreiben. Vielmehr haben wir, um unsern Leserinnen kein Aergerniß zu geben, jene — wer wollte nicht gern glauben, verläumderischen! — Anekdoten bis zu Ende dieses Büchleins verspart und dadurch jeder empfindlichen Schöne Gelegenheit geben wollen, dieselben

unbeschwert überzuschlagen. Nach diesem, hoffentlich überzeugenden Beweise unsrer Paulität waschen wir unsre Hände in Unschuld und lassen den losen Spaßmacher erzählen. — —

„„Hilf, Himmel, hilf! Ich schrey zu dir,
„„Ein Weib und Kreuz hast geben mir,
„„Niemand Weib zu dir,
„„Das Kreuz von mir,
„„Ich will dir's danken für und für.““

Vetele jener Schulmeister, der sich seit zwanzig Jahren mit einer bärbeißigen Frau plagte, die den ganzen Tag über nichts that als zanken und schmähen. Dennoch war der gute Mann noch nicht halb so übel daran, als ein gewisser schwäbischer Gastwirth, denn jener stand zwar unter dem Pantoffel, allein er blieb doch ohne Hauptschmerz, bey heiler Haut und bey Ehren. Der Schwabe hingegen mußte nicht nur seiner Frau gehorchen, sondern auch deren Gäste bedienen, und — was wenigstens eben so schlimm war — sich noch dazu wegen seines Hauskreuzes überall hänseln und necken lassen. Kein Wunder, wenn der arme Tropf ganz blödsinnig darüber ward! — —

„Das

„Daß du mir auf die Glucktenne nebst den Küchlein wohl Acht gibst!“ sagte seine Frau eines Tages und ging aus dem Hause um einem ihrer Vettern ein Stell dich ein *) zu geben. Der Mann that sein bestes. Er führte die Henne sammt ihrer kleinen Familie in den Garten, setzte sich unter einen Baum und verwandte kein Auge von den Hühnern. Allein ehe er sich dessen versah, kam ein Habicht aus der Luft geschossen und holte eins von den Küchlein weg. Der betrogene Wächter setzte dem Räuber nach, in der Hoffnung, er würde das Küchlein wieder fallen lassen; doch kehrte dieser sich nicht daran, sondern dachte, wie der [illegible]er Magistrat bey Erbschaftsverwaltungen: „was gut zu nehmen ist, ist auch gut zu behalten,“ und ließ sich den gestohlenen Braten wohlschmecken.

Indessen erwartete der Wirth mit Zittern die Rückkunft seiner Frau. Gegen Abend kam sie, und ihre erste Frage war: „Ist nichts vorgefallen?“ — Der arme Stümper wollte nicht mit der Sprache

*) So will einer unsrer Sprachbereicherer das rendez-vous übersetzt wissen.

herauskräuen, daher sie denn leicht merkte, daß ihn der Schuh irgend wo drücken müsse.

„Was gilts, du hast mir die Küchlein aufgefressen lassen!“ sagte sie und lief spornstreichs nach dem Hühnerstalle um ihre geflügelten Hausgenossen nachzuzählen. Der Defect ward sogleich bemerkt und nun gings über den armen Mann her. Er bat, er flehete, er versprach sein Wächteramt künftig besser zu versehen — alles umsonst! „Ich will dich Schlingel lehren die Augen aufsperren!“ hieß es, und man kann leicht denken, daß das Werkzeug, welches am meisten gesündigt hatte, auch am meisten Pein leiden mußte. Endlich flüchtete er mit vielen blauen Flecken auf den Heuboden und zog die Leiter nach sich. —

Am folgenden Tage machte die Zelotinn abermals einen Ausfall in die Nachbarschaft, nachdem sie zuvor dem Manne das Hauswesen und besonders die Küchlein auf Leib und Leben anempfohlen hatte. — —

„Für dasmal will ich's klüger machen!“ sagte der ehrliche Schlucker zu sich selbst, band die Küchlein an den Füßen an einen langen Faden, behielt

das

das Ende desselben in der Hand und hütete auf die Art eine geraume Weile seine Heerde. — — „Ey, dabey könnte man ja wohl ein Pfeifchen schmauchen!“ eine Pflege, welche ihm seit dem letztern Haustumiere nicht zu Theil geworden war. Er legte also seinen Faden einstweilen nieder, ging in die Küche um seinen Nasenwärmer anzuzünden und intonirte unterweges, in Wiedererinnerung seines gestrigen Schicksals: „Mag ich Unglück nicht widerstahn.“ —

Aber, hilf Himmel, wie erschrack er, als er wieder in den Garten kam und sein ganzes Gebund Küchlein oben in der Luft schweben sah! — Der Habicht hatte den gestrigen Braten so sehr nach seinem Geschmack gefunden, daß er, während des Wirths Abwesenheit, wiedergekommen war um sich noch Einen auszubitten. Da er aber die ganze Familie zusammengetrieben sah, so hieß es, wie Eulenspiegels Schneidermeister sagte: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden!“ — und jene bescheidene Forderung artete in den unverschämtesten Diebstahl aus. —

Da stand nun der betrogene Schmaucher wie vom Blitze gerührt, und wünschte nichts mehr, als daß der Räuber den Wächter zugleich mit der Heerde durch die Luft geführt haben wollte! Er war eines einzigen Küchleins willen beynahe lebendig gerädert worden, was mußte er nicht der ganzen Brut wegen fürchten! — „Besser todt, als noch einmal von meinem Weibe gemartert!“ seufzte er und war im Begriff in den Brunnen zu springen. Allein unterwegens fiel ihm ein, daß ihm seine Frau befohlen habe, das Haus nicht zu verlassen. Er beschloß daher lieber innen als außerhalb desselben, und also doch wenigstens in seinem Berufe zu sterben.

Zum Glück erinnerte er sich eines wohlverwahrten Topfes in der Vorrathskammer, vor welchem ihn seine Ehehalfte mehrmals gewarnt hatte, mit dem ausdrücklichen Zusatze, es sey das stärkste Gift darin. — Was konnte ihm unter diesen Umständen erwünschter kommen, als jener Topf! Dadurch ward er ja auf einmal und noch vor seines Weibes Zurückkunft aller Qual entledigt! Er machte sich also

über

über denselben her, verzehrte den ganzen Vorrath von Gift, welcher in den schönsten eingemachten Feigen bestand, verkroch sich alsdenn in einen Winkel und erwartete jeden Augenblick das Ende seines Lebens.

Unterdessen kam das liebenswürdige Weib zurück. Sie sah sich sogleich nach ihren Küchlein und ihrem Manne um, konnte aber keines von beiden ansichtig werden. Da ihr eben nicht viel gutes dabey ahndete, so nahm sie einen hölzernen Tröster zur Hand und durchstöberte damit alle Winkel des Hauses, in der Hoffnung, entweder den armen Sünder oder das corpus delicti auszuwittern und über jenen sogleich Standrecht zu halten.

Nach langem vergeblichen Spähen fand sie den erstern ganz gekrummt in einem Winkel sitzen, überschüttete ihn mit einem Strohme teufelhafter Flüche und holte mit ihrem hölzernen Zepter aus um zu dieser Litaney den Tact zu schlagen. Indessen rief der Mann aus vollem Halse: „Halt ein, liebe Suse, halt ein! Ich bin ohnehin ein Kind des Todes, denn ich habe aus Furcht vor dir den ganzen Giftkopf aus-

geleckt. — Lebe wohl! Lebe wohl und nimm dir einen andern Mann, der deine Küchlein besser hüthen kann als ich!" —

Wie wuthend das Weib auch vorhin war, so mußte sie doch über die Einfalt ihres Mannes lachen. Sie zog ihn also aus dem Winkel hervor, ohne ihm etwas zu Leide zu thun, und das war, in Betracht, daß sie den armen Tropf bloß durch ihre Tyranney zum Narren gemacht hatte, vielleicht der klügste Streich, dessen sie sich in ihrem Leben rühmen konnte.

— —

„Wie kennt der Teufel doch das Uebel so genau!
„Er ließ dem Hiob nichts als nur die böse Frau."

Hatte ein geplagter Ehemann, der sich oftmals mit Hiobs Schicksale zu trösten pflegte, in seine Bibel geschrieben. Uebrigens trug er, wie dieser, sein Kreuz so ziemlich mit Geduld. Bekam die Frau ihre böse Laune, so brachte er einen Schwank aufs Tapet, der sie wider ihren Willen lachen machte und das Ungewitter von ihm abwendete. Sehr selten pflegte er ihr eine Dosis Schlagbalsam zu appliciren;

denn

denn theils hielt er überhaupt nicht viel von dieser gewaltsamen Cur, welche doch immer eine kräftige Arzeney gegen die Liebe bleibt, theils widerrieth ihm die Klugheit eine Manipulation, wobey er, vermöge der Stammhaftigkeit seiner Ehehälfte, zum Unglück eben so oft das leidende als das thätige Subjekt ward. — —

Woher kommt's doch, daß man die geplagten Ehemänner weit öfter belachet als bemitleidet? — Eine Frage, welche, so viel wir wissen, noch nirgends beantwortet worden ist, ungeachtet sie wenigstens eben so sehr auf dem Katheder und durch Preisaufgaben zur Sprache gebracht zu werden verdiente, als die Präadamiten, der Bau des Salomonischen Tempels und andre solche Siebensachen. Es ist hier nicht der Ort tragi-komisch-psychologische Probleme aufzulösen, sonst könnten wir eine Abhandlung einschalten, welche die meisten Leser eben so gelehrt finden würden als jenen Titel. Schade, daß die geplagten Ehemänner nicht, wie die Akademien der Wissenschaften, eine geschlossene Gesellschaft ausmachen! sonst dürfte man hoffen, daß

die obige Frage einmal der Gegenstand einer Preisaufgabe wurde. Sollte indessen dieser Fall in Zukunft noch eintreten, so kann das Publikum von unsrer Seite auf ein Werk rechnen, welches an Gründlichkeit den philosophischen Schriften des Kirchenraths Tittel und an Sprachrichtigkeit dem grauen Ungeheuer nichts nachgeben wird; denn die Möglichkeit, von einer so achtbaren Gesellschaft grösstentheils gekrönter Männer gekrönt zu werden, wäre eine zu schwere Versuchung, als daß wir nicht mit unsrer Weisheit herausrücken sollten. —

Damit man diese kleine Abschweifung nicht für gesucht erkläre, so ist zu wissen, daß unser philosophisch-politischer Dulder sehr oft in den Fall kam, von seinen Zunft- und Zeitgenossen geneckt und ausgelacht zu werden. Der eine fragte ihn, ob er die rothen Augen dem Rauche zu verdanken habe; der Andere, ob er etwa mit dem Kopfe gegen den Ofen oder gegen seiner Frauen Hand gekannt sey u. s. w. Nun machte er freylich in der Regel Spaß daraus, allein das wollte auf die Länge nicht mehr gehen, die Neckereyen nahmen kein Ende; er beschloß daher

ber, bey der nächsten Gelegenheit auf immer den Lauern das Maul zu stopfen.

Sie fand sich; denn auf dem nächsten Innungsschmause gieng das Hänseln wieder an. Unser Ehrenmann wehrte sich tapfer und behauptete endlich sogar, die Leute mochten sagen, was sie wollten, er sey doch Herr im Hause und seine Frau müsse nach seiner Pfeife tanzen. Darüber entstand ein allgemeines Gelächter. — „Lachet nur immerhin!" sagte er „Ich wette um eine Tonne Bier, daß ich buchstäblich die Wahrheit gesagt habe. Meine Frau soll, so bald ich's ihr heiße, in der Stube umhertanzen. Wollt ihr mir nicht glauben, so gehet mit und überzeugt euch durch den Augenschein!" —

Die Wette ward sogleich angenommen und die Schmausbrüder giengen mit nach ihres Gegners Wohnung, und stellten sich an ein kleines Fenster, wodurch sie die hinter dem Spinnrocken sitzende Frau, nebst allen, was in der Stube vorging, beobachten konnten.

Kaum trat der Geneckte in die Thür, so machte ihm seine böse Sieben ein so saueres Gesicht, daß die

die Lauscher am Fenster das Bier schon gewonnen zu haben glaubten. Allein jener ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen, sondern setzte höhnisch die Arme in die Seite und fing an in der Stube umherzutanzen und zu singen:

Du schneidest zwar ein schief Gesicht,
Doch bin ich Herr im Hause;
Drum tanze mit, und schmolle nicht.
Sonst mach' ich eine Pause
Und zeige dir wie oft vorbin,
Daß ich der Herr im Hause bin. —

Das Weib hörte dem Liedchen eine Weile zu, warf aber den Spinnrocken bald von sich daß es rasselte, stemmete gleichfalls beyde Arme in die Seite, tanzte dem Manne entgegen, und sang, indem sie ihm ein Schnippchen vor die Nase schlug, mit kreischender Stimme:

Du schneidest zwar ein schief Gesicht,
Doch bin ich Herr im Hause; u. s. w. —

Die Zeugen am Fenster brachen über dies Duett in ein lautes Gelächter aus; der Mann aber rief:

rief: „Da lustig! die Tonne Bier ist gewonnen!“ lief mit den Zechbrüdern davon und ließ seine böse Sieben tanzen, so lange sie wollte.

„Bruder, rathe mir einmal, was fang' ich mit meinem Weibe an! Ich prügle das Unthier alle Tage braun und blau; aber das schimpft und schmählt; tobt und flucht, vor wie nach, vom Morgen bis zum Abend“ sagte ein Soldat zu seinem Kameraden, der ein verdorbener Student war, und daher ein wenig mehr Menschenkenntniß zu haben vermeynte als seine meistens dem Pflugе entrissenen Spießgesellen. —

„Je nun!“ antwortete dieser. „Wenn die Schläge nicht helfen wollen, so weiß ich dir nichts anders zu rathen als die Wasserkur.“

„Die Wasserkur? was heißt das?“

„Das heißt, du sollst deine Xantippe gelegentlich ins Wasser stoßen und sie nicht eher wieder heraus-

als-

ziehen, als bis sie dir heilig angelobt, daß sie sich bessern will." — —

Der Frager fand dieß Mittel, das wie einfach es auch sey, schon mehrern geplagten Ehemännern gute Dienste geleistet haben sollte, sehr nach seinem Geschmack und beschloß, davon nächstens Gebrauch zu machen.

Zum Glück trat der Fall der Anwendung früher ein, als sich, wegen der Entfernung eines schicklichen Tauforts anfänglich hoffen ließ; denn als das mißvergnügte Ehepaar am nächsten Sonntage zusammen über Feld ging, um einen Landmann von ihrer Verwandtschaft zu beschmausen, fand die Soldatendame, daß sie zu einem solchen Besuche nicht genug geputzt, sondern daß wenigstens ein neues nicht so abgeblaßtes Mieder dazu anzuschaffen gewesen sey. „Aber" setzte sie hinzu, „wer kann bey dir Pfennigfuchser zu einem Stück Zeuge kommen!"

Der Mann entschuldigte sich und versicherte, es fehle ihm nicht am Wollen, sondern am Können. Allein seine böse Sieben wollte davon nichts

hören

hören, sondern schob alles auf Rechnung seiner Karg-
heit, der sie eine kreischende Ehrenrede hielt und dabey
ihren Begleiter einmal über das andere einen Kni-
ker hieß. Sie war in der höchsten rhetorischen Be-
geisterung, als die beyden Wanderer einen Fluß-
erreichten und der Soldat, der Wasserkur einge-
denk, seine Lobrednerinn hineintrieb und ihr die Be-
dingung erklärte, unter welcher allein sie aufs Trok-
ne kommen könne.

Allein hatte sie vorhin geschimpft, so schimpf-
te sie nun noch zehnmal ärger und besonders ward
der Kniker so oft wiederholt, als nur der Athem
zureichen wollte. Damit sie Zeit haben möchte sich
eines bessern zu besinnen, so tauchte er sie eine
ganze Weile mit dem Kopfe unter das Wasser; al-
lein sie streckte beyde Hände in die Höhe und hielt
die Daumen auf einander, um ihm jenen Ehrenti-
tel wenigstens noch durch Zeichen zu erklären.

Was sollte der arme Tropf anfangen! Wollte er
keinen Mord begehen, so mußte er sein Kreuz
wieder aufs Trokne ziehen. Und so hatte denn die
Wasserkur weiter keinen Nutzen, als daß das Mie-

der

der, welches dazu Veranlassung gab, nun noch mehr abgeblaßt war als zuvor.

Ein Pommerscher Edelmann, dem der Himmel (wo, nach einem bekannten Sprichworte, die Ehen geschlossen werden) ebenfalls eine solche Widerbellerinn zugesellet hatte, ersann ein anderes Mittel dieselbe zum Schweigen zu bringen. Er ließ nehmlich eine Wiege machen, welche so lang und geräumig war, daß füglich ein Erwachsener darinn Platz hatte. Als sie anlam, erkundigte sich seine Hausehre freylich sehr angelegentlich, was er doch mit dem ungestalteten Kastwerke wollte; allein die Antwort war, ihm ahnde, daß sie ihm nächstens mit einem kleinen Goliath beschenken werde und er habe die Riesenwiege verfertigen lassen, um diesen ungeheuren Ehesegen darinn zu schaukeln.

Indessen war die Bestimmung des neuen Schlafgesells bald einleuchtender, denn als die adeliche Xantippe am folgenden Tage, ihrer Gewohnheit nach, wieder anfing zu hadern, und zu toben, umfaßte,

faßte ſie ihr angeklagter Eheherr, trug ſie mit Hülfe eines Bedienten in die Rieſenwiege, ließ ſie darinn feſt binden und ihr unter kenntlichem Schaukeln, vorſingen:

„Schlaf, mein Kindchen, gerne!
„Es leuchten dir die Sterne,
„Es leuchtet dir der Mondenſchein;
„Drum mußt du fromm und ſtille ſeyn!“ —

Darüber wollte nun die Dame vor Aerger aus der Haut fahren. Sie ſpie Feuer und Flamme gegen den Urheber einer ſo ſchimpflichen Behandlung; allein dieſer kehrte ſich nicht daran, ſondern ließ ſie nur deſto ſtärker wiegen. Als ſie deſſen ungeachtet keine gelinderen Saiten aufzog, lud er einige benachbarte Freunde zum Eſſen ein, machte ſich mit ihnen luſtig, trank auf die Geſundheit ſeiner (wie er ſagte) im Nebenzimmer am Gehirnfieber krank liegenden Gattin, und führte endlich ſeine Gäſte ſogar in das Gemach, wo die böſe Sieben geſchaukelt ward. Die Herren wollten ſich über das rieſenmäßige Wiegenkind todt lachen; dahingegen der Frau gar nicht lächerlich zu Muthe war. Sie

fing an einzusehen, daß sie mit ihrem losen Munde nichts ausrichten würde; sie legte sich also aufs Bitten, versprach sich zu verbessern, ward aus der Wiege befreyet und man sagt, ihr Gemahl habe seit dieser Stunde nie wieder Ursache gehabt sich über sie zu beklagen.

—

„Weiber, Weiber! wer euch traut,
„Ist zum Tollhaus reif genug!" *)

singt ein betrogener Ehemann in, wir wissen nicht gleich welcher, Italienischen Oper. Ob der gute Mann so ganz Unrecht hatte, mögen folgende Ehestandsgeschichten, welche Ayan erzählte und womit wir dies Büchlein beschließen wollen, ausweisen. —

Ein reicher sechzigjähriger Wechsler, welcher glauben mochte, er habe an seinen Geldsäcken noch nicht genug zu hüten, heirathete — denn Alter schadet

*) „Donne, donne! chi vi crede!
„Questo io dico pazzeggiare!"

ſchadet der Thorheit nicht! — ein Mädchen von achtzehn Jahren; und was auch die Zweifler darüber ſagten, ſo ſchien doch dies ungleiche Paar ganz für einander geſchaffen zu ſeyn. Der Alte ging ſeinen Geſchäften nach, während ſein Weibchen die Haushaltung beſorgte und nebenher durch ihren gottſeligen Wandel alle Welt erbaute. Sie las morgens und abends ihren Benjamin Schmolke, verſäumte keine Predigt und ſchloß ſich ſogar zuweilen in ihr Kämmerlein, um unbeobachtet ihre Andacht zu verrichten und geiſtliche Lieder abzuſchreiben. Die Schwachheiten ihrer Bekanntinnen als zügelloſe Gräuel zu beſeufzen, das Geſinde zur Gottesfurcht zu ermahnen, demſelben Beyſpiele von Tugenden und Laſtern unter Augen zu ſtellen — das alles war ihr ſo geläufig, als ihrem Manne das Geldzählen. Was Wunder, daß der gute Alte, zufolge ſeines Sprüchleins:

„Wo Gott nicht ſelber baut das Haus,
„Da richtet keine Müh was aus.“

glaubte, das Glück, welches ſeit dem neuen Eheſtande alle ſeine Geſchäfte begleite, ſey ein außer-

erdentlicher, von seiner Beate auf ihn herabgeflehter Seegen des Himmels! Was Wunder, daß er, dem kein Segen lieber war als der geprägte, über jenen frommen Wahn oft in der Stille Freudenthränen vergoß!

In einer solchen Herzenserleichterung ging er an einem Sonntagsmorgen, wo er, wegen wichtiger, mit einem angesehenen Reisenden abzuschließender Geschäfte, die Kirche versäumen mußte, vor den nußbaumenen Familienschrank und nahm sein blaufammtenes, mit goldenen Quasten geschmücktes Bratenkleid zur Hand, um in demselben desto würdiglicher vor seinem hohen Kundmanne zu erscheinen.

Indem er die Troddeln, welche seine häusliche Gattin gegen Feuchtigkeit und Tobacksrauch mit papiernen Ueberzügen bekleidet hatte, entlarvte, erblickte er auf einem der Zettelchen die Handschrift seiner Andächtigen. — „Das gute Weib! — gewiß wieder etwas aus Paul Gerhards geistlichen Liedern!“ dachte er und entfaltete seinen Fund. Es

war

war ein Fragment eines Briefes und enthielt die Worte: " . . . bleibe du der Meinige . . . ich ewig verbleiben werde

Deine

getreue
Henriette."

Der Leser bedarf ohne unsre Erinnerung, daß die mit . . . bezeichneten Lücken von dem Fragmente abgerissen waren. Vielleicht hatte in der letztern gestanden: und sey versichert, daß —

Ein Brief, und, wie es schien, sogar ein Liebesbrief von seiner Gattin! — Kaum traute der Ehrenmann seinen Augen. An ihn konnte dieser Brief nicht gerichtet gewesen seyn; denn er hatte sich nie in dergleichen zärtliche Präliminarien eingelassen, sondern um sein Herzblatt unmittelbar bey ihren Aeltern gefreiet. Es wollte ihm gar nicht zu Kopfe, daß seine fromme Jette außer ihm noch einem Andern getreu seyn sollte; und dennoch traf die Handschrift eben so genau zu als der Name. Kein

Wunder, wenn ihm unter diesen Umständen die Stirne zu jucken begann!

Das einzige Tau, welches seinen Glauben an die Tugend der Andächtlerinn vor dem völligen Schiffbruche schützte, war, daß er nicht zu entscheiden vermochte, ob das dritte, etwas undeutlich geschriebene Wörtlein des Fragments der männliche oder der weibliche Artikel seyn sollte. Freylich buchstabierte er, (besonders da der Punkt, den man sonst über das Wörtchen die zu setzen pflegt, nirgends zu finden war) unter zehnmahlen wenigstens siebenmal der: allein, was man wünscht, das glaubt man gern; es blieb ihm daher, dieser Pluralität ungeachtet, immer noch wahrscheinlich, daß sein Jettchen an eine gute Freundinn geschrieben habe, und er beschloß, mit jenem Verdachte nicht herauszuplatzen, sondern sich auf die Lauer zu legen. —

„Der einfältige Mann!" wird der Leser sagen, der in eben dieser Wiege geschaukelt ist, „der einfältige Mann! warum durchsuchte er nicht die übri-

gen

gen Troddelmützchen! Vielleicht hätte sich zu den seinigen noch ein erklärender Vorvermann gefunden."

Unser Zweifler that nicht nur dies, sondern er reihete auch die Zettelchen, worunter wirklich noch einige von der Hand seiner Auserwählten beschrieben waren, mit aller der Sorgfalt an einander, womit ein Philolog die pergamentenen Fragmente alter Manuscripte, oder ein Jude in der Hoffnung, einen Thaler von den Todten zu erwecken, die Trümmern eines Sächsischen Cassenbillets zusammen zu kalmäusern pflegt; allein sie paßten zu dem seinigen wie ein Haarbeutel zu einer Mönchskutte und Englands Politik zu dem ewigen Frieden. Es blieb demnach nichts weiter übrig, als, was er bereits beschlossen hatte, die zweifelhafte Lesart des d e r so lange zu seiner Zufriedenheit zu erklären, bis ihm die Zeit einen unzweydeutigen Commentar dazu liefern würde.

Um indessen dieser Zauderinn, die mit ihren Auslegungen oft eben so sehr zögert als Herr Span-

genberg mit seinem corpus juris civilis *) einigermaßen unter die Arme zu greifen, beschloß er, seiner Andächtigen Gelegenheit zu geben, mit ihrem Liebhaber (falls sie dergleichen haben sollte) unagiert zu — beten. Er gab also an einem schönen Nachmittage vor, er müsse dringender Geschäfte wegen zu einem benachbarten Landedelmanne fahren, versteckte sich aber insgeheim in seinen ersten Ohrenbläser, den obgedachten Familienschrank, durch dessen sauber durchbrochenes Schnitzwerk er so ziemlich den ganzen Wirkungskreis, und vorzüglich das Schlafzimmer seiner Ehehälfte, theils übersehen, theils belauschen konnte. Die Beargwöhnte ging hin und wieder, guckte bald aus diesem, bald aus jenem Fenster; allein er bemerkte nichts, was nicht zu einer Bilderbibel hätte in Kupfer gestochen werden können. Es schien ihr vielmehr in allen Winkeln nicht recht zu seyn; sie seufzte verschiedenemal: „o mein liebes Männchen! wie mags ihm wohl

*) Auf dessen zweiten Theil die Pränumeranten bereits seit neunzehn Jahren vergebens hoffen.

wohl gehen!“ und fing endlich sogar andachtsvoll an zu singen:

„Befiehl, o Herr, den Dienern dein,
„Den Engeln, daß sie mit ihm seyn,
„Ihn leiten und mit ihrer Wach'
„Abwenden alles Ungemach!

„Treib sein Vorhaben glücklich fort,
„Bring ihn mit Freud' an seinen Ort,
„Damit ihn ja kein Unfall kränk;
„Der Menschen Herzen zu ihm lenk!

„Vor Straßenräubern ihn bewahr,
„Vor Wassersnöthen und Gefahr,
„Vor wilden Thieren, Fall und Brand,
„Vor allem Leid, vor Sünd' und Schand!“ —

Welche Gottesfurcht! Welche zärtliche Besorgniß für ihren Gatten! Ein ganzes Verzeichniß von Uebeln, wovon ihn, und wenn seine Reise noch so unglücklich ablief, kaum der zehnte Theil treffen konnte! — Das behagte dem Horcher, als hätt' ihn ein Häschen geleckt! Auch hätte er in der ersten Entzückung beynahe vergessen, daß er verreiset war, so sehr trieb und drängte es ihn, aus seinem Guck-

lassen hervorzuspringen, die zärtliche Sängerinn um Verzeihung zu bitten und das verhaßte der seines Manuscripts auf etwa in die zu verwandeln. — Glücklicherweise fiel ihm das Vorgethan und nachbedacht u. s. w., welches die Alten der lieben Jugend so oft vorzupredigen pflegen, noch zu rechter Zeit ein; auch war's, als flüsterte ihm jemand ins Ohr: „Deine Beate äffet dich! Sie merkt, daß sie beliebt wird!“

„So muß ich's denn wohl ein andersmal klüger anfangen!“ antwortete er, wiewohl ganz mißmuthig, dem unberufenen Schwätzer, kroch gegen Abend so leise als möglich aus seiner Arche hervor und schwur, binnen vier Wochen über die Treue oder Untreue der Beate ins Reine zu kommen, es möge auch kosten, was es wolle. Das hieß freylich eben so viel, als schwören, er wolle das große Loos in der Lotterie gewinnen; doch wer nach einem goldenen Wagen ringt, erhält am Ende immer noch ein Rad davon, sagt ein altes Sprichwort. Wir wollen sehn, ob es bey unserm Ehrenmanne eintraf.

Um ja nicht durch einen unvorbereiteten Schritt Aufsehen zu erregen, leitete er, verschiedene Tage vor der Ausführung des neuen Plans, eins seiner Geschäfte so ein, daß eine Reise, allem Anschein nach, unvermeidlich war. Er machte sein Jettchen auf deren Nothwendigkeit aufmerksam, empfahl ihr das Hauswesen und fuhr, unter dem Versprechen, die hochbetrübte Strohwittwe nicht länger als vier Tage schmachten zu lassen, im vollen Ernst zum Thore hinaus. Indessen endigte sich die Reise schon auf der nächsten Posistation, wo er bis gegen Abend blieb, alsdenn nach der Stadt zurückkehrte, um alles Geräusch zu vermeiden, vor derselben ausstieg, und so ziemlich um Mitternacht vor seinem Hause anlangte.

Da er den Schlüssel zu sich gesteckt hatte, so durfte er sich nicht erst durch Klopfen ankündigen. Er kam also, ohne daß ihn jemand vernahm, bis vor das Schlafzimmer seiner Gattinn. Die Thür war verschlossen; eine ungewöhnliche Erscheinung, die ihn nicht wenig stutzig machte. Er lauschte am Schlüsselloche. — Das war ein Geflüster — ein

O — und Ach! — „Sollte Sie den Abendsegen beten!“ — Aber das Bettgeſtell knarrte, und das betet doch keinen Abendſegen. — — „Waren das nicht zwey Stimmen? — Ja, ſo wahr ich lebe!“

Er klopfte an die Thür. — „Jette, mach' auf! Dein Mann iſt da.“

Auf einmal entſtand in der Kammer ein Gepolter, als ob der Kobold darin hauſete; aber es währte nicht zwey Minuten, ſo kam ihm ſeine Getreue mit dem holdſeligſten, unbefangenſten Geſichte und mit offenen Armen entgegen. — „Schon wieder da, mein Schatz! Das heißt wohl recht: unverhofft kommt oft! Wär' ich doch in der Haſt beynahe aus dem Bette geſtolpert! Nun willkommen, willkommen!“ —

Der Schatz runzelte die Stirn und ſpähete alle Winkel aus, in der Hoffnung, den ungebetenen Gaſt anſichtig zu werden; aber es war niemand zu hören noch zu ſehen, und unſer Späher würde in Verſuchung gekommen ſeyn, das Ach und O einem ſchweren Traume zuzuſchreiben, hätte er nicht eine

ent-

entfernte Seitenthür knarren und bald darauf den Deckel eines auf der Flur ſtehenden Haferkaſtens zufallen hören. Sogleich eilte er durch die verrätheriſche Thür dem Getraidebehälter zu. Es rauſchte noch darin. Vermuthlich mußte der neue Einwohner ſeinen Nachbar Hafer erſt bitten, ein wenig auf die Seite zu rücken. —

„Richtig! Der Vogel iſt gefangen!“ rief der lauſchende Alte mit einer Art von wehmüthiger Freude, holte ein Vorlegeſchloß und hing es dem Kaſten durch die eiſerne Naſe. — „Er will ihn doch wohl nicht gar ſammt dem animaliſchen und vegetabiliſchen Eingeweide ins Waſſer tragen laſſen!“ werden unſre Leſerinnen denken. — Nein; der alte Papa war ein zu braver Chriſt und ein zu guter Oekonom, als daß ihm ſo etwas hätte einfallen können. Auch würden wir das nicht zugeben, oder doch wenigſtens die beſorgten Schönen zuvor in den Kaſten hineinſehen laſſen. Es könnte doch leicht ein junger Menſch darin ſtecken, der ihres Mitleidens werth wäre! —

„Schneid'

„Schneid' ich mir die Nase ab, so schänd' ich mein Angesicht!" pflegte unser spruchreicher Alte zu sagen. Von diesem Grundsatze ging er auch bey seinem dermaligen Verfahren aus. Steckte, wie er alle Ursache hatte zu glauben, sein Stellvertreter wirklich in dem Getraidebehälter, so sollte das buhlerische Weib — wie er hoch und theuer geschworen hatte — nie wieder an seine Seite kommen. Nun gab es aber zwey Mittel ihrer los zu werden, den Weg Rechtens und den Vergleich. Das erste verwarf er, weil ihm seine eigne Ehre zu lieb war, als daß er die Beate hätte öffentlich beschimpfen sollen. Es blieb ihm also nichts übrig, als dieselbe, in Gegenwart ihrer nächsten Verwandten durch Oeffnung des Haferkastens für eine treulose Heuchlerinn zu erklären und ihr alsdenn den Stuhl vor die Thür zu setzen. Entschlossen diesem Plane getreu zu bleiben, warf er sich in einen Sessel und erwartete, man kann leicht denken in welcher Gemüthsstimmung, den Anbruch des Tages, wo die Verbannung vor sich gehen sollte. Er überdachte sein Schicksal lange und ernstlich. Endlich senkte sich der Tröster, welcher so manchen Kummer lindert, so manche Thräne

ab-

abtrocknet, der Schlaf, auch auf seine Augenlieder. —

Es war bereits hoch am Tage als er wieder erwachte und seine Schwiegereltern zu dem hochnothpeinlichen Halsgerichte, welches er zu haben dachte, einladen ließ. Sie erschienen. Er erzählte ihnen die Begebenheiten der verwichenen Nacht, schilderte das Betragen seiner Treulosen mit den schwärzesten Farben und öffnete das Hafermagazin, um die bestürzten Zuhörer von der Wahrheit jener Aussagen durch Vorzeigung des corporis delicti zu überführen. — Aber kaum lüftete er den Deckel des Kastens, so sprang ein großer schwarzer Ziegenbock daraus hervor und rannte gegen seinen — der Himmel mag wissen, ob gehörnten oder ungehörnten — Befreyer mit solcher Gewalt an, daß derselbe rücklings zu Boden fiel und die Beine in die Luft kehrte.

Der Umstehenden bange Erwartung verwandelte sich auf einmal in ein schallendes Gelächter. Nur die Angeklagte, welche bis dahin die stumme Dulderinn gemacht hatte, brach in einen Strohm von

Thrä-

Thränen aus, führte über den argwöhnischen, eifersüchtigen Charakter ihres Mannes die bittersten Klagen und versicherte, sie werde nach einer solchen Beschimpfung nicht Eine Stunde mehr bey ihm bleiben. Nichts sey handgreiflicher, als daß des Hausknechts Unvorsichtigkeit Abends zuvor den Kasten offen gelassen, der Bock den Haser gewittert, sich darüber hergemacht, mit den Hörnern an den Deckel gestoßen und sich also selbst eingesperrt habe: dennoch müsse ihre Ehre ein Opfer dieser Kleinigkeit werden. — „O es ist hart, sehr hart, wenn sich eine rechtschaffene Frau auf die Art gekränkt sieht!" — Das waren die in ihrer Tochter beleidigten Aeltern nicht in Abrede; sie stimmten also in diese Klagen tapfer mit ein. —

Da stand er nun, unser Kreuzträger, (denn er hatte sich wieder auf die Beine gemacht), wie vom Blitze getroffen! der Sermon der Aeltern, die Thränen seiner schönen Frau und die Rippenstöße des Bocks — ein seltsames Gemisch innerer und äußerer Eindrücke! — Indessen war der Kampf um ihn her groß, so war der Kampf in seinem Innern nicht klei-

kleiner. Auf der einen Seite Beſtürzung, Miß-trauen und Furcht Recht, auf der andern Beſchä-mung, Reue und Wunſch Unrecht zu haben. — Hatte er zu verzeihen, oder Verzeihung zu ſuchen? — lange ſchwankte er; doch endlich überzeugte oder vielmehr überredete ihn die Beredſamkeit der Un-ſichenden, daß er ſich in dem letztern Falle befinde. Er bat alſo die tugendhafte Verzweifelnde de- und wehmüthigſt, ſich zu faſſen, den ganzen Vorfall zu vergeſſen, und ihn, ihren reuigen, bußfertigen Sünder, wieder zu Gnaden anzunehmen. Sie wei-gerte ſich lange, leate ſich aber doch endlich zum Ziele, und ſo ward denn der Hausfriede wieder herge-ſtellet. —

Welche kluge Frau würde nicht nach einer ſo be-leidigenden Alteration krank geworden ſeyn! Auch unſre Dulderinn befand ſich einige Tage nach jenem Auftritte gar nicht wohl. Sie klagte über Kopf-ſchmerzen, Herzklopfen, Beklemmungen und der Him-mel weiß, worüber noch mehr. Der gewiſſenhafte Alte nannte ſich insgeheim den Urheber dieſer Uebel und ſchickte eiligſt zum Arzte, der zugleich ſein Nach-

bar und Hausfreund war. Er kam, unterſuchte, verſchrieb und hieß den Herrn Nachbar nichts fürchten und nichts hoffen; ein auch unſern mediziniſchen Orakeln geläufiger Rath, der, wie den Antworten des Orakels zu Delphi, ſeinem Urheber auf jeden Fall einen ehrenvollen Rückzug zuſichert. Um indeſſen, zumal als Hausfreund, wenigſtens von ſeiner Seite nichts zu verſäumen, beſuchte unſer Aeſkulap die Patientinn ſo oft es nur immer ſeine übrigen Geſchäfte erlauben wollten und machte dadurch dem armen Hauspapa das Herz ziemlich ſchwer. — „Wo die Doctoren ſo oft kommen, da pflegts nicht gut auszuſehen!“ dachte er und konnte, aus Furcht ſeine liebe Jette zu verlieren, nicht ruhen noch raſten, nicht arbeiten noch ſchlafen. —

An einem Morgen, wo ihn dringende Geſchäfte an ſeine Schreibſtube feſſelten, fing ihm plötzlich die rechte Hand an zu zittern. Das konnte nun freylich ſehr natürlich zugehen; allein unſer Ehrenmann war etwas abergläubig, hielt noch auf Ahndungen, Vorbedeutungen und andre Alfanzereyen des vorigen Jahrhunderts und glaubte daher, es muſſe ſeinem

Weib-

Weibchen etwas zugestoßen seyn. Voll ängstlicher Unruhe warf er Briefe und Papiere auf die Seite, eilte nach dem Krankenzimmer und fand — die Patientinn in den letzten Zügen! wird man denken. — Er fand, daß der Herr Doctor, der doch gewöhnlich vor das Bette gehört (vermuthlich weil irgend eine dringende Gefahr seine nähere Gegenwart erforderte) sich zu der Patientinn in das Bette gemacht hatte.

Der Alte, mit einer solchen Untersuchungsmethode gänzlich unbekannt, erschrack, als hätte ihn der Knechler beym Schopfe gefaßt, und damit unsre Leser nicht ebenfalls erschrecken, so dient zur Nachricht, daß es eben dieser freundnachbarliche Aesculap war, welcher der frommen Frau während ihrer letztern Strohwittwenschaft Gesellschaft geleistet, sich bey der unerwarteten Rückkunft des Alten in das Hafermagazin geflüchtet, aber, da dieser seinen Verdruß verschlief, und die Beate so ziemlich mit dem Dieterich umzugehen wußte, die Güte gehabt hatte, des Geldwechslers gehörntem Hausgenossen, dem Ziegenbocke, seinen Platz abzutreten.

Die Bestürzung des beleidigten Ehemannes verwandelte sich sehr bald in Wuth. Ohne an sein klugres Sprüchlein: ich mir die Nase ab u. s. w. zu gedenken, überschüttete er nicht nur die beiden Nächer mit einer Menge kräftiger Ehrentitel, sondern bot auch sein streitbares Gesinde, männlichen und weiblichen Geschlechts, zu einer Hausfehde auf. Die pedestrische Ritterschaft erschien, zwar nicht mit Schwert und Lanze, aber doch jeder mit dem Werkzeuge seiner häuslichen Handthierung, und nun ward unter Anführung des gekrönten Bräutigams mit dem Herrn Doctor turnirt; zuerst bey verschlossenen Thüren aus einem Winkel in den andern, sodann auch auf öffentlicher Straße, wobey sich denn besonders die Sansculotten so sehr auszeichneten, daß der dienstfertige Arzt, wegen der Mahle, welche dieser Holztrank hinterließ, sich genöthigt sah, die medizinische Praxis eine Zeitlang aufzugeben.

Die Braut mußte nach diesem Ritterzuge, wobey sie ebenfalls einen harten Stand hatte, von Stund an zu ihren Aeltern wandern, wo sie denn

wie-

vermuthlich ihre Andachtsübungen fortgesetzt haben wird.

„Aber, wenn Sie denn ja wieder heirathen wollen, warum ein so blutjunges Mädchen? Ich dächte, in Ihren Jahren wäre das eine bedenkliche Sache!“ sagte der Fürst von ' zu seinem Minister, der im Begriff war ein sechzehnjähriges Fräulein zum Traualtare zu führen. “

„Euer Durchlaucht haben wohl nicht unrecht;“ erwiederte der Sechziger, „doch es findet sich leicht so viel dürres Holz, daß man junges Fleisch dabey kochen kann.“ — Das vollwangige Fräulein und das klapperbeinige Ministerialholz wurden also ein Pärchen.

War unser Staatsmann kein besserer Politiker als Menschenkenner, so bedauern wir das Land, dessen Wohlfahrt von einem solchen A B C-Schüler abhing. Hätte der gute Alte, wenn es ja des Fragens bedurfte, sich doch zuvor an seine Auserwählte gewandt, die würde ihn bald eines bessern

belehrt haben! denn daß sie über Amors Kochkunst ganz anders dachte als der Minister, ergab sich schon wenig Wochen nach der Hochzeit. Der Graf von Spaen (so mag der Held dieser Erzählung einstweilen heißen), jung und feurig wie sie, schien ihr weit geschickter den Ehestandskatechismus zu erklären, als der zum Priester der Vesta zusammengeschrumpfte Minister, und jener müßte die Augensprache sehr schlecht verstanden haben, wenn er die heterodoxen Blicke der schönen Freydenkerinn hätte mißdeuten können.

Zwar hatte unser Sechziger, der kein Freund von irgend einer Art der Heterodoxie war, der bezaubernden Prinzessinn einen Drachen zugeordnet, der ihre wehrlose Tugend vor den Anfechtungen irrender Ritter bewachen sollte; allein der Graf wußte zu gut, womit man Drachen blenden und Argusaugen einschläfern kann, und so ward es ihm denn nicht schwer einen Briefwechsel einzuleiten und sich den Weg zu höhern Freuden zu bahnen. Das endliche Resultat seiner Seufzer und Wünsche war, daß er, so oft der Minister dem Fürsten aufwartete,

gar freundlich eingeladen ward, der Frau Miniſterinn ſeine Aufwartung zu machen.

Einſt, als der Graf und ſeine Huldgöttinn eben in einer geheimen Unterredung vertieft waren, kam der Miniſter ſo unvermuthet vom Hofe nach Haus gefahren, daß er ſich bereits auf der Treppe befand ehe ihn die beiden Liebenden inne wurden, und hätte er nicht zu ihrem Glück unterweges dem Kammerdiener einen Befehl zugekrähet, ſo möchte es ihm leicht gegangen ſeyn, wie dem ehrlichen Vulkan, der ſeinen Himmelsbruder, dem er einen Helm ſchmiedete, bey einer Arbeit antraf, welche ihm zu einer andern Art von Hauptſchmucke verhelfen ſollte. Der Graf hatte kaum ſo viel Zeit, daß er durch eine Seitenthür entwiſchen und vermittelſt einer verborgenen Treppe die Straße erreichen konnte. Auch geſchah ſein Ausbruch ſo eilig, daß er ſeine Taſchenuhr, die auf dem Tiſche lag, darüber vergaß. Kaum war er zu der einen Thür hinaus, ſo trat der Miniſter zu der andern herein. Das erſte, was ihm in die Augen fiel, war die goldene, mit Brillanten beſetzte Uhr; wie man denn

in seinen Jahren wohl überhaupt eher nach einer goldenen Uhr, als nach einer schönen Frau sieht.

Er nahm sie in die Hand, betah sie von innen und aussen, hilt sie ans Ohr, bewunderte den gleichmäßigen Schlag, die saubere Arbeit, die kostbare Einfassung und zeigte ihr wenigstens in dieser Rücksicht als einen Mann von Geschmack; denn die Uhr war in der That schön, und der Graf hatte sie von dem Fürsten geschenkt erhalten. Unterdessen gewann die schöne Sünderinn Zeit, sich von ihrer Bestürzung zu erholen. Endlich fragte er denn, was ein jeder Anderer zuerst gefragt haben würde:

„Wie kommen Sie zu der Uhr?"

„Ein Jude hat sie mir zu Kaufe antragen lassen."

„Ein schönes Uehrchen! Was soll es kosten?"

„Ich weiß nicht. Ich habe den Verkäufer nicht selbst gesprochen."

„Ich hätte beynahe Lust dazu. Sollte der Jude etwa wieder anfragen, so lassen Sie ihm sagen, er

solle

ſolle morgen früh kommen; alsdenn wolle ich weiter mit ihm ſprechen."

Mit dieſen Worten ſteckte er die Uhr ein um ſie zu probiren, ſuchte in ſeinem Kabinette einige Papiere zuſammen und eilte dann wieder nach Hofe. Nur war es freylich der Dame gar nicht lieb, daß der alte Papa das geliebte Unterpfand, wer weiß wo, umhertragen wollte: allein ſie konnte es nun einmal nicht ändern, und mußte nur froh ſeyn, daß ſich ſeine Bemerkungen nicht über die Uhr hinaus erſtrekt hatten. —

Ein Unfall kommt niemals allein. — Als der Miniſter Mittags an der fürſtlichen Tafel ſaß und die Uhr herauszog um zu ſehen, ob ſie noch richtig ginge, ward der Fürſt ſein vormaliges Eigenthum anſichtig und fragte den dermaligen Inhaber wie er zu der Uhr gekommen ſey. Dieſer wiederholte, was er von ſeiner Hausdame gehört hatte. Der Fürſt konnte nicht begreifen, wie die Uhr einem Juden ſollte in die Hände gefallen ſeyn. Er beſah ſie aufmerkſam, lobte ſie, und erſuchte, unter dem Vorwande, ſie ſeiner Gemahlinn zeigen zu wollen,

den Minister, ihm dieselbe einige Stunden zu laſſen, welches dieſer ſich denn auch gern gefallen ließ. Der neue Beſitzer erwähnte zwar mit keiner Silbe, daß dieſelbe von ihm herrühre und dem Grafen gehöre, indeſſen verdroß es ihn doch ein wenig, daß dieſer das Geſchenk ſeiner Hand ſo geringe ſchätzte und durch einen Juden vertrödeln laſſe, falls ſich der Hebräer nicht etwa aus Unbekanntſchaft mit dem ſiebenten Gebote ſich dieſelbe ſollte zu eigen gemacht haben.

Abends erſchien der Graf bey Hofe. Kaum ward ihn der Fürſt anſichtig, ſo fragte er: „Sind Sie heute auf der Jagd geweſen, und haben Sie etwas geſchoſſen?“ —

Nun war jener freylich ein großer Liebhaber der Jagd und hatte ſehr oft in Geſellſchaft des Fürſten an dieſem Vergnügen Theil genommen, ſo daß ihn die Frage zu einer andern Zeit gar nicht befremdet haben würde: allein in dem Tone, worinn dieſelbe geſchah, in der lächelnden Miene und dem Scharfblicke des Fragers lag etwas, das dem Grafen auffiel. Es fuhr ihm durch den Sinn, der

Fürſt

Fürſt müſſe errathen, in weſſen Gehege er dieſen Morgen gejagt habe, und er wußte vor Beſtürzung nicht, ob er Ja oder Nein ſagen ſollte.

„Wie ſpät mag es wohl ſeyn?“ fragte der Fürſt ehe ſich jener wieder faſſen konnte.

Der Graf fuhr mit der Hand nach der Taſche, aber es war natürlicherweiſe keine Uhr da.

„Ach! Sie werden ſie auf der Jagd verloren haben.“ —

„Gewiß weiß er, wo ſie ſteckt!“ dachte der Graf und ward bald blaß bald roth. Da indeſſen doch etwas geantwortet werden mußte, ſo verſicherte er, er habe ſie aus übergroßer Eile einzuſtecken vergeſſen. Allein er war noch nicht lange am Hofe, es wollte alſo mit dem Windmachen nicht ſo recht fort. Der Fürſt merkte an ſeiner Verlegenheit, daß es mit der Uhr nicht recht richtig ſeyn müſſe, und beſchloß, ſtehendes Fußes darüber aufs reine zu kommen. —

„Ich wünſchte, ſie hätten dasmal weniger gejagt. Wollten Sie nicht die Uhr holen laſſen! Ich möchte

mehte nur einmal nach dem Namen des Fabrikan-
ten sehen. Er ist mir entfallen und ich wollte doch
dem Manne mehr zu verdienen geben." —

Der Graf mußte also seinen Bedienten, dem
Anschein nach, nach Hause, in der That aber zu der
Vertrauten der Frau Ministerin schicken, um die
Uhr abfordern zu lassen. Allein der Lakay kam mit
der Nachricht zurück, sie sey nicht mehr vorhan-
den, sondern befinde sich in den Händen des Mini-
sters.

Das fiel dem Grafen wie ein Stein aufs Herz.
„Nun begreif ich, warum sich der Fürst so angele-
gentlich darnach erkundigt hat!" (sprach er) „Ge-
wiß hat ihm der Alte die Uhr als einen Beweis
meines Umgangs mit seiner Gemahlin gezeigt, und
was werd ich dann von des Erstern Unwillen und
der Letztern Rachsucht . . . !" — Hier erinnerte sich
der Bediente, daß die Frau Ministerin hinzuge-
setzt hatte, sie habe ihrem Gemahl gesagt, die Uhr
sey ihr von einem Juden zu Kaufe gebracht wor-
den.

Dieser

Dieser zum Unglück vorhin verschwiegene Zufall half dem Grafen aus aller Verlegenheit. Er versicherte den Fürsten, der Lokay könne die Uhr nirgends finden, sie müsse also wohl gestohlen seyn. Aber wie erschrak er, als jener den angeblichen Diebstahl aus der Tasche zog, und ihm denselben unter Verweisen über die Geringschätzung, welche eine solche Nachlässigkeit voraussetzte, unter Augen hielt! — Es waren hier nur zwey Wege, entweder die Sache aufrichtig zu gestehen, oder auf des Fürsten Gnade Verzicht zu thun. Jenes setzte die Ehre der Dame, dieses seine Ehre und sein Glück zugleich aufs Spiel. Sollte er seine Geliebte, oder sollte er sich selbst aufopfern? Was würde der Leser gethan haben? —

Der Graf, mit des Fürsten schonender Verschwiegenheit bekannt, erzählte offenherzig, wo und in welcher Angelegenheit er um die Uhr gekommen war; eine Aufrichtigkeit, welche seinem nachsichtsvollen Zuhörer so wohl gefiel, daß er ihn mit einer halb lächelnden halb ernsten Miene vermahnte, künftig vorsichtiger zu seyn, damit des Alten Eifersucht nicht rege werde, und ihm un-

angenehme Folgen zuziehe. Daß Sie sich der Uhr verlustig gemacht haben (setzte der Fürst hinzu) werden Sie wohl selbst einsehen. Auch ists in der That billig dem Minister eine kleine Freude damit zu machen. Indessen schenk ich Ihnen hier eine andre." —

Der Graf hatte nicht erwartet, daß das Ding so gut ablaufen würde und glaubte daher dem großmüthigen Geber nicht genug danken zu können. Der Minister erhielt noch an demselben Abend (mit dem Bedeuten, der Fürst habe den Juden schon befriedigt) die Uhr zum Geschenk, und eilte nach Hause, um diese Freude mit seiner Gemahlinn zu theilen. Die gute Dame gönnte ihm die Uhr gerne, und war nur froh, daß er nicht wußte, wie viel die Glocke geschlagen hatte.

„Ich sahe an alles, was unter der Sonne war, und siehe, es war alles eitel!" sagte Salomo als er die Freuden des Lebens bis zum Ekel und Ueberdrusse genossen hatte.

Eben

Eben dies Sprichwort pflegte auch ein katholischer Landedelmann im Munde zu führen, der im Genusse dieser sublunarischen Eitelkeiten alt und grau geworden war. Hätte seine Gemahlinn ein dreyßig Sommer mehr erlebt gehabt als es wirklich der Fall war, so würde vielleicht auch sie jenes Sprüchlein mit voller Seele unterschrieben haben; allein im dritten Stufenjahre des Lebens macht man gegen dessen Allgemeingültigkeit gewöhnlich noch gar mancherley Einwendungen. Kein Wunder also, wenn die junge Dame glaubte, es verdiene von jener Regel noch wohl etwas mehr ausgenommen zu werden als die Jagd und der Wein, welche ihr eheliche Salomo zu den Ausnahmen zählte; kein Wunder, wenn sie sich nach dem Genusse dieser, wenn auch nur eingebildeten, Eitelkeiten sehnte! —

Unweit des Edelhofes lag ein Kloster, an dessen Hochaltare,

In Weihrauchswolken eingehüllt,
Erhellt von mattem Kerzenscheine,
Erscholl, aus Kehlen heisch vom Weine,
Geschwellt von heiligem Mühsigang
Der Mönche schmetternder Gesang,

Da

Da nun die gnädige Frau eine große Liebhaberinn von Vokalmuſik war, und Pater Bernhardus, der jüngſte unter den Vollmondsachtern, welche [illegible] Rheinweine Chriſti Heerde am friſchen Waſſer weideten, einen vortrefflichen Tenor ſang; ſo beſuchte ſie die Kirche weit öfter als wohl ſonſt geſchehen ſeyn würde. — Der Edelhof war nun einmal bey dem Kloſter eingepfarrt; warum ſollte die Dame nicht eben ſo gut den wackern Sänger zum Beichtvater wählen als einen ſeiner Amtsbrüder! Ungeachtet ſie nun, vermöge ihres engen Wirkungskreiſes, kaum den vierten Theil des Moſaiſchen Sittengeſetzes zu übertreten Gelegenheit hatte, ſo hielt ſie ſich dennoch für eine ſo große Sünderinn, daß der Gewiſſensrath wöchentlich wenigſtens einmal nach Schönau (ſo hieß das Rittergut) wandern mußte, um ſie Beichte zu hören und ihre Zweifel zu heben.

Der gnädige Herr hielt überhaupt nicht viel auf Andächteley. Er meynte, handeln ſey beſſer als ſchwatzen, und arbeiten beſſer als beten. Ueberdies wollte es ihm, der die Welt aus Erfah-

rung

rung kannte, gar nicht behagen, daß die Beate, gerade wenn er auf der Jagd war, von Gewissensangst befallen ward; und er hatte oft seine eigenen Gedanken, wenn ihm ein Sechzehnender zu Gesichte kam. Zwar gab er seiner Theuren mehrmals zu verstehen, es würde ihm ungleich lieber seyn, wenn sie ihre gottseligen Anwandlungen bis zu seiner Rückkehr versparen wolle: allein der Zufall fügte es doch immer so, daß das Mönchlein angewatschelt kam, wenn der gnädige Herr nicht zu Hause war; ein Umstand, welcher den Argwohn des Letztern freylich nicht sehr entkräften konnte.

Man sucht niemand hinter dem Ofen, wenn man nicht selbst dahinter gesessen hat. Unser Edelmann war, bevor er sich Salomo's Weisheit zu eigen gemacht hatte, so manchem ehrlichen Alten ins Gehege gegangen, daß man sich nicht wundern darf, wenn ihm das Vergeltungsrecht den Kerf zerbrach. Wer auf Duldung Anspruch macht, sollte freylich auch Duldung üben; allein es geht in diesem Falle, wie in tausend andern: man fordert viel und leistet wenig. Unser Eifersüchtige war also gar nicht ge-

ſonnen, über das, was etwa in ſeiner Abweſenheit geſchehen könnte, ein Auge zuzudrücken; ſondern er befahl ſeinem alten getreuen Chriſtian, dem Mönche ſein fleißig auf den Dienſt zu paſſen. Chriſtian hatte dem gnädigen Herrn ein dreyßig Jahre lang Geld vergeuen und Menſchenkenntniß einſammeln helfen; das Wächteramt konnte alſo ſchwerlich in geſchicktere Hände kommen. Auch richtete er jenen Auftrag ſo gut aus, daß der Bevollmächtiger über das Reſultat ſeiner Beobachtungen raſend werden wollte und dem Mönche bittre Rache ſchwur.

Um die Vögel deſto ſicherer ins Neß zu locken, mußte ihn ein benachbarter Verwandter zu einem dreytägigen Treibjagen einladen. Der unverſiegelte Invitationszettel ward abſichtlich zu einer Zeit, wo der Edelmann nicht zu Hauſe war, und alſo an deſſen gewiſſenhafte Ehehälfte abgegeben, welche denn auch nicht ermangelte, denſelben zu leſen, und ihre Maaßregeln darnach zu nehmen. Der gnädige Herr pflegte nicht leicht eine Jägdpartie auszuſchlagen. Er machte alſo, ſo bald ihm der Zettel

ein-

gehändigt ward, die nöthigen häuslichen Einrichtungen und ſetzte ſich am nächſten Morgen mit Tagesanbruch zu Pferde, um der Einladung zu folgen. Chriſtian, der ihn ſonſt gewöhnlich begleitete, mußte für dasmal unter irgend einem Vorwande zu Hauſe bleiben; denn er hatte auf den Abend ſeine Rolle zu ſpielen.

Kaum war der Edelmann vom Hofe geritten, ſo ward Pater Bernhardus davon benachrichtigt und gar freundlich erſucht, den Weinberg des Herrn zu verlaſſen und in einem andern Weinberge zu arbeiten. Der gute Pater, nicht gewohnt, ſich ſo etwas zweymal ſagen zu laſſen, übertrug ſeine officia einem Amtsbruder, und eilte, ſo ſehr er bey einem Umfange von ſechs Fuß eilen konnte, nach Schönau. Der Gewiſſensſcrupel mußten für dasmal ſehr viele ſeyn, denn der Mann Gottes bedurfte zu deren Hebung den ganzen Tag, und es ward Abend, ohne daß ihn Chriſtian gehen ſah, ungeachtet er, wie die Dame ſagte, ſchon lange fort war.

Unterdeſſen hatte das Treibjagen, wozu der Edelmann eingeladen war, nur Einen Tag gedauert, und es ſchlug im Kloſter zwölf, als er leiſe an der Gartenthür klopfte. Chriſtian, der ſchon lange auf der Lauer ſtand, öfnete, und ſein Herr ſchlich in Begleitung von vier handfeſten Kerln die Treppe hinauf und kam in aller Stille an das Schlafzimmer der Dame. Der gnädige Herr, mit dem Hauptſchlüſſel verſehen, öffnete die Thür, zog den Bettvorhang zurück, und ſah — ſeine Metavon dem Gewiſſensrathe überſchattet, im tiefen Schlummer liegen. Seine Wuth war unaleich gröſer als ſein Erſtaunen, und man kann leicht denken, mit welchen Seitenſtreichen er die beyden Aſceten weckte. Der Mönch wollte entfliehen, aber drey von den handfeſten Zuſchauern warfen ihn zur Erde, und knebelten ihn, worauf denn der vierte — mit Ehren zu melden, ein Schweinſchneider — ein Meſſer hervorzog, und ohne alle Gnade (denn bey dergleichen Leuten gilt kein Anſehen der Perſon) that, was ſeines Amts war.

Sobald die mehr der Stimme, als den Nachtwanderungen des Vaters zuträgliche Operation geendigt

endigt war, ward unser Kombabus in einen Wagen gepackt und nach dem Kloster geschafft. Allein, der gewissenhafte Thierarzt hatte es mit seiner Pflicht so redlich gemeynt, daß die Mönche nach drey Tagen hinter ihrem Mitbruder herjangen:

„Einen guten Kampf hab' ich
„Auf der Welt gekämpfet." —

Was die Dame betrift, so ward sie in ein Nonnenkloster, den Aufenthalt entweder unbefriedigter oder übersättigter Weltlust, abgeschickt, wo sie denn freylich Zeit hatte, zur Tilgung ihrer Schuld, Paternoster zu beten und Psalmen zu singen.

Zweymal verheirathet und keine Kinder! — Das hätte Herrn von Waldheim, einen Pommerschen Landedelmann, lehren sollen, daß er, wenn anders das Zeugungswerkzeugen der Hauptzweck der Ehe ist — ja der Natur zum Cölibate bestimmt war. Allein es giebt gewisse Leute, welche nicht anders als durch Schaden klug werden. Unser Pommer entschloß sich

sich also, in seinem sechs und sechzigsten Jahre zur dritten Ehe zu schreiten.

„Das verdenk' ich ihm nicht!" würde ein juristischer Glossenmacher sagen, wenn er dies winzige Büchlein eines Blicks würdigte — „Das verdenk ich ihm nicht! der Verfasser scheint nicht zu wissen, daß außer der procreatio sobolis noch ein anderer Zweck der Ehe, das mutuum adjutorium möglich ist." —

Sie scheinen freylich recht zu haben, hochachtbarer Herr! Allein, wenn man in seiner Ehehälfte keine Gattin, sondern eine Pflegemutter, eine Krankenwärterinn sucht, so pflegt man, welches doch bey unserm Alten der Fall war, kein Mädchen von sechzehn Jahren zu heirathen. Hätte er sich eine ehrbare Matrone zugesellet, so würden wir mit unsrer Anmerkung zu Hause geblieben seyn; aber seine Absicht ging wirklich über das mutuum adjutorium hinaus. Die schönen Rittergüter an fremde Leute vererben zu müssen — für Andere zusammengescharrt zu haben — das war es, was ihn wurmte! Er hoffte, daß der Himmel (der Nothknecht aller derer,

derer, welche ſich an Leib oder Seele bankerutt fühlen,) ſeine dritte Ehe mit einem Sprößling ſegnen und ihm zu dem vielem Gute zuletzt auch einen Genießer beſchehren würde. —

Kann man auch Trauben leſen von den Dornen, oder Feigen von den Diſteln! — Es verſtrichen ſechs Jahr, ohne daß der alte Herr einen Erben erzielte und es ſchien, als wollte der Himmel auch ſeine dritte Gattin nicht — — — aber hilf Himmel! (mit dieſer Ausrufung wollen auch wir unſern Geiſtesbankerutt ankündigen). Wir haben die junge Dame nicht nur verheirathet, ſondern auch ſchon ſechs Jahr in der Ehe leben laſſen, und ſie noch nicht einmal um ihre Einwilligung gefragt! — So geht es dem weiblichen Geſchlechte! Man ſchmeichelt ihm in Kleinigkeiten, und behandelt es in der wichtigſten Angelegenheit ſeines Lebens als ein bloßes Anhängſel der Menſchheit, als ein Ding, das weder Willen, noch Stimmrecht hat. — Die arme Frau! Mag ſie uns den Schnitzer zu gute halten! Wenn wir ſie nicht fragten, ſo machten's ihre Aeltern wenigſtens nicht beſſer. Der Alte galt über-

all für einen schwer reichen Mann, und das war ihnen genug. Kam ihre Tochter nur über einen vollen Geldkasten — die übrigen Kleinigkeiten, als Eintracht, Zufriedenheit u. s. w. meynten sie, würden ihr von selbst zufallen. Und gesetzt auch, daß in diesem Betracht nicht alles nach Wunsch ginge, so stand ja ihr Eheherr bereits mit einem Fuße im Grabe. Wie bald konnte ihn nicht ein wohlthätiger Schlagfluß von seinem Mammon in das ewige Freudenreich rufen! Alsdenn fiel ja das liebe zeitliche Gut an Carolinchen, und sie konnte sich immer noch einen jüngern Mann kaufen. —

Dieser Philosophie zufolge ward Carolinchen, wie schon gesagt, ohne daß man sie fragte, an den alten Harpar verheirathet, oder vielmehr verhandelt. Hätte ihr Herz wählen dürfen — o sie kannte einen edeln, liebenswürdigen Jüngling, den Gespielen ihrer Jugend! — an seiner Seite das Leben zu durchwallen, ihm, wär's auch in einer Strohhütte, Liebe um Liebe zu geben, das war ihr höchster, ihr einziger Wunsch. Aber sie sollte nicht wünschen, sondern rechnen, und wo gerechnet wird,

da

da hat das Herz keine Stimme. — Lange kämpfte sie zwischen Gehorsam und Neigung, zwischen Pflicht und Liebe; mancher Tag ward vertrauert und manche Nacht durchweint. — Endlich siegte der kältere Theil ihres Ich, die Vernunft; und so erhielt denn der Mann mit dem Säckel ihre Hand, der Mann ihres Herzens aber ein ewiges Lebewohl. —

Aus diesem altmodischen Gange der Dinge wird der Leser schon von selbst errathen, daß jene Begebenheit nicht in der letzten Hälfte unsers Jahrhunderts vorfiel. Schade, daß die beliebten Ritterromane, welche Deutschlands rüstigste Schriftstellerzunft mit jeder Messe in das Publikum schlenkert *), nicht schon damals grassirten! Denn sonst würde das Fräulein entweder mit ihrem Ritter durch Feuer und Wasser entronnen, oder zur Büßung ihres Starrsinns in ein grasses Burgverlies eingesperrt, oder, vom Liebesdrange zur Monade abgehärmt,

*) Hier hat sich der Verfasser wohl von einem Provinzialismus beschleichen lassen; denn schlenkern ist Niederdeutsch und heißt eigentlich schleudern. — Anmerk. d. Setzers.

von der Diane ihres Thurmherrn verzweiflungsvoll in eine grausige Felsenschlucht gesprungen, und also unsre Geschichte weit lustiger und erbaulicher zu lesen seyn. —

Carolinchen, oder vielmehr Caroline — denn sie ist bereits verheirathet und mit dieser Periode pflegen ja die Nominal- den Realdeminutiven Platz zu machen — suchte also, so gut es möglich war, den Geliebten zu vergessen und ganz für ihren großpapalichen Gatten zu leben. Wenn wir diesen vorhin einen Harpar nannten, so wollten wir damit nichts weiter sagen, als er scharrete gern zusammen, nahm gern ein; aber ein Knicker war er deswegen nicht. Er kannte den Werth des Geldes, allein auch dessen Nutzen, und so fehlte es denn der jungen Frau nicht an zerstreuenden Vergnügungen. Besuche in der Nachbarschaft, Bälle in der Stadt, Brunnen und Badereisen wechselten mit einander ab, und so bald es darauf ankam seinem Täubchen eine Freude zu machen, scheuete der alte Herr weder Kosten noch Mühe.

Allein

Allein zum Unglück gehörte Caroline nicht zu den leichtsinnigen Geschöpfen, deren Glückseligkeit von einer Lustreise abhängt, und die über einem neuen Kleide Busenfreundinn und Geliebten vergessen. Sie erkannte, was ihr Gemahl für sie that, wußte seine Güte zu schätzen, fühlte die wärmste Freundschaft für ihn: aber Freundschaft ist nicht Liebe! Vielleicht würde sie beide mit einander verwechselt haben: allein sie hatte schon geliebt und nun war jene Täuschung unmöglich. Alle die rauschenden Vergnügungen, woran sie aus Gefälligkeit für ihren Gatten Theil nahm, vermochten nicht jene unnennbare Leere auszufüllen, welche insgeheim den Frieden ihrer Tage untergrub.

Sechs Jahr waren bereits in dieser Ehe verflossen, und der alte Herr hoffte, trotz allen Fürbitten von den Kanzeln, allen sympathetischen Curen und allen arcanis contra impotentiam, womit ihn die Quacksalber versahen, noch immer vergebens auf einen Erben. Es wäre demnach wohl nicht zu verwundern gewesen, wenn die junge Frau, wie weiland Mutter Sarah (die freylich am besten wissen

mußte,

wußte, wie es mit dem guten Abraham ſtand), den Engel des Herrn ausgelacht hätte, falls er kühn genug geweſen wäre, ihr einen Sprößling zu verkündigen. Unter dieſen Umſtänden nahte des Hausvaters zwey und ſiebzigſter Geburtstag heran und er beſchloß, denſelben recht feierlich zu begehen. Die ganze hochadelige Nachbarſchaft auf zwey Meilen in der Runde ward zu einem ſolennen Schmauſe eingeladen, und da der Alte vermuthete, daß Herr von Sternberg, der vor kurzem von ſeinen Reiſen durch Italien und Frankreich zurückgekommen war, den Gäſten recht viel zu erzählen wiſſen würde, ſo ward auch dieſer nicht vergeſſen.

Der frohe Tag erſchien. Man gratulirte, ſchmauſete, trank des Wirths Geſundheit aus Gläſern und Humpen, ſchäkerte und zweydeutelte auch wohl mitunter ein wenig. Nach dem Eſſen ward in den Garten ſpazieren gegangen, und da führte denn das Schickſal, das bekanntlich zuweilen mit dem menſchlichen Herzen ſeinen Spaß treibt, Carolinen und Herrn von Sternberg zwar nicht in eine Höhle, wie weiland Dido und den Trojaniſchen Helden, ver-

lieb-

liebten Andenkens; aber doch, wir wissen nicht gleich wie, in eine Laube. Der Hausvogt nebst einigen andern Herren, deren das Haupt zu schwer geworden war, machten gerade ihr Schläfchen. Die ältlichern Damen, für welche die Natur keinen Reiz mehr hatte, vielleicht auch nie welchen gehabt hatte, saßen am L'Hombretische, die jüngern strickten oder medisirten; und folglich konnte ein Pärchen, wie das unsrige, dem weder Schlaf, noch Karte, noch Strickbeutel, noch Schmähsucht am Herzen lag, sich schon einmal, ohne Aufsehen zu erregen, in eine Laube verirren.

Nun war (was ein Erzähler, der seinen Vortheil verstände, vielleicht längst hätte sagen sollen,) von Sternberg Carolinens ehemaliger Geliebter; eine Nachricht, die, wenn wir nicht irren, auf unsre Leser sehr verschiedene Eindrücke machen wird. Der Moralist wird die Stirne runzeln, der Menschenkenner Carolinen wenigstens einer großen Unbedachtsamkeit beschuldigen, der Müßling Sternbergen zum voraus ohne wünschen und die junge Schöne für ihr Leben gern hinter die Hecke treten

wollen,

wollen, um zu hören, was in der Laube gesprochen wird. —

Freylich war das für ein gefühlvolles Herz, wie Caroline hatte, ein sehr gefährliches Zusammentreffen, und sie würde allerdings besser gethan haben, diese einsame Unterredung zu vermeiden! Allein sie empfand ihr Schicksal zu tief, als daß sie dasselbe nicht durch Mittheilung hätte zu mildern suchen sollen. Sie wünschte sich längst nichts mehr als einen theilnehmenden Freund; jetzt glaubte sie denselben in ihrem ehmaligen Geliebten gefunden zu haben. Sollte er, der nicht ihr Gatte werden durfte, nicht wenigstens ihr Freund seyn können? Eine Frage, die sehr natürlich, aber auch eine Selbsttäuschung, die leicht zu begehen war. —

Unser einsames Paar schien das Bedenkliche dieser Zusammenkunft zu fühlen; denn beide waren anfänglich in großer Verlegenheit. Endlich fragte Sternberg (und das war wohl ebenfalls nicht sehr klug gehandelt), wie es der gnädigen Frau gehe. Die Antwort war, wie man erwarten konnte. Er

bedau-

bedauerte, ſie dankte; er ſeufzte, ſie ſchlug die Augen nieder; man erklärte ſich näher und endlich lief alles darauf hinaus:

„Schon im Lenz von ſechzehn Jahren
„Sah ich dich und liebte dich.
„Ach, was wir da glücklich waren,
„Wie der Tag uns froh verſtrich!
„Doch verſchwunden, ach! verſchwunden
„Iſt dies nur zu kurze Glück,
„Und an jene Abendſtunden
„Denk ich kummervoll zurück.“ —

Ob weiter keine Zärtlichkeiten vorfielen, wollen wir nicht unterſuchen; aber freylich, wenn ſich der Verſtand einmal von dem Herzen hat beſchleichen laſſen, wer vermag dann dem letztern zu gebieten, bis hieher ſollſt du kommen und nicht weiter! Der erſte Schritt iſt auch hier der ſchwerſte, und wer ſich dieſen hat erlauben können, verzeiht ſich leicht die folgenden. —

Sternberg war von aufgeräumten Temperament und wußte ſich durch ſeine Späße und Erzählungen ſo beliebt zu machen, daß der Alte, welcher dergleichen liebte und von Carolinens vormahligen

Ver-

Verhältnissen nie etwas gehört hatte, ihn bat, sein Haus doch ja recht oft mit seiner Gegenwart zu beehren. Man kann leicht denken, daß sich jener nicht sehr dazu nöthigen ließ. In der, nicht selten sehr zweydeutigen und bedenklichen Rolle eines Hausfreundes hatte denn der junge Mann fast täglich Gelegenheit, seine Geliebte zu sehen, und wer da weiß, welch eine gefährliche Kupplerinn Dame Gelegenheit ist, wird sich nicht wundern, daß die beiden Verliebten, die, wie wir hoffen wollen, anfangs nur einen unschuldigen Umgang suchten, sehr bald Ursache hatten, dem guten Alten weder Allwissenheit noch Allgegenwart zu wünschen.

Nach Verlauf eines halben Jahrs fing die Dame an zu kränkeln. Man rief den Arzt. Er lächelte und wünschte dem Hauspapa zu dieser Unpäßlichkeit Glück. Eine größere Freude hätte dem ehrlichen Waldheim nicht widerfahren können. Der Wunsch, welchen er so lange gehegt, auf dessen Erfüllung er während dreyer Ehen vergebens gehofft hatte, sein höchster, einziger Wunsch war erfüllt! Er beschenkte den Aesculap reichlich, verbreitete diese frohe Nachricht

richt unter seinen Bekannten in der Nähe und in der Ferne, und war auf die Gratulationen, welche er von allen Seiten einärntete, um so viel stolzer, je seltener man dergleichen im zwey und siebzigsten Jahre einzuärnten hat. Hegte er vorhin für sein Carolinchen die zärtlichste Sorgfalt, so glaubte er nun vollends, dieselbe nicht genug an den Tag legen zu können. Er ließ für ihr und des künftigen Sprößlings Wohl ein eignes Formular von den Kanzeln verlesen, gab reichlicheres Almosen als sonst, damit die Armen ihre Bitten mit den seinigen vereinen möchten, suchte seinem Weibchen alle möglichen Vergnügungen zu machen, und getrauete sich nicht einmal in ihrer Kammer zu schlafen, aus Furcht, ihre Ruhe möchte durch sein zeitiges Aufstehen gestöhrt werden.

Unter diesen Umständen kam Sternberg an einem Nachmittage geritten und machte dem Ehepaare bekannt, er werde am folgenden Tage in Familienangelegenheiten verreisen und einige Monate ausbleiben müssen. Unser Hausvater bedauerte das um so viel mehr, da ihm die Gegenwart des jun-

gen Mannes zum Bedürfniß geworden war. Doch die Sache ſtand nun einmal nicht zu ändern, er hat alſo ſeinen Gaſt, wenigſtens noch dieſe Nacht bey ihnen zu bleiben, welches ſich dieſer denn auch gefallen ließ. Bey der Abendmahlzeit wollte der gnädigen Frau nichts ſchmecken; ſie klagte über Kopfſchmerzen, Herzgeſpann, Müdigkeit, kurz es war ihr auf allen Seiten nicht recht. Der gute Alte würde ſie gern auf den Händen ins Bette getragen haben, wenn es ſeine Kräfte erlaubt hätten; doch die Zofe ſtand ſchon dazu bereit. Die Tafel ward alſo bald aufgehoben und da Sternberg ohnehin mit Anbruch des Tages wegreiten wollte, ſo wünſchten die drey Freunde einander ſehr zeitig gute Nacht.

Indeſſen konnte der alte Papa gar nicht einſchlafen. Der Gedanke, daß die Unpäßlichkeit der Patientinn üble Folgen haben, vielleicht gar alle ſeine Hoffnungen zerſtöhren könne, wälzte ihn im Bette hin und her. Wer bürgte ihm dafür, daß das Geſinde, über deſſen Nachläſſigkeit er täglich Klage führte, bey der Hand ſeyn würde, wenn ihr etwas zuſtoßen ſollte! Er ſtand alſo nach Mitter-

nacht

nacht in aller Stille auf, schlich nach ihrem Schlafzimmer und horchte an der Thür, ob sich das Engelsweibchen rühre. Doch — wachte er oder träumte er? es kam ihm vor als hörte er ein Geflüster. Er legte das Ohr an das Schlüsselloch. — Das lispelte — seufzte — schmatzte. — „Das arme Weib! Wie sie leidet, wie es ihr im Schlafe zusetzt!“ dachte er und schlich auf den Zehen wieder nach seiner Kammer.

Aber kaum hatte er sich niedergelegt, so fing ihm das Ding an im Kopfe herumzugehen. — Er hatte doch wirklich flüstern hören! — Freylich gibt's Leute, die im Schlafe, nicht selten sogar vernünftiger als wachend, reden; aber doch nicht mit zwey verschiedenen Stimmen! — Ueberdies — wie, wenn das Schmatzen ein Kuß gewesen wäre! — Zwar wen sollte das Engelsweibchen in seiner Abwesenheit küssen? — Allein wozu die Fragen, wenn man sich durch den Augenschein überzeugen kann! — Er stand also nochmals auf, zündete eine Blendlaterne an, schlich so leise als möglich wieder nach dem Schlafzimmer seiner Theuren, und legte bald das

eine bald das andre Ohr an die Thür. — Es flüſterte nichts — ſeufzte nichts — und küßte auch nichts. — „Ja, ja, ein Traum, ein böſer Traum war's! — Jetzt iſt ſie wieder ruhig. Deſto beſſer, deſto beſſer. — Allein hat man nicht Beyſpiele, das Leute im Traume — erſtickt — vom Schlage getroffen ſind? — Beſſer Vorſicht, als Nachſicht!" — Er ſchloß alſo die Thür leiſe auf, trat in das Zimmer und ſah — ſein Engelsweibchen und Sternbergen, mit traulich verſchlungenen Armen auf dem Sopha ſitzend, eingeſchlafen.

Sternberg alſo, für deſſen Edelmuth er die Seligkeit verbürgt, und ſeine Caroline, auf deren Treue er die Erde gebauet hätte, wurden an ihm zu Verräthern! — Der Schlag war zu hart. Er wollte reden — fluchen vielleicht; aber die Zunge verſagte ihm den Dienſt — er ſtürzte ohne Beſinnung zur Erde. Sein Fall weckte die beiden Schläfer. Sie erſchraken als hätte der Todesengel zum Weltgerichte gerufen. Waren ſie's nicht, die den guten Alten gemordet hatten! Zwar erholte er ſich nach einigen Stunden und ſchien ſeine jammernde

Gat-

Gattinn mit Vorwürfen überhäufen zu wollen; aber er vermochte nicht zu reden. Ein Schlagfluß hatte ihn gelähmt.

Caroline ſtarb wenig Tage nachher an den Folgen einer zu frühzeitigen Geburt. Ihr Gemahl überlebte ſie nur vier und zwanzig Stunden, und ſo hatten denn ihre Aeltern von der Ehe, welche der Eigennutz ſtiftete, nichts weiter als das quälende Bewußtſeyn, zwey Leute, die nicht für einander geſchaffen waren, in das Grab und einen liebenswürdigen jungen Mann um die Ruhe ſeines Lebens gebracht zu haben.

„Vae merito poenas, qui meliora cupit!“

oder, um es durch ein niederdeutſches Sprichwort, wiewohl ad modum Minellii, zu überſetzen: „Wenn dem Eſel zu wohl iſt, ſo geht er auf das Eis und bricht ein Bein.“

Eine wohl eingerichtete Haushaltung, gehörige Bedienung und Pflege, gerade ſo viel Geſchäfte als ſich mit der Bequemlichkeit vertragen — man ſollte den-

denken, unter diesen Umständen müßte einem Manne von zwey und siebzig Jahren nichts zu wünschen übrig bleiben. Dessen ungeachtet urtheilte der Amtmann Seebach, der sich in jener Lage befand, daß seinem Glücke noch etwas fehle, und dies Etwas war — eine Gattinn. Da nun, wie Krau sich darüber ausdrückt, noch Platz im Jahrsregister war, so wählte und heirathete er — denn bey den alten Herren ist auch in Rücksicht der Liebe Knall und Fall eins — ein Mädchen von achtzehn Jahren.

Die ersten Wochen hindurch hing der Himmel voll Geigen. Die junge Frau fand ihren Graubart so rüstig, als wäre er noch vierzig Jahr junger gewesen. Allein das schöne Wetter war bald vorüber und auf den kurzen Nachsommer folgte ein kühler Herbst und endlich gar der eiskalte Winter. Rückgänge dieser Art sind im Ehestandskalender immer traurige Aspecten. Auch befand sich die Amtmänninn in dieser kalten Zone gar nicht wohl. Man setze einen gesunden, an nahrhafte Kost gewöhnten Magen doch ja nicht plötzlich auf trocknes Brot und Wassersuppe herab! eine diätetische Regel, die hinter

ter den Gardinen so gut gilt als am Tische. Es versteht sich, daß die Dame ihr Mißbehagen über diese erzwungene Diät ihrem alten Eheschatze nicht merken ließ. Indessen wer bey Tische nicht satt bekommt, pflegt leicht zu naschen. Auch die Amtmänninn sah sich in aller Stille nach soliderer Nahrung um, und dazu wurde bald Rath.

Wenn der Amtmann, wie wir vorhin sagten, nicht mehr Geschäfte hatte, als er mit aller Bequemlichkeit verrichten konnte, so verdankte er das lediglich dem Eifer eines geschickten Adjunctus. Herr Neuhauer hatte seine Institutionen, Pandecten, und — welches bekanntlich die Hauptsache ist — seinen Schlendrian, ingleichen, als der Sohn eines Landpredigers, die vornehmsten Regeln der Haushaltungskunst so vollkommen inne, daß er seit verschiedenen Jahren des Amtmanns factotum war. Fleiß, Ordnungsliebe, Ehrlichkeit und gesetzter Ernst hatten ihm die Achtung und das unumschränkte Zutrauen seines Principals zugesichert. Daß er auch ein ansehnlicher, wohlgewachsener junger Mann war, hatte dieser noch nicht einmal beachtet; allein

seiner Ehehälfte entging diese Bemerkung nicht. Sie fand daher bey der Uebernahme des Hausdepartements, welches ihr von ihrer lieben Base abtrat, so viel zu reden, bedurfte so mancher Belehrung und Zurechtweisung, daß der Adjunctus entweder sie für überaus einfältig halten oder selbst sehr blödsinnig seyn mußte, wenn er nicht gemerkt hätte, daß die junge Frau noch etwas mehr als Hausphilosophie bey ihm suchte.

Nun hätte man freylich erwarten sollen, daß er, als Jurist und ehrlicher Mann, das Eigenthumsrecht auch in dieser Hinsicht respectiren würde: allein er betrachtete die Reize, die der Alte doch nun einmal nicht genießen konnte, als res nullius, und alles, was unter diese Rubrik gehört, kann ja, wie ihm sein corpus juris sagte, in Besitz nehmen wer Lust hat. Erwägt man überdies, daß Madame Potiphar (die, wenn man der Wittenberger Bilderbibel trauen darf, ein häßlicher Schatz gewesen seyn muß,) sich in keinem Betracht mit der Lustmännin messen durfte; so wird sich niemand wundern, wenn unserm Adjunctus sein Mantel zu lieb

war

war, als daß er ihn einer kleinen Gefälligkeit wegen hätte im Stiche laßen sollen.

Indeßen einigen die beiden Räther äußerst behutsam zu Werke, und besonders wußte die Dame ihre Rolle sehr artig zu spielen. Sie lebte, zum Scheine, mit ihrem Liebhaber in beständiger Fehde. Er war ihr zu steif, zu eigensinnig, zu holzern; bald wollte sie ihn vom Tische, bald gar aus dem Hause entfernt wißen, und der ehrliche Alte hatte genug zu thun ihr zuzureden, sie zu bitten, dergleichen kleine Fehler zu übersehen und den lieben Landsleuten deswegen nicht zu stören. Wie hätte ihm unter diesen Umständen einfallen können, daß sein Gehülfe, dessen Bestallung sich eigentlich nur auf die Amtsstube erstreckte, die Adjunctur auch auf das Ehebette ausdehnen würde!

Nach Verlauf eines Jahrs befand sich die Amtmänninn in gesegnetem Zustande. Nun fingen dem Alten an Schwanzfedern zu wachsen. Seine Jahre, seine Schwachheit, seine Redenkunst, kurz sein ganzes Körper- und Ehesystem schien mit diesem Phänomen nicht vereinbar, und es wollte ihm gar

nicht in den Kopf, daß er nachstens Papa heißen und taufen laſſen ſollte. Da nun ſeit den letzten achtzehnhundert Jahren die Ueberſchattungen aus der Mode gekommen ſind, ſo ſann er hin und her, wem er etwa jene Ehre zu verdanken haben konnte: allein es wollte ſich unter allen ſeinen, rechtlichen und unrechtlichen Bekannten kein Competent dazu finden. Daß derſelbe mit ihm zu Tiſche ſitze, kam ihm nicht in den Sinn. Seine Frau konnte ja den Adjunctus nicht vor Augen leiden! Er beſchloß alſo, den neuen Stirnſchaden vor der Hand mit dem edeln Kräutlein Geduld zu verbinden, und in Zukunft ſeiner Hausehre beſſer auf den Dienſt zu paſſen. —

Da die Zeit erfüllet war, wurde das Kindlein, dermalen männlichen Geſchlechts geboren, und jedermann wünſchte unſerm Quaſipapa zu dem neuen Erben Glück. Anfangs klangen ihm die Gratulationen freylich wie eitel Stachelreden. Allein die Weiber, die bey dergleichen Fällen recht in ihrem Elemente ſind, fanden das Bübchen an Augen, Naſe, Mund und Ohren, dem Herrn Amtmann ſo ähnlich als ein Ey dem andern. Es ſtreckte die Fin-

ger

ger der Rechten und krümmte die Finger der Linken — worauf konnte das, zumal bey dem ehrbaren Amtsgesichte, anders hindeuten, als auf die beiden Hauptgeschäfte der Themis, schreiben und nehmen! Der Herr Amtmann bildete sich also am Ende selbst ein, er könne sich doch wohl verrechnet haben, und beschloß, so bald die Wöchnerinn den Kirchgang gehalten hätte, seinen sämmtlichen Freunden und Verwandten einen recht lustigen Schmaus zu geben.

Er ging über dies Unternehmen mit seiner Ehehälfte zu Rathe. Sie hatte nichts dagegen einzuwenden. Nur als er äußerte, es sey doch wohl billig, daß man auch den Adjunctus einlade, hieß es: „Mit deinem Adjunctus! daß du doch immer den Menschen aufs hohe Pferd haben willst!“

„Nun, mein Schatz, ich dächte, es wäre diesmal nicht anders schicklich, und man könnte nicht umhin! Er ist doch .....“

„.... Er ist, was Andre seines gleichen sind. Andre Amtsleute machen nicht so viel Aufhebens von ihren Unterbedienten.“

„Lie-

„Liebes Kind, wie kannſt du doch meinen Aſſi-
ſenten, meinen Mitarbeiter, einen Unterbedien-
ten nennen!

„Mag er heißen wie er will! Aber muß er des-
wegen immer ſeine Naſe mit im Spiele haben, im-
mer ....“

„..... Diesmal bedenk nur, mein Engelchen,
diesmal können wir ihn wahrlich nicht zurückſetzen
ohne ihn zu beleidigen! Und ſoll ich einen Mann
vor den Kopf ſtoßen, der vom Morgen bis zum
Abend für mich arbeiten, überall meine Stelle ver-
treten muß?“

„Ja wohl überall!“ dachte die Amtmänninn
und gab, wie es ſchien ſehr ungern nach. — —

„Der Wein erfreut des Menſchen Herz,
„Wenn er mäßig getrunken wird;
„Doch über Muth,
„Thut niemals gut.“

ein alter Spruchreim, den der Adjunctus durch ſein
Beyſpiel bewährte. Der alte Papa bat ihn nähm-
lich, bey dem Schmauſe Wirthsſtelle zu vertreten

und

und gegen das Ende der Mahlzeit aufs Wohlseyn der werthen Gevattern ein Deckelglas zur Hand zu nehmen. Man ward also lustig und guter Dinge. Der Adjunctus, der sein Amt rechtschaffen verwalten wollte, benete dabey ein wenig über die Schnur und fing an so oft er die Gesundheit der Wöchnerinn ausbrachte, so boshaftig nach seiner Tanten zu schielen, daß man kein Lavater zu seyn brauchte um diese Blicke zu deuten. Die Amtmänninn, die darüber bleich und roth, heiß und kalt ward, vermied freylich denselben zu begegnen und stellte sich überhaupt so unbesangen als möglich: allein der Alte war ein zu guter Beobachter, als daß ihm das Liebäugeln seines Gehülfen hätte entgehen sollen. Indessen ließ er sichs nicht merken, sondern beschloß allen Argwohn so lange in sich zu verschließen bis er seiner Sache gewiß sey. —

„Sagen Sie mir nur, um des Himmelswillen, was haben Sie gemacht!“ hub die Amtmänninn an, so bald sie mit ihrem Liebsten unter vier Augen war — „Der Alte müßte ja auf den Kopf gefallen seyn, wenn er nichts gemerkt hätte. War

das

das nicht ein Gesundheitausbringen, ein Blingeln, ein Nicken! Pfui schämen Sie sich! Ein Knabe von funfzehn Jahren würde seine Rolle besser gespielt haben."

Sie übertreiben auch ein wenig zu sehr, liebes Röschen!"

„Liebes Röschen? Wenn Sie nicht besser an sich halten können, so wird's Zeit seyn, daß wir den vertraulichen Ton ablegen. — Ich übertreibe, sagen Sie? Ja wohl! Wollte der Himmel ich hätte meine Gefälligkeiten für Sie nicht übertrieben, so dürft' ich sie jetzt nicht bereuen!"

„Wie sie doch auf einmal in den Klagelon gerathen!

„Als ob ich nicht Ursache dazu hätte! War's Ihnen nicht genug meine Schwachheit gemißbraucht zu haben, mußten Sie mich auch noch in den Augen meines Mannes brandmarken?"

„Ich habe gefehlt, das ist wahr; aber wer kann Sie sehen, ohne in Feuer zu gerathen!"

Keine

Keine Schmeicheleyen, Herr Adjunctus! Ihre Complimente sind eben so unbehülflich als ihre Blicke. Auch habe ich seit gestern eben nicht Ursache stolz darauf zu seyn."

„Aber wenn ich nun meinen Fehler bey dem Amtmann wieder gut mache, werden Sie dann noch schmollen?"

„Sie? Wieder gut machen? Sie sehen mir gerade so aus! Gehen Sie doch lieber hin, und bitten ihn um Verzeihung!"

„Sie werden immer bitterer — doch es wird sich ja ausweisen ob ich das verdiene, und wer weiß, wer von uns beyden dann den Andern um Verzeihung bitten muß!" — —

Die Dame hatte kein sonderliches Zutrauen zu ihres Galans Geschicklichkeit, indessen machte er seine Sache besser als sie glaubte. Er ging nämlich am nächsten Sonntagsmorgen zu dem Amtmann und eröffnete demselben nach einer kleinen Einleitung, er sey gesonnen die Adjunctur niederzulegen.

„Was

„Was hör' ich!" rief der ehrliche Alte. „Ist das Ihr Ernst?"

„Mein völliger Ernst."

„Hab' ich Sie denn beleidigt, lieber Herr Neubauer, oder ist Ihnen hier etwas nicht recht? Sagen Sie, reden Sie!"

„Nichts von allem dem, Herr Amtmann."

„Aber mein Himmel, wie kommen Sie denn mit einemmal auf den Einfall!"

„Ich bin eigentlich schon lange damit umgegangen, hab' aber nicht eher davon reden wollen als bis mein Plan zur Reife gediehen war. — Bedenken Sie nur, lieber Herr Amtmann, ich arbeite nun schon sechs Jahr in der Amtsstube und kann, wie ich um Ihretwillen wünschen will, vielleicht noch zehn Jahr darinn arbeiten, ohne auf etwas rechnen zu dürfen, als auf die — Sie wissen selbst, unbedeutenden — Sporteln. Ich werde immer älter — mein bischen Vermögen schmilzt zusammen — was kann am Ende dabey heraus kommen! — Jetzt soll, wie ich höre, das Vorwerk zu Eichen-

chenwalde zu verpachten seyn. Ich denke also meine paar hundert Thaler zusammenzunehmen und mich dort anzusiedeln."

„Hm! hm! — So ganz unrecht haben Sie wohl nicht: aber lassen Sie mich das Ding überlegen!" — —

Der Amtmann wußte lange nicht, wozu er sich entschließen sollte. Ließ er den jungen Mann ziehen, so verlohr er einen geschickten Mitarbeiter; und dennoch rieth die Eifersucht, ihm kein Hinderniß in den Weg zu legen. — „Aber bin ich nicht ein Thor!" dachte er endlich. „Würde der Adjunctus wohl an die Pachtung denken, wenn er mit meiner Frau in so guten Vernehmen stände?" (Dahin wollte ihn der junge Mann eben gern haben!) „Freylich anhängelte er neulich nicht wenig nach ihr; aber was thut man nicht, wenn's im Oberstübchen spukt!" — Er hat also den Schlaukopf noch länger bey ihm zu bleiben, welches sich dieser — nach einigen Bedenklichkeiten versteht sich — denn auch gern gefallen ließ. — —

Nach Jahres Frist befand sich die Amtmänninn abermals in guter Hoffnung und der Alte hatte mit aller seiner Wachsamkeit noch nicht so viel ausgerichtet, daß er mit Grunde vermuthen konnte, woher dieser neue Ehesegen kam. Daß er keinen Theil daran hatte, davon war er dießmal fest überzeugt. Aufgepaßt hatte er genug; aber wer vermag eine Thür zu hüten, wozu jedermann den Schlüssel hat! Die Näscher waren zu schlau und der alte Herr kam gewöhnlich in die Kirche, wenn die Vesper schon gesungen war, folglich blieb ihm jenes Woher auch für dasmal ein unerklärbares Räthsel.

„Levius fit patientia, quicquid corrigere est nefas," oder, wie ein alter Reimer singt:

„Wie glücklich ist,
„Wer das vergißt,
„Was nicht zu ändern ist!"

Das mag schon wahr seyn; allein dem Amtmann wollte diese Glückseeligkeit dermalen gar nicht zu Theil werden. Der unverdiente See-

gen,

gen, womit ihn der Himmel überschüttete, beschäftigte ihn Tag und Nacht. Endlich erlag er unter dessen Last und ward krank. — Man kann leicht erachten, daß er nach den Glückwünschen, womit ihn die Niederkunft seiner Gattin bedrohete, nicht sehr begierig war. Das neugeborne Töchterlein ward also in aller Stille getauft und die Wöchnerinn hielt ihren Kirchgang, ohne daß man an Festlichkeiten und Gastereyen dachte.

Ungeachtet nun der Alte lediglich an einer Gemüthskrankheit, der erzwungenen Geduld, danieder lag, so ward es doch, zumal da sich allerley Gebrechen des Alters dazu gesellten, täglich schlimmer mit ihm, und er konnte das Bette wenig oder gar nicht verlassen. Unter diesen Umständen fehlte es denn freylich den beyden jungen Leuten nicht an Gelegenheit, noch ferner von der verbotenen Frucht zu essen. Von dem Zwange, den ihnen bisher die Allgegenwart des Kranken Argus auflegte, befreyet, wurden sie immer sicherer und kühner. Doch

„Der Krug geht, wie die Sage spricht,
„So lang' zu Wasser, bis er bricht!“ —

Der Patient war bereits verschiedene Wochen bettlägerig gewesen und aufs Beste verpflegt worden als die Aernte eintrat, wo das Gesinde auf dem Felde zu thun hatte, und die Wartung des alten Papa's der Amtmänninn allein anheim fiel. An einem Nachmittage, wo niemand zu Hause war, als der Adjunctus, der auf der Amtsstube arbeitete, saß sie, wie gewöhnlich, vor dem Krankenbette und unterhielt den Patienten mit allerley Wirthschaftsangelegenheiten, worüber er denn einschlummerte. Sobald sie das bemerkte, schlich sie auf den Zehen davon, und nach der Amtsstube. Der gefällige Adjunctus schob Acten, Meditationen und corpus juris einstweilen auf die Seite, und sein Röschen legte ihm ein corpus vor, worüber der grämlichste Legist das Gleissenmachen vergessen hätte.

Während die beyden Verliebten den Tempel der ehrbaren Themis zu einem Heiligthume der Göttin von Paphos umschufen, erwachte der Patient, und fand den Stuhl vor seinem Bette leer. Er harrte

und

und harrte, daß sich seine Hauswehrte wieder einfinden würde, allein es verstrich eine Stunde und sie erschien nicht. Endlich kündigte ihm die Saaluhr an, daß es Zeit sey Arzney zu nehmen, er rief also sein Weibchen verschiedenemal bey Namen — sie hörte nicht und antwortete auch nicht. Er wartete von einer Viertelstunde zur andern — niemand erschien.

Endlich riß ihm die Geduld. Er kroch aus dem Bette, nahm seinen Krückenstock zur Hand, hielt sich an den Wänden und krüpelte auf die Art nach der Amtsstube zu; in der Absicht, den Adjunctus zu bitten, ihm die Arzeney der Vorschrift gemäß abzutheilen. Nach vieler Müh und mancher Pause erreichte er endlich die erwünschte Thür und schob sie leise auf — es war niemand zu hören noch zu sehen. Aber kaum trat er in die Stube so eröffnete ihm die zum Unglück nicht mit Gardinen verwahrte Glasthur des Seitenkabinetts einen Prospect, der alle Geheimnisse, worüber er sich bisher umsonst den Kopf zerbrochen hatte, in einem Nun enträthselte.

Man denke sich sein Erstaunen! Die Wuth schien ihn auf einmal gesund gemacht zu haben. Er schleuderte, mit der Kraft eines Vierzigers, die Krücke durch die Thür, so daß das Fenster in tausend Trümmer zerbrach. — Die Nächer, durch den unerwarteten Donnerkeil getrennt, rafften sich auf, der Adjunctus stürzte hervor um sich nach dessen Einsender umzusehen, und warf dem Jupiter fulminans, der eben in einen Strohm der kräftigsten Flüche ausbrach, in der Hast die Thür mit solcher Gewalt gegen die Stirne, daß dieser ohnmächtig zur Erde sank.

Man brachte den Amtmann zu Bette und rief die Aerzte. Er erholte sich zwar nach einigen Stunden wieder, redete aber irre. Seine Gattin, welche zu fühlen schien, daß er die Thorheit einer ungleichen Ehe hart genug gebüßt habe, wünschte nichts mehr, als sich mit ihm aussöhnen zu können. Allein er ward zusehends schlimmer, verlor am folgenden Morgen alles Bewußtseyn und verwechselte bald darauf das Zeitliche mit dem Ewigen, welches letztere wir ihm denn — in der Hoffnung, daß er dort

dort ein beſſeres Schickſal gefunden haben werde — nicht mißgönnen wollen.

Daß aus dem Adjunctus und der Wittwe ein Paar ward, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Ruhe iſt das endliche Ziel alles Dichtens und Trachtens der Sterblichen. Karl der fünfte ſucht ſie in den Mauern eines Kloſters, der Bettler in den Armen des Schlafs, der Geſchäftsmann auf ſeinem Landgute, der Höfling an der Seite einer Buhlerinn und der Weiſe, der weder Landgut noch Mätreße hat, in dem Umgange der Muſen. — Auch General von Falkenſtein ward, nachdem er über ein halbes Jahrhundert hatte trommeln, fluchen und kanoniren hören, des Getümmels der Welt überdrüßig und ſetzte ſich in Tiefenau, dem ländlichen Wohnorte ſeiner Väter, zur Ruhe.

Zu ſehr an Thätigkeit gewöhnt, um den Reſt ſeiner Jahre in mönchiſchem Wohlleben und kloſterlichem Müſſiggange zu vergeuden, und in dem

bisherigen Gedränge der Geschäfte zu wenig für Geistescultur gestimmt, um noch in seinem sechs und sechzigsten Jahre den Wissenschaften Geschmack abzugewinnen, widmete er seine Zeit der Jagd, einer Beschäftigung, die seinem bisherigen Wirkungskreise und seinen noch ziemlich rüstigen Kräften angemessen war. Kaum dämmerte der Morgen am Gebirge, so trabte er, von seinen Doggen umflafft, zu Walde, und oft, wenn längst der letzte Strahl der Abendsonne an Tiefenau's Thurmspitze verglüht war, plänkerten seine Jäger noch im Dickicht, und der Uhu verstummte vor dem Widerhalle ihres Hifthorns.

Während dem General die Wochen zu Tagen und die Tage zu Minuten wurden, hatte seine junge Gemahlinn zu Hause keine Gesellschaft als ihre Bücher und keine Vertraute als die Einsamkeit. Zeichnen, Lesen und Musik waren ihre Beschäftigungen. Dem bunten Papiere und der Stickerei hatte sie nie Geschmack abgewinnen können, denn wurde sie (wenn anders außer ihr noch irgend jemand in Tiefenau den guten Ton gekannt hätte)

Karten-

Kartenspiel und Medisiren damit verbunden haben. Zwar hatte ihr der General ein bejahrtes Fräulein zugesellet, aber das war ein eulenartiges Geschöpf, das immer in sich selbst verschlossen, am Tage die Welt, von welcher es verspottet ward, verschmähete, und Abends im einsamen Kämmerlein geistliche Lieder trächzte, und mit den Vollmondsgesichtern der Heiligen liebäugelte. Elise (so hieß die Generalinn) lebte also isolirt wie eine Einsiedlerinn und konnte sich niemanden mittheilen als ihrer Laute und der Natur, welche rings um Tiefenau in ihrer ganzen Schönheit prangte. — Wenn ihr Gemahl Abends nach Hause kam, war er meistens ermüdet, oder mit der Anordnung des folgenden Tages beschäftigt, und also auf jeden Fall für sie verloren. —

„Ritt er denn heute und morgen und alle Tage auf die Jagd?" wird der Leser fragen. — Nein, dazu war er gegen seine Elise zu gerecht, dazu liebte er sie zu sehr. Oft ließ er sich von ihr verleiten, oft saß er mit ihr in der Geißblattlaube und weidete sich an ihrem Blick,

„Wenn sie bey dem Klang der Laute
„Sanft und nebend auf ihn schaute:
„Ach! sein ganzes Herz vertraute
„Er ihr sonder Zweifel an,
„War ein hochbeglückter Mann. — —
„Ihre schönen Augen logen,
„(Wer ergründet Weibessinn!)
„Ihre Liebe war dahin,
„Einem . . . . .“ —

Doch wie bequem das Abschreiben auch ist, so wollen wir uns doch desselben enthalten und statt dessen unsre eigene Waare zu Markte tragen. Schade, daß der Biograph eines Hofnarren gegen einen Professor der Philosophie ein zu kleines Licht ist! sonst würden wir einem Dresdener Gelehrten, der vor kurzem ein ganzes Buch abgeschrieben hat, rathen, in Rücksicht jener Enthaltsamkeit in unsre Fußstapfen zu treten. — —

Es gab eine Zeit, wo alle ihre Regungen nur ihn betrafen, alle ihre Wünsche sich auf ihn beschränkten; aber diese Zeit war dahin. — Einst, als sie, einsam und sinnend, in dem schattigen Eichengange, welcher das Schloß umgab, auf und abging,

ritt

ritt ein junger Mann vorüber — ein junger Mann? — einen Halbgott wurde ihn Elise nennen, wenn sie diese Geschichte selbst erzählte. So schlank, so männlich schön, so freundlich! — Er schwebte vorüber, aber sein Bild wich nie wieder aus ihrer Seele. — Nun gewann alles um sie her eine andre Gestalt. Die Bücher, bisher ihre angenehmsten Gesellschafter, wurden ihr zuwider. Die Einsamkeit, welche ihr oft so lästig war, ward ihre liebste Freundinn und die alte Sibylle, so oft vergebens zum Spaziergange eingeladen, konnte nun auf ihrer Zelle ächzen und krächzen so lange sie wollte; denn niemand nahm sich mehr die Mühe sie zu stören, niemand schien ihre Existenz mehr zu beachten.

Der junge Mann, welcher ihr ganzes Empfindungssystem verrückte, war Offizier unter der Besatzung des benachbarten Städtchens, und wenn sein Bild Elisen unabläßig vor Augen schwebte, so war der Eindruck, den Elise auf ihn gemacht hatte, wenigstens eben so groß. Er unterließ nicht, oftmals wieder bey den Eichen vorüber zu reiten, unter welchen er sie zum erstenmale erblickte, und sie

ging

gina seitdem nirgends lieber spazieren, als in dem Schattengange, wo sie ihn zuerst gesehen hatte.

An einem heitern Herbstabend, wo die sterbende Natur ihrem Grabe mit Ruhe entgegenzuwanken, die untergehende Sonne ihr das letzte Lebewohl zuzulächeln, und alles Hinscheiden und Einschlummern und Wiedererwachen zu einem bessern Leben zu verkündigen schien, wandelte Elise, in tiefe Schwermuth versunken, unter ihren Lieblingseichen. Die ferne Landschaft schwand allmählig vor ihren Augen, die Abendluft wehte so schauria und Feld und Wald verstummten um die Dämmerung zu feyern. Sie setzte sich in die Geißblattlaube und horchte dem letzten Athemzuge der entschlummernden Schöpfung. Alles rings umher war so traulich; die fernern Gegenstände schienen, unter dem Schleyer der Nacht geselliger, sich einander zu nähern, und die Eichen mit verschränkten Zweigen, gleichsam Hand in Hand, der Dunkelheit froher entgegen zu harren — überall Eintracht, Geselligkeit und Theilnahme! Vor ihr allein schien alles zurück zu weichen, kein Wesen ihres Gleichen sich an sie anzuschließen;

von jedermann verlaſſen ſtand ſie in der geſelligen Natur wie ein Schiffbrüchiger am Geſtade einer unbekannten Inſel. Sie fühlte ſich ſo beklommen, ſo beängſtigt, ſo bedauernswerth. — Endlich nahm ſie die Laute, um wenigſtens dieſer ihre Empfindungen mitzutheilen, und ſang:

Einſam tönet meine Klage
Bis zum letzten meiner Tage:
Einſam will ich Thal und Höhn
Flur und Hayn um Mitleid flehn.

Traulich flüſtert an dem Teiche
Schilf mit Schilfe; von der Eiche
Wipfel rauſchet Troſt und Ruh
Einer andern Eiche zu.

Mit dem Klee, bethränt vom Thaue,
Liſpelt Blümchen in der Aue;
Mit dem Uhu in der Kluft
Aechzt die Wehklag' an der Gruft.

In des Waldes kühlem Schatten
Girrt das Täubchen bey dem Gatten,
Und dem fernen Waſſerfall
Brauſet nach der Wiederhall.

Einſam tönet meine Klage
Bis zum letzten meiner Tage;
Einſam will ich That und Leben
Flur und Hayn um Mitleid ſehn. — —

Kaum hatte ſie die letzte Strophe geendigt, ſo rauſchte es hinter der Hecke. Sie fuhr auf, legte das Inſtrument aus der Hand und war im Begriff die Laube zu verlaſſen, als der junge Mann, den ſie zuweilen hatte vorüber reiten ſehen, ihr entgegen trat. Er bat um Verzeihung, daß er ſie in ihrer Einſamkeit ſtöre; er habe dem Zauber ihrer Stimme und dem Drange ſeines Herzens nicht widerſtehen können. — Die erſte Hälfte ſeiner Anrede ward mit einem Gegencompliments erwiedert, die andre unbeantwortet gelaſſen.

„Sie klagten vorhin über Ihre iſolirte Lage (fuhr er fort); o daß mir vergönnt wäre — — doch was kann Ihnen an der Theilnahme eines Fremdlings gelegen ſeyn!“ —

Die ſchöne Sängerinn verſicherte, es ſey ihr die Theilnahme keines gefühlvollen Weſens gleichgul-

gültig; und ein Seufzer ſchien zu ſagen, daß es die ſeinige am wenigſten war.

Man kann leicht denken, daß ſich der Dialog hier nicht endigte. Das Reſultat aller Fragen und Antworten, Verſicherungen und Gegenverſicherungen war, daß der Offizier endlich erklärte, er liebe ſie unausſprechlich, und kenne im Himmel und auf Erden keine größere Seligkeit als ihre Gegenliebe. — Ihm dieſelbe ſogleich zuſichern, das hieß für eine Kokette viel zu raſch und für ein gefühlvolles Weib viel zu leichtſinnig handeln. Eliſe liebte den jungen Mann zwar, aber ſie erröthete noch vor dem Gedanken, daß ſie ihn liebe, oder wenigſtens ſchwankte ſie noch zwiſchen Pflicht und Neigung. Von Gegenliebe war alſo dermalen noch nicht die Rede. Aber er bat, er flehete ſo herzlich, ſie in dieſer Laube öfter beſuchen zu dürfen — eine ſo unſchuldige Gefälligkeit glaubte ſie weder ihm noch ſich ſelbſt verſagen zu müſſen. Er ſchied alſo, durch dieſe Zuſage zu neuer Hoffnung ermuntert, verabredet von dannen. —

Dies war der Tag, welcher in Elisens Herzensgeschichte Epoche machte. Bis dahin hatte sie ihren Gemahl zwar nicht zärtlich, aber doch aufrichtig geliebt. Allein von nun an war ihr Herz für ihn erkaltet. Sie suchte das zu verbergen und überhäufte ihn mit Zärtlichkeiten, die nicht ihm galten, sondern dem Offizier, um dessentwillen sie eigentlich ausgespendet wurden. Der Letztere ermangelte nicht, so oft es nur unbemerkt geschehen konnte, sich in der Laube wieder einzufinden. Die Geschichte seiner Liebe war von der Geschichte der Liebenden überhaupt in keiner Hinsicht unterschieden.

„Zuerst bekam er einen Kuß,
„Zuletzt noch etwas mehr!“

Er äußerte so manchen Wunsch und die gute Elise befriedigte so manchen, daß ihm am Ende nichts mehr zu wünschen übrig blieb. Nicht mehr zufrieden durch den todten Buchstaben, oder in der Laube, im Angesichte der freyen Natur, einander Liebe zuzuschern, wurde das vertrauliche Paar kühn genug, sogar das Haus des Generals zum Lustlager zu wählen, und der Offizier wußte sich, mit

Hülfe

Hülfe des Kammermädchens der gnädigen Frau, in Abwesenheit des alten Herrn unter allerley Verkleidungen daselbst einzuschleichen. Die Liebe ist erfindsam. Bald erschien er mit einem großen Pflaster über dem linken Auge, als ein reitender, Dienste suchender Jäger; bald in Perücke und schwarzem Rocke als ein bekannter vornehmer Geistlicher, und bald in Bedientenlivree als Lakay einer benachbarten Herrschaft. Bald kam er, in Begleitung einiger Bedienten, zu Pferde, als ein fremder Offizier, der dem Herrn General seine Aufwartung machen wollte, und, weil dieser gerade auf der Jagd war, bey der gnädigen Frau Audienz erhielt; bald verkaufte er, als ein Galanteriekrämer der Frau Generalinn poudre à la maréchal, eau de mille fleurs und andre kostbare Kleinigkeiten; bald trat er als ein Musicus auf, der Instrumente stimmte und Noten abschrieb — kurz er spielte so mancherley Rollen, und benahm sich unter jeder Verkleidung so geschickt, daß niemand darüber auf unrechte Gedanken gerathen konnte.

Auf der andern Seite ermangelte die schöne Sünderinn nicht, auch den entferntesten Schein eines Geheimnisses zu vermeiden. Sie erzählte dem alten Herrn bey seiner Zurückkunft jedesmal, wer da gewesen sey und was er gewollt habe, zeigte ihm auch wohl zuweilen einige Sächelchen, die sie von dem fremden Kaufmann oder Tablettkrämer eingehandelt hatte, und so trieb denn das pantomische Paar sein Gaukelspiel eine geraume Zeit fort, ohne daß dem dritten Manne etwas böses ahndete. Allein

„Es wird nichts so fein ersponnen,
„Das nicht kommt an die Sonnen"

sagt ein alter Spruchreim. Wir wollen sehn, ob er wahr sagt.

Der alte General ward von einem benachbarten Edelmann zu Gevattern gebeten. Nun glaubte man damals noch, es könne das Kindlein kein rechtschaffner Christ werden, wenn man nicht von dessen Taufe an gerechnet wenigstens so viele Tage hindurch hinmause, als Gevattern vorhanden waren. Da

man

man nun deren keine kleine Zahl zu wählen pflegte, und der Herr Gevatter in Tiefenau sich auf die Flasche wenigstens eben so gut verstand als auf die Klinge; so war nicht leicht zu erwarten, daß er unter sechs bis acht Tagen von der Gastereyen heimkehren würde. — Acht Tage ungestört und sorgenlos mit einander kosen zu können! Die Aussicht war für die beiden Liebenden zu reizend, als daß sie nicht hätten Gebrauch davon machen sollen.

Indessen war die Frau Generalinn ebenfalls zum Taufschmause gebeten worden und es schien gar nicht thunlich die Einladung geradezu abzulehnen. Sie ließ also Tages zuvor ihren ganzen Putz in den Stand setzen, traf alle zu einem häuslichen interregno nothwendigen Vorkehrungen und schien sich auf die Reise nach Rebrbach (so hieß des Herrn Gevatters Wohnsitz) nicht wenig zu freuen. Allein — welch ein hinfälliges Wesen ist der Mensch!

„Wer heut ist frisch, gesund und roth,
„Ist morgen krank, ja wohl gar todt." —

Schon war der frohe Tauftag erſchienen, ſchon ſtand der General, geſtieſelt und geſpornt, in ſeiner Staatsuniform und paßte vorläufig den Treſſenhut auf die neue Perücke; ſchon hatte der Kutſcher Befehl erhalten, das blanke Geſchirr aufzulegen, und der Jäger einen derben Ausputzer, weil er nicht von ſelbſt ſo vernünftig geweſen war, die beſetzte Livree anzuziehen — kurz, alles war ſchon in voller Thätigkeit, nur die gnädige Frau ließ ſich noch nicht über dem Horizonte blicken. Das war nun freylich nicht außer der Regel, denn in ihrem Departemente ward es gewöhnlich vier Stunden ſpäter Tag als in dem ſeinigen: allein heute, glaubte der alte Herr, könnte man doch ſchon einmal eine Ausnahme machen. Er ſtieſelte alſo nach ihrem Schlafzimmer, um auch da das Werde munter mein Gemüthe wahr zu machen. Aber kaum öffnete er die Thür, ſo ächzte es hinter den Gardinen als ob jemand in den letzten Zügen läge.

Er trat an das Bette. — Die arme Frau! — Sie hatte eine ſchreckliche Nacht gehabt, hatte kein

Auge

Augen geschlossen; es lag ihr in den Gliedern wie Blei, alles drehte sich mit ihr im Kreise herum: aber sie wollte doch versuchen aufzustehen; vielleicht wurde ihr dann anders, vielleicht daß die freye Luft unterweges .....

„Ey behüte, gnädige Frau!" fiel hier die Zofe ein — „behüte der Himmel! Wie könnten Sie so etwas wagen! Hätten Sie gehört, was Sie die Nacht hindurch phantasiert haben — — Gott mag wissen, was Ihnen im Körper steckt! — Und Sie wollten aufstehen, wollten sogar ausfahren? — Nein, man muß seinen Kräften nicht zu viel zumuthen! Zeit und Stunde sind nicht gleich; es könnte Ihnen gehen, wie meiner vorigen Herrschaft, Gott hab sie selig! 's war eine kreuzbrave Dame, eine ....."

Wer weiß, wo sich dies Geschwätz, das je länger je weinerlicher ward, noch geendigt haben würde, wenn nicht der General — dem es dabey über die Haut lief, als ob man das Gott hab sie se-

lia bereits über seine Elise ausspräche — das Wort genommen hätte. Er bat die Patientinn, doch ja ihrer Gesundheit zu schonen, im Bette auszuharren und den Gedanken an die Reise aufzugeben. Er selbst könne freylich leider nicht zu Hause bleiben, wolle aber, so bald ihre Umstände nur einigermaßen bedenklich würden, wieder da seyn. Er werde den Kutscher mit dem Wagen zurückschicken, damit sie zu jeder beliebigen Stunde ihn oder den Arzt holen lassen könne u. s. w.

Sie wandte dagegen ein, es sey mit ihr nicht so schlimm als er sich vorstelle, ihr Ausbleiben werde bey der ganzen Gesellschaft Aufsehen erregen und was dergleichen mehr war; allein er erklärte, Krankheit sey ein vollgültiger Entschuldigungsgrund, er werde sich ewig ein Gewissen daraus machen, ihr Leben durch eine solche Reise in Gefahr zu setzen, und bitte sie bey allem was ihr lieb und werth sey, sich derselben zu entschlagen. Sie fühlte sich also überzeugt, gab nach, und versprach, in allem seiner Vorschrift gemäß zu leben. Hierauf nahm der

gute

gute Alte herzlichen Abſchied, befahl Fräulein Trudchen (ſo hieß die obgedachte Sibylle), ihm noch am ſelbigen Tage durch einen Botben von der Patientinn Zuſtande Nachricht zu geben, und fuhr unter tauſend Beſorgniſſen nach Rohrbach.

Nachmittags machte ſich die Generalinn wieder aus dem Bette, ließ ihrem Gemahl, der ſonſt zu früh hätte zurückkommen mögen, ſchreiben, es beſſre ſich mit ihr augenſcheinlich, fertigte ſelbſt eine alte Soldatenfrau, die gewöhnliche Iris unſers liebenden Paars, an den Offizier ab, und meldete ihm, theils daß der alte Herr wirklich allein abgereiſet ſey, theils was für eine Rolle deſſen Stellvertreter dieſen Abend zu ſpielen habe. Der Vogt erhielt Befehl, die Brücke, welche über den das adelige Schloß umgebenden breiten Graben führte, heute etwas ſpäter aufzuziehen, weil die gnädige Frau noch ein Kräuterweib mit verſchiedenen Hausmitteln erwarte. Gegen Abend erſchien die neue Hygica, ward eingelaſſen und ohne Bedenken in der Patientinn Schlafzimmer gebracht. Daß ſie nicht wieder weg-

aing, hatte der Vogt, der ohnehin bloß auf den Einlaß in Eid und Pflicht genommen war, nicht einmal bemerkt.

Da der Kräutervorrath zu einer Bähung gebraucht werden, und die Kranke, laut der Verordnung, sich unmittelbar nachher schlafen legen sollte; so hielt Fräulein Trudchen ihre Gegenwart für überflüssig und begab sich sehr zeitig nach ihrer Zelle. Daß sie der Patientinn keinen größern Dienst erweisen konnte, wird man gern glauben, wenn wir (falls es der Leser nicht schon errathen haben sollte) sagen, daß der weibliche Aesklap niemand anders war, als der Offizier. Die beiden Liebenden freueten sich herzlich, daß sie ihren Zweck so glücklich erreicht hatten, und schritten alsdenn ungesäumt zum Gebrauche der obgedachten Hausmittel.

Das Uebel, welches dermalen zu bekämpfen war, mußte ziemlich hartnäckig seyn; denn es ward Mitternacht, ohne daß die Cur sich endigte, und vielleicht würde gar der Tag darüber angebrochen seyn:

allein

allein als die Patientinn und der Arzt ſich deſſen am wenigſten verſahen, klopfte jemand an das Schlafzimmer. Sie horchten — Himmel und Erde! Es war der General.

Damit ſich niemand über ſeine unerwartete Rückkunft wundre, ſo dient zur Nachricht, daß der Taufſchmaus geſchwinder ein Ende genommen hatte als irgend jemand von den Anweſenden vermuthete. Die Kindbetterinn ward nehmlich plötzlich von einem Stickfluſſe befallen und ſtarb ehe ihr noch der Arzt zu Hülfe eilen konnte. Unter dieſen Umſtänden hielten die Gevattern und übrigen Gäſte, deren Freude in einem Nun in Traurigkeit verwandelt worden war, nicht für rathſam, den bekümmerten Wittwer länger mit ihrer Gegenwart zu beläſtigen, und ſo reiſete denn jeder nach ſeiner Heimath zurück. Dem General, der ſeinen Wagen wieder nach Hauſe hatte fahren laſſen, borgte der verwittwete Herr Gevatter ein Reitpferd und ſo kam er denn in aller Stille bey ſeinem Gute an. Er ſtieg vor der Brücke ab, ſchickte das Pferd mit dem Reit-

knechte, der ihn begleitet hatte, zurück, ward von dem Vogt eingelaßen und erreichte das Schlafgemach seiner Gemahlinn, ohne daß ihn jemand bemerkte. Vielleicht wurde er (zumal im Betracht des Zustandes, worinn er vormittags die Patientinn verließ) damit nicht so sehr geeilt, noch die Ruhe seiner lieben Ehehälfte unterbrochen haben: allein er wollte ihr doch den Unfall, der ihn so plötzlich wieder nach Hause führte, erzählen und so klopfte er denn bereits zum drittenmale an ihre Thür, ohne daß ihm jemand antwortete.

War die Ungeduld des Generals groß, so war es die Bestürzung der beiden Ueberraschten wahrlich nicht minder. Der Offizier konnte sich in der Angst nicht in die Weibskleider hineinfinden, und als es halb und halb geschehen war — wo sollte er sich verbergen? — Im Zimmer? — Es gab da keine Spanische Wand, keinen Kamin, keinen Kleiderschrank. — Im Bette? — Wenn nun der General, als rechtmäßiger Grundbesitzer, auf den unglücklichen Einfall gerieth — — Die Verwirrung der beyden Leuten

chen war noch größer, da der Pocher zum viertenmale an die Thur klopfte und sich dabey gegen den Bedienten, der ihm leuchtete, vernehmen ließ, es sey nicht anders zu vermuthen, als daß seine Gemahlinn in Ohnmacht, oder, welches Gott verhüten wolle, in den letzten Zügen liege: er solle nur geschwind eine Axt holen, damit man die Thür aufsprengen könne. —

Nun war bey den beyden Gefangenen guter Rath theuer. Endlich zeigte die Verzweiflung dem Offizier einen Ausweg. Er knüpfte die Leintücher an einander und befestigte sie an dem Fenster um sich vermittelst derselben auf den zwischen dem Hause und dem tiefen Wassergraben befindlichen Rand hinabzulassen. Aber — o Himmel! — er hatte noch nicht die Hälfte seiner Fahrt zurückgelegt, so zog sich der Knoten auf, und der unglückliche junge Mann stürzte mit einem lauten Ach ins Wasser.

Unterdessen erhielt der General eine Axt, und sprengte mit einem einzigen Hiebe die Thür auf.

Aber

Aber welch ein Anblick! Seine Elise lag todtenblaß und ohne Besinnung an der Erde. — — So bald er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, ließ er sie aufs Bette legen und das Fräulein nebst der Kammerjungfer rufen. Sie besprengten die Patientinn mit Ungarischem Wasser, rieben sie mit warmen Tüchern, tröpfelten ihr Liquor in den Mund — endlich fing sie wenigstens wieder an zu athmen. —

In der ersten Bestürzung hatte der gute Alte nichts beachtet als seine Gemahlinn. Sobald er aber wenigstens ihr Leben gesichert glaubte, mußten ihm die Unordnung im Zimmer, das offene Fenster, und das daran befestigte Bettuch freylich zu mancherley Betrachtungen Anlaß geben. — „Sollte sich ein Dieb hereingeschlichen, sie beraubt und sodann seinen Weg zum Fenster hinausgenommen haben!“ — Allein es fehlte im ganzen Gemache nicht einer Stecknadel werth. Auch pflegen sich ja die langfingrigen Nachtmenschen mit Strickleitern oder dergleichen etwas zu versehen. — Was für Vermuthun-

thungen er auch ſonſt über den Vorfall hegen mochte, ſo blieb doch das offne Fenſter nebſt dem Bettuche immer ein gewaltiger Gedankenſtrich, und hätte er nicht von Eliſens Tugend eine zu hohe Idee gehabt, ſo hätte ihm, ſollte man denken, ſein Schickſal ahnden müſſen. Er hoffte, es würde ſich das alles am folgenden Tage aufklären, allein ſeine Leute wußten nichts weiter darüber zu ſagen, als es ſey bey der Generalinn ein Kräuterweib geweſen, das niemand habe wieder weggehen ſehn. Eliſe war ſo ſchwach, daß er von ihr wenigſtens für das erſte keine Aufſchlüſſe erwarten durfte, wenn ſie auch ſonſt geneigt geweſen wäre, dergleichen zu geben. — —

Die Zeit, welche ſo manche Thorheit erlauſcht, ſo manches Bubenſtück entrathſelt, half auch dem guten General aus dem Traume. Nach wenig Tagen erſcholl in Tiefenau das Gericht, es werde in dem benachbarten Städtchen ein Offizier von der Beſatzung vermißt. Faſt zu gleicher Zeit zog der Voigt eine mit einem Weibsunterrocke bekleidete

männliche Leiche, welche dem beſchriebenen Offizier aufs genaueſte glich, aus dem Waſſergraben. Dieſe Umſtände, verglichen mit dem Vorfalle an dem offenen Fenſter, ließen dem ehrlichen Alten über den Vorfall jener unglücklichen Nacht keinen Zweifel mehr übrig. Er gab dem Oberſten des in dem Städtchen liegenden Regiments, ſeinem alten Jugendfreunde, von der traurigen Begebenheit Nachricht und ließ darauf den Leichnam in der Stille beerdigen.

Eliſe, die ſchwache, aber bedauernswürdige Eliſe gelangte zwar nach jener ſchrecklichen Nacht wieder zum Bewußtſeyn, aber nur um daſſelbe bald und auf immer wieder zu verlieren. Die Kammerjungfer war unvorſichtig genug, ihr das Schickſal des unglücklichen jungen Mannes zu entdecken. Wie hätte ein ſo empfindliches Nervenſyſtem, als das ihrige war, dieſen Schlag ohne Zerrüttung ertragen können! Er traf den edlern Theil ihres Ich, den Verſtand. Zu ihrem Glück überlebte ſie deſſen

Verluſt

Verlust nur wenig Wochen. Ihr Gemahl ließ ihr folgende Grabschrift setzen:

Hier ruht — und mit ihm meine Ruh —
Ein Wesen edler Art. Ob Engel,
Ob Mensch? Für diese Welt voll Mängel
Zu groß, zu klein! — Entscheide du,
O Wanderer, dies Problem zum Schlummer
Verstärkt! Mich führet, es vom Kummer
Gebeugt, dem Grabe früher zu.
Dies Wesen — dessen Geist auf Schwingen
Des Seraphs himmelan zu ringen
Geschaffen schien, wenn seinen Ring
(Zu kühn vielleicht!) des Weltalls Kette,
Die Liebe nicht gefesselt hätte;
Und dessen Herz zu zärtlich schlug,
Um meine Seligkeit auf Erden,
Dem Sterblichen ein Gott zu werden —
Dies Wesen zwischen Seel' und Leib
In stetem Kampfe, war — ein Weib. — —

Und

Und hiermit hätte denn dieß Büchlein, wie ſo manches Ding in der Welt, das ſich luſtig anfing, ein trauriges

Ende.

Roquelaure, J.B.,
(Marquis de Biran)

Bu 50

Schnurren, Schwänke
und
lustige Einfälle
des
Herzogs von Roquelaure.

Ein Kumpan
zu
Kyau's Leben und lustigen Einfällen.

Neu erzählt
von
Simon von Cyrene.

Paris, 1797.

F. X. Widmoser

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

65 – 14.15

Volkskunde: Dt. Sprichwörter u.
Volksbücher. Schwänke u. Volks-
bücher: Einzelne [illegible]

Der Amſelſchnabel.

Was zu einer Neſſel emporſchießen will, brennt bei Zeiten, und wer ein Prediger, oder — Nachtwächter werden will, bölkt *) ſchon als Bube allen Leuten die Ohren voll. So unſer Düf.

Dem Käppchen war er kaum entflohn
Und trug die erſten Hoſen,
Da übertraf der Junge ſchon
Die größten Virtuoſen
Der Schelmerei, und jeder war
Tagtäglich bei ihm in Gefahr
Geſchabernakt zu werden.

Wenn

*) Bölken, ein Provinzialausdruck, wird von Kindern geſagt, wenn ſie, vorzüglich aus Bosheit, ſchreien.

Wenn Liese sich im Wirbeltanz
Rumdrehte, wie ein Wirtel, *)
Da wakkelte ein Kazzenschwanz
An ihrem Hintertheile
Und selbst der Pastor war nicht frei,
Oft hing so eine Bummelei
An seiner Flachsperükke.

Stieg bei der Tafel erst der Wein
Ins Kapitel der Zecher,
Salbt' er mit swan'schen Pfeffer ein
Den Rand der Silberbecher,
Das war für ihn ein Gaudium,
Wenn allen Gästen um und um
Die dikken Mäuler strozten.

Wenn Grete bei dem Rokken sas,
Die Spindel ämsig führte,
Und Hans im Hallschen Bauer las,
Und nebenbei schärmirte,

Da

*) Wirtel, wird Kennern der Flachsspinnerei wohl bekannt sein. Es ist eine gläserne, oder thönerne Scheibe die der Schwere wegen unten an die Spindel gesteckt wird.

Da schlich der Schalk sich leis' herzu,
Und nähete in guter Ruh
Die beiden aneinander.

Es war daher sehr natürlich, daß er seine erworbenen Fertigkeiten im Schabernaken eben so fleißig übte, als er als Page an den Hof kam, und sie eben so wenig einrosten ließ, als ers vorher gewohnt war. Mögen dies folgende zwei Begebenheiten beweisen.

Ludwig ritt' einmal auf die Jagd, und der Dük befand sich unter der Begleitung des Königs. Es war einer der schönsten Herbsttage und die Felder schon voll von ämsigen Landleuten, um auch den Rest der Ernte in ihre Scheunen zu sammlen. Der Jagdzug ging an einem kleinen Gehölze vorbei, und ein Bauer, unserm Dük so ziemlich an Größe gleich, und nur zum Unterschied mit einer langen pomeranzenfarbigen Nase versehen, hatte sich hinter einen Strauch postirt, um den König so recht in der Nähe zu beaugenscheinigen. Ob man nun gleich von der ganzen Figur nichts weiter, als die Nase, die

wie

wie eine Spitzenpflaume unter dem Laube hervorschimmerte, sehen konnte, so hatte ihn der Herzog doch schon von Weitem wahrgenommen.

Diese Gelegenheit, eine Narrenspoſſe anzubringen, konnte er unmöglich vorbei laſſen. Sobald ſie daher nahe genug waren, ergrif er ſeine Jagdflinte und ſchoß über den Bauer hin, daß die Schrottörner in den Blättern einen gräßlichen Spektakel machten. Die gelbe Naſe verſchwand wie ein Bliz und ihr Beſizzer, der ſein Fell ſchon vom Schrot durchlöchert glaubte, fing ein mörderliches Geſchrei an.

„Auweh! ich bin todt!"

Der Herzog und die übrigen müſſigen Spasvögel lachten. Nur der liebe König, der denn doch nicht wollte, daß man nach ſeinen Bauern, wie nach Rohrſpazen, ſchießen ſollte, nahm eine ernſthafte Miene an, und rief dem Dük zu:

„Roquelaure, könnt Ihr denn nicht ſehen, wohin Ihr ſchießet?"

„Ich bitte unterthänigst um Verzeihung, Ihro Majestät, war die Antwort, ich glaubte, es wäre eine Amsel.“

Ludwig, der den Witz nicht gleich verstand, erwiederte noch ernsthafter:

„Geht mir mit Euern Narrenspossen, Ihr werdet doch einen Menschen von einer Amsel unterscheiden können.“

Aber, Ihro Majestät, des Bauern Nase sah akkurat aus wie ein gelber Amselschnabel.“

Der König, der nun erst den Bauer mit seinem pomeranzenfarbigen langen Riecher, der noch zitternd und sich überall betrachtend da stand, recht ansah, mußte jezt selbst lachen, da überdies der Spas ohne üble Folgen für den Bauer gewesen war.

Die Parlamentsperükke.

In seiner Pagencarriere hatte der Dük einmal die Aufwartung beim Könige, und mußte daher alle Audienzbegierigen bei ihm melden. Vermuthlich war ihm dies noch etwas Neues, und es schmeichelte seinem Ehrgeiz, daß selbst Ministers und Düks und Pairs sich an ihn wenden mußten. Er war also so stink und ämsig, wie eine junge Witwe, wenn sie nach einem langweiligen Trauerjahre zum zweitenmal das Brautbette zurecht macht. Er flog die Antichambre, wie eine Schwalbe, auf und nieder, hüpfte bald zu diesem, bald zu jenem, bald ins Kabinet des Königs, bald wieder hinaus; kurz, er war der dienstfertigste Merkur, den es je gegeben hat, und zeichnete sich daher gar gewaltig vor seinen Glaubensbrüdern aus, die in den Vorzimmern — sei's eines Königs, oder eines — Geheimen-Ober-Hof-Stubenheizers — die armen Klienten bis zum Verzweifeln sich langweilen lassen, wenn diese nicht etwa so klug sein, ein Paar silberne oder goldne Beweggründe voraus zu schikken. Nicht so unser Dük.

Nicht

Wer da in der Antichambre eines Königs von Frankreich natürlicher Weise mehrere Audienz zu erhalten suchten, als in dem sol disant Vorzimmer eines Aktenhelden, so wärs auch eben so natürlich, daß der dienstbefließene Page nicht alle zugleich melden und einführen konnte, daß also Der und Jener die Geduld zur Hand nehmen und warten mußte, bis auch an ihn die Reihe käme.

Dies Loos traf auch einen wohlbeleibten Parlamentsherrn. Eine Viertelstunde nach der andern galloppirte — oder hinkte er vielmehr bei ihm vorbei, denn sie dauerten ihm alle verteufelt lange. Und was das ärgste war, er hatte hier nicht die geringste Bequemlichkeit.

„Da war kein Sopha, keine Bergere,
Kein Aquavit, kein Gläschen Wein,
Nichts rund herum, als nur die leere,
Vergoldete Wand. „Bei meiner Ehre!
Da möchte man doch des Henkers sein.
Was helfen all die Tapezerein
Von Sammt und Seide? Ein weiches Ruhebette,
Das würde zweitausendmal besser sein —
Ach, wer's nur immer bei sich hätte!“

Dies

Dies waren so ohngefähr die Stoßseufzerlein des armen Parlamentsgliedes. Und in der That! der arme Mann war in einer übeln Lage. Wer so einen gesegneten Prälatenbauch, deren es, Gott Lob! noch heut zu Tage giebt — von circa viertehalb Centner mit sich herumschleppen muß, und sich genöthigt sieht, ein Paar Stunden sich blos auf sein Pedal zu verlassen, ohne auf einem weichen Plätzchen sich erholen zu können, der wird uns Recht geben.

Wenn man nun noch bedenkt, welchen Arbeiten und Strapazen sich dergleichen Parlaments- — oder Küchen-Rathe unterziehen müssen, um zu einem so respectabeln Schmeerbauch zu gelangen, so wird man es ihnen um so weniger verdenken, wenn sie sich nach Ruhe sehnen.

Eine geraume Zeit hielt unser Parlamentsrath diese Pönitenz aus, und bemerkte es nicht einmal, daß er längst müßte erlöset sein, wenn es der Ordnung nach gegangen wäre. Aber der Schalk Requelaure machte gerade bei ihm eine Ausnahme von seiner Dienstfertigkeit, und ließ den armen Rundbauch über Gebühr warten. Er hatte irgend einmal von dem Parlamentsrath einen derben Filz erhalten — die Ursache desselben

den erwähnt unsre Kronik nicht, daher wir sie unsern Lesern ebenfalls verschweigen müssen — er ergrif also diese Gelegenheit mit allen zehn Fingern, um sich an ihm zu rächen.

Endlich wurde dem Parlamentsherrn das Schildwachestehen zu lästig, und von ganzem Herzen ermüdet warf er sich auf eine von den Marmorbänken, die an den Wänden postirt waren, ohne erst zu untersuchen, ob sein zweites Gesicht mit so einer harten Nachbarschaft zufrieden sein würde, lehnte sich rükwärts mit dem Kopfe an die Tapeten, und fing nach einigen Sekunden in einem sehr sonorischen Tenor an zu schnarchen.

„Der Himmel gebe es dem armen, dikken Herrn zu Gute!“ seufzte eine alte Frau, die sich mit in der Antichambre befand. Aber nicht so der Schalk, Roquelaure. Dieser hatte längst schon auf diesen Moment gewartet. In aller Stille schlich er sich hinzu, und heftete mit einer großen Nadel die ehrwürdige Alongenperükke des Parlamentsherrn an die Tapeten, begab sich dann ins Kabinet des Königs, und meldete, daß der Parlamentsrath schon seit ein Paar Stunden gewartet habe.

Laßt

„Laßt ihn herein kommen!“ rief Ludwig.

Rasch lief der Dük hinaus, und rief ihm zu:

„Geschwind, mein Herr! kommen Sie, der König will Sie sprechen.“

Und

Als gält' es eine Wette,
So eilends sprang er auf,
Und lief in vollem Lauf
Nach Ludwigs Kabinette;
Indes seines Scheitels gekräuselte Zier,
Wie Absalon am Eichbaum schier,
An der Tapete blieb hangen.

Ludwig stuzte, als er den kaltköpfigen Rundbauch so vor sich stehen sah, der seinen Verlust noch nicht einmal bemerkt hatte. Wiewohl das nicht eben so bewundernswürdig ist, da es ja wohlweise Herren genug giebt, die es nicht einmal merken, wenn sie den Kopf ohne die Perrükke verlohren haben. Aber beinahe wäre der Parlamentsherr in Gefahr gerathen, auch den Kopf zu verlieren; denn das Anstarren des Königs und das bedeutende Augenwinken und Zi-

ſcheln der Anweſenden machte ihm das Gehirn ganz wirbelnd.

Endlich erreichte ein Laut, der wie „Perükke" klang, ſein Ohr, und jezt erſt fühlte er, daß er das Gehäuſe ſeines Hauptes müſſe verloren haben, denn es wehete ihm ziemlich froſtig auf den kalen Wirbel.

Geſchwind lief er zurük, ergrif das Neſt, das noch geduldig an der Tapete hing,

Und zog und riß; doch die verzweifelte Perükke
Schien angewachſen an der Wand.
Hu! welch ein Zauberer übt hier ſeine Tükke,
Und hält mit mächt'ger Hand
Das Krähennest an der Tapetenwand,
Was ſonſt noch nie geſchah, zurükke?
Er zog, und riß — und endlich überwand
Des Parlamenters ſtarke Hand,
Und brach dem Zauberer — der Nadel — das Genikke.

Wenigſtens war die Nadel wie ein Spteñkel gebogen. Aber ein ziemlich beträchtlicher Haarſtauſch, der daran hängen blieb, ward ihr Verräther, und überzeugte den Parlamentsherrn, daß nicht die Hand eines Zauberers, ſondern

eines Spasvogels, Urheber dieses Unheils gewesen sei.

Der König und alle Anwesenden mußten herzlich über diese komische Perükkeneroberung lachen. Nur der Dük spielte den Unbefangenen, weil er sich auf die Art am besten zu verbergen glaubte. Aber eben diese scheinbare und für einen Pagen sehr unnatürliche Unbefangenheit ward sein Verräther, da noch überdies einige der Anwesenden den schalkhaften Künstler an den Vestungswerken der Perükke hatten arbeiten gesehen.

Er mußte also hervor, und sollte dem Parlamentsherrn die Beleidigung öffentlich abbitten. Aber dieser hatte sich indessen schon nach Hause begeben. Der Spasvogel ward nun dahin kondemnirt, daß er ihm sogleich nachfolgen, und seine Abbitte in dessen Logis an den Mann bringen sollte.

Roquelaure mußte gehorchen; aber der Schalk wußte das Ding so zu drehen, daß er erst des Abends nach der Wohnung des Parlamentsherrn ging, zu einer Zeit, in der — wie er gewiß wußte — das Dikchen schon im Neste lag.

Er kam, und alles war verſchloſſen. Das aber wünſchte eben der Späschensmacher, und er bonnerte ſo entſezlich an, daß die Todten hätten aufwachen müſſen, wenns dort grade welche gegeben hätte.

„Was zum hellen, lichten Teufel giebts denn da draußen?“ rief der Portier, und war ſchon im Begrif, dem armen Dük eine gute Portion Grobheiten an den Hals zu werfen — denn Thorwärter und — Thorgroſcheneinnehmer ſollen, wie ich mir habe ſagen laſſen, von Grobheit und Impertinenz Profeſſion machen. Zum Glük ſahe er aber, daß der Anklopfer nicht ſo ein gemeiner Schuft war, den man für ſeinen guten Groſchen Thorgeld noch obendrein einen ganzen Bündel Inſolenzen mit aufpakken kann, ſondern ein — Anhängſel der lieben Polizei, oder ſo und dergleichen, das, wie die Geiſter, durch alle Thore und — Thüren? frank und frey durchpaſſiren darf, und der Herr Portier fand für gut, ſeinen Ton um ein Paar Oktaven herabzuſtimmen.

„Haben Ihre Geſchäfte nicht bis morgen Zeit? mein Herr ſchläft ſchon.“

„Nichts weniger, war die Antwort, im Gegentheil, sie sind äußerst dringend.“

Das machte Aufsehen, denn man wußte, daß des Abends kein Page sich vom Hofe entfernen durfte, und der Portier mußte sich entschließen, seinen Herrn wekken zu lassen. Mit dem größten Widerwillen, das weiche, warme Bettchen, und die noch weichern Arme der noch wärmern — Ausgeberin verlassen zu müssen, und mit der größten Anstrengung schrotete der Parlamentsherr sein Bäuchelchen aus dem Bette, und in einen weiten Schlafrok, der allenfalls einem halben Duzzend dünnleibiger Sechsdreiermännerchen zum Zelt hätte dienen können, und empfing so voll Warten der Dinge, die da kommen sollten, den ungefügelten Merkur.

Mit einem halben Schock Büklingen und ein Paar Duzzend Scharrfüßen zur Zuaabe trat dieser herein, und begann seinen Spruch mit solchen Kreuz- und Queerspringen, daß der Parlamentsherr Anfangs aus dem ganzen Senf nicht klug werden konnte. Der Dük fing, wie ein ächtes Genie, bei Noahs Arche an, spikte weislich seinen Sermon mit allen möglichen Komplimentenformeln, statt ebräischer und griechischer

ſcher Brokken — welche Mode aber jezt, zum Leidweſen ſo manches Polyhiſtors, der im Kober mit jedem Schreibefehler Brüderſchaft getrunken hat, aber keinen deutſchen Brief ohne Donatſchnizzer ſchreiben kann, Gott ſei Lob und Dank! — außer Kours gekommen iſt — und ſchwadronirte wie ein Rabulift, daß dem armen Herrn Hören und Sehen verging.

Endlich kame denn heraus, was er mit all' der Soſe ſagen wollte, die er über den jämmerlich magern Biſſen — dem eigentlichen Hauptſaz ſeiner Predigt — geſchüttet hatte. Er bäte nämlich um Verzeihung, daß er mit ſolch einer ehrwürdigen Parlamentsperrüke ſeinen Spas getrieben, verſicherte ſie ſeiner beſtändigen Hochachtung und empfahl ſich ihrer Protektion.

Und hierauf nahm er mit eben ſo vielen dergo Bütlingen und Scharwenzeln ſeinen Abtritt.

Der Parlamentsherr ſahe nun mehr als zu wohl ein, daß ihn der Schalk abermals genarrt hatte, und nahm ſichs feſt vor, ſich wohl zu hüten, um ſich den Spasmacher nicht noch einmal auf den Hals zu hezzen.

Bei Hofe aber, wo schon des andern Tages — ohnstreitig durch den Dük selbst — der Schwank bekannt wurde, verdoppelte sich, natürlicher Weise das Gelächter über die beleidigte Parlamentsperüke.

Verheirathung des Herzogs und baldiger Ehesegen.

Ludwig der Vierzehnte war, wie bekannt, Eroberer und — Held; doch das Leztere vorzüglich, wie Wieland sich ausdrükt,

— — in Nächtkriegen,
Wo man statt Lorbeern Küsse pflükt,
Wo Sieger und zugleich besiegt,
Unüberwunden, wer auch unterliegt,
Zum neuen Kampf noch Kraft empfindet,
Wo Himmel, Erd' und Meer,
Und alles um ihn her
Vor seinen trunknen Blikken schwindet.

Hier

Hier wog kein Held ihn auf.
Nicht Tamerlan, nicht Alexander,
Und Herkul ſelbſt mit in den Kauf;
Obs gleich der Lektre, wie die Kronik ſagt,
Sehr weit in Nägelkriegen brachte,
Und auf einmal in einer einzigen Nacht
Zum wenigſten funfzig Jungen machte.

Obs der Souverain unſers Herzogs ſo weit brachte, haben wir die Ehre aus zwei und dreiſſig Gründen zu bezweifeln. Aber, ſo viel iſt gewiß, weibliche Veſtungen wurden in Menge erobert, und nicht etwa blos durch goldnes Geſchüz, das man immer für wirkſamer, als eiſernes hält, ſondern man beſchoß ſie eben ſo wirkſam mit Grafen- und Herzogstiteln, oder lies wenigſtens, wenn aus den Roſen Hanbutten geworden waren, Grafen und Herzoge, und in Ermangelung derer, Jagdjunker, mit ihnen den Karren des Eheſtandes ſchleppen. Das ging alles ſehr natürlich zu. Man kanns alſo leicht, mit und ohne Rechenpfennige, und allenfalls, wie die Spitaldamen, an den Fingern berechnen, wie ſehr ſich die Eroberungsliſte des königlichen Helden tagtäglich vergrößern mußte.

Als Ludwig nach einem Feldzuge, der für ihn der Veränderungen und Beluſtigungen viele, für ſeine Soldaten der Strapazen und Mühſeligkeiten vielleicht noch mehrere gehabt hatte, wieder glüklich, und — dem Himmel ſei Dank! — unverwundet in ſein Louvre zurük kam — o! was gabs da für einen Aufruhr unter all' den Buſenſchleiern, die im Louvre Zutritt und nicht Zutritt hatten, unter dem Buſenſchleier der Marquiſe und — des Bekkermädchens, und manches junge Dämchen von 10 Jahren, wenns die gnädige, oder nicht gnädige Frau Mama an Glättung und Aufpuzzung der Krambude, eine Spanne tief unter dem Kinn, arbeiten ſahe, rief in aller Unſchuld:

„Ach, Mama! Mama! machen Sie mir doch auch einen Buſen!"

Mit einem Worte: alles, was generis foeminini war, und ſich nicht etwa ſelbſt zur Sippſchaft der weiland Hexe zu Endor — die ein gar häßlicher Schaz ſoll geweſen ſein — rechnen mußte, wendete alles an, um dem ermüdeten Kriegsgott — wie man ihn nannte — die erduldeten Mühſeligkeiten des Krieges durch Darbietung aller ihrer Reize zu vergelten.

Hier

Hier flammt ein ſchwarzes Auge kühn,
Und fodert Gegenliebe;
Dort ſieht man Roſenwangen glühn,
Von einem ſanftern Triebe:
Hier wallt ein Buſen hoch empor,
Und droht der Schleierhülle;
Aus jenem drängt ſich ſtille
Und leiſ' ein Seufzerchen hervor.

Aber natürlich konnte nicht jedes ſchwarze, Liebe fodernde Auge, und jedes blaue Liebe bittende Auge das Herz des angebeteten Erdengottes rühren, eben ſo natürlich mußten die Meiſten mit den Herzchen ſeiner Begleiter ſich abfinden laſſen. Ob ſie dabei verloren haben, oder nicht, mag ich nicht beſtimmen, und ob ein Herz, das unter einem Stern klopft, aus einem andern Stof geknetet iſt, als das Herz anderer ehrlichen Menſchenkinder, mögen die beurtheilen, die ein ſolches ſchon unter Händen gehabt haben.

Genug, für diesmal war dieſer Leckerbiſſen einer einzigen unter allen den zahlloſen Gäſten vorbehalten, und dieſe war die Mademoiſelle de Chartres.

Ob aber der König dieser Dame sein Herz so ganz unversehrt aus dem Felde mitgebracht hatte, das möchte wohl sehr stark zu bezweifeln sein. Aus authentischen Urkunden ists zwar unerweislich, daß Ludwig so circa ein Paar Schok Kebsweiber mit sich ins Feld genommen hätte, um sich bei ihnen von dem langweiligen Einerlei der Berathschlagungen und von der unsägli, chen Mühe, das alles mit anhören und durch ein allergnädigstes Kopfnikken seinen Beifall der oder jener Meinung geben zu müssen, zu erholen. Aber vielleicht wußte er — wie in so manchen andern Fällen — also auch hier, aus der Noth eine Tugend zu machen, und fand die quatschlichen Arme einer freundlichen Marketenderin eben so weich, und das vielleicht schon oft rezensirte Brustpük einer hübschen Lieutenantswäscherin in gewissen Stunden eben so einladend und befriedigend, als die Sammetarme und den Alabasterbusen einer Ducheſſe.

Der Name, oder Titel, thut hier nichts zur Sache. Im Reiche der Todten und — der Liebe herrscht das Sistem der völligen Gleichheit, und, wenns denn nun allenfalls ein Titel sein mußte, so wars ihm ja eben so leicht, aus einer Marketenderin

tenderin eine Markise, als aus dem ersten, dem besten Bastard einen -- Edelmann oder Grafen zu machen.

Mademoiselle de Chartres war also der Magnet, der ihn nach seiner Zurükkunft am ersten anzog. Ludwig war kein Freund von langen Blokaden, und das Mädel hatte eben auch keine Lust, sich lange blokiren zu lassen; daher zog der Belegerer gleich nach der zweiten Aufforderung — nicht mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, sondern in aller Stille in die Veste ein, und — — that sich treflich bene.

Jedoch, wer wird sich an einem Gerichte satt essen, wenn deren zu Duzzenden auf der Tafel erscheinen, und zum Genuß einladen? Ludwig dachte ohngefähr auch so. Nach Verlauf einiger Monate war ihm das Demoiselchen schen Hausmannskost geworden, und das Lekkermäulchen sahe sich nach einem andern guten Bischen um. Dafür war er ja König.

Ueberdies machte ihm sein Schäzchen kund, daß er bald auf eine Vermehrung seiner kleinen Familie würde Rechnung machen können, und nun that es Noth, das gute Ding je eher je lieber

lieber unter die Haube zu bringen, wenn es noch einigermaßen mit Ehren geschehen sollte.

Immer altväterlich genug. In unsern Zeiten ist die Kultur schon höher gestiegen, da kauft Mancher herzlich gern die Kuh samt dem Kalbe, wenn sie ihm an einem goldnen Strik, oder einem Endchen — Band, und so und dergleichen, zugeführt wird.

Ludwig gab sich alle mögliche Mühe, sein Pfuschwerk einem privilegirten Meister, als seine eigne Arbeit, unterzuschieben, und schlug deshalb bei verschiedenen seiner Höflinge auf den Strauch. Aber der Eifer, mit dem er die Sache betrieb, machte sie verdächtig, und er fand nirgends gewünschten Eingang.

Nur — o weh! — unser Dük — damals nur noch Marquis von Roquelaure, lies sich den Satanas blenden, und acceptirte — jedoch, wie die Folge auszuweisen scheint, unwissend — den lebendigen Wechsel des Königs.

Aber der Grafentitel, Aussicht auf eine glänzende Karriere, und vor der Hand Ernennung zum außerordentlichen Gesandten nach Spanien, das waren Dinge, die wohl einem

andern

andern, als unserm Dük, das Bischen Gehirn hätten wirbelnd machen können.

Die Hochzeit ward nun mit allem möglichen Pomp vollzogen, und Roquelaure gratulirte sich herzlich, daß der König ihm, einen zweiten Vulkan — dem nur noch das Hinkebein fehlte — solch eine zweite Venus zum Bettwärmer gegeben hatte, und nahm sichs mit festem Ernst vor, alles mögliche zu thun, und alle Kräfte anzuwenden,

Damit nicht auf der Erde
An Roquelaurs ein Mangel werde.

Ob er schon in der Brautnacht angefangen hat, diesen Vorsaz auszuführen, davon sagt unsere Kronik nichts. Aber das sagt sie, daß der arme Schlukker wenige Tage darauf den impertinenten Befehl erhielt, sich marschfertig zu halten, um an den Ort seiner Bestimmung abgehen zu können. Gern hätte er sich mit allen vier Extremitäten dawider gesträubt; allein, was hätt' es geholfen? Er sahs zu gutem Glükke sehr bald ein, daß Gehorchen hier das beste wäre, und — in wenig Tagen lagen schon Berge und Wälder zwischen ihm und seiner gesegneten Venus.

Er

Er kam in Madrit an, und man muß es ihm zum Ruhm nachsagen, daß er seine Geschäfte mit dem besten Glük und der möglichsten Schnelligkeit ausrichtete. Ehe noch der zweite Monat nach der Feier seiner Brautnacht Abschied nahm, hatte er sich schon vom Spanischen Hofe beurlaubt, und jagte unaufhaltsam Tag und Nacht, um nur bald das geliebte Paris wieder zu erreichen, und die Lobsprüche des Königs und die Küsse seiner trauten Ehehälfte einzuernten.

Wie gesagt, er jagte schnell und unaufhaltsam; aber doch noch nicht schnell genug, um noch zu rechter Zeit dem Kindtaufschmause beiwohnen zu können.

Es war schon alles vorbei, als er ankam, aber ein dienstfertiger Freund hinterbrachte ihm, als er ohne erst an seinem Hotel abzusteigen, nach Hofe fuhr, ganz brühwarm die Nachricht von diesem, wenigstens so bald noch nicht gehofften Segen des Himmels.

Er runzelte zwar gewaltig die Stirne, aber war auch Hofmann genug, sichs nicht im mindesten merken zu lassen; sondern erstattete dem König so unbefangen seinen Rapport ab, als obs in der Natur so gegründet wäre, daß nach

einer

einer zweimonatlichen Ehe schon kleine Jungen oder Mädchen erscheinen müßten.

Ludwig selbst ließ sich von dieser Unbefangenheit des Düks täuschen, machte ihm die schmeichelhaftesten Lobsprüche, wegen seinen Verrichtungen, und versicherte ihn seiner fortdauernden Gnade. Aber wenig Tage nachher erfuhr er, daß der Herzog nicht so dikhäutig sei, um die so gar geschwinde Vermehrung seiner Familie ganz mit gleichgültigen Augen betrachten zu können.

Es war etwa des zweiten Tages nach seiner Ankunft, als ihn einige seiner Bekannten und noch ein Paar andere Höflinge auf einem Frachtwagen sizzend antrafen, der mit einem Duzzend schön gemahlter Wiegen beladen war.

„Was, zum Henker! Roquelaure! rief ihm einer seiner Duzbrüder zu, was ist denn das für eine Kavalkade? — Ich glaube, du willst einen Handel mit Wiegen anfangen?"

„Ei, da hätt' ich auch was davon, war die Antwort."

„Nun, zum Henker! was willst du denn mit all' dem Vorrath anfangen? Willst dir doch kein Serail anlegen, und unsre Armee retrutiren?"

„Da müßt' ich alle unsre Tischer in Beschlag nehmen, daß sie mir lauter Wiegen machten; denn wenn jede meiner Sultaninnen so fruchtbar wäre, als meine jezzige, so braucht' ich jährlich für jede netto 12 Wiegen."

Der Schwank kam, wie sehr natürlich, bald vor dem König, und ward von allen weidlich belacht. Nur Ludwig lachte wider seine Gewohnheit diesmal nicht mit, er fürchtete des Düks Zunge, und beschloß heimlich, ihr ein Schloß anzulegen, das hinlänglich wäre, sie in Zaum zu halten.

Seine Erhebung zur Herzoglichen Würde.

Es dauerte aber noch eine geraume Zeit, ehe der König diesen Vorsaz wirklich ausführte, und indessen war der Dük die Zielscheibe, nach der alle Wizlinge in allen Gesellschaften ihre wizzigen und mitunter auch sehr unwizzigen Pfeile schossen. Requelaure parirte aus, was das Zeug hielt, und sein königlicher Herr Schwager hatte sichs selbst zuzuschreiben, daß er als ein Schild

von ihm gebraucht wurde, und daß wenigstens die meisten Pfeile, die auf dem Duk abgedrükt wurden, in seinem eigenen Pelz stekken blieben.

Aber das half alles nichts. Die Lacher wären noch immer auf der Seite seiner Gegner, und jeder noch so dikke, unbehilfliche Einfall, den irgend ein unwizziger Hofschranz von sich gab, wurde belacht, beklatscht, und so lange wieder erzählt, bis ihn ein anderer Einfall verdrängte. Sie machtens ihm aber endlich so arg, daß er nun gar keine Schonung mehr gebrauchte, sondern öffentlich und beissend über den König loszog, und sich sogar verlauten lies, er werde auf Revange bedacht sein.

Was Roquelaure thut, sprach der Eine,
Das thut er niemals halb,
Drum hat er listig eingehandelt
Mit samt der Kuh das Kalb.

Und noch dazu ein Kälberpärchen,
Fiel er geschwind ihm ein.
Aus königlichem Blut entsprossen —
Das muß ein rares sein!

Was sprach man, Freund! rief schlau ein andrer,
Was sprach man in Madrit?
Gesandten bringen doch was Neues
Von ihrer Sendung mit.

Man hört, erwiedert er mit Lachen,
Dort auch die Hähne krähn,
Und, so wie hier, die Hühner gakkern,
Wenn sie zu Neste gehn.

Zu deinem Posten, rief ein Dritter,
Hab' ich schon längst verspürt
Gar große Lust; Gesandten werden
So trefflich salarirt.

Vom Himmel strömt in Hüll' und Fülle
Der Segen in ihr Haus,
Und wenig Wochen nach der Brautnacht
Ist schon ihr Kindtaufschmaus.

Ganz richtig, sprach der Dük, mir scheinets
Selbst keine Kleinigkeit;
Jedoch den Göttern, auch auf Erden,
Ist nichts Unmöglichkeit.

Und seht einmal! wie vieler Mühe
Ich überhoben bin,
Und — gehts so fort — kann ich zu Felde
Mit Regimentern ziehn.

Jedoch, die Welt soll auch nicht sagen,
Daß ich nicht dankbar sei,
So viel ich kann, trag ich dem Schwagel
Ins Nest noch manches Ei.

Und treulich will ich mich bemühen,
Seis Nacht nun, oder Tag,
Damit nicht an gekrönten Hähnen
Ein Mangel werden mag.

Das war denn nun aber dem Könige doch ein wenig zu arg; denn natürlicher Weise erfuhr er alles das haarklein wieder — es soll ja an Höfen Klatsch- und Waschweiber die Hüll' und Fülle geben, an manchen Orten sollens auch gar einträgliche Aemtchen sein. Also, wie gesagt, Seine königliche Majestät geruheten die Einfälle und Ausfälle des Düks allergnädigst übel zu nehmen. Seine Majestät waren sehr für Monopolien eingenommen und konnten die Kontrebanden

durchaus nicht leiden. Was nun das Hörnerfabriziren anbetrift, so wollten Seine allerchriſtlichſte Majeſtät das Monopolium ſelbſt haben, und erklärten alſo den Vorſaz des DükS, auch ſo ein Fabrikant werden zu wollen, für Konterbande. —

Es wäre nicht wohlgethan geweſen, wenn er erſt die Errichtung der Fabrike abgewartet hätte, um ihm alsdann die Waaren konfiezirn zu können. Er hätte ſich, oder ſeine Generalpächter, dadurch nicht im geringſten bereichert, aus dem ganz einfachen Grunde, weils vertrufne Waare geweſen wäre, die ihm der Teufel ſelbſt nicht abgekauft hätte, wenn er ja einmal ſo unglüklich geweſen wäre, ſeine eigenen Hörner zu verlieren: Denn in puncto der Hörner ſoll ſelbſt Seine allerhölliſchſte Majeſtät ein ganz verzweifelt eigenſinniger Kopf ſein.

Damit — mit dem Konfiezirn nehmlich — wars für diesmal nichts, er mußte ſuchen, der Errichtung der neuen Hörnerfabrik zuvor zu kommen, und das war auch ſicherlich der klügſte Rath, den ihm ſelbſt Seine allerunfehlbarſte Heiligkeit, der Pabſt, nicht klüger hätte geben können.

Ob die Königin auch dieser Meinung gewesen wäre, oder ob sie nicht vielmehr lieber die Errichtung der Fabrik hätte abgewartet haben wollen, das — können wir unsern Leserin nicht verrathen. Jedoch sind wir ziemlich geneigt, es zu glauben; denn

Man weis ja schon, wie Evchens Töchter sind —
Jedoch nicht all' — und wie geschwind,
Von der verbotnen Frucht zu naschen.
Zu mächtig wirkt der Neubeit Reiz;
Drum schelte nicht, wenn sie mit Geiz
Das Aepfelchen sich müden zu erhaschen.
Der Stand thut nichts, nichts Rang und Würde,
Seis Fürstin, oder Königin,
Seis — wollt' ihr — eine Bettlerin,
Sie tragen alle eine Bürde,
Und diese Bürd' ist oft so schwer!

Ja wohl! Ja wohl! — —

Also, Königinnen haben auch so eine Bürde?

Nimm eine Brille, lieber Leser, wenn deine Augen zu blöde sein.

Vielleicht hatten Seine Majestät zu Höchstdero Höchsten Ehehälfte selbst nicht das beste Zutrauen,

trauen, denn Höchstsie beschlossen, wie wir schon gesagt haben, dem Dük die Fabrik zu untersagen, und seine Hörner wenigstens noch besser auszupuzzen, damit er sich diesen Kopfputz desto eher möchte gefallen lassen.

Er lies ihn also in sein Kabinet rufen, hielt ihm vorerst eine ziemlich lange Busspredigt, ohne erst eine Postille geritten zu haben, warf ihm Undankbarkeit gegen die Gnadenbezeugungen vor, die er ihm erwiesen hatte, indem er ihn in den Stand eines Grafen und zur Würde eines ausserordentlichen Gesandten erhoben hätte, u. s. w.

Das beste liessen Seine Majestät noch aus — vermuthlich aus Menschenliebe, um dem Dük das Gefühl seiner Undankbarkeit nicht zu unerträglich zu machen — das nehmlich, daß er ihn zu einem so allerliebsten Weibchen verholfen, die ihm schon so überzeugende Beweise einer Fruchtbarkeit gegeben hatte, daß er also gar nicht das Aussterben seines Geschlechts befürchten dürfte.

Nach Endigung dieser Busvermahnung nahm Ludwig eine sehr gnädige Miene an, und sagte:

„Aber, ich will das alles großmüthig vergessen, und zum untrüglichen Beweis meiner

fort-

fortdauernden königlichen Gnade erhebe ich Euch zur Würde eines Herzogs. Doch — setzte er mit einem sehr nachdrukvollen Tone hinzu — bessert Euch in Zukunft!"

Und so entließ er ihn.

Der neue Herzog war klug genug, diese königliche Gnade nach ihrem wahren Werthe zu schäzzen, und klug genug, einzusehen, wie viel in den lezten vier Wörtchen versteckt läge. Denn des Königs bedeutlicher Blik war ihm nicht entgangen, eben so wenig hatte er den Ton überhört, mit dem diese Worte ausgesprochen wurden. Bastille und so und dergleichen grinzten ihn daraus an, wie — der Teufel aus einem heiligen Ignaz Lojola und Compagnie.

Aber so ganz unerwidert wollte er denn doch diese königliche Predigt nicht lassen, obgleich sein Stolz befriedigt war, durch seine neue Würde. Aber eben so wenig wollte er den König sich zum Feinde machen und noch mehr reizen. Er befolgte die goldne Regel: Wer im Vorhofe der Hölle wohnen muß, muß entweder den Beelzebub zum Freunde haben, oder — welches freilich besser wäre — muß Muth, und — freilich! freilich!

freilich! — Kraft genug haben, dem Pferdefuß die Zähne weisen zu können.

Der Herzog verfiel aber bald auf ein gutes Mittel, dem Könige seine Empfindlichkeit zu erkennen zu geben, ohne doch ihn zu beleidigen, und zugleich dadurch an seiner Gemahlin sein Mäthchen zu kühlen, und er ging rasch an die Ausführung.

Die Wochenzeit war noch nicht verflossen, und er wußte, daß eben jetzt eine Menge Frauenzimmer in ihrer Wochenstube ihr die Visite gaben. Diese Gelegenheit benuzte er augenblicklich, und begab sich zur Gesellschaft.

Seine Gemahlin amüsirte sich eben gar allerliebst nebst ihrem Besuche mit medisiren — das gewöhnliche Thema des Gespräches bey Wochen- und Kaffevisiten, auch noch anderer weiblichen Assemblees — und brach, ohne nur im geringsten roth zu werden, über Die und Jene, die sich etwa von Den und Jenen einen Kuß hatte rauben lassen, ganz unbarmherzig den Stab. Seine Ankunft unterbrach sie in der besten Harangue, und machte sie ziemlich erblassen, weil sie die Ursache dieses Besuchs, welches der erste seit seiner Zurükkunft aus Spanien

nien war, nicht wußte, aber doch auch keine andere mit Grunde vermuthen konnte, als daß er Willens wäre, ſie mit Vorwürfen und dergleichen zu beehren, die ſie, was ſie ſich denn doch ſelbſt nicht läugnen konnte, mehr als zu ſehr verdient hatte. Aber der Dük war weit entfernt, etwas zu thun, was ihm durchaus ganz und gar nichts nüzzen konnte. Er wollte blos ſeine Ehehälfte in Verlegenheit ſezzen, und zugleich den König parodiren.

Er näherte ſich alſo mit der größten Gelaſſenheit und mit einem komiſchen Ernſt dem Faulbette, worauf ſeine Donna ruhete, und ſagte mit Nachäffung der königlichen huldreichen Miene:

„Madam! ich erhebe Sie hiermit zur Würde einer Herzogin, und will alles Vergangene vergeſſen; aber — ſezte er auch mit viel Nachdruk hinzu — beſſern Sie ſich in Zukunft!“

Und ſo entfernte er ſich, ohne weiter ein Wort zu ſprechen, wieder, wie er gekommen war.

Die Frauenzimmer ſahen einander voll Verwunderung an, ohne errathen zu können, was der Dük mit dieſen Worten habe ſagen wollen.

wollen. Jedoch blieben ſie nicht lange in dieſer Unwiſſenheit, weil noch des nehmlichen Tages ſeine Erhebung zur Herzogswürde öffentlich bekannt gemacht wurde.

Der König, der dieſen Beſuch des Herzogs bey ſeiner Wöchnerin nebſt allen Nebenumſtänden ſogleich wieder erfuhr, fühlte ſehr gut, was er damit habe ſagen wollen, aber eben deswegen blieb er ihm in Gnaden gewogen, da zumal der Herzog nach dieſer Zeit nichts weiter der Art mehr von ſich gab.

Abfertigung des neugierigen Erzbiſchofs von Lyon.

Frag nicht zu viel,
Seit vielen Jahren
Hat mancher ſchon erfahren,
Was ihm gar nicht gefiel.

Bezähm den Hang
Nach Neuigkeiten,
Laß ungefragt den Wizling reiten,
Sonſt wirds ein Schwank.

Und du sein Held.
Dann weis ers schon zu machen,
Daß über dich muß lachen
Die ganze Welt.

Man höre, wies dem Erzbischof erging, der, Troz Inful und Präbende, neugieriger auf Neuigkeiten war, als — ein Bartscheerer. Ob er auch seine Kunden hatte, denen er eine aufgeheftete ellenlange Lügen wieder aufheftete, können wir nicht erörtern.

Es war auf eben der Reise, die der Dük als Gesandter nach Madrit machte, als er durch Lyon ging. Er hatte die Gewohnheit, auf Reisen sich durch nichts auszuzeichnen, im Gegentheil hätte man ihn zehnmal eher für einen hungrigen Krippenreiter, als für einen Dük, angesehen. Er trug da gewöhnlich einen Hut, der einem Jenenser groß genug gewesen wäre, über einer zerzausten Perükke, ein Paar Stiefeln, worin seine Füßchen so viel Raum hatten, daß sie allenfalls darin hätten herumspazieren können, und war in einen Ueberrok geknöpft, an dem ein Schacherjude nicht viel zu verdienen würde gehabt haben.

Wenn

Wenn er in dieser Posteur auf einem Postwagen saß, oder auf Courierpferden einen Postillion vor sich her karbatschte, so konnten ihn selbst seine besten Freunde weit eher durch den Sinn des Geruchs, als den des Gesichts, unterscheiden.

In solch einem Staat ging er auch diesmal en courier durch Lyon, und spornte seinen Klepper so an, und jagte so entsezlich,

Als wollt' er dem Kutschler enteilen,
Der schon auf der Ferse ihm wär';
Als brächt' ihm das kleinste Verweilen
Verantwortung zentnerschwer;
Als ob ihm die seltenste Wette
Der Sturmwind angetragen hätte.

Ihm voran fluchte der Postillion:

Der Kerl hat ohne Zweifel
Im Magen den höllischen Teufel,
Hu! wäre nur schon
Die Station
Zum glüklichen Ende,
Ich klopfte für Freud' in die Hände!

Aber leider! war sies noch nicht. Der Ehrenmann hatte zwar dem Herzog die schlechteste, imper-

impertinent faule Schindmähre zugeschanzt, und für sich das beßte Pferd genommen; demohngeachtet lag ihm die Peitsche des Dükс unaufhörlich auf dem dikken Buckel, und er mußte alle seine Reiterkünste hervorsuchen, um nur immer in solch einer Entfernung vor ihm herrtraben zu können, daß ihn die tausendelementische Peitsche — wie er sie wohl funfzigmal in einem Odem nannte — nicht erreichen konnte.

So jagte denn der Dük vor dem Erzbischöflichen Pallaste vorbei, eben als der Prälat in den Wagen steigen, und sich nach seiner frugalen Mahlzeit — man weis ja schon, wie frugal die Mahlzeiten der Prälaten sind — eine Bewegung machen, und sich nebenbei auch ein Stündchen auf eine andere Art, als bei seiner Haushälterin, die Langeweile vertreiben wollte. Von vielen Geschäften wissen und halten ja derlei Herren überhaupt nicht viel.

Als der Erzbischof unsern Dük so daherkleppern sah, und ihn vielleicht für das Anhängsel irgend eines Generalpächters hielt, so rief er ihm geschwind zu:

„Holla! He! — Halt still, Freund!"

Der

Der Herzog, dem dieser Zuruf etwas frappirte, hielt seinen Gaul doch an, in Willens, sich auf Kosten des vorwizzigen Prälaten zu belustigen.

„Was giebts?" fragte er.

Erzbischof. Wo kommst du her?

Herzog. Von Paris gradeswegs, wenn die Wege nicht krumm wären.

Der Erzbischof stuzte. Aber er fragte weiter: Was giebts Neues in Paris?"

Herzog. Neue Schotenerbsen.

Erzbischof. (stappiet) Du bist ein Spasvogel, mein Freund, wie ich sehe. Ich meine, was man in Paris machte, als du dort wegrittest?

Herzog. Man läutete eben zur Vesper.

Erzbischof. (dems nun anfing verdrüßlich zu werden, etwas mürrisch.) Aber wer bist du denn? wie nennt man dich?

Herzog. (im komischen Ernst.) Einige Menschen rufen mich, Holla he, andere nennen mich, mein Freund. Ich aber, der ich meinen Namen unstreitig am besten weis, nenne mich Graf von Roquelaure. He! zu Postillion!

Und

Und so sagte er mit lautem Gelächter über Stok und Stein davon.

Der Erzbischof sahe nun zu seinem größten Verdruß seinen Irrthum ein. Gerne hätte er den Courier wieder zurükgerufen, um ihn um Verzeihung zu bitten, aber das war ein pium desiderium, das nicht zu erfüllen war; denn der Herzog war längst über alle Berge, und der Herr Prälat hätte eine Stimme haben müssen, die die Stimmen aller übrigen Menschenkinder eben so vielmal übertroffen hätte, als sein ehrwürdiger Bauch alle übrigen Prälaten- und Bürgermeisterbäuche — Superintendentenbäuche nicht ausgenommen — übertraf, um das Wagstück unternehmen zu dürfen.

Da das aber hier der Fall nicht war, so stieg er äußerst mürrisch und übel gelaunt in seinen Wagen; denn er befürchtete, daß der Herzog, dessen Zunge er wenigstens aus Nachrichten kannte, ihm bei Hofe Verdruß erwekken, oder ihn doch zum Märchen und Gelächter aller Müssiggänger des Louvers und der ganzen Stadt machen würde.

Ob seine Befürchtung eingetroffen sei, oder nicht, ist uns nicht bekannt, ist aber aus der

Ursache

Ursache unwahrscheinlich, weil der Herzog nach seiner Zurükkunft mit sich selbst, und mit dem ihm von Seiner Majestät insinuirten Ehesegen genug zu thun bekam, als daß er Zeit sollte behalten haben, den Erzbischof zur Zielscheibe seines Wizzes machen zu können.

Die Pfirsichen.

Unser Dät war ein durchtriebener Schalk, und pflegte überaus gern die schöne Hälfte des Menschengeschlechts zum Ziel seines Wizzes zu machen. Zuweilen geschah es denn auch wohl, daß er irgend eine Blöße gab, und selbst dem Gelächter ausgesezt wurde, doch wußte er sich allemal trefflich zu revangiren. So geschah es denn auch einmal, daß er in dem Vorzimmer der Königin mit ihren Hofdamen anband, aber von ihnen so abgefertigt wurde, daß er dem ganzen Hofe zum Gelächter dienen mußte.

Dies wurmte denn den Wizling ausserordentlich, und er beschloß, sich zu rächen, es mochte auch kosten, was es wolle. Er traf in

aller

aller Stille seine Anstalten, und bestimmte einen Tag zur Ausführung seiner Rache, den er seinen guten Freunden heimlich bekannt machte, mit Bitte, sich zu der Zeit in dem Vorzimmer der Königin einzufinden.

Das versprachen sie ihm auch herzlich gern, denn sie konnten im Voraus versichert sein, daß sie reichlichen Stoff zu lachen haben würden.

Er hatte eine ziemliche Anzahl Zettel verfertigt, und ließ sie an dem bestimmten Tage überall öffentlich anschlagen. Darauf las man denn, ohne Brille, ganz deutlich einen Absagebrief des Hoffrauenzimmers ans gesammte Männerpublikum, der also lautete:

Ihr Männer werdets einst
Im Schwefelpfuhl büßen,
Daß ihr so kalt seid,
Zu lieben und zu küssen.

Dort wird der Satan euch
Schlaflose Nächte machen,
Zur Strafe, daß ihr uns
So einsam jetzt laßt wachen.

Wir haben manche Nacht
So sehnsuchtsvoll gehariet,
Und spizzen gleich das Ohr,
Sobald ein Thürchen knarret.

Doch niemand stellt sich ein,
Der unsrer sich erbarme,
Vergeblich dinen sich
Voll Sehnsucht unsre Arme.

Sagt, sind wir denn so ganz
Aus dem Geschlecht der Faunen?
Sind unerträglich denn
Euch unsre besten Launen?

Lacht nicht der Liebe Glük
Für euch aus unsern Blikken?
Strebt unser Arm denn nicht
Am Busen euch zu drükken?

Entschlüpften euch denn nicht
Minutengleich die Stunden,
Schliest ihr an unsrer Brust
Vom seidnen Arm umwunden?

Ihr Undankbaren wollt
Die Seligkeit nicht kennen,
Drum steht der Vorsaz fest,
Von euch uns ganz zu trennen.

Iſts doch nur Kleinigkeit,
Das wir ohn' euch vermiſſen,
Und dieſes wird die Kunſt
Uns zu erſezzen wiſſen.

Auch Sammt iſt ſanft und weich,
Und ſoll uns das behagen.
Dies ſei das leztemal,
Daß ihr uns höret klagen.

Nie brennts uns künftig mehr,
Als wärens glühnde Kolen. —
Drum mag euch, wenn er will,
Der Pferdefühler holen!

Das ſämtliche Hoffrauenzimmer
Ihrer Majeſtät der Königin.

Wer vorbei ging, las, und lachte herzlich. Aber am Hofe ſollte es nicht zu früh bekannt werden, darum eilte der Spasvogel, um den Schwank noch zu rechter Zeit auszuführen, und ſeine Rache zu vollenden. Er begab ſich ins Vorzimmer der Königin, wo er ſchon ſeine geladenen Freunde in voller Erwartung antraf. Die Hofdamen ſaßen in aller Unbefangenheit da, mit verſchiedener weiblicher Arbeit beſchäftigt,

und ließen sichs nicht im geringsten träumen, was man ihnen eben für einen Possen zubereitete.

Es war gar nichts Ungewöhnliches, den Dük nebst den übrigen Anwesenden hier zu sehen, und also fiel es auch eben so wenig auf, daß der Herzog sich mit dem Frauenzimmer, und vorzüglich mit einer Dame, die ihn bei obenangeführter Gelegenheit so übel mitgespielt hatte, und an der er sich vorzüglich rächen wollte, so sehr beschäftigte, sie nach Herzenslust schraubte, sich geduldig wieder schrauben lies, und dabei sich so geschikt zu benehmen wußte, daß er vorgemeldeter Dame, Troz dem pfiffigsten Taschenspieler, ein gewisses Etwas in den Falten ihres Kleides beveſtigte, das jezt freilich noch niemand sahe, und das wir also unsern Lesern auch noch nicht verrathen dürfen.

Hierauf gab er das verabredete Zeichen, und wenige Minuten nachher erschien eine Livree mit einem Korbe, die von irgend einer Gräfin, die vielleicht nirgends sonst, als im Monde, oder gar in der Milchstraße, existirte, eine Empfehlung an sämtliche Hofdamen überbrachte, mit dem Ersuchen, es ihr nicht übel zu deuten, daß

sie

ſie ſich die Freiheit genommen hätte, ihnen hiermit einen Korb mit Pfirſichen zur Erfriſchung zu überſenden.

Das Wort Pfirſichen wirkte, wie ein elektriſcher Schlag, auf die ganze Damengeſellſchaft. Alle fuhren von ihren Stühlen auf, als hätten Stecknadeln mit ihrem zweiten Geſichte Bekanntſchaft machen wollen, und nach dem Korbe, den der Bediente im Zimmer hatte ſtehen gelaſſen, und aus dem ihnen die einladendſten rothbäkkigen Pfirſichen entgegen lachten.

Obbemeldete Dame, der der Herzog ſo ein gewiſſes Etwas in die Rokfalten praktiziret hatte, ergrif ſchnell den Korb, und leerte ihn in die Schürze aus, um die herrlichen Früchte ſo unpartheiiſch — als Damen in ſolch einem Falle ſein können — zu vertheilen.

Aber — o! all' ihr Heiligen! als ſie die Schürze öfnete, um ihren Geſpielinnen, die ſich, wie die Krähen um eine Eule, um ſie her drängten, ihr beſcheiden Theil darzureichen, was erhob ſich da für ein Zetergeſchrei!

Was war das? Trieb vielleicht sein Spiel
Ein hämischer Virtuose
Der Zauberkunst, weils ihm gefiel,
Durch eine häßliche Metamorphose
Die näschigen Schönen in die Flucht
Zu jagen? Wars nicht mehr die süße Frucht,
Die kurz vorher so lieblich lachte,
Und jedes Mündlein lüstern machte?
War sie vielleicht in Asch' und Staub,
Wie Sodomsäpfel schon zerfallen?
War denn ihr seltner Reiz, der allen
So lieblich schien, schon der Verwesung Raub?

Wie? oder wars noch ärger? Zischten Schlangen
Wie Todesengel, draus hervor?
Erhob vielleicht mit einem bangen
Gewimmer sich ein weisser Geist empor?
Man findet ja wohl noch seltsam're Sachen
In Zaubergeschichten, daß einen der Hut
Ein Paar Zoll höher sich hebt, und aller Muth —
Die Dinge sind wahrlich auch gar nicht zum
Lachen —

Verschwindet.

Nichts von dem allen war die Ursache des Schreckens unsrer lüsternen Damen, und selbst ihr Gekreische mochte wohl nur scheinbar sein,

sie

sie wären vielleicht ganz unbefangen geblieben, wären nur nicht so viele Spottvögel zugegen gewesen, die die ganze Bescherung auch erblikten. Die Pfirsichen, die oben im Korbe lagen, waren noch unverändert, saben und rochen noch immer so lieblich, und reizten den Geschmak noch eben so sehr, als vörher. Aber, was unter ihnen verborgen gewesen war, und jezt erst sichtbar wurde, das — — nun, meine schönen Leserinnen! sollten Sie's denn nicht errathen können? —

Ei, Herr Erzähler, wir haben gerathen
Genug schon, und trafen das Flekchen doch nicht,
Wir dächten, unmaasgeblich, der Faden
Von seiner impertinenten Geschicht'
Wär' lang nun genug, und er nähme bei Zeiten,
Ein Scheerchen, um endlich ihn abzuschneiden.

Ich bitte, Madam, zu pardonniren,
Der Faden ist immer noch nicht zu lang;
Jedoch Ich will Sie nicht länger führen
Im Zirkel umher, vielleicht verdien' ich ein Mäulchen zum Dank,

Also will ichs lieber gleich selbst sagen, was unter den Pfirsichen im Korbe verborgen gelegen hatte,

hatte, und nun, zum Schrekken der Damen, sich ihnen in der geöfneten Schürze ihrer Gespielin versichtbarte.

Es war — Ja nun, wie soll ichs nennen,
Das Meisterstük, das man so profanirt!
Madam dort wirds vortreflich kennen,
Sie haben ja oft schon von ihm die süßeste Wirkung verspürt;
Das Meisterstük, das Frau Mama Natur
In ihrer besten Laune machte,
Und — besser oft — damit den Hirten auf der Flur,
Als einen Königssohn, bedachte;
Das Meisterstük, durch das nur Adam nicht,
Und Eva Sonn' und Mond erblikten;
Ihr Männchen wär, Madam, ohn' das der armste Wicht,
Den auf die Erde je die Götter schikten.
Jedoch, Madam, der dümmste Tropf,
Wär' lieber Ihnen, wär' auch sein Kopf
So leer und hohl, als wie ein Topf,
Er machte sicher noch sein Glükke,
Wär' er ein Herkul nur an diesem Meisterstükke.

Nun, glaub' ich, wird man uns verstehen,
Jedoch, bei Licht besehen,

Iſts immer noch der Deutlichkeit
Nicht gar zu viel. Wir müſſens vollends ſagen
Was übrig iſt, ſonſt wirds der Fragen
Kein Ende, und man geht im Fragen oft zu weit.

Dies Meiſterſtük war nicht Natur —
Wer ſollte ſich auch entſchloſſen haben,
Des Himmels allerſchönſte Gaben
So zu verſchwenden? Es hatte nur
Die Kunſt die Bildnerin Natur
In ihrem Machwerk imitiret,
Und ganz erträglich das Stükchen ausgeführet.
Auch Sammt iſt ſanft und fein — —
Doch weg mit aller Schilderei!
Wer Praxis kennt, dem iſts nicht neu.

Von beſagten Modells befanden ſich alſo eine ziemliche Menge, und von verſchiedenem Kaliber in der Schürze beſagter Dame, und ein wahrer Vierundzwanzigpfünder in den Falten ihres Kleides, den ihr — wie wir ſchon oben gemeldet haben — der Dük liſtiger Weiſe hineinpraktizirt hatte.

Bei Erblikkung dieſes Magazins, das für alle Damen hinlänglich zureichte, verging ihnen auf einmal alle Luſt nach dem Genuß der Pfirſichen:

sticken; Schürze, Früchte und die andern Kostbarkeiten flogen auf dem Boden umher, und die Damen stürzten, wie geschreckte Hasen, aus dem Saal, und grades wegs ins Zimmer der Königin, die eben mit ihrem Gewissensrath — ein erbauliches Gespräch führte.

Der Mann mit der Kapuze wähnte in seinem heiligen Eifer ein Heer Besessener zu erblikken —, so ungeberdig betrugen sich die Damens — und er lief schon nach Weihwasser und geweihten Wachslichtern, um den Beelzebub zu bannen. Aber ehe er noch mit seinen geistlichen Waffen sich rüsten konnte, war die erste Bestürzung so weit vorüber, daß sie der Königin die ihnen zugefügte Beleidigung haarklein erzählen konnten.

Diese nahm die Sache sehr übel auf, da zumal noch die Nachricht von den öffentlich angeschlagenen Zetteln hinzu kam, und sie versprach, alles beim Könige anzuwenden, daß der Urheber dieses Unfugs nachdrüklich bestraft würde.

Nach diesem Versprechen beurlaubte sie ihr Frauenzimmer mit einem gnädigen Kopfnikken, da ihr Beichtvater vermuthlich noch einige Gewissenszweifel zu berichtigen hatte, wobei kein

Weih-

Weihwaſſer nöthig war, und die Damen verfügten ſich wieder dahin, wo ſie hergekommen waren, und wo die Pfirſichen, und die nachgeahmten Attribute Priaps, noch zerſtreut umherlagen. — Der Dük und ſeine Begleiter hatten ſich wohlweislich entfernt, um ſich im Stillen über den Schwank ſatt lachen zu können.

Ob nun die Damen, wie's ihnen einige Spötter am Hofe Schuld gaben, das Geſchenk des Herzogs wirklich im Fall der Noth gehörigen Orts benuzt, oder nicht, wagen wir nicht zu entſcheiden, glauben aber, daß der Mangel an Originalen denn doch ſo groß wohl nicht mag geweſen ſein, daß ſie genöthigt geweſen wären, zu unvollkommenen Kopien ihre Zuflucht nehmen zu müſſen. Indes, die Kunſtwerke waren bei Seite geſchaft, ohne daß man erfuhr, wohin, und der ganze Hof, der die Begebenheit in weniger als einer Stunde Zeit, haarklein erfuhr, erhielt dadurch die heilſamſte Zwergfellerſchütterung.

Nur Betſchweſtern — die nach Verfluß ihrer Roſenzeit aus Mangel irrdiſcher Liebhaber den lieben Himmel zum Lükkenbüßer wählen mußten — und Betbrüder — die nicht etwa,

wie

wie jener Fuhrmann, der selbst nicht mehr klatschen konnte, doch noch gern klatschen hörten, — hatten einen Skandal und geistliche Aergernis an der Posse des Düks, und prophezeihten den jünasten Tag deshalb um einige Jahre früher; die Uebrigen belustigten sich nach Herzenslust daran, und es gingen keine acht Tage ins Land, so sangen schon die Gassenjungen und — vielleicht auch die Sperlinge in ihrer Sprache — einige Knittelverschen, die nicht unwahrscheinlich den Herzog selbst zum Verfasser hatten. Sie lauteten in eigener Melodie also:

Jeannettchen liebt
Die Pfirsichen vor allen.
Wer ihr dergleichen giebt,
Wird ihr gar bas gefallen.

Doch mehr gefällt
Ihr eine starke Lanze,
Die blos den Jungfern fehlt
Zu Amors Waffentanze.

Sie ruft, wollt ihr
Einmal sie damit nekken,
Ach! trefflich soll sie mir
Und süß wie Pfirsichen schmekken!

Das

Das hies nun freilich den Scherz etwas zu weit treiben, und der Spasvogel hatte sichs selbst zuzuschreiben, wenn die Folgen anders ausfielen, als er erwartet hatte, wie wir gleich hören werden.

Sein Exil.

Die Königin war indessen nicht müssig, sondern lag ihrem Gemahl unablassig in den Ohren, daß er die Unbescheidenheit des Düks bestrafen sollte. Ludwig war in Verlegenheit. Der Schwank hatte ihn selbst belustigt, und er war dem Herzoge, sowohl seiner lustigen Einfälle, als seiner Treue wegen gewogen, und verstand sich ungern zu seiner Bestrafung. Aber die Königin ließ nicht nach, und so wie sie die Begebenheit schon vorher übermäßig vergrößert, und das Betragen des Düks gegen ihr Frauenzimmer im schwärzesten Lichte dargestellt hatte, so wußte sie jezt der Sache so einen Anstrich zu geben, als wäre es absichtlich auf sie selbst gemünzt gewesen, und folglich eine Beleidigung ihrer eigenen Person.

Auch

Auch in der Stadt sprach man, wies denn bei dergleichen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, auf mancherlei Weise, und scheuete sich nicht, selbst den König Theilnehmer, wo nicht gar heimlichen Anstifter, des Schwanks zu nennen. Dies erfuhr Ludwig alles haarklein wieder, und dies bestimmte ihn endlich, dem Herzog eine Strafe aufzulegen. Denn so wenig Rücksicht auch Seine Majestät auf die Untadelhaftigkeit ihrer eigenen Handlungen nahmen, so sollt' es doch nicht heißen, als ob die Sittenlosigkeit an Höchstdero Hofe ihre Wohnung ganz aufgeschlagen hätte.

Und als die Königin vollends, auf Anstiften des Beichtvaters vielleicht, mit theologischen und geistlichen Gründen und Sentenzen hervortrat, da war sein Entschluß fest. Denn religiös war der liebe König, das mußte ihm der Teufel lassen. Oft tönten noch in dem nehmlichen Ohr die Schmeichelworte einer Buhlerin, mit dem er schon wieder die Messe anhörte; oft war seine Hand noch warm von einem wallenden Busen, als er schon wieder am Rosenkranze damit fingerte — mit einem Worte: Buhlerinnen und — Schwarzröcke hattens derzeit am besten, und seine Reli-

Religionsedikte beweisens klar, wie sehr es ihm am Herzen lag, seine lieben Unterthanen in den Himmel zu kugsiren.

Also, er ließ den Herzog vor sich bescheiden, und sprach ihm mit der ernsthaftesten Miene das Urtheil:

„Roquelaute! ich habe Euch zwar oft merken lassen, daß ich ein aufgeräumtes Wesen sehr gut leiden kann; aber es scheint, als wußtet Ihr nicht, daß ich eben so sehr die Unbescheidenheit hasse, sonst würdet Ihr Euch hüten, mich so gröblich zu beleidigen. Ich verweise Euch also aus meinem Reiche, und warne Euch, den französischen Boden nicht ohne meine Erlaubniß zu betreten. Zu Verrichtung Eurer Sachen lasse ich Euch nur 24 Stunden Zeit, nach deren Verlauf müßt Ihr Paris schon verlassen haben."

Der Duk war ziemlich verblüfft. Das hatte er denn doch nicht erwartet. Aber es war nun einmal nicht anders, und da er wußte, daß der König durchaus keine Einwendungen dulden konnte, so empfahl er sich stillschweigend, eilte nach Hause, versah sich mit den nothwendigsten Geldern und Sachen, und fuhr zur Verwunderung aller seiner Freunde noch vor Ablauf des

bestimm-

bestimmten Termins zum Tempel hinaus, immer nach Spanien zu, wo er auch nach einigen Tagereisen wohlbehalten anlangte.

Aber nicht lange hielt er sich dort auf. Gleich im ersten Nachtquartier erhandelte er einen Karren, kaufte von einem spanischen Bauer für ein Paar Maravedis Erde, womit er seinen Karren befrachtete, sezte sich dann wohlgemuth darauf, und tollte immer sachte fürbas wieder nach Paris zu.

Unterwegs hatte er das Vergnügen, die mancherlei Urtheile mit anzuhören, die an Toiletten und in — Bierkneipen, von wohlbeperükten und betreßten Herren und — zerlumpten Bauerkitteln über seine Verweisung und über den Grund und die Ursache derselben gefällt wurden.

Einige hieltens für eine bloße Posse des Düks, und lachten; andere, die ein tieferes Einsehen in die Geschäfte des Hofes, oder des Staats haben wollten, meinten, daß die Verweisung nur scheinbar, und der Herzog eigentlich einer geheimen Negociation wegen an den spanischen Hof geschikt worden sei; noch andere hielten ihn

für

für den Theilnehmer irgend einer Verrätherei, und sezten mit einer gelehrten Miene hinzu:

„Wartet nur, wartet! wir werden gewiß bald mehr hören.“

Bei weitem der kleinste Theil betrachtete die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte, meinten zwar, daß die Verweisung Ernst wäre, daß aber demohngeachtet der König ihn noch eben so liebte, als vorher, und daß man ihn sicherlich bald wieder bei Hofe würde figuriren sehen.

Diese Meinung traf das Ziel genau. Denn Ludwig hätte sicher aus dem vorher erzählten Schwank nicht so viel gemacht, hätte er nur ein anderes Mittel gewußt, die erzürnte Königin zu befriedigen. Im Grunde wars sein Wille gar nicht, daß der Herzog lange in seinem Exil bleiben sollte, er wollte nur eine schikliche Gelegenheit zu dessen Zurükberufung erwarten.

Indessen näherte sich dieser der Hauptstadt Frankreichs immer mehr, und kam endlich nach Verlauf einiger Tage — nachdem er in Bausch und Bogen 14 Tage ohngefähr im Exil verlebt hatte — glüklich daselbst wieder an.

Alle, die ihn sahen, seine Freunde und Feinde, stuzten und staunten, und alle mußten

endlich lachen, da ſie ihn in einer ſo ſeltſamen Poſitur ankommen ſahen. Denn

Es flogen nicht, wie ſonſt,
Vier Hengſte mit ihm durch die Straßen,
Die ſchäumend das blanke Gebiß
Und blitzendes Auges zerfraßen.

Ihn dekte für diesmal kein Heer
In Gold einhallirter Lakeien,
Auch durfte der Schmeichler Schwarm
Sich nicht ſeiner rauchenden Küche freuen.

Wie Zeus auf dem Olymp,
Saß er auf einem Karren
Voll Erde aufgethürmt,
Stolz, wie auf Silberbarren.

Am rechten Auge blind,
Und lahm am linken Beine,
Schleift ihn ein Kärnergaul
Gar mühſam über die Steine.

Da half nicht He und Hot,
Und ſelbſt der Peitſche Schwingen
Konnt' nicht das lahme Thier
Zum raſchern Schritte bringen.

Mit lautem Jubel kam
Ein Heer von Straßenjungen
Wohin der Zug nur ging,
Ihm hinterher gesprungen.

Selbst Fenster flogen auf,
Und mit neugierigen Blikken
Verfolgten unsern Dük
Dormeusen und Perükken.

Und so gings zu dem einen Thore hinein, und zu dem andern ohne Aufenthalt wieder hinaus, immer nach Versailles zu.

Seine Freunde jubelten, und seine Feinde — hätte er die als Hofmann nicht gehabt, so wäre er nicht werth, daß wir seinetwegen eine Feder ansezten; denn, dann wäre er ganz ohne alle Verdienste —— knirschten mit den Zähnen — wer keine mehr hatte, that wenigstens so — denn die Einen sowohl, als die Andern, sahens zu wohl ein, daß er mit einer neuen Posse schwanger ginge, und wußtens nur zu gut, daß Ludwig gar leicht bewegt werden könnte, ihn wieder anzunehmen, wußtens nur zu gut, daß es ihm mit der Verweisung des Düks nicht im geringsten Ernst gewesen wäre.

Vor allen aber zogen die Hofdamen ein Gesicht, wie ein Kater, wenn man ihm Stiefeln von Nußschalen anziehen will, und ihre allerliebsten Zinnobermündlein verlängerten sich so sehr, daß man aus einem jeden gut und gern ihrer zwei hätte machen können. Man weis ja schon, wie die schöne Hälfte des Menschengeschlechts ist, wenn sie sich beleidigt fühlt, und zornig wird.

Weit lieber Löwen und Drachen
Will ich zu Feinden mir machen,
Weit minder gefährlich sind die;
Will lieber bei Skorpionen,
Bei Schlangen und Eidechsen wohnen,
Als vis à vis
Mit einer zornigen Schönen;
Will lieber in Potosi
Dem Spanier bis an mein sel'ges Ende fröhnen.
Zehn Männer sind so furchtbar nicht,
Als nur ein einziges reizendes Gesicht,
Wenn Feuer aus zornigen Augen blizzet,
Und Rachgier im kochenden Herzen sizzet.

Der Herzog dachte nicht so, ob ihn gleich seine Verweisung hätte wizzig machen sollen, er schleppte

schleppte sich mit seiner Fracht lachend immer nach Versailles zu, kam an, und fuhr gradeswegs in den Schloßhof hinein.

Das Gelächter über diesen grotesken Aufzug — denn der Dük trug noch überdies die Kleidung eines spanischen Hidalgo's — verbreitete sich in wenig Sekunden über den ganzen Schloßhof, und drang selbst in die Zimmer des Königs, daß dieser, aus Neugierde den Gegenstand des Gelächters zu erfahren, das Fenster aufriß, und hinunter sahe.

Eben hatte sich der Gaul des Düks nebst seiner Fracht bis unter die Fenster des Königs fortgehaspelt, und ein Schwarm müssiger Höflinge umgab ihn unter beständigem Gelächter, das aber sogleich eine Generalpause machte, sobald der Kopf des Königs im Fenster zum Vorschein kam.

Der Herzog sahe ihn dreist an, und verrieth nicht die geringste Furcht oder Verlegenheit.

Was ist das? rief der König mit halb unterdrüktem Lachen, und mit einem Tone, der streng heissen sollte. Roquelaure, hab' ich's Euch denn nicht aufs schärfste untersagt, Euch ohne

meine

meine Erlaubnis durchaus nicht auf franzöſiſchem Grund und Boden betreten zu laſſen?

Herzog. Auch befolge ich Ew. Majeſtät Befehl aufs Genaueſte.

König. (Verwundert) Wie könnt Ihr mir das ſo ins Geſicht behaupten? Befindet Ihr Euch denn nicht eben jezt in Verſailles?

Herzog. Ganz Recht, Sire, und jedem Augenblik zu Ew. Majeſtät Dienſten bereit.

König. Damit fangt Ihr mich diesmal nicht. Ihr ſeid doppelt ſtrafwürdig. Ihr übertretet meine Befehle, und ſeid noch überdies kühn genug, das Gegentheil behaupten zu wollen?

Herzog. Ich bitte unterthänigſt um Verzeihung; aber ich kanns.

König. Wie? — Ihr könnts? —

Herzog. Ja, Ihro Majeſtät.

König. Erklärt Euch deutlicher, Roqueſaure, Ihr wißt, daß ich nicht mit mir ſpaßen laſſe.

Herzog (im komiſch-ernſthaften Tone) Ihro Majeſtät, ich befolge Dero Befehle aufs genaueſte; denn ich ſtehe nicht auf franzöſiſchem, ſondern auf ſpaniſchem Grund und Boden, von dem

Sie

Sie mich nicht verweiſen können. Ich habe dieſen Boden (indem er auf die Erde in ſeinem Karrn zeigte) einem ſpaniſchen Bauer mit 6 Maravedis baar bezahlt, alſo iſts noch überdies mein eigner Grund und Boden.

Der König mußte über den komiſchen Ernſt, mit dem der Dük dieſe Worte ſagte, überlaut lachen, und war im Geheim froh, daß er hier einen ſo ſchiklichen Vorwand bekam, ihn wieder zu Gnaden annehmen zu können.

Er gab ihm auch in ſehr gnädigen Ausdrükken die Erlaubniß, in Frankreich bleiben zu dürfen, doch mit der Bedingung, daß er ſich künftig beſcheidener aufführen, und gleichſam als ein Andenken ſeines Exils beſtändig ſpaniſche Erde in ſeinen Schuhen tragen ſollte, welches in der Folge zu mancherlei wizzigen und ſcherzhaften Einfällen Anlaß gab.

Röquelaure und der ſpaniſche Geſandte in Rom.

Daß unſer Dük nicht blos Spasvogel, ſondern auch Geſchäftsmann war, und daß man ihn auch

zu wichtigern Dingen, als zu bloßen Narrenspossen gebrauchen konnte, siehet man daraus, daß sich der König seiner bei verschiedenen Gelegenheiten bediente, wo Männer von Talenten und Kenntnissen erfordert wurden, und wo er immer mit vielem Glük und Klugheit die aufgetragenen Geschäfte verrichtete.

Einst wurde er in der Qualität eines Gesandten an den päbstlichen Hof geschikt, um eine gewisse Angelegenheit zu betreiben, die — wies bei geistlichen Instanzen der gewöhnlichen Fall ist — mit der Geschwindigkeit einer Schnekke gleichen Schritt hielt, und also dem Ziele fast gar nicht näher kam.

Hier fügte es denn das Schiksal, daß er mit dem spanischen Gesandten in keine angenehme Kollision kam. Dieser, der alles, was kein Grand von Spanien war, nur mit halben Blikken ansah, und die übrigen Menschenkinder mit dem kriechenden Gewürme in eine Klasse sezte, sahe auch unsern Dük ziemlich über die Achseln an.

Schon das wurmte den Herzog sehr, und er wartete nur auf eine schikliche Gelegenheit, sich auf seine eigne Art an ihm zu rächen.

Aber

Aber der ſpaniſche Grand — muß hierbei doch die Frage anbringen, obs in Deutſchland auch Grande (weis nicht, wie ich die Thiere nennen ſoll) giebt? Wenigſtens ſieht man heuer, und wills Gott! auch wohl noch übers Jahr, und ſo fort, dergleichen mit zwei und auch einer Uhrkette, mit einem Zipfelchen Band im Knopfloche, und auch ohne dergleichen, manchmal auch mit einer Papierrolle unterm Arm, herumfahren und reiten und gehen, die das Ueber die Achſel anſehn gar treflich gelernt haben, und vielleicht noch einen Grand d' Espagne Unterricht geben könnten. —

Der ſpaniſche Grand alſo lies es dabei noch nicht bewenden, wie denn dergleichen dummſtolzes Kropp gemeiniglich immer gröber und impertinenter wird, wenn ſie keinen Widerſtand finden, oder gar ſehen, daß man ſich vor ihnen fürchtet.

Drum ſei bei dummen Bauerſtolz
Nur kein gejagter Haſe,
Sonſt tanzt dir endlich ganz gewis
Der Vogel auf der Naſe.

Der Spanier mochte vielleicht glauben, daß er das Nämliche bei dem Kerlchen würde thun können, und war keck genug, überall von ihm sehr schimpflich zu sprechen, und selbst des Königs nicht zu schonen.

So sagte der Grobian einst in einer Gesellschaft, in der gar mancherlei von dem König Ludwig, seinem Gesandten, dem Dük, und dessen Geschäften gesprochen wurde:

„Que quiere hablar a quel hombre con su Rey, qui en es nada sino er Rey de los gravachas.“

(„Ei, was will denn das Kerlchen mit samt seinem Könige? Man ist auch ein wichtiger Mann, wenn man König von solchen Bärenhäutern ist.“)

Diese neue Impertinenz mußte nothwendig zur Weise den Dük noch mehr in Harnisch jagen.

Zu Vermehrung des Hohns lies sich der Spanier einfallen, bei öffentlichen Versammlungen, in der Kirche u. d. g. gerade den Plaz einzunehmen, der eigentlich dem Herzog gehörte. — Das hies dem Faß vollends den Boden einstoßen, und der Dük nahm in aller Stille seine Maasregeln.

Er

Er hatte überall Kundſchafter ausgeſchikt, die Befehl hatten, ihm ſogleich Nachricht zu geben, wenn der ſtolze Grand irgendwo ſeinen Plaz uſurpirte, und deswegen beſuchte er ſelbſt die öffentlichen Verſammlungen ſo wenig, als es ſich thun lies, ohne irgend eine Abſicht zu verrathen.

Einige Zeit wartete er umſonſt auf Kunde, und fing ſchon an zu fürchten, daß es dem Spanier müßte verrathen worden ſein. Aber eines Tages früh, als der Dük noch im Bette lag, kam einer ſeiner Bedienten eilends gelaufen, und brachte ihm die Nachricht, daß eben jezt wieder der ſpaniſche Geſandte in einer gewiſſen Kirche ſich auf ſeinem Plaz brüſtete.

Schnell ſprang der Herzog aus den Federn, warf den Schlafrok über, lies ſeine Kutſche vorfahren, und begab ſich ſo im Nachthabit mit Schlafmüzze und Pantoffeln nach der Kirche, hinterlies aber den Befehl, aufs geſchwindeſte ſein Reiſegeräthe in Ordnung zu bringen, damit er längſtens binnen zwei Stunden Rom verlaſſen könnte.

Das Volk, durch das er ſich in ſeinem unheiligen Anputze drängen mußte, ſtaunte nicht

wenig,

wenig, und war nicht unermeigt, zu glauben, der Dük müßte wenigstens ein bischen närrisch sein. Aber dieser achtete auf das, was um ihn her vorging, nicht im geringsten, sondern näherte sich dem Spanier, der ein groß Aergerniß drob nahm, daß der Herzog in einer so unfestlichen Kleidung erschiene. Selbst der Pater vor dem Altare hielt ein Paar Minuten im Messelesen inne, um die sonderbare Erscheinung mit seinen Kikbeugen anzustieren.

Der Dük machte dem Spanier eine tiefe Verbeugung, trat ihm noch einen Schritt näher, zog geschwind einen Pantoffel aus, und regalirte die Bakken des Grands mit so ein Paar derben Bauermaulschellen, daß seine Zähne erschrokken in einander fuhren, und ihren jüngsten Tag befürchteten — man will auch behaupten, daß ein Paar von ihnen bei dieser Aktion wirklich den Weg aller Zähne gegangen wären.

Hierauf begab sich der Herzog mit der größten Gelassenheit und ohne ein Wort zu sprechen, wieder zum Tempel hinaus, setzte sich in seinen Wagen, und fuhr schnell nach seiner Wohnung, und in weniger als zweier Stunden Zeit hatte er die heilige Stadt schon hinterm Rükken.

Aber

Aber der Spanier, als er ſich von der erſten Beſtürzung wieder erholt hatte — er hatte auf jedem Balken eine ſehr wohlgetroffne Silhouette eines Pantoffelabſazzes — o Himmel! wer beſchreibt uns die Ausbrüche ſeines beleidigten und ſo ſchrekklich gedemüthigten Stolzes?! —

Wie, wenn in Aetnas Feuerſchlund
Der nahe Ausbruch raſſelt,
Und ſchon in ſeinem hohlen Bauch
Ein dumpfer Donner praſſelt;

Wenn ſchon der Felſen fürchterlich
In ſeinem Innern zittert,
Und weit umher das ganze Land
Und Meer und Schiff' erſchüttert;

Und wie bei einem Scharlachwamz
Ein böſer Puter lärmet,
Die Flügel ſchleift, den Schwanz erhebt,
Und kollert, tobt, und ſchwärmet.

So triebs der ſtolze Spanier,
Ihr könnts aufs Wort mir glauben,
Er übertraf des Mönchs Geplerr
Durch ſeiner Naſe Schnauben.

Aus seinen Augen loderten
Die hellen, lichten Flammen,
Und in dem Herzen kamen schon
Der Rachsucht Teufel zusammen.

Und konvulsivisch zitterten
Die Lippen. Bei meiner Ehre!
Er zukt', und bebt', und krümmte sich,
Als hätt' ers Miserere.

Aber zum völligen Ausbruch durfte es denn doch nicht kommen, dazu waren Seine Grandezza zu fromm, er hätte sich eher den Mord von Tausenden, und die Trümmer rauchender Städte verziehen, als das unerhörte Verbrechen, einen Tempel durch solch einen Aufzug, wie der des Dûks war, zu entheiligen. - Aber selbst während der gottesdienstlichen Handlung des Mönchs auf blutige Rache zu sinnen, das hielt er für keine Sünde. Der Grand war in dieser Rükſicht vielen unsrer neuern Frömmlinge ähnlich, die sich alle Sonntage — Bus- und Festtage nicht zu vergessen — in jeder Kirche gleichsam einquartieren, die Kukäuglein für lauter Andacht so allerliebst verdrehen, wie ein Kater, der gebratne Baderschwämme gefressen

hat,

hat, und eben sein Testament macht, und — während dem allen eben ein Plänchen fabrizi. ren, den oder jenen tüchtig übers Ohr zu hauen, und dessen wenige Hunderte ihren vielen Tau. senden zur Gesellschaft zu geben.

Doch, manum de tabula! Denn

Gefährlicher, mein lieber Christ,
Als Krokodill' und Schlangen, ist
Ein Heiliger, der den Himmel frißt;
Hüt' dich für solche dein Lebelang,
Sonst wird dir werden Angst und bang,
Denn hunderttausendmal so schlimm,
Als Löw' und Ottern ist eines Heil'gen Grimm.

Roquelaure wußte dies mehr als zu gut. Er wußte zwar, daß der fromme Spanier in der Kirche keinen Aufstand erregen würde, aber er war auch eben so überzeugt, daß nachher sein Leben keine Minute mehr sicher wäre, und so befolgte er denn das goldne Sprüchelchen: Weit davon ist gut vor'n Schuß, schlich sich in aller Stille zum Thor hinaus, und kam auf lauter Abwegen glüklich und wohlbehalten in Paris an.

Man staunte zwar dort Anfangs, ihn so geschwind und auf die Art wieder zu sehen; aber als er die Geschichte mit allen wahren und erdichteten Nebenumständen dem Könige referirt hatte, so, sagt man, soll dieser sehr zufrieden mit seinem Betragen gewesen sein.

Nicht so zufrieden war man am römischen und spanischen Hofe mit dieser Sache, denn der Grand, da er seine Selbstrache vereitelt sahe, suchte Himmel und Erde, die Jungfrau Maria mit allen Heiligen den ersten bis zur siebenden Größe zur Rache zu bewegen. Aber, was den Himmel nebst seinen Grandes anbetrift, so mangeln uns von dorther authentische Nachrichten, ob der Spanier ihnen nicht wichtig genug gewesen ist, oder ob sie überall sich in die Affairen der Erdenbürger nicht mischen durften; und, was die Leztre anlangt, so können wir die Leser versichern, daß die Pantoffelahsazsilhouetten auf dem Backen des Grands doch nicht so viel Einfluß hatten, daß man die Sache nicht hätte in Güte sollen beilegen können, da man zumal einsah, daß die Schuld ganz allein auf Seiten des Spaniers sei, und also empfand unser Dük keine weitern übeln Folgen von diesem Späschen, als

daß

daß er Rom um einige Wochen früher hatte verlassen müssen, ohne vorher dem heiligen Vater die Stiefeln küssen zu können, woraus er sich aber wohl nicht so viel wird gemacht haben, da sich überall ein Paar schwellende Mädchenlippen weit besser, als ein Paar schmuzige Extremitäten — solltens auch Extremitäten eines Pabstes sein — zum Kuß qualifiziren, und daher auch in mehrern Gebrauch sein.

Ein Recept,
weiße Hände zu bekommen.

Unser Dük hatte, wie wir schon bei der Schilderung seiner Reize gesagt haben, die niedlichsten, weißesten Pfötchen von der Welt, für die ihm manche Dame Tausende, und wer weis, was mehr? würde gegeben haben, wenn er mit ihren eignen, nicht niedlichen Pfötchen hätte tauschen wollen.

Einst führte ihn sein Schikſal in einen Frauenzimmerklub, wo er unter so vielen Sieen der

einzige Hahn war. Da wurden denn der Gespräche — gar mancherlei geführt,

Von Bändern von mancherlei Farben,
Merde d'oil und caca de Dauphin,
Von Damen, die Liebhaber warben,
Von Scharls, und drap de Nanquin;
Von mancher köstlichen Schönheitstinktur,
'A l'Anglois und à la Pompadour,
Und mehr dergleichen ernsthafte Sachen,
Die mehrentheils in Damenklubs
Den Inhalt ihrer Gespräche machen.

Unser Dük tummelte sich, was brav war, auf dem Felde der Moden und — der Medisance herum, man hätte ihn für ein lebendiges Modejournal halten können. Dem Himmel sei Dank, daß er jezt todt ist, wer weis, ob er nicht auf den Einfall gerathen wäre, selbst ein dergleiches mit dergleichen heraus zu geben, wenigstens sollten dann doch seine Erfindungen, da er am eigentlichen Brunnquell der Moden lebte und webte, etwas besser ausgefallen sein, als sie — — — — sehr oft nicht ausfallen. (Der in den Modewissenschaften wohlgelahrte Leser mag diese Lükke selbst ausfüllen.)

Es war hier also sehr natürlich, daß auch des Dükß weiße Patschchen ein Gegenstand des Gesprächs wurden. Denn man hatte sich einige Minuten mit der tiefsinnigen Untersuchung beschäftigt, was man als das größte Attribut der Schönheit anzusehen hätte. Die Meinungen waren freilich sehr getheilt, je nachdem die eine oder die andere Stimmengeberin in dieser oder jener Rükſicht einen vorzüglichen Reiz besaß, oder doch zu besizzen glaubte.

„Ein schwarzes Feverang' iß doch
Der höchſte Reiz, rief Antoinette,
Es macht zur Liebesgöttin, wenn
Man ſonſt auch keinen Reiz mehr hätte."
Und dabei blikte ſie umher,
Als ob ihr ſchwarzes Augenpaar
Das Non plus ultra der Schönheit wär'.

„Nun, rief die Zweite, himmelblau,
Und ſchwimmend in liebevollem Schmachten,
Ich dächte ſolch ein Auge wär
Doch wahrlich auch nicht zu verachten!"

„Ein niedlich Füßchen, klein und nett,
Rief eine Dritte, das ſollte vor allen,
Was man noch Reiz und Schönheit nennt,
Am allerbeſten mir gefallen."

„Nein

„Nein, sprach die Vierte, wie Korallen,
Dis Lippen, und Zähne, wie Elfenbein,
Das sollte doch noch besser sein,
Ich dächte, das müßte man gestehen.“
Und lächelte dabei, daß man
Die niedlichen Zähnchen bis an den Weisheitszahn
In allem ihren Glanz konnt' sehen.

„Mit nichten, Madam, erwiederte
Die Fünfte, muß man das zugestehen.
Der größte Reiz ist eine schöne Hand,
Und das soll uns der Dük beweisen,
Er hat, Mesdames, wie Sie wohl sehen,
Die schönsten Hände im ganzen Land,
Wir brauchen nicht weiter nach Beweisen zu gehen.“

„Aber, sagen Sie mir nur, fuhr sie gleich fort, ohne ihm zur Antwort Zeit zu lassen, wie es zugeht, daß Ihre Hände so allerliebst weiß und weich sein. Man möchte sie in der That gleich anbeissen. Sie müssen gewis ein geheimes Kunststükchen besizzen. O lehren Sie michs doch auch, lieber Herzog!“

Herzog. Besäß' ich ein solch Kunststükchen, so würde ichs Ihnen vorzüglich nicht mittheilen.

Dame (frappirt.) Mir vorzüglich nicht? — Wie so? Herzog! Bin ich Ihnen so gar sehr verhaßt?

Herzog. Nichts weniger, als das, meine Schöne.

Dame. Nun, warum denn sonst?

Herzog. Weil Sie des Kunststückchens am wenigsten bedürftig wären.

Dame (giebt ihm mit dem Fächer einen Schlag.) Schmeichler! — Aber Sie kommen mir auf die Art nicht fort, Sie müssen mir Ihr Geheimnis entdekken.

Herzog (schalkhaft lächelnd, wie einer der etwas gern verschweigen, aber doch auch zu erkennen geben will, daß er etwas wisse.) Aber, Madam, ich besizze ja kein Geheimnis, das ich verrathen könnte, und ich würde mich in der That glücklich schäzzen, könnte ich irgend etwas zur Befriedigung eines so reizenden Frauenzimmers beitragen.

Dame. Nein, nein, mein Herr, so entschlüpfen Sie mir nicht. Ich lasse nicht eher nach, Sie zu quälen, bis ich Sie überwunden habe.

Dieser Streit lokte auch die Uebrigen hinzu. Sie schlossen einen dichten Kreis um den Dük, und versicherten, daß sie ihn nicht eher frei lassen wollten, bis er ihr Verlangen befriedigt hätte; denn sein schalkhaftes Lächeln hatte alle in der Meinung bestätigt, daß er wirklich durch den Gebrauch irgend eines Mittels sich solche reizende Hände zu verschaffen gewußt hätte.

„Nun, Herzog, begann die Worthalterin wieder, lassen Sie uns nicht so lange umsonst bitten, Sie sind ja sonst nicht so ungefällig gegen unser Geschlecht.“

Herzog. Aber, Madam, wie können Sie einer solchen Kleinigkeit wegen so in mich dringen? Es ist bloße Kleinigkeit, ich versichere Sie.

Dame. Sei's, was es wolle, groß oder klein.

Herzog. Und Sie werden mich nöthigen, etwas zu sagen und zu nennen, daß Ihren zarten Ohren ein sehr unangenehmer Ton sein dürfte.

Dame. Dafür lassen Sie uns sorgen. Aber nun, Herzog, zum leztenmale; entweder

Sie

Sie sagens uns nun ohne weitere Umschweife, oder — unsre Freundschaft ist reine alle. Wählen Sie!

Herzog. Da bedarfs keiner Wahl. Ihre Freundschaft, meine schönen Kinder, ist mir viel zu theuer, als daß ich ihr nicht jede Bedenklichkeit willig aufopfern sollte.

Dame (in die Hände klatschend.) Nun endlich werden wirs einmal hören! Geschwind, Herzog, geschwind!

Herzog. Sie wüßtens vielleicht schon, hätten Sie mich nicht unterbrochen. Hören Sie also mein Geheimnis: ich wasche mir die Hände mit Drek.

Um Verzeihung, meine schönen Leserinnen, daß ich hier ein so unappetitliches Wort gebrauchen muß. Aber es ist des Herzogs eigener Ausdruk, und ich durfte ihn hier nicht verändern. Sie sehen aber hieraus, daß unser Spasvogel mitunter auch ein Schweinigel ist, unbeschadet seiner Herzogswürde — doch, das hat ja wohl nichts zu bedeuten? — —

Ich hätte auch dies ganze Geschichtchen, das überdies blutwenig Wiz enthält, gradeswegs ins Feuer geworfen, hätte mich nicht die

Ant-

Antwort der Dame, die den Spötter so schön abfertigte, dazu bestimmt, es meinen Lesern nicht vorzuenthalten.

„Hahahaha! lachte die Dame aus vollem Halse, vermuthlich, um ihre Beschämung zu verbergen, hahahoha! wenn dies Ihr großes Geheimnis ist, Herzog, warum Sie sich so entsezlich bitten ließen, so muß ich Ihnen sagen, daß es keinen blinden Heller werth ist. Denn ich lasse mir nun schon seit langen, langen Jahren meine drei Buchstaben damit waschen, und erlange dadurch immer noch keine größere Weiße, als schon vorher da war.

Das Gelächter der Uebrigen stimmte mit ein; aber der Dük schlich sich beschämt und in aller Stille davon.

Uebel belohnter Vorwiz.

Nicht blos am Hofe und in Paris kannte man den Herzog als einen Erzspasvogel; auch an andern Orten sprach man von ihm, als von einem Manne, dem der Hof so manche heilsame Zwergfeller-

fellerschütterung zu danken hätte. Seiner übrigen, weit bessere und wirklich lobenswürdigere Talente erwähnte man nun so beiher. Doch, das ist ja überall so, wie bei uns. Die und Jene — Hm! hm! Dame z. B. lobt man nicht etwa ihres Geistes und Herzens, sondern ihres glatten Fells, oder ein Paar verbulter Augen wegen; Den und Jenen — Chapeau, wollen wir uns ausdrükken — blos seiner modischen Kleidung, seiner prächtigen Equipage, oder — seines extraschönen Seidenbudels wegen, fragt aber nicht, ob er ein braver, biedrer Mann, oder ein Hasenfuß in Folio sei? —

Tout, comme chez nous! Könnte auf Hochdeutsch vielleicht so heißen:

In Grönland, wie in Otaheite,
Geht die Nas' in die Länge, das Maul in die Breite.

Nun also; die Landes unsres Düks waren bis in die kleinen Provinzstädtlein und noch kleinen Dörflein gedrungen, und da hatte sie denn auch das Ohr einer Donna, die auf dem Lande vegetirte, vernommen, die sichs denn auch sogleich steif und fest vornahm, das Wunderthier zu sehen und kennen zu lernen.

Neu-

Neugierig ist ja ohnedem eine Kardinaltugend des lieben Frauenzimmers; denn

Nennts nur nicht Naſcherei,
Was Mutter Evchen reizte,
Als ſie in den Apfel biß;
Sie wollte nur ſehn, wie er ſchmeckte.

Neugierd iſt nun einmal
Verſchwiſtert dem Herzen der Frauen,
Ihr mögt nun das Ding, wie ihr wollt,
Von vorn und von hinten beſchauen.

Nennt eine Neuigkeit nur
Mit einem Wort, und ich wette,
Das Ganze muß vollends heraus,
Verſäumt ihr auch Hochzeit und Bette.

So wars vor Noahs Zeit,
Und nach der Sündflut auf Erden,
Und bis an den jüngſten Tag,
Glaubt mirs, wirds anders nicht werden.

Unſre Markiſe — das war ſie — hätte ſich lieber ſogleich nach Paris kutſchiren laſſen, wäre nur nicht ſchon die liebe Sonne zu Bette gegangen, da wars denn nun freilich nicht rathſam. Aber gleich des andern Morgens wurden die

die Reisekoffer gepakt, und — binnen ein Paar Tagen sahe sie zu ihrer großen Herzensfreude die Thürme der Hauptstadt Frankreichs im Sonnenstrahl ihr entgegen flimmern.

Eine gewisse Gräfin, deren Namen uns die Geschichte nicht aufbewahrt hat, war dort ihre Freundin, — wenigstens hielt sie sie dafür — bei der sie abtreten wollte. Aber dieser Dame schwebte eine gewisse Begebenheit noch zu sehr im Gedächtnisse, als daß sie ganz der Markise Freundin hätte sein können.

Es war einmal eine Zeit gewesen, wo beide einen, und den nehmlichen, Gegenstand ihrer Neigung hatten, und seinen Besiz wünschten. Aber zu allem Unglük besaß die Markise etwas mehr Reize, als die Gräfin, und der Liebhaber sprang von der Leztern ab, um zu den Füßen der Erstern zu schmachten.

Das war nun freilich impertinent, und man weis ja schon, daß eine Schöne der Andern eher jedes andre Verbrechen verzeihen würde, als das unverzeihliche Verbrechen, von ihr an Reizen übertroffen zu werden, vornehmlich, wenns eine Eroberung betrift. Das ist mehr, als Sünde wider den heiligen Geist.

Der Gegenstand ihrer beiderseitigen Zärtlichkeit, ein gewisser Generallieutenant, blieb in einem Treffen, und beide schienen wieder die vorigen Freundinnen zu werden; aber sie schienens auch nur. Von Seiten der Markise, einer guten, ehrlichen Haut, die schon damals anfingen selten zu werden, und heuer fast in die Klasse der Einhörner, Phönixe und Vogelgreiffen gerechnet werden müssen, war die Wiedrrereinigung zwar ehrlich und aufrichtig; aber die Madam Gräfin, eine ächte Modedame, hatt's faustdik hintern Ohren, und konnte so geschmeidig und freundlich sein, wie ein Ohrwürmchen, wenn sie im Grunde, wie ein Erbsentopf, kochte, und nach Rache lüstern war, wie die Kinder Israels nach den Fleischtöpfen Egiptens, und Troz der Entfernung, in der sie bisher gelebt hatten, hatte ihre Empfindlichkeit über obige Beleidigung sehr wenig von ihrer Stärke verloren.

Als daher die Markise bei ihr anlangte, so regte sich alles das, was bisher in ihrem Herzen einigermaßen geschlummert hatte. Sie empfing ihre sogenannte Freundin zwar sehr wohl, wie mans von einer Stadt- und überdies Hofdame erwarten konnte, die es denn doch wohl aus täglichen

lichen Beyspielen mußte gelernt haben, das tödtendste Aqua toffana wenigstens in ein Lebenselixir zu hüllen, und ihm einen Honiggeschmak zu geben.

Die gute Markise, die nichts weniger, als so einem verborgenen Stachel in dem Herzen ihrer Freundin vermuthete, eröfnete ihr auf die offenherzigste Art die Ursache, die sie nach Paris gebracht hätte, und äußerte sehr lebhaft den Wunsch, den Dük de Roquelaure genauer kennen zu lernen.

„Ei, ma chere, erwiederte die Gräfin, indem sie die Markise aufs herzlichste umarmte, wenns sonst nichts ist, da soll Ihr Wunsch bald befriedigt werden. Ich bin, ohne mich zu rühmen, selbst eine gute Freundin des Herzogs, und — — doch, meine Liebe, das haben Sie nicht einmal nöthig, der Dük ist so ein artiger Herr, daß er sichs zum Vergnügen machen wird, Sie recht wohl zu empfangen.“

Die neugierige Markise brachte aus Ungeduld die Nacht, die sie noch von der Erfüllung ihres Wunsches trennte, äußerst erbärmlich zu, sie warf sich von einer Seite auf die andre, und schlief sich

Der Schlaf durch das ein Lädchen
Der Augenfenſter ins Haus,
So trieb die Sehnſucht durchs andre
Sogleich ihn wieder heraus.

Herr Morpheus wards endlich müde
Die Schlummerkörner zu ſtreun;
Er floh und ließ die Schöne
Mit ihrer Sehnſucht allein.

Ihr dehnte nun jede der Stunden
Der Nacht ſich zur Ewigkeit aus;
Doch endlich — o Freude! — da blikt
Die Morgenröthe ins Haus.

Als klopfte dem Bräutigam entgegen
Ihr Buſen, ſo ſprang ſie empor,
Und riß ſich aus ſchwellenden Dunen,
Als wärens Ketten, hervor.

Noch träumten vom Liebchen und Küſſen
Frau Gräfin, und Zof', und Lakei;
Noch drükten die Flügel des Schlummers
Die Stadt und den Hof, wie Blei.

Verliebte, Nachtwächter, und Diebe,
Begaben ſich nun nach Haus,
Sonſt ſahs noch gar leer und gar öde
In allen Straßen aus.

Der

Der Hofhund allein nur trat gähnend
Aus seinem Hotel hervor,
Und heulte der Sonne entgegen
Im unmusikalischen Tenor.

Sonst wars um 10 Uhr der Dame
Noch immer gewaltiglich früh,
Sie gähnte, Trez Tyras, dem Hofhund,
In eigner Melodie.

Aber jezt wars eine ganz andre Sache. Jezt hätts Noth gethan, daß das ganze Haus von der Gräfin an bis zum Stalljungen sich in Bewegung gesezt hätte, damit die Aeugler der Dame so geschwind, als möglich, befriedigt werden wäre. Aber das war vergeblich. Ihr Klingeln brachte niemanden sonst zum Vorschein; als ihre Zofe, die die Aeuglein spetrangelweit aufriß für Verwunderung, ihre Gebieterin schon außerhalb den Gardinen zu sehen. Da mußte doch Hexerei mit im Spiele sein.

Noch drei ewiglange Stunden mußte sich die arme Markise gedulden, ehe die Gräfin aus ihrem warmen Neste zu bringen war. Aber auch nun gabs noch Aufenthalt und Hinderniß von mancherlei Art, ehe der Wagen angespannt wurde.

Die Gräfin hatte indessen dem Dük schon ein Billet zugeschikt, ihm darin die Neugier ihrer Freundin auf die kurzweiligste Art von der Welt geschildert, und ihn zulezt gebeten, bei deren Besuch mürrisch und sauertöpfisch auszusehen, es würde einen Schwank geben, für den sie besonders erkenntlich sein wollte u. s. w.

Wir kennen den Monsieur Duc de Roquelaure nun schon zu gut, als daß wir glauben könnten, er würde sich diese Gelegenheit, ein simples Landdämchen — wofür er die Markise hielt — aufzuziehen, entschlüpfen lassen. Der Bediente brachte also in Gegenwart der Leztern die Antwort zurük:

„Der Herzog erwarte mit Verlangen den ihm zugedachten Besuch."

Nun war vollends an kein Halten bei der Markise zu denken, und da die Gräfin unter dem Vorwand heftiger Kopfschmerzen ihr nicht Gesellschaft leisten wollte, so warf sie sich allein in Wagen, und rollte nach dem Palais des Herzogs. Dieser kam ihr entgegen, empfing sie mit der größten Höflichkeit an der Thür, führte sie in einem aufs Prächtigste aufgepuzten Saal, bat sie, auf einem Sopha Plaz zu nehmen, und

ſezte ſich dann an ihre Seite, ohne weiter einen einzigen Laut von ſich zu geben.

Die Markiſe war mit ihrem ſtummen Nachbar übel zufrieden; da ſie aber bis an die Fingerſpizzen voll brennender Neugier war, ſo bemühte ſie ſich, ſelbſt ein Geſpräch einzuleiten, in Hofnung, daß der Dük dann auch Theil daran nehmen würde.

Sie begann demnach bei der Pracht und dem Glanze des Hofes, kam mit einem allerliebſten Uebergange auf die Reize der Hoffrauenzimmer, und die Artigkeit und den ausgeſuchten Ton der Hofkavaliers, und pries die Damen glüklich, die täglich eines ſo angenehmen und unterhaltenden Umgangs genießen könnten; und — der Dük ſprach eben ſo wenig, als ein Karpfen, nur daß er zuweilen, wie dieſer, das Maul verzog.

Die Markiſe lies ſich nun in eine dichterliſche Schilderung der Naturſchönheiten ein, die rund um Paris herrſchten, und machte eine ſehr launige Vergleichung dieſer Reize mit denen, welche man auf dem Lande findet, ſo daß der Herzog ſich wider Willen genöthig ſah, darüber zu lächeln; aber der Zwang, den er ſich anthat, es zu verbergen, traveſtirte es in das Grinſen ei-

nes Bavians. Uebrigens blieb er so stumm, wie zuvor.

Die Geduld der Markise war dem Zerreissen nahe. „Aber vielleicht, dachte sie, will er mich aus Höflichkeit nicht unterbrechen, ich will ihm durch mein Stillschweigen Gelegenheit geben, sich auch hören zu lassen.“

Sie schwieg also, und nun waren sie einem Paar Automaten so ähnlich, als ein Sperlingshahn der Sie. Denn auch dieses Mittel schlug fehl, der Dük blieb in seiner Attitüde, ohne das Maul aufzuthun. Nur allein die Gewalt, die er sich anthat, das Lachen zu verbergen, ward sichtbar, und lies ihn für ein belebtes Wesen erkennen, da man sonst sehr leicht in Gefahr hätte kommen können, ihn für eine Marionette zu halten.

Die Markise merkte nun wohl, daß man sie aufzöge, und ihr Gesicht ward auf einmal so roth, wie — ein gekochter Krebs, die Lippen aber zum Unterschied veilchenblau. Sie sprang, wie eine Wahnsinnige vom Sopha auf, schoß aus

jedem

jedem Auge ein Paar Blizze auf den Herzog, die ihn zu Pulver würden verwandelt haben, wenn Wollen und Vollbringen nicht gemeiniglich so entsezlich weitläuftige Verwandten wären.

So zürnte Juno nicht,
Als Paris ihr den Apfel abgesprochen,
Als unsre Dam' mit glühendem Gesicht.
Gern hätte sie sich mit Donner und Bliz gerochen,
Wär' eine Göttin sie; doch, leider! war sies nicht,
Es waren der zornigen Augen Blizze
So schlimm noch nicht, als eine Steknadelspizze.

Wenigstens sprang der Herzog, sobald die erboßte Markise ohne Adieu sich in ihren Wagen geworfen hatte, gesund und wohlgemuth auf, rief gleich nach dem Seinigen, und fuhr in vollem Jagen zu der Gräfin. Die Neugier trieb auch ihn, die Erzählung selbst mit anhören zu wollen, die die Markise von ihrem Abentheuer machen würde.

Er kam auch, da er einen nähern Weg nahm, viel geschwinder zu der Gräfin, und hatte noch Zeit übrig, ihr die Begebenheit zu ihrer herzlichsten Belustigung in dem lächerlichsten Tone zu erzählen, ehe die Markise ankam. So-

bald aber ihr Wagen in den Hof rollte, verbarg er sich in einem anstoßenden Kabinet, wo er alles hören konnte, und die Gräfin bemühte sich, ihr Gesicht wieder in die vorigen Kopfschmerzenfalten zu legen, damit die Markise keinen Verdacht schöpfen möchte.

Aber diese hatte den Wagen des Düks sehr gut wahrgenommen, und vermuthete sogleich, daß er gewis in der Nähe sein würde. Da sie nun in der That kein so gar simples Landdämmchen war, wofür sie der Herzog genommen hatte, sondern eine gute Portion Verstand und Geist besaß, so war ihr Entschluß sogleich gefaßt, diese Gelegenheit zu benuzzen, und den Horcher zu seiner Beschämung lächerlich zu machen. Sie vermuthete nicht mit Unrecht, daß ihm diese Rache am empfindlichsten sein würde. Selbst der Zufall schien sie zu begünstigen; denn es waren eben einige Frauenzimmer von der Bekanntschaft der Gräfin bey ihr versammelt, die sich schon vorher an der Erzählung des Düks trefflich amüsirt hatten; und so konnte sie versichert sein, daß die Sache kein Geheimnis bleiben würde. Denn es sind ja, wie bekannt,

Die

Die Zünglein der Damen,
Gar hurtiglich,
Und klappern und drehen,
Wie Mühlräder sich,
Nicht geschwäziger plätschert
Am Ufer die Welle,
Und Windmühlenflügel
Gehn, traun! nicht so schnelle.

Während nun die versammelten Damen voll Neugierde auf den Erfolg waren, und die Markise, voll Zorn und Wuth mit funkelnden Augen und knirschenden Zähnen zu sehen erwarteten und der Herzog im Kabinet die Ohren trefflich spizte, um ja kein Wort zu verlieren, trat die beleidigte Dame in einer ganz andern Attitüde ins Zimmer. Ihre Blikke schienen erloschen, ihre Mienen trugen den Ausdruk des höchsten Schmerzes, und ihr Busen schwoll von stokkenden und abgebrochenen Seufzern empor.

„Himmel! was fehlt Ihnen, liebste Freundin?“ rief ihr die Gräfin entgegen.

„O, entsezliches Unglük!“ erwiederte die Markise. Muß' ich dies zu sehen, gerade nach Paris kommen?“

„Was

„Was giebts denn? — Was ist denn vorgefallen? — Was ist denn für ein Unglük passirt? — Betrift es Sie, liebe Freundin? — O geschwind, geschwind sagen Sie es uns!“ —— So riefen wohl zehn Stimmen zu gleicher Zeit.

„Gönnen Sie mir nur einige Minuten, ich kann mich von meinem Schrek noch nicht wieder erholen.“

Aber das war in den Wind gesprochen, vielmehr ward dadurch — wie man leicht denken kann, — die Neugier noch mehr rege, und also auch noch lauter, und die Markise ward von allen Seiten bestürmt. Denn alle standen noch immer in der Meinung, daß dies alles nur Ausbrüche des Verdrusses über die erlittene Beleidigung wären. Um desto mehr stuzten sie alle, als endlich die Markise ausrief:

„Trauern Sie mit mir, meine Damen, die wizzige Welt hat einen unersezlichen Verlust durch den Tod des Herzogs von Roqueloure erlitten.“ — —

„Wie? fiel ihr die Gräfin ins Wort, was sagen Sie? Der Herzog wäre todt?“ —

„Ohn-

„Ohnstreitig, versezte die schlaue Markise, Sie dürfen daran nicht einen Augenblik mehr zweifeln.“

„Aber, mon ciel! ich habe den Dük ja noch erst gestern gesprochen.“

„Das kann sehr wohl geschehen sein, das Ende eines Menschen kommt ja oft sehr plözlich.“

„Aber, ma chère, so sägen Sie mir doch nur in aller Welt, woraus Sie das schliessen?“

Die Markise blikte mit einer lächelnden und spöttelnden Miene im Kreise umher, und erwiederte:

„Kanns wohl, meine Damen, irgend ein wahrscheinlicheres Zeichen des Todes geben, als wenn eine Person stokstill ist, und kein einziges Wörtchen spricht? So hab' ich zu meiner grössten Bestürzung den seligen Herrn Herzog gesehen.“

Die Damen fingen bei diesen Worten ein gellendes Gelächter an, denn sie sahen sehr wohl ein, was die schalkhafte Markise dadurch hatte sagen wollen. Nur die Gräfin allein lachte nicht mit, und der Horcher an der Wand, unser Dük, vollends gar nicht. Er begrifs im Augenblik, was dieser beissende Einfall der Markise für ihn

für

für Folgen haben würde. Und weil er die Grä-fin, obgleich unschuldigerweise, selbst mit im Verdacht hatte, daß sie ihm diesen Possen hätte spielen lassen, so begab er sich mit dem größesten Misvergnügen nach Hause, und war nur besorgt, die Ausbreitung dieser Geschichte, so viel möglich, zu hindern.

Aber das war vergeblich. Denn die anwesenden Damen sowohl, als vorzüglich die Marki-se, die sich aus Vergnügen über ihre wohlgelungene Rache nun länger in Paris aufhielt, als sie erst Willens gewesen war, thaten alles Mögliche, um das Geschichtchen zum Märchen der Stadt zu machen.

Der arme Dak ward überall entsezlich damit aufgezogen und gefoppt, und mehr als einmal geschah es, daß ihn ein Spasvogel von seiner Bekanntschaft in irgend einer Assamblee zum groſ-n Gelächter aller Anwesenden mit der ernsthaftesten Miene fragte:

„Avec permission, Monsieur! sind Sie nicht der selige Herr Herzog von Roquelaure?"

Und

Und der arme Teufel mußte nolens, volens, mit lachen, so sauer es ihm auch wurde, um nur nicht noch mehr gefoppt zu werden.

Die neumodische Sechswöchnerin.

Der Herzog stand immer noch in der Meinung, daß die Gräfin die eigentliche Anstifterin des vorhin erzählten Streichs wäre, und lauerte, wie der Kater auf ein Mäuschen, auf eine Gelegenheit, sich nachdrüklich an ihr zu rächen. Um ihr aber diesen Entschluß nicht merken zu lassen, besuchte er sie eben so oft, wie vorher, und schien eben so sehr ihr Freund zu sein, als ers vorher gewesen war. Die Schlange verstand die Kunst recht gut, sich unter Blumen zu verbergen. Doch, dafür war er ja Höfling.

Einige Zeit verging, ehe er Gelegenheit bekam, seinen Plan auszuführen. Endlich erschien der erwünschte Augenblik, und der Dük war der Mann nicht, sich ihn entschlüpfen zu lassen. Er begab sich mit einer recht triumphirenden Miene zur Gräfin:

„Gute

„Gute Botschaft, Madam! gute Botschaft!“ rief er gleich beim Eintritt.

Gräfin (verwundert.) Wie? Herzog! — Sie sehen ja aus, wie ein Sieger nach dem Treffen.

Herzog. Richtig, Madam! ich bin Sieger, ob ich gleich kein Treffen gewonnen habe, und wenn Sie wirklich meine Freundin sind, so werden Sie sich gewiß mit mir freuen.

Gräfin. Können Sie daran zweifeln? Düf!

Herzog. Nicht doch, ich zweifle nicht.

Gräfin. Aber, mein Gott! so sprechen Sie doch, was Ihnen so Glükliches widerfahren ist. Haben Sie das große Loos gewonnen? —

Herzog. Nichts weniger, als das.

Gräfin. Eine glänzende Eroberung gemacht? —

Herzog (schüttelt mit dem Kopf.)

Gräfin. Eine neue Charge vom König erhalten? —

Herzog. Behüte!

Gräfin. Eine wichtige Erbschaft bekommen? —

Herzog. Nichts von alle dem.

Gräfin (ungeduldig.) Aber, mon dieu! Herzog, so reden Sie doch, sprechen Sie doch, erzählen Sie doch. Die Freude macht ja sonst geschwäzzig. Muß man Ihnen denn gerade heute jedes Wort abkaufen?

Herzog. Sie lassen mich ja nicht zu Worte kommen, Madame, ich konnte ja nichts weiter thun, als blos Ihre Fragen beantworten.

Gräfin. So erzählen Sie jezt, ich will stumm sein, wie ein Fisch.

Herzog. Nun, so hören Sie. Ich will ganz kurz sein. Meine Frau ist in die Wochen gekommen, und — —

Gräfin (ihn unterbrechend.) Ihre Gemalin? die Herzogin? Ists möglich? —

Herzog. Möglich, und wahr. Sie hat mich mit einem derben, dikken Jungen beschenkt, und — das ist gewis keine fremde Pfuscherarbeit, ist gewis mein eignes Meisterstük; denn der Junge sieht mir so ähnlich, wie eine Krähe der andern.

Gräfin (aufspringend und in die Hände klatschend.) Ei! das ist herrlich, da muß ich die liebe Sechswöchnerin gleich besuchen.

Herzog. Das wollt' ich Sie eben bitten, Madame. Ich bin im Begrif nach Hofe zu fahren, und den König zu Gevattern zu bitten, und ich weis, Sie werden meiner Frau durch Ihren Besuch das größte Vergnügen von der Welt erzeigen.

Gräfin (in der größten Geschäftigkeit, klingelt. Ein Bedienter tritt ein.) Meinen Wägen! — geschwind! — geschwind! — der Kutscher soll anspannen! — —

Der Duk empfahl sich, und während die Gräfin sich aus lauter Eilfertigkeit noch zehnmal langsamer ankleidete, fuhr er geradewegs — nicht nach Hofe, sondern nach Hause. Es war nicht ein Wort wahr von seiner Erzählung. Die Herzogin hatte vielmehr gerade heute eine Spazierfahrt nach Versailles unternommen. Aber eben das mußte so sein, wollte er anders seine kurzweilige Rache zur Ausführung bringen.

Seine von dem Schwank unterrichteten Bedienten hatten indessen schon das Zimmer der Herzogin aufs beste aufgeputzt, ein prächtiges Paradebette hineingesezt, die seidnen Vorhänge an den Fenstern zugezogen, so daß eine für ihn sehr günstige Dämmerung im Zimmer herrschte.

Die

Die beiden Kammermädchen seiner Gemalin puzten ihn nun aufs schönste, als Sechswöchnerin aus, sezten ihm eine Nachthaube auf, die einen großen Theil seines Gesichts verbarg, hüllten seinen — nicht wallenden Busen in ein Saloppentuch, das über die Schultern weit herabhing, und pakten ihn in solch eine Menge großer und kleiner Küssen ein, daß man von der ganzen Figur nichts weiter, als den Mund — und zwar auch nur, wie in einer Höhle verstekt — sehen konnte.

Kaum waren diese Vorbereitungen beendigt, als schon der Wagen der Gräfin angerollt kam. In aller Geschwindigkeit gab er noch die nöthigen Befehle, und — der Besuch erschien.

Gut war es, daß niemand sonst zugegen war, der um die Posse wußte, er wäre sonst in Gefahr gerathen, vor Lachen zu erstikken, wenn er die Glükwünschungen der Gräfin, und die Gegenkomplimente des Herzogs, die er mit einer pipenden, einem Frauenzimmer ähnlich sein sollenden Stimme vorbrachte, mit hätte anhören sollen. Ueberdies wurden die Worte des Herzogs, ehe sie sich aus alle den Bollwerken von Betten herausarbeiten konnten, auf eine so wunderseltsame

same Weise gebrochen und verändert, daß man sich allenfalls die Stimme eines jeden andern Menschen hätte vorstellen können.

„Ja, liebste Freundin, sagte endlich die Gräfin, nachdem die Komplimente vorüber war, wir armen Frauenzimmer sind doch in der That recht bejammernswürdige Geschöpfe.“

„Ja wohl! ja wohl!“ seufzte die Sechsmächnerin.

Gräfin. Welchen üblen und gefährlichen Zufällen sind wir nicht ausgesetzt!

Wöchnerin (seufzend.) Ja wohl! ja wohl!

Gräfin. Warum müssen doch wir die Annehmlichkeiten der Ehe mit so viel Nachwehen bezahlen, da die Männer im Gegentheil nicht das Geringste zu büßen haben!

Wöchnerin (seufzend.) Ach! die Männer, die Männer! Wie sehr betrügen uns ihre glänzenden Versprechungen! Erst machen sie uns den Mund so wäßrig, daß man gleich zubeissen möchte; man träumt sich einen Himmel im Ehebette, aus dem alles Uebel verbannt wäre, denkt Wunder, was für ein herrliches Ding es um eine Schäferstunde sei, und — —

Grä-

Gräfin (sie unterbricht ihn.) Ach! liebste Freundin! wenn nur die Folgen nicht wären, die Sache an sich selbst ist nun so übel nicht. Aber schlimmer — glauben Sie mir das — tausendmal schlimmer ists, wenn man sich betrügt, und statt eines rüstigen Kampfhahns einen elenden Kappaun ins Bette bekommt.

Wöchnerin. Nun, darüber darf ich nicht klagen, im Gegentheil wünschte ich, daß mein Gemal wenigstens ein klein Bischen gekappt wäre. Denn Sie können nicht glauben, liebe Freundin! was ich allemal für eine Angst ausstehe, wenn er ins Feld rückt.

Gräfin (seufzend.) Ach! wie gern wollt' ich mit Ihnen tauschen! Bei dem Meinigen hab' ich nichts zu fürchten; aber, leider! auch nichts zu hoffen. Die Natur muß sich bei seiner Bildung geizet haben; sie wollte ein Weib bilden, und hatte noch ein klein, klein wenig Stof übrig, das sie nicht gerne unbenuzt wegwerfen wollte, und so entstand denn so ein Mittelding zwischen Mann und Weib. Nun denken Sie selbst, wie wohl ich mich befinden müsse. Ich bin ja noch in einem Alter, wo man gewöhnlich verliebt genug ist, und also möchte ich,

wenn

wenn auch gerade nicht, wie Sie, ein vollgedrükt und gerütteltes Maas, doch wenigstens ein gestrichenes Maas voll haben.

Der in den Wochen liegende Dük stopfte sich einen Bettzipfel nach dem andern in den Mund, um das Lachen nicht laut werden zu lassen, denn die Gräfin, die einmal im Zuge war, und mit der Herzogin zu sprechen glaubte, schüttete ihr ganzes Herz aus, und beging die albernsten, ungeräumtesten Dinge von der Welt.

Indessen veränderte sich die Szene. Vier neue Personagen erschienen,

Drei Weiber, alt genug,
Die Parzen vorzustellen,
Und von der vierten konnte, wer sie sah'
Ganz dreist das Urtheil fällen,
Es sei die Frau Mama.

Erb war ihr Fell und welk,
Wie abgefallne Blätter,
Und tief gefurcht ihr holdes Wangenpaar;
Traun! Eichenrinde wäre glätter,
Als diese Runzelhaut.

Mit einem Wort, es waren vier garstige Schäzchen. Aber dafür hatten sie in derlei Dingen,

UNIVERSITÄT BIBLIOTHEK LEIPZIG

gen, die zur Wehemutterkunst gehören, nicht gemeine Erfahrungen, und, da sie eben nicht gesonnen waren, ihr Licht unter den Scheffel zu sezzen, so suchten sie, so viel an ihnen lag, ihre Kunst überall an den Mann zu bringen.

Sobald also nur die ersten Komplimente vorüber waren, so näherten sie sich mit rechten Amtsmienen dem Bette, und fingen an, ihre Finger, die, ohne Ruhm zu melden, den Krebsbeinen aufs Haar glichen, unter dem Deckbette in Aktivität zu sezzen, und eine Untersuchung vorzunehmen, die eigentlich das Amt einer Wehemutter, oder eines Akkouscheurs, gewesen wäre. Selbst die Gräfin, obgleich in der That in dergleichen Künsten unerfahren, wollte denn doch nicht allein so müßig dasizzen, und krabbelte daher, Troz den alten Runkunkeln — vielleicht zu ihrer eignen Belehrung — tüchtig mit.

Aber — o Himmel! — —

Was für ein Satanas fuhr denn
Auf einmal und plözlich in sie?
Sie schwärmen ja untereinander
Wies Gergesener Vieh.

„Par bleu! rief die Mutter Sibille,
Es kömmt ein Junge noch nach;
Schon hatt' ich das Köpfchen in Händen —
Was fangen wir nun an? — Ach! ach!" —

„Ich habs wohl gefühlt, sprach die Zweite,
Allein ein Köpfchen wars nicht;
Ein Bein wars, drauf wolt' ich wohl wetten
Madam, Sie irren sich, spricht"

„Die Dritte, ich wills Ihnen sagen,
Es war, ich wette, ein Arm;
Ich hab' ja das Patschchen gefühlet,
So glatt und so sanft und so warm."

„Ei, seis, was es wolle, gewesen!
Erwiedert die Vierte, geschwind,
Geschwind den Weh'stul, wir holen,
Trotz Wehemutter, das Kind."

Der Rath ward gebilligt von allen,
Man brachte den Stul herbei.
Indessen erhob die Kranke
Ein kläglicheS Zetergeschrei.

„Ach, Hilfe! sonst muß ich erstikken,
Es drükt mir den Magen entzwei!" —
Mit schneller Geschäftigkeit eilten
Zur Hilfe die Damen herbei.

Die rieb ihr die Schläf' und die Nase
Mit Geistern von mancherlei Art;
Die hatte den Kopf der Kranken
Mit ihren zehn Fingern gepaart;

Die kam mit wärmenden Küssen
Gar schnell und geschäftig gerannt;
Und wartend stand da der Befehle
Die Vierte, als Adjutant.

Die Hebamm ermahnte gar christlich
Die Kreissende zur Geduld:
„Sie büßen ja, sprach sie, nichts weiter,
Als eine gar süße Schuld."

„Bald wird Sie ja wieder belohnen
Für alles Ihr Herr Gemal;
Er mißt ja die Süßigkeit Ihnen
So sparsam nicht zu und so schmal."

Doch alles das wollte nichts fruchten,
Die Kreissende schrie noch vielmehr
Gar jämmerlich sich gebehrdend,
Als ob sie besessen wär'.

Drob man auf den Webstuhl sie schleppte
Mit gar viel Müh' und viel Noth.
„Geschwind! schrien alle, sonst bleibt sie
Uns unter den Händen todt."

Das war nun mit Jammer zu schauen,
Wie aller Hände geschwind.
Und geschäftig sich mühten, zu bringen
Ans Licht des Tages das Kind.

Doch endlich nahms allen ein Wunder,
Daß nur ein Arm, oder Bein —
Was es nun war — von dem Balge
Hervor kam. „Was muß das sein?“ —

Noch ließen mit Ziehen und Zerren
Die alten Runkunkeln nicht nach;
Sie schwitzten, wie Braten am Feuer
Und krechzten manch O! und manch Ach!

Aber endlich dauerte der Spas dem Herzog zu lange, und er mußte befürchten, bei noch längerer Geburtshilfe einen wichtigen Defekt zu bekommen. Daher rief er mit kläglicher Stimme:

„Ach, liebste Freundinnen! lassen Sie doch die Vorhänge aufziehen, und sehen Sie bei Lichte, ob nicht zu helfen ist.“

Schnell war die Gräfin bei der Hand, und öfnete die Vorhänge, sprang aber eben so schnell wieder zurük, um ja nichts zu versäumen.

Die

Die vier im Zorn des Himmels zu Geburtshelfern kreirten Duennas knieten nun vor dem Stul nieder, um ihre Arbeit leste beſſer verrichten zu können. Aber

Als grinzte ein Todtengerippe
Aus hohlen Augen ſie an,
Als ſähn ſie ohne Wang' und ohne Lippe
Im Anmarſch den Senſenmann.
Als bläkte mit feuriger Zunge
Ein ſchwarzes Geſpenſt ſie an,
Als hätt' im entſezlichen Sprunge
Ein Löwe den Angrif auf ſie gethan,
So ſchnell flob alles zur Thür hinaus
Und verlies der famöſen Wöchnerin Haus.

Nur die Gräfin allein blieb zurük. Sie wußte nicht, was für ein Dämon in die Weiber gefahren wäre, glaubte, ſie liefen nur darum ſo eilfertig davon, um kunſtverſtändige Hilfe herbei zu holen, und der Einfall kam ihr ins Köpfchen, noch einen Verſuch zu wagen, ob ſie vielleicht glüklicher ſein und das Werk ſchon beendigt haben würde, ehe jene zurükkämen.

Aber der Herzog hatt' es ſatt und übergenug, und war gar nicht Willens, ſich der

Ge-

Gefahr der Kembabisirung noch ferner bloszustellen. Er warf daher plözlich die Betten, in die man ihn gehüllt hatte, von sich, und rief mit seiner natürlichen Stimme:

„Sachte, sachte! meine Gnädige! das Bündelchen ist nicht Ihr Eigenthum, mit dem Sie nach Ihrem Belieben schalten und walten können. Gehen Sie, ich bitte, zu Ihrem Herrn Gemal, und sehen Sie, ob Sie dort durch Ihre Hilfe wenigstens ein gestrichnes Maas hervorbringen können."

Jezt erst erkannte die Gräfin den Herzog und auch den ungebornen Jungen, den sie noch immer festhielt. Sie fing darüber gar ein erbärmliches Zetergeschrei an, lief fort, als ob der Satan hinter ihr wäre, sprang immer drei Stufen auf einmal die Treppe hinunter, und kam so endlich keuchend und außer Odem bei ihren vier Gefährtinnen an, die eben im Begrif waren, fortzufahren. Ohne erst lange zu wählen, sprang sie in die erste, die beste Kutsche, und so rollten sie über Stok und Stok davon.

Der Dük amüsirte sich treflich über das Späschen, und unterlies nicht, es sein überall auszubreiten, so daß die 3 Geburtshelferinnen

es

es nicht wagen durften, irgend eine Gesellschaft zu besuchen, aus Furcht, daß man mit Fingern auf sie zeigen würde.

Aber vergessen ward der Streich nicht. Sie hatten dem Herzog Rache geschworen, und — ob es ihnen glükte, oder nicht, werden wir gleich hören.

Das übelgeendete Spiel.

Unser Dük war ein Schlaukopf. Er rechnete sichs an den Fingern aus, daß die gefoppten Damen gewis auf Rache bedacht sein würden, und nahm sich daher gar gewaltig in Acht, ihnen nicht zu nahe zu kommen. Sie verbargen zwar aufs Beste ihren Unwillen, ließen nicht das geringste Wörtchen von Rache fallen, lachten selbst über die komischen Posituren, die der Herzog als Wöchnerin gespielt hatte, und schienen sich selbst an der Narrenspoſſe zu belustigen. Alles das aber an Orten und bei Personen, wo sie wußten, daß es der Herzog wieder erfahren würde. Im Geheim aber schmiedeten sie der

Plä-

Pläne mancherlei, wie sie's wohl anstellen sollten, um den Dük in ihre Gewalt zu bekommen.

Sie hatten ein treflich Plänchen ersonnen, es lag nur an der Ausführung. Der Herzog war, wie schon gesagt, zu schlau. Die Maske der Unbefangenheit war ihm gar nicht unbekannt, er hatte sich ihrer schon selbst zu oft bedient, als daß er sich durch sie hätte sollen täuschen lassen.

Es verstrichen also mehrere Wochen, und — es war immer noch beim Alten.

„So gehts nicht, sagte eine der drei Damen, wir müssen entweder fremder Hilfe uns bedienen, oder es doch wenigstens so einzurichten suchen, daß irgend jemand seiner Freundinnen unsre Rache befördern muß, ohne es selbst zu ahnden."

Der Rath ward als wohlweislich von allen erkannt, und man schritt zur Ausführung.

Unter den Freundinnen des Düks, die er vorzüglich liebte, war auch eine gewisse Baronne. Mit dieser errichtete die Gräfin ein Freundschaftsbündnis, und führte bald auch die übrigen vier Damen in den Klub ein.

Die Bahn war nun gebrochen. Die Baronne war eine groſse Liebhaberin von Geſellſchaft und vorzüglich luſtiger Geſellſchaft. Es war ihr alſo gar gemüthlich, daß ihre neuen Freundinnen ſie recht oft zu beſuchen verſprachen; denn ſelbſt die vier alten Runkunkeln hatten ihr möglichſtes gethan, ihre ernſten Weisheitsfalten abzulegen, und Trotz der Gräfin und der Baronne, wie 18jährige Mädels, herumzuſaſeln.

„Da fehlt nur noch der Herzog von Roquelaure, ſagte die Gräfin, der würde die Luſt vollkommen machen.“

„Wenns weiter nichts iſt, erwiederte die Baronne, die entweder von der vorigen Begebenheit nichts wuſte, oder die Sache für abgethan hielt: wenns weiter nichts iſt, den wollen wir bald hier haben. Ich will gleich nach ihm ſchiken, und Sie werden ſehen, daß er meine Einladung gewis nicht ausſchlägt.“

Für diesmal ward dieſes Erbieten abgelehnt, unter dem Vorwand, als ſei es ſchon zu ſpät, aber man ſezte einen Tag feſt, wo es geſchehen ſollte; doch mit der Bedingung, daß der Herzog nichts von ihrer Gegenwart wiſſen müſte.

Der Tag erschien, und die fünf beleidigten und nach Rache dürstenden Damen waren noch vor der bestimmten Stunde da, um ja nichts zu versäumen. Bald nach ihnen erschien auch der Herzog. Es frappirte ihn zwar ziemlich, als er die alten Gespenster da erblikte, und er prophezeihte sich gleich nichts Gutes; doch hielt er sich aber auch wieder in dem Zimmer und durch die Gegenwart der Baronne für gesichert genung. Jedoch, weil das Weitdavon am besten für den Schuß sichert, so war der Dük auch schon wieder im Begrif, in aller Ehrbarkeit seinen Rükmarsch anzutreten, und auf die Art durch das Plänchen der Damen einen häßlichen Querstrich zu ziehen; aber ihm leuchtete für dismal ein besonders fataler Stern:

Er sollte in Weiberhände fallen! stand mit Frakturbuchstaben im Buche des Schiksals geschrieben; und wie hätte sich wohl ein armer Erdenwurm diesem Ausspruch entziehen können, da selbst der Erzgott Jupiter die Macht dieses Buchs anerkennen mußte.

Die Baronne, unwissend, daß man etwas wider ihren Freund im Sinne hätte, erwischte ihr beim Rokzipfel, als er eben umwandte, um

fort-

fortzugehen, und zog ihn neben ſich aufs Sopha.

„Was ſoll das? Herzog! Sie wollen ſchon wieder gehen, da Sie kaum erſt gekommen ſind?“

Der Dük entſchuldigte ſich, daß ihm ein nothwendiges Geſchäft eingefallen. Aber das half nichts.

„O! es wird ſo nothwendig nicht ſein, war die Gegenrede der Baronne. Sie dürfen durchaus nicht fort, Herzog! wenn ich Ihre Freundin bleiben ſoll.“

Wider dies Argument lies ſich nun freilich nichts einwenden, und — er blieb.

Das Geſpräch wurde bald allgemein. Nicht das Geringſte kam zum Vorſchein, was ihm hätte auffallend ſein können, ſelbſt die Gräfin nebſt ihren vier Helfershelferinnen betrugen ſich ſo diskret, daß der Dük über ſeine Furcht heimlich lachte, und dadurch in ſo eine gute Laune gerieth, daß er der Geſellſchaft tauſenderlei Spas machte.

Aber endlich ward man doch des Redens überdrüßig, und gab einſtimmig dem Vorſchlag der Baronne Beifall, ein geſellſchaftliches Spiel

zu

zu spielen. Aber was für eins? — das war die Frage. In unserm erleuchteten, philosophischen Zeitalter wäre nur die Wahl schwer gewesen, unter allen den Reise- Belagerungs- Liebes- Zauberflötenspielen, und hundert andern, womit uns so viele patriotische Schriftsteller sehr freigebig versehen haben, eins zu finden, das dem Zwek einer gesellschaftlichen Unterhaltung wirklich entspräche, welches der Fall mehrentheils nicht ist. Damals gabs dergleichen Vorrath noch nicht. Man darf sich also nicht wundern, wenn selbst das Blindekuhspiel in Vorschlag gebracht wurde.

Nach einigen Debatten, die denn aber doch nicht so heftig waren, als die im englischen Parlamente zwischen denen Herren Pitt und Fox, oder wie sie wohl zuweilen in irgend einem deutschen Parlamente über die Wahl eines Jahrrn, oder eines wohlbestallten und verpflichteten — Bettelvoigts, vorfallen, entschloß man sich, ein damals übliches Spiel vorzunehmen, das zwar zu Nekkereien Anlaß genung gab, aber doch nicht so gefährlich werden konnte, als das Blindekuhspiel in einem Zimmer werden kann und auch wohl zuweilen wirklich geworden ist.

Zum

Zum Beſten aller derjenigen, die auf neue Spiele Jagd machen, wollen wir die Regeln dieſes Spiels, ſo viel ſie uns bekannt ſind, kürzlich anführen.

Es wurde durchs Loos ein König erwählt. Man ſezte ihn ſodann, ſtatt eines Throns, auf einen Armſeſſel, tanzte um ihn herum, und raubte ihm bald dieſes, bald jenes Kleidungsſtük, welches er alles ohne Weigerung zugeben mußte. (Ob dies nicht vielleicht die treffendſte Satire auf den Hof in Verſailles war?!) Zuweilen trieb mans ſo weit, je nachdem die Geſellſchaft beſchaffen war, daß der arme König unter mancherlei Neckereien bis aufs Hemde entkleidet wurde.

Dies war das Spiel, welches die fünf Feindinnen des Herzogs gewünſcht hatten, und welches zu ihrem größten Vergnügen jezt wirklich geſpielt werden ſollte. Ehe es noch angefangen wurde, fanden ſich noch einige Damen, und einige gute Freunde des Herzogs ein, und nach wenig gewechſelten Komplimenten ſchritt man zur Sache.

Man looste, und die Gräfin wußte es ſo liſtig einzurichten, daß das Loos den Herzog traf.

Mit

Mit einer komischen Gravität nahm er den ihm bestimmten Thron ein, und ließ sich so gutwillig, wie nur irgend ein kopf- und markleser — König aus allen Zeitaltern, alles nehmen, was man nur wollte. In kurzer Zeit saß er nur noch im Hemde und Hosen da. Aber auch dieses mußte er hergeben, und in seiner Geburtstagslivree der Neckereien gar viele erdulden.

Während dem aber hatten sich die fünf Verbundenen heimlich hinweggeschlichen, und kamen jezt, da der Herzog eine so jämmerliche Figur spielte, eine jede mit einem tüchtigen Bündel Ruthen bewafnet, wieder hinein, womit Sie so gewaltig Sturm auf das Hinterkastel des armen Dülk liefen, daß er ein erbärmliches Geschrei erhob, und von seinem Thron aufsprang. Nun aber erhob sich erst eine solenne Katerjagd, daß die Zuschauer vor Lachen die Bäuche halten mußten, weil sies für einen, nur in etwas zu weit ausgedehnten, Spas ansahen.

Aber dem Herzog wollte dieser Spas durchaus nicht behagen. Die fünf erbitterten Weiber, die ihre Rache recht genießen wollten, liessen ihm keinen Augenblik Ruhe, sondern jagten ihn aus einem Winkel in den andern.

O Himmel! da fielen die Püffe
Aufs hintre Geſicht,
Wie Schnee und wie Hazel im Sommer,
So ſchwer und ſo dicht.

Der Dük ſprang wie ein Tanzmeiſter,
Bald da, bald dorthin;
Doch nichts half, er mochte nun grade
Und krumm ſich auch ziehn;

Er mochte ſich dreben und wenden,
Wohin es auch war,
Doch überkam er die Zahlung
Vollwichtig und baar.

Aber an dieſer Bezahlung war ihm nicht das geringſte gelegen, er hätte ſeinen Debitoren die ganze Schuld herzlich gern geſchenkt, wenn dieſe nicht ſo gar gewiſſenhafte Schuldner geweſen wären. Als er nun ſahe, daß alles Voltigiren, und alle Tanzmeiſterkünſte umſonſt waren, ſo ſuchte er Klopffechterkünſte hervor, und vertheidigte ſich mit Fäuſten und Knieſtößen ſo gut als möglich. Vorzüglich war ſein Ziel die Gräfin, die er nicht mit Unrecht für die Haupturheberin dieſes Ballets hielt, und theilte ihr ſo ein vollgeſtrichenes Maas Fauſtſchläge und Rippenſtöße

penstöße mit, daß sie sich nach der Retirade umsah. Die Uebrigen erhielten auch eine Jede ihr beskeiden Theil, daß sie sattsam zur Gnüge hatten. Selbst die Parenesse erhielt in der Hizze des Kampfs einen derben Faustschlag von dem Herzoge, weil er sie für eine Theilnehmerin des ihm gespielten Streichs hielt, und schon war sie im Begrif, sich auf die Seite seiner Gegnerinnen zu werfen, als sich endlich die gegenwärtigen Freunde des Düks ins Mittel schlugen; und beide erbitterten Partheien trennten.

Die Kazbalgerei war nun zwar zu Ende; denn die Freunde des Düks drohten den weiblichen Kämpfern, sich zur schwächsten Parthei zu schlagen, wenn sie nicht Friede machen wollten. Diese Drohung hielt zwar ihre Hände im Zaum, aber nicht ihre geläufigen Zünglein. Diese wurden jezt erst recht in Aktivität gesezt, und die Damen des Louvers schimpften, Tiez den Damen von der Halle — auf deutsch, Tiez den Heringsweibern.

Hierin hatte der Herzog auch sehr ante Progressen gemacht, und blieb ihnen also nicht das Geringste schuldig; ja er übertraf sie sogar, und machte es endlich so arg, daß sich die vier alten

Heren

Heren nebſt der Gräfin genöthigt ſahen, das Feld zu räumen.

Das Ende vom Liede war, daß der Herzog einige Tage lang ſeine drei Buchſtaben zum Sitzen nicht gebrauchen konnte, und die Damen ſich noch etwas länger nicht durften ſehen laſſen, wenn nicht ihre unterlaufenen Augen und die gelbgrünen Flekken in ihrem Geſicht wider ſie zeugen ſollten.

Der Hut auf der Stange.

Die verhin erzählte Züchtigung des Herzogs wurde, wie leicht zu erachten, gar bald überall bekannt, und gab zu manchen poſſirlichen Auftritten Gelegenheit. Wohin er kam, da foppte man ihn aufs ärgſte, und vornehmlich hatte er ſchrekllich viel von den Nekkereien der Damen zu erdulden. Der Dük ſchwieg wider ſeine ſonſtige Gewohnheit ganz ſtill, und lies geduldig alle Witzbolde des zweiten Geſchlechts ihre Pfeile auf ſich abdrükken, ohne nur eine Silbe zu erwiedern, ja es ſchien ſogar, als fühlte er bei der Erinnerung die Ruthenſtreiche noch einmal, und

seine Mienen drückten erdentlich Schmerz und Traurigkeit aus. Man wunderte sich das darüber.

„Wie? Herzog! nicht ein Wörtchen sprechen
Sie zu dem allen? — Still,
Wie'n Mäuschen, sitzt er da, sonst wars ihm, sich zu rächen,
Ein bloßes Kinderspiel."

So sprach die Eine. „Laß ihn greinen,
Fiel eine Andre ein,
Die Bübchen pflegen ja zu weinen,
Wenn das Schulmei[illegible]"

„Ein Ruthenbündel appliciret
Aufs hintre Wangenpaar.
Gar tüchtig hat man ihm das Seinige geschmieret, —
He! mein Herr Dük! nicht wahr?"

„Ei! nicht doch, Schwester! rief die Dritte,
Es war sein eigner Will';
Drum hielt er ja ohn' irgend eine Bitte
Im Schonung, lämmchenstill."

„Es war vielleicht, den Kizzel zu vertreiben,
Die allerbeste Kur;
Nur bitt' ich, das Rezept mir ja nicht zu verschreiben,
Bei mir hilft sich am besten die Natur."

„Gehol-

„Geholfen hats doch, rief mit Lachen
Die Vierte, lebet doch,
Wie könnt' er sonst sol' eine heil'ge Miene machen,
Stäch ihn der Kitzel noch."

Doch, wie ins Baumes hohen Bauche,
Mit philosophischem Gehirn
Dasizt, nach altem hergebrachten Brauche,
Der Kauz mit ernster Stirn;

So unser Däk: kein Lächeln schwebte
Um seinen geschloßnen Mund;
Er vegetirte blos, er lebte
Nicht mehr — das war zu bunt!

Bei tausend solchen Neckereien
Hob selten nur den Blik sein Aug' empor,
Es ' 'ten selbst der Damen Schmeicheleien
Kein Sterbenswörtchen aus ihm hervor.

Aber, Troz seines Stillschweigens hatt' es der Schalk faustdick hinter den Ohren, und wartete nur auf eine bequeme Gelegenheit, die Neckerinnen gar weidlich anzuführen.

Die Gelegenheit fand sich bald. Da sies seit einiger Zeit gewohnt waren, alles mit ihm vorzunehmen, was sie nur wollten, ohne daß er sich im geringsten vertheidigte, so nahmen sie

ſich auch deſto weniger in Acht, und waren weit entfernt, zu wähnen, daß er etwas wider ſie im Schilde führte.

Einſt waren die vornehmſten dieſer weiblichen Spasvögel bei einer Freundin verſammelt. Der Herzog, der es erfuhr, vermehrte nebſt noch einigen ſeiner Kameraden die luſtige Geſellſchaft, ohne doch ſelbſt nur das mindeſte zur Unterhaltung beizutragen. Er ſaß, wie gewöhnlich, ſtumm da, hatte ſeiner Gewohnheit nach, den Hut vor ſich auf den Knieen liegen, und erwiederte alle die Spöttereien der Geſellſchaft mit keiner Silbe, zog vielmehr den Hut näher an ſich, gleichſam, um ihn feſter halten zu können, und ſtellte ſich, als ob er einſchliefe.

Da that eine von den Damen, die unter allen die ſchlimmſte war, und die deswegen der Dük vorzüglich aufs Korn genommen hatte, heimlich den Vorſchlag, ſobald er völlig würde eingeſchlafen ſein, obige Komödie mit ihm zu wiederholen, und, weil man denn nun einmal nicht an ſein Hinterkaſtell kommen könnte, mit den Fächern auf ſeinen Hut zu ſchlagen, um ihn aus dem Schlaf zu ſchrekken, und dadurch zu verurſachen,

urſachen, daß er ſeinen Hut, auf den er ſehr viel hielt, auf die Erde müßte fallen laſſen.

Der Dük konnte zwar nicht das Gras wachſen hören, wie Jener in Münchhauſens wahrhaftiger Reiſebeſchreibung, aber er hatte doch ſonſt ein ganz gutes Gehör, und ſo vernahm er auch den Vorſchlag der Dame, ſo heimlich ſie ihn auch ihren Geſpielinnen zuflüſterte, und ſein Plan war gleich fertig, ſich auf ihre Koſten nebſt ſeinen Freunden einmal recht zu beluſtigen.

Er dehnte ſich noch einmal recht herzlich, wie ein Schlaftrunkner, zog wieder ſeinen Hut näher an ſich, praktizirte unvermerkt die eine Hand unter denſelben, und — ſtekte ihn auf eine Stange.

„Auf eine Stange? — Auf welche denn?" —

Gedulden Sie ſich nur, meine kleine Neugierige, Sie ſollen es bald erfahren.

„Ruhig, meine Damen! ſagte jezt die Eine, Sie ſehen, daß der arme Menſch krank iſt, laſſen Sie ihn ſchlafen, vielleicht wirds beſſer."

Und es herrſchte nun eine große Stille im Saale, nur zuweilen durch ein leiſes Geflüſter unterbrochen, und — der Herzog begann nach wenig Minuten ſehr ſonoriſch zu ſchnarchen.

Das

Das war die Losung. Leise erheben sich die Damen von ihren Sitzen — die Herren aber lachten schon in Geheim, denn sie ahndeten eine Narrenspoſſe — umrinnten den Schläfer und singen mit ihren Fächern ein schallendes Konzert auf dem Hutdeckel an, wunderten sich aber gar gewaltig, daß er so fest auf seinem Platz blieb, ohne seine Retirade auf der Erde zu suchen, da doch des Herzogs Hände frei waren, und ihn nicht hielten. Trotz dem Getoufe schlief dieser immer fort, ohne sich nur im geringsten zu bewegen.

„Der Schalk hat uns zum Besten, rief die Donna, die das Plänchen geschmiedet hatte, ganz gewis hat er den Hut mit einer Nadel angeheftet, und stellt sich, als ob er schliefe, um uns hernach auszulachen. Frisch, frisch! meine Damen!“

Und das Gehämmer ging von neuem los, aber der Huth wankte und wich nicht. Er sprang zwar durch die Schläge von einer Seite zur andern, aber doch fiel er nicht herab, wie er sollte.

„Das muß ich wissen, rief das ungeduldige Dämchen, was den Hut hält!“

Hastig

Haſtig ergrif ſie ihn, und er folgte, da ſie ihn aufwärts zog, ihrer Hand ſehr gutwillig. Aber — o Himmel! was kam da zum Vorſchein! —

Hätt' Geisler ſeinen Hut
Auf ſolch eine Stange geſteket,
Es hätt' ihm der Weiblein Gunſt,
Wenn auch nicht der Männer, erwekket.

Dann hätt' es wohl keinen Tell
Für den armen Schlukker gegeben,
Er könnte dann, wär' er nicht todt,
Wohl heutiges Tages noch leben.

Drum nehmt euch ein Beiſpiel daran,
Ihr Männer, und ſtekt nicht im Drange
Des Hochmuths, wie Geisler, den Hut
Auf eine hölzerne Stange.

Unſer Dük verſtand die Stangenwahl unſtreitig beſſer. Diejenige, auf der ſein Hut geſeſſen hatte, erwarb ihm wenigſtens keine Feindſchaft unter den Damen, ob ſie gleich unter einem erbärmlichen Zetergeſchrei Reisaus nahmen, und ſich die Augen mit den — Fingern bedekten. Sie ſahen ſich zwar mehrmals um,

aber

aber das geschah vermuthlich aus Furcht, daß nicht etwa der Herzog ihnen die Stange nachbrächte, oder — sollt' es vielleicht noch eine andere Ursache geben können? — Es wollten zwar einige Spötter von dem Kaliber des Herzogs behaupten, die Damen würden nicht so gelaufen sein, wenn eine jede allein und ohne weitere Zeugen den Angriff auf den Hut gethan hätte; aber das mag wohl Blasphemie sein, denn man weis ja, wie sehr sich die Damen vor — — Stangen fürchten. Wir geben also jener Behauptung nicht den geringsten Beifall, sondern erklären sie eben so für Verläumdung, wie —— Münchhausens Abentheuer für unumstößliche Wahrheit.

Nur das sei uns noch zu sagen erlaubt, daß der Herzog nebst seinen Freunden die Posse herzlich belachten, und daß der bisher stumm und unempfindlich erschienene Dik seitdem wieder seine ganze Lebhaftigkeit äußerte, vornehmlich, wenns darauf ankam, irgend jemand einen Possen zu spielen.

Drey närrische Pfaffen;

oder:

Leben und Schwänke Wigand's von Theben, Peter Lewen's und Piovano Arlotto's;

herausgegeben

von

August Wilhelmi.

Erster Band.

Leipzig.
In der Sommerschen Buchhandlung.
1800.

[d. i. Friedrich Wilhelm Meyer.]

UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK SACHSEN-ANHALT
HALLE (SAALE)

Goe 2156(1)

Vorbericht.

Die Gewährsmänner, welchen ich in diesem Beytrage zur Geschichte der komischen Litteratur gefolgt bin, wird man unten am gehörigen Orte angezeigt finden. Da der seel. Flögel in seiner Geschichte der Hofnarren aus eben denselben Quellen schöpfte, so mußte ich natürlicher Weise oft mit ihm zusammentreffen; indessen habe ich die von ihm angeführten Anekdoten nur zum Theil mit seinen Worten erzählt. Der zweyte Theil dieser Sammlung wird, wenn mir anders der Himmel meine Gesundheit — deren jetziger Zu-

ſtand mit dem in dieſem Buche herrſchenden Tone ſehr ſchlecht übereinſtimmt — noch einmahl wiederſchenkt, ſpäteſtens zur Oſtermeſſe künftigen Jahres erſcheinen.

Ich machte mich in der Vorrede zu Ryan's Leben u. ſ. w. verbindlich, falls meine Artz u erzählen Beyfall fände, auch Taubmann's Leben und Schwänke in eine gefälligere Form zu gießen, und bin dem Publikum über die Nichterfüllung dieſes Verſprechens um ſo mehr Rechenſchaft ſchuldig, da daſſelbe jene Schrift über alle Erwartung gut aufgenommen hat.

Als ich mit deren Verleger, dem Buchhändler Salomon Linke in Leipzig, während meines Aufenthalts an dieſem Orte in Unterhandlung trat, war ich treuherzig genug, demſelben aufs bloße Wort zu trauen und keinen ſchriftlichen Vertrag mit ihm zu machen. Allein ich fand gar bald ſo viele Ur-

ſachen, meine Leichtgläubigkeit zu bereuen, daß ich mich, ſeiner wiederholten Aufforderung ungeachtet, nicht entſchließen konnte, ihm Taubmanns und des Herzogs von Roquelaure Leben, welche den zweyten Theil dieſer ſchon damahls von mir entworfenen Narren-Sammlung ausmachen ſollten, in Verlag zu geben. Kaum merkte dies Herr Linke, ſo ließ er beyde in aller Eile von einem gewiſſen Simon von Cyrene anfertigen, welcher denn freylich eher damit zu Stande kommen konnte, als ich, der ich mit manchen andern litterariſchen Arbeiten beſchäftigt war, und den Beyfall, womit man den Kyau zu leſen ſchien, zu verdienen wünſchte. Die allgemeine Deutſche Bibliothek erklärte zwar jene Biographien für ein elendes Machwerk und Herrn Simon von Cyrene für einen Schmierer: allein in der Leſewelt pflegt bekanntlich nicht der, welcher die beſte Waare liefert, ſon-

dern der, welcher zuerst auf dem Markte erscheint, die mythesten Käufer zu finden; und so hielt ich's denn für rathsamer, meinen zum Theil schon ausgearbeiteten zweyten Theil im Pulte zu behalten.

Wenn übrigens Herr Linke einem meiner Bekannten in Leipzig, der ihn auf jene Recension der allg. D. Bibl. aufmerksam machte, versicherte, er habe wohl gewußt, daß die Simonische Mißgeburt ein Wechselbalg sey, und sie bloß mir zum Possen ins Publikum geworfen; so halte ich mich, aus christlicher Liebe und um ihn keines hündischen Neides zu bezüchtigen, für verpflichtet, diese seine Behauptung in Zweifel zu ziehen, und will daher gern glauben, daß weder er noch Herr Simon von Cyrene, weder der Kreuzträger noch der Schächer am Kreuze, wußte, was er that. In dieser Meynung bestärken mich die Gedankenlosigkeit und der Mangel an Ueberlegung,

weiche ich so oft an ihm zu bemerken Gelegenheit hatte, und wovon ich hier nur ein einziges, erst vor kurzem durch ihn selbst öffentlich bekannt gewordenes Beyspiel anführen will.

Am 15. December verwichenen Jahres ersuchte mich Herr Linke in einem eigenhändigen Briefe, ihm auch die zweyte Ausgabe des Kyau in Verlag zu geben. Man urtheile, ob ich mit einem Manne, welcher fähig war, auf die eben angezeigte Art zu handeln, von neuem in Verbindung treten, oder ihn auch nur einer Antwort würdigen konnte. So bald mein Correspondent merkte, daß ich mich nicht wieder mit ihm einlassen würde, trat er in den Leipziger und Hamburger Zeitungen mit einer Erklärung auf, welche ich, Wunders halber, wörtlich hieher setzen will.

„Binnen hier und Ostern erscheint in meinem Verlage eine neue völlig umgearbeitete sehr vermehrte Auflage von Kyau's Leben

u. s. w. Der Preis dieser neuen Ausgabe soll nicht höher als 12 Groschen seyn; wer inzwischen mit 4 Groschen darauf pränumeriren will, der beliebe sich entweder directe an mich oder die ihm zunächst gelegene Buchhandlung zu wenden. Alle Bestellungen erwarte ich bis Ende März. Ich schicke diese Anzeige um deswillen voraus, da Herr August Wilhelmi sich eigenmächtig erlaubt hat, eine neue Auflage, welche, nach seiner Aeußerung, nicht in meinem Verlage erscheinen sollte, anzukündigen. Eine ausführlichere Nachricht und Anzeige wird nächstens noch in allen Zeitungen zu lesen seyn. Daß Herr A. W. aber an der Besorgung derselben keinen Antheil hat, sondern daß ich solche einem andern Gelehrten zur Bearbeitung übertragen habe, welchem es weniger an guten Quellen und richtigen Erzählungen mangelt, (als damahls Hrn. A. W., als ich ihm die Idee zur Bearbeitung desselben an-

gab) und daß es dieſer Ausgabe gewiß eben ſo wenig an Witz und guter Laune, auch untergelegten ſatiriſchen Bemerkungen mangeln dieſes wird; kann das Publikum mit Zuverſicht erwarten.“ —

Nichts als ein vorgängiger Vertrag kann den Schriftſteller verpflichten, dem Verleger der erſten Ausgabe ſeines Werks auch die zweyte zu überlaſſen. Wo jener nicht Statt findet, fällt dieſe nebſt allen damit verbundenen Rechten und Vortheilen dem Verfaſſer anheim. Wenn alſo Herr Linke, mit dem ich nur über die erſte Ausgabe unterhandelte, und (wenn ich nicht alle Klugheit aus den Augen ſetzen und ſeinen Aeußerungen über alt-deutſche Treue und Redlichkeit, welche in ihm ihren feſten, bleibenden Wohnſitz aufgeſchlagen hätten, nur bis auf nähere Prüfung Glauben beymeſſen wollte,) zu unterhandeln im Stande

war; so ist das zum mindesten eben so unverschämt als ungereimt.

Er selbst gründet indessen seine Ansprüche keinesweges auf einen solchen Vertrag, sondern auf den Umstand, daß er, wie er dreist genug versichert, mir die Idee zur Bearbeitung des Kyan angegeben habe. Um die Lächerlichkeit dieser Behauptung in ihrem ganzen Umfange zu fühlen, muß man den Urheber derselben persönlich oder aus seinen Briefen kennen. Wem das Verhängniß dies Glück nicht beschied, der beliebe nur einmahl die obige Ankündigung mit Aufmerksamkeit durchzulesen, und besonders, was darin über gute Quellen, richtige Erzählungen, untergelegte satirische Bemerkungen u. s. w. gefaselt wird, zu prüfen, und es wird ihm nicht schwer werden, zu entscheiden, ob Herr Linke im Stande sey, jemanden die Idee zur Bearbeitung der Geschichte auch nur eines

Hofnarren anzugeben. Bedenkt man endlich, daß er mich bat, ihm auch die zweyte Auflage einer Schrift zu überlaſſen, welche er wenig Wochen nachher aufs tiefſte herabwürdigte; daß er den Kyau für ein ſchlechtes Buch ausgiebt und ſich doch für den vorzüglichſten Urheber deſſelben erklärt; daß er jenem Unrichtigkeit der Erzählungen und Mangel an guten Quellen zur Laſt legt, und dennoch Taubmanns Leben dadurch zu empfehlen ſuchte, daß er es ein Seitenſtück, oder, wie es auf dem Titel heißt, einen Kumpan zum Kyau nannte: ſo ſieht man ſich gezwungen, anzunehmen, daß es Herrn Linke irgendwo fehlen müſſe. Ich bin freylich, wie ſchon geſagt, eben ſo geneigt, alles auf Rechnung ſeines Kopfs zu ſetzen, als bereit, jedem, welcher ſelbſt nicht weiß, was er thut, von Herzen zu verzeihen: allein man begreift leicht, daß es mir eben ſo unangenehm iſt, meine Zeit mit

Zurechtweiſungen zu verderben, welche bey einem ſo ſchwachſinnigen Gegner wohl ſchwerlich fruchten dürften; auch wird man gern glauben, daß ich nicht ſtolz darauf bin, mit einem Manne hadern zu müſſen, mit dem man ſich, der Fehler liege nun, worin er wolle, nicht anders als gegen Brief und Siegel einlaſſen darf, und der, durch den Preis von 4 Groſchen, wofür er die angekündigte neue Ausgabe meiner Schrift zu verkaufen verſpricht, auch den argloſeſten Leſer an den bekannten Criſpinus erinnert, welcher das Leder ſtahl und die Schuh verſchenkte. Geſchrieben am 1. März 1799.

August Wilhelmi.

Nachſchrift.

(im December 1799.)

So eben, da ich die letzten Bogen dieſes Buchs zur Durchſicht bekomme, erhalte ich von Leipzig aus: Kyau's Leben und Schwänke neuerdings ans Licht geſtellt durch Vetter Jacob den jüngern. Leipzig bey Salomon Linke, — in deſſen Vorrede ſowohl Verleger als Verfaſſer, an Stirne und Bruſt mit Eiſen geharniſcht, wider mich auftreten. Indeſſen ſind Beyde ſo wenig im Stande, ihre Blößen zu verbergen, daß ich nicht nöthig habe, das Schwert gegen ſie zu ziehen, ſondern ihnen nur ins Geſicht leuchten darf, um das Publikum über ihre Ohnmacht und Armſeligkeit außer Zweifel zu ſetzen.

Was zuerst Herrn Linke betrifft (dem ich seinen Ballenbinderton und Markthelferwitz, ingleichen die Pasquille, womit er in und auſser seiner Extrapost meine Ehre über den Haufen zu fahren glaubt, von Herzen verzeihe); so kann ich alles, was er sowohl über den Antheil, welchen er an der ersten Ausgabe des Ryau gehabt zu haben behauptet, als auch über seine Rechtschaffenheit wiederholt, um so mehr mit Stillschweigen übergehen, da ich mich bereits im 121. Stück des Reichsanzeigers vom Jahre 1799 zur Gnüge darüber erklärt habe. Wer meinen Versicherungen nicht trauen will, der nehme sich die Mühe, Hrn. L. persönlich kennen zu lernen, und er wird über dessen Geistes-Bankerutt oder Nicht-Bankerutt sehr bald ins Reine kommen. Wer aber glaubt, ich klage mit Unrecht über dessen Treulosigkeit, der versuche es, sich in bloß mündliche Unterhandlungen mit ihm einzulassen,

und er wird, früher oder ſpäter, aus eigner Erfahrung lernen, ob meine Angaben Verläumdungen ſind, und ob der ſterbende Prediger Wedag (über deſſen Charakter in Leipzig nur Eine Stimme iſt, und der, in des Herrn M. Eichorius und meiner Gegenwart, Hrn. L. einen Namen beilegte, den ich hier nicht wiederholen mag) als ein Lügner in die Ewigkeit ging.

Wenn unſer Ehrenmann ferner zu verſtehen giebt, ich ſey im May 1799 ſeinen gerichtlichen Verfolgungen gleichſam nur entflohen; ſo iſt das eine Prahlerey, deren Unverſchämtheit um ſo mehr auffällt, da ich bekanntlich bereits ſeit Michaelis 1798 nicht mehr in Leipzig wohne, ſondern bloß die Oſtermeſſen beſuche, und, wenn ich anders zum Pfingſtfeſte wieder zu Hauſe ſeyn will, vier bis fünf Tage zuvor von Leipzig abreiſen muß.

Daß ich (wie ich doch in dem vorhin benannten Stücke des Reichsanz. versprach) im verwichenen Herbste nicht nach Leipzig kam, daran waren die elende Witterung und meine immer mehr abnehmende Gesundheit Schuld. Indessen werde ich nicht ermangeln, auch (wenn ich dann noch lebe und reisen kann) im nächsten May mich daselbst einzufinden. Sollte Hrn. S. Linke die Zeit bis dahin zu lange währen, so beliebe er es nur durch den Reichsanz. bekannt zu machen, damit ich dort einen Bürgen de judicatum solvi stelle und ihn auf die Art in den Stand setze, unverzüglich gegen mich zu Werke zu schreiten.

Von der alt-deutschen Treue und Redlichkeit, die er beständig im Munde führt, und welche den gegenwärtigen Streit veranlaßte, giebt er, zum Glück, auch dies Mal unverkennbare Beweise; denn

1) Er verſprach, die neue Ausgabe des Knau für einen äußerſt wohlfeilen Preis zu liefern, läßt ſich aber, wie der Augenſchein lehrt, deſſen ungeachtet für ein vierzehn Bogen ſtarkes Buch, in Vergleichung, mit welchen die Hamburger Zeitungen mit Bodeniſchen Lettern und auf das ſchönſte Velinpapier gedruckt werden, zehn, und für zwey Kupfer, die mit drey guten Groſchen theuer genug erkauft ſeyn würden, acht gute Groſchen bezahlen.

2) Er verpflichtet ſich öffentlich, die Bearbeitung der neuen Ausgabe meines Buchs, dem Verf. der Schnurren und Schwänke ꝛc. zu übertragen, tritt aber deſſen ungeachtet (vermuthlich weil dieſer zu gewiſſenhaft war, um an einem Raube Theil zu nehmen) jetzt mit einem Sudler auf, der zwar nicht werth iſt, jenem die Schuhriemen aufzulöſen, von welchem indeſſen Hr. L. dreiſt genug ver-

ſichert, er habe an ihm den rechten Mann gefunden.

3) Er erklärt Clauß Narr, von deſſen Leben er nächſtens eine neue Ausgabe zu veranſtalten verſpricht, für den witzigſten und unerſchöpflichſten aller gedungenen Luſtigmacher, welcher ſich daher auch bey drey nach einander regierenden Sächſiſchen Fürſten zu erhalten gewußt habe. Deſſen ungeachtet wird jeder Leſer von Einſicht und Geſchmack, der ſich die Mühe nehmen will, das ziemlich dicke Buch durchzublättern, ſchon beym erſten Anblick finden, daß dieſer Clausnarr einer der fadeſten, aberwitzigſten und plumpſten aller bekannten Gecken war, daß der Hof ihn offenbar nur aus Mitleiden duldete, und daß man ſeine Schwänke wenigſtens auf ein Zehntel einſchmelzen müſſe, wenn man nicht dem Publi-

kum die peinlichſte lange Weile machen will. —

In Rückſicht meines zweyten Gegners, des Vetters Jakobs des jüngern — der mit dem ältern, dem bekannten Patriarchen, außer dem Namen, nichts gemein hat, als daß er die Finger gern nach Andrer Eigenthum ausſtreckt — kann ich mich ungleich kürzer faſſen. Man höre vor allen Dingen, welch einen erhabenen Ton er anzunehmen verſteht!

„Er (nämlich ich, Auguſt Wilhelmi) hat den Charakter des Kyan weder zu heben noch ihm Haltung zu geben gewußt. Er erzählt das Leben, die Einfälle und Schwänke ſeines Helden treulich dem alten Stoppler nach, und verſteht oft ſo wenig den Pick zu

finden, als jener; daher erscheinen uns viele seiner Schwänke oft so fade, die es in Kyau's Munde gewiß nicht waren. — Ich (Herr Vetter Jakob, versteht sich,) wünschte, Sie hätten mir Zeit lassen können, Ihren Kyau ganz umzuarbeiten. So aber war mir nur die Augias-Arbeit beschieden, das Wilhelmische Machwerk (welches, wie kurz zuvor versichert wird, auf allen Seiten von Sprachschnitzern wimmelt) von den auffallendsten Fehlern zu säubern. Sie wissen, wie ungern ich mich derselben unterzog; indessen hab' ich den Charakter des biedern Freyherrn mehr zu heben gesucht, und einige ächt-Kyauische Anekdoten hinzugefügt, — andre und zu fade weggelassen." —

Quid dignum feret tanto hic promissor hiatu!

Der Leſer durchblättre nur die erſten Bogen *) des Buchs (oder, wenn er dazu nicht Geduld genug hat, ſo laſſe er ſie von einem Tertianer corrigiren); und wenn er dann, in Beziehung auf jene Prahlerey, nicht an den Eſel in der Löwenhaut denkt, ſo wird er wenigſtens geſtehen müſſen, daß Herr Linke vollkommen Recht habe, wenn er verſichert, er ſey, bey der Uebertragung

---

*) Denn da es doch einmal ungleich bequemer iſt, ſich ſeiner Hände als ſeines Kopfes Arbeit zu nähren; ſo wird dieſer Johann Ballhorn II. ſeines Herkuliniſchen Unternehmens gar bald überdrüſſig, und begnügt ſich, mich — den elenden Stoppler, deſſen fades Machwerk auf allen Seiten von Sprachſchnitzern wimmelt! — von Wort zu Wort abzuſchreiben.

dieſer Arbeit, an den rechten Mann, d. h. an einem Menſchen gekommen, der ihm an Talenten, Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe und Beſcheidenheit aufs genaueſte gleicht.

Der
Pfarrer von Kalenberg.

„Hett ich der Bücher viel geleſen,
„Das were mir ſehr Noth geweſen,
„Wer ich der Kunſt ein weiſer Mann
„Ein Gdicht das wolt' ich fangen an
„Und das auch gut zu leſen wer,
„Mein Zunge die iſt mir ſo ſchwer u. ſ. w.“

So beginnt der ungenannte Verfaſſer der Geſchichte des Pfarrherrs von Kalenberg *), dem ich die Schwänke dieſes geiſtlichen Eulenſpiegels nacherzähle, ſein Buch, und geſteht dadurch (was denn auch freylich die lauterſte Wahr-

*) Ich habe hier die gereimte Ausgabe vom Jahre 1620 vor mir, deren ſich der ſelige Flögel bediente und die ich, wie er, der Güte des Herrn Hofraths Langer, Aufſehers der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, verdanke.

heit ist,) daß er auf der Künste Bahn nur ein armer Stümper und seine Geschicklichkeit, die Sylben in Reime zu zwingen, sehr geringe sey. Indessen sagt er, er wolle seine poetische Fahrt antreten,

„Wiewohl ich kleine Gab
„Und schmahlen Lohn empfah"

und giebt dadurch zu verstehen, wenn seine Kunst sehr dürftig sey, so sey der Ertrag derselben wenigstens nicht reichlicher, oder, mit andern Worten, man könne für schlechtes Geld unmöglich gute Waare liefern. Uebrigens übergeht er die frühere Lebensgeschichte seines Helden gänzlich mit Stillschweigen, und erzählt bloß, wie Wiegand von Theben *) (denn so hieß eigentlich dieser Ehrenmann, dessen Narrenstreiche im 16ten Jahrhundert so bekannt wären, daß viele Schriftsteller seiner erwähnen,) seinem Gönner, dem im Jahre 1339 verstorbenen, Otto dem Fröhlichen, Herzoge zu Steyermark,

*) Vermuthlich war Theben, ein Schloß in Niederungarn, beym Zusammenflusse der Morava und Donau sein Geburtsort.

einem Sohne Kaiſers Albrecht I. und Enkel Rudolphs von Habsburg, bekannt und wodurch er Pfarrer zu Kalenberg wurde.

Ein Bürger zu Wien, der im Rathe ſaß, ging einſt auf den Markt und ſah daſelbſt einen ſehr groſſen Fiſch, den eine Menge Leute anſtaunte. Während er noch unter den Gaſſern ſtand, kam auch ſein Hausgenoſſe, der Student Wigand, herbeygegangen und bewunderte das Ungeheuer, das niemand kaufen wollte, weil es zu theuer war. „Potz tauſend! (dachte Wigand) das wäre etwas für unſern Herzog. — Aber, wer nur Geld hätte!“ denn es ging ihm, wie es den Bekennern der heiligen Gottesgelahrtheit ſo oft zu gehen pflegt; er war blutarm.

Ein Genie kommt nicht leicht in Verlegenheit. Wigand machte ſich alſo ohne alle Umſtände an ſeinen Wirth, den Rathsherrn, mit der Bitte, ihm Geld zu leihen, indem er den Fiſch kaufen und ihn dem Herzog Otto ſchenken wolle. Seine Wohlweisheit billigten dieſen Einfall und ſchoſſen die verlangte Summe vor. Der Student ließ den Fiſch nach Hauſe tragen, borgte, „auf daß er mit Ehren

beſtehen möchte," von dem Bürger ein Sonntagskleid und wanderte mit ſeinem Geſchenke auf die Burg.

Allein die Fürſten waren ſchon damals nicht ſelten mit drey- bis vierfacher Wache umlagert, welche man erſt gewinnen mußte, bevor man das Angeſicht des Landesvaters ſehen konnte, und

„Nichts iſt vermeſſner, frecher, kühner,
Als groſſer Herren kleine Diener,
So oft man ihrer nöthig hat"

ſagt Vater Hagedorn. Auch unſer Wigand erfuhr, daß dieſe Bemerkung nur allzuwahr ſey, denn der Thürhüter wollte ihn nicht anders einlaſſen, als wenn er verſpräche, ihm die Hälfte von dem zu geben, was er vom Herzoge zur Belohnung erhalten würde; und wie ſehr dieſe Unverſchämtheit jenen auch verdroß, ſo mußte er doch nachgeben und dem Hofſchranzen ſchwören, daß er das Gegengeſchenk mit ihm theilen wolle.

Der Fürſt freute ſich ungemein über den Fiſch und verſprach, dem Ueberbringer deſſelben eine Gnade zu bewilligen, worauf denn dieſer ſich ausbat, daß er ihn durch zwey handfeſte Kerle tüchtig möchte

abprügeln lassen. Der Regent, welcher an dergleichen Manipulationen keinen so großen Gefallen fand, als der Herzog von ††, der sich ein Vergnügen daraus macht, seine Unterthanen mit höchsteignen landesväterlichen Händen auszubläuen, wollte anfangs nicht darein willigen; doch ließ er es endlich geschehen, fragte ihn aber nach empfangener Gnade um die Ursache seines seltsamen Begehrens. Wigand hinterbrachte ihm nun das unverschämte Verlangen des Thürhüters, welcher denn sogleich herbeygerufen ward und aus der Sache einen Spaß machen wollte, aber dessen ungeachtet die Hälfte der Belohnung in vollem Maße erhielt.

Hierauf fragte der Fürst den Studenten, wer er sey und was er eigentlich bey ihm zu suchen habe. Der Student meldete seinen Namen, und daß er gern Priester werden wolle. Der Herzog versprach ihm die erste ledige Pfarrstelle, und da er eben Nachricht erhielt, daß der Pfarrer zu Kalenberg gestorben sey, so ward Wigand unverzüglich mit dieser Pfründe beschenkt. Er zog also nach Kalenberg und predigte — wie heutiges Tages die Diener Gottes im Bisthume Hildesheim, die zwar

nicht zu Pfarrern geprügelt, aber doch, wie unser Wigand, nur gegen reichliche Ausspendung von Fisch, Fleisch, Bier u. s. w. dazu erwählt werden — um recht bald wieder zu dem, zur Ehre des Herrn verwendeten Unkosten zu gelangen, seiner Gemeine also:

„Ihr lieben Kinder, ehrt Gottes Tempel
„Mit eurem Opfer und auch Steur,
„Daß ihr nicht kompt ins hellische Feur
„Und hett dort immer ewig Müh,
„So theilt mit mir eur Schaaf und Küh,
„Beyde euer Gut, Kind und Weib.
„Ich muß versorgen Seel' und Leib
„Dort bey Gott an dem jüngsten Tag.
„Schaut, da muß ich auch stehn zu Klag;
„So ich da nicht wüßt' alles zu Zahl,
„Die Rechnung brächte mir den Fall." —

Seine Pfarrkinder lernten ihn gleich anfangs bey folgender Gelegenheit als einen Erzschalk und Schlaukopf kennen. Es regnete in seiner Kirche und auf dem Chore wegen des schlechten Daches durch. Er berief also die Vorsteher der Gemeine zu sich, machte sie auf den baufälligen Zustand des Gotteshauses aufmerksam und sagte am Ende, sie möchten

nun selbst wählen, ob sie lieber das Kirchendach oder nur das Dach über dem Chore ausbessern lassen wollten. Die Bauern, welche wohl einsahen, daß ihnen jenes wenigstens noch fünf Mal soviel Kosten verursachen würde, entschlossen sich ohne Umstände zu dem letzten, ließen das Chordach ausbessern und erwarteten nun, daß der Pfarrer die Kirche decken lassen würde. Allein dieser hüthete sich wohl davor; wollten also die Bauern, wie er auf dem Chore, im Trocknen stehen, so mußten sie die Kirche ebenfalls decken lassen.

Einst dingte er Heumäher, wieß ihnen ihre Arbeit an und ging dann nach Hause. Sobald die Leute ohne Aufseher waren,

„.... theten sie all nach ihrem Sinn,
„Einer arbeit so, der Andre faul;
„Sie theten all nach ihrem Muth,
„Bis daß da kam die Abendzeit,
„Daß man eim jeden sein Lohn geit;
„Sie kamen All hineingegangen
„Und wollten ihren Lohn empfangen,
„Da herr' er mit ihnen Geding
„Und brach ab eim jeden ein Pfenning."

Allein sie beschwerten sich sehr darüber und sprachen: „Nicht also, Herr Pfarrer! sondern Ihr werdet Euch gefallen lassen, uns den vollen Lohn auszuzahlen; wir stehen Euch dann ein anderes Mal wieder zu Diensten und wollen arbeiten, wie Ihr's nur immer verlangen möget, denn dafür stehn wir in Eurem Lohn und Brode."

„Nun gut!" antwortete der Pfarrer, warf ihnen das Geld hin und bestellte sie auf den folgenden Tag wieder zur Arbeit. Sie ermangelten nicht, sich in aller Frühe bey ihm einzufinden. Er gab ihnen das Frühstück, führte sie dann auf eine steile Anhöhe und befahl ihnen, bergab zu mähen. Sie sahen einander an, bezeigten wenig Lust zu dieser seltsamen Arbeit und sagten endlich zu dem Manne Gottes: „was ist das für ein närrischer Einfall! Habt Ihr jemals gesehen, daß man bergab mähet?" Aber

„Er sprach zu ihn: Nun schweiget still!
„Ihr spracht, ihr wollt nach meinem Will
„Arbeiten, wie ich's haben wollt;
„Darum geb ich euch meinen Sold.
„Sie sprachen: Herr, es ist nicht Sitt,

„Das Ihr uns also fahet mit.
„Wir haben's nicht also gemeynt."

Allein das half nicht, er blieb bey seiner Forderung und sie konnten ihn nur durch vieles Bitten davon abbringen. Indessen beschlossen sie, sich an ihm zu rächen. Als sie daher nach einigen Tagen abermals für ihn mähten und ein Rabe laut krächzend herbeygeflogen kam, packten sie auf einmal ihr Arbeitszeug zusammen und schickten sich an, nach Hause zu gehen.

„Was soll das bedeuten? — fragte der Pfarrer, der nicht weit davon auf einem Rasenplatze lag — Es ist kaum Mittag, und Ihr wollt schon aufhören zu arbeiten!"

„Ja, Herr! — erwiederten die Mäher — habt Ihr nicht den Raben schreyen hören? Das ist unser Zeitvogel. Sobald der sich hören läßt, machen wir Feyerabend."

„Da sprach er: ist's euer Gewohnheit,
„So sey es euch unverseyd.
„Ich gehe so gern heim, als ihr.
„Sie waren bereit also schier,
„Und allsampt heim hingezogen,
„Den Pfarrherrn hetten sie betrogen."

Allein dieser beschloß, es ihnen gelegentlich wieder einzubringen. Als sie sich daher einst den Tag hindurch sehr müde gearbeitet hatten und mit Sonnen-Untergange nach Hause gehen wollten, sprach er: „Wo wollet ihr hin? — Nicht also! sondern ihr bleibt hier und mähet so lange, bis euer Zeitvogel wieder schreyt.“

„Die Hawer wurden da betrogen,
„Sie mußten da in die Nacht hawn
„Ihr Triegen hett sie sehr gerawn — —
„Der Eine flucht, der Andre schalt.
„Ich meyn, er (der Pfarrer) hett sie wohl bezahlt.“

Hie helt der Pfarrherr Meß, und predigt den Bauern und lässet die Linsen von ihm geben — mit dieser Inschrift pranget der folgende Schwank, den ich aber eben deswegen überschlagen will. —

Als er gern seinen verdorbenen Wein los werden wollte, ließ er ausſprengen, er wolle vom Kirchthurme über die Donau fliegen; worauf denn eine ungeheure Menge Bauern zusammenkam, das Wunder mit anzusehen.

„Und wie er nun da fliegen wollt,
„Pfauenf.der hett er geholt,
„Die hing er hinden und vorn an ſich,
„Und daucht ſich gleich als ein Sinich.
„Alſo trat er bald hie und dar,
„Und leuchter wie ein Engel klar,
„Der da kompt aus dem Paradeis.
„Er treib ſeltſam Geberd und Weis,
„Schwang da gar oft ſein Geñeder,
„Als wollt' er gleich fliehen nieder."

Unterdeſſen ward das Volk, zumal da es ein ſchwüler Sommertag war, ſehr durſtig und trank daher den ſauern Wein, welchen der Pfarrer eben in dieſer Abſicht hatte herbeyſchaffen laſſen, bis auf den letzten Tropfen aus. Sobald er dies von dem Meßner erfuhr, ſtellte er auf einmal ſeine aeroſtatiſchen Vorübungen ein und fragte die Anweſenden, ob ſie wohl jemals einen Menſchen hätten fliegen ſehen. Die Antwort war: nein. „Nun, (ſagte er,) ſo ſollt ihr mich auch nicht fliegen ſehen. Geht alle nach Hauſe, ich gebe euch meinen Segen, und wünſche nichts mehr, als daß ihr meinen ſauern Wein künftig wieder austrinken möget."

Das Volk ging alſo davon, theils fluchend, theils lachend.

Als der Bischoff von Passau von diesem lustigen Pfaffen hörte, ließ er ihn zu sich holen. Der Pfarrer fand, daß der Bischoff sehr blödsichtig war und rieth ihm deswegen, bey einem Frauenzimmer zu schlafen; allein diese Kur lief so übel ab, daß der Prälat glaubte, er würde gar blind werden.

Mit dem Weihbischoff trieb er ebenfalls seinen Spaß, indem er ihn einst mit seiner Kellnerinn überraschte, unter deren Betten er sich versteckt hatte. Indessen nahm der Mann Gottes dies so übel, daß er ihm bey Strafe des Bannes befahl, seine junge Köchinn abzuschaffen und eine von 40 Jahren zu nehmen. Der Pfarrer dachte:

„Sollt ich mir selber alle Wochen
„Heizen, kehren, waschen und kochen;
„Das wird sich nicht gern wohl reimen.“

Er nahm also zwey Köchinnen, jede von 20 Jahren, und sprach: das macht gerade 40.

Nun kam einst im May Elisabeth von Bayern auf der Donau gefahren und sah, als sie Kalenberg gegen über war, eine seltsame Gestalt am Wasser stehen, und etwas waschen. Sie fragte ihre Hofmeisterinn, was das wäre. Diese erkundigte

ſich, und erhielt zur Nachricht, es ſey der Pfarrer, der ſeine Niederkleider waſche.

„Das Gott erbarm's! (ſagte die Fürſtinn) Iſt er ſo arm, daß er nicht einmal eine Wäſcherinn hat!“ —

Als ſie einſt im Winter über Feld ſpatzierte, bat ſie ihren Gemahl um Erlaubniß, zu dem Pfarrer zu reiſen, indem ſie gern ſehen wolle, wie er ſie aufnehmen würde, zumal da er von ihrer Ankunft nicht unterrichtet ſey. Der Fürſt freute ſich über dieſen Einfall und konnte den Ausgang kaum erwarten. Der Pfarrer empfing die Herzoginn mit ihrem Gefolge ſehr höflich und ſetzte eine Menge Töpfe und Tiegel auf den Heerd ans Feuer. Die Fürſtinn fragte: „müßt Ihr denn auch ſelbſt kochen, wie ich Euch habe waſchen geſehen, und habt Ihr keine Magd?“

„Ach! — ſeufzte der Pfarrer — ich hatte eine junge Magd, die hieß mich der Biſchoff wegſchaffen und eine von 40 Jahren nehmen;

„Da dacht ich in meinen Sinnen,
„Ich möchte als leicht zwo gewinnen,
„Jede bey zwanzig Jahren alt,

„So würden die vierzig Jahr gezalt,
„Und weren mir nüzer an dem Leib,
„Denn das einige alte Weib,
„Das thet krechzen und stechen
„Und den mir hin und her kriechen.
„Ist viel besser zwo lustbarlich,
„Denn eine andre vierzigjährig.“

Die Fürstinn sagte, er solle ihr doch die beyden Mägde zeigen; auf ihre Verschwiegenheit könne er rechnen. Er ließ sie also zum Vorschein kommen, nachdem er sich zuvor für jede ein neues Sonntagskleid ausgebeten hatte.

Nun, wo bleibt denn das Essen und Trinken? — sagte die Herzoginn darauf — Eure Töpfe und Tiegel sind ja alle leer. Wollt Ihr uns auf die Art bewirthen?“

„Ach! (erwiederte der Pfarrer) Ich dachte, Sie würden das Essen mitbringen, denn sollte ich sie bewirthen, so würde mein jährliches Einkommen an Einem Tage darauf gehen. Indessen brachte er wenigstens einen guten Trunk Wein, und da es in der Stube zu kalt war, so sprach er:

„Gnad gnädige Frau, es ist hierinn zu kalt,
„Ich muß einheizen also bald;

„Und damit ihm solches nicht mißling,
„Eilend in die Capellen ging,
„Darin er die zwölf Bothen (Apostel) fand,
„Er nam den ersten bey der Hand,
„Wohlauf mit mir, saum dich nicht mehr,
„Denn deiner Hülfe ich begehr,
„Daß du die Stube machest warm.
„Wilt nicht gehen, ich trag dich am Arm,
„Und wereſt so üppig und so stolz,
„Du mußt brennen, ich hab kein Holz.
„Den Andern nam er bey dem Barth:,
„Gesell, du mußt auch auf die Farth!
„Unter die Achsel er ihn schmucke,
„Hin zu dem ersten er ihn drucke.
„Zu dem dritten er auch bald kam,
„Gott geb du seyst krumm oder lahm,
„So mussestu auch mit mir gehn;
„Da nam er bald diesen, bald den,
„Und trug sie all fürs Ofenloch.
„Einen Gott er übersehen noch,
„Der stund dort in Einfeltigkeit,
„Demselben thet er darnach Leid,
„Er nam ihn da bey seinem Haar,
„Gar jämmerlich trug er ihn dar.
„Du mußt bey deinen Gesellen liegen,
„Und hettestu noch so lang geschwiegen.
„Er warf ihn nieder auf die Erd,
„Daß sich erschüttert Ofen und Heerd."

Die Fürstinn wunderte sich über das entsetzliche Gepolter und schickte einen von ihrem Gefolge hinaus, um zu sehen, was vorginge. Dieser meldete ihr denn das schreckliche Auto da Fe, welches in der Küche mit den Aposteln gespielt wurde. Sie guckte darauf selbst durch ein Löchlein in der Thür, als der Pfarrer eben den Apostel Jakobus anpackte.

„Er zuckt Sanct Jakobs Bild herfür,
„Er sprach: ich muß dich nun verbrennen,
„Gar wol so kann ich dich erkennen.
„Du wolltest mich nicht länger reizen,
„Dich hilft auch hie gar nicht dein Spreizen.
„Rück dich, Jäckel, du mußt in Ofen,
„Werest Bapst ob allen Bischofen.

Die Fürstinn konnte nicht länger schweigen, und sagte: „Pfaff bist du närrisch, daß du die Heiligen Gottes also verbrennest?“

„Nicht doch, gnädige Frau! (erwiederte der Pfarrer) Die Heiligen Gottes sind im Himmel. Was ich hier verbrenne, waren bloß blinde Götzen. Ueberdies ward mir's im Traume befohlen und zugleich versichert, Eure Gnaden würden neue Bilder machen lassen.“

„Nun, so soll es denn geschehen. Kommt nur herein," versetzte die Herzoginn, und bat ihn, bey ihr in der Stube zu bleiben und ihr eins auf dem Hackebrette (d. h. dem Cymbal,) zu machen. Allein der Pfarrer lief wieder in die Küche und trommelte ihr auf dem Hackebrette, dessen sich seine Köchinn beym Zerhauen des Fleisches zu bedienen pflegte, die Ohren so voll, daß Elisabeth um des Himmelswillen bat, er möge nur wieder aufhören. —

Morgens in aller Frühe, als der Pfarrer, der bis an den Mittag zu schlafen pflegte, noch in den Federn lag, fuhr die Fürstinn mit ihrem Gefolge wieder ab. Dieser, der denn endlich auch erwachte, wunderte sich gar sehr darüber, und war nicht wenig böse auf sich selbst. Um indessen seine Grobheit wieder gut zu machen, ritt er unverzüglich nach Hofe.

Als er nun am Sonnabends Morgen anlangte und sich eben, sinnend, wie er seine Sache am besten einleiten wollte, vor dem Schloßthore niedergesetzt hatte, kamen einige Bauern, die beym Fürsten etwas zu suchen hatten, und baten ihn, er

möchte ihnen Zutritt verschaffen. Er guckte durch die Thür des Vorgemachs, und sagte: „der Herzog sitzt eben im Bade; ihr müßt eilen, damit euch niemand zuvorkommt. Zieht euch demnach nackend aus und gehet hinein; er wird euch schon im Bade eure Bitte gewähren.“

Die Bauern waren treuherzig genug, dies zu glauben und sich auszuziehen, worauf sie denn der Pfarrer, so nackend als sie waren, in den Saal führte, wo der Herzog mit den Damen und Herren zu Tische saß. Der Fürst bat den Pfarrer zur Tafel; aber dieser redete kein einziges Wort, als ob er stumm wäre. Die Bauern merkten, daß sie geäfft wurden, und machten die seltsamsten Posituren.

„Junker! sprach ein Bauer (zum Herzoge) überlaut,
„Wir hetten ihm das nicht zugetraut,
„Daß er uns solt' zu Narren machen.
„Allererst huben an zu lachen
„Der Fürst und auch die Massenei,
„Daß ihn auch der Teufel gehey,
„Denn er hat uns gemacht zu Thoren,
„Der alte Lapp, der selbst beschoren,
„Und wer er je gewesen frumb,
„Er wer nicht worden zu eim Stumm,
„Daran man Gottes Gricht wol spüret.

Der Herzog sagte: „Laßt euren Zorn fahren! Eure Bitte sey euch gewährt.“ Nun fing der Pfarrer wieder an zu reden:

„Sagt, ihr unseligen Bauern, an
„Hab ich's Euch nicht vorhin gesait,
„Mein Herr ist Euch willig bereit.
„Und schreit Ihr mich darumb zu Lohn?
„Hebt Euch bald hin, und legt Euch an!
„Ihr habt bald also viel geschwitzt,
„Als einer, der im Bade sitzt.“ —

„Gott sey gelobt, daß der Pfarrer nicht stumm geworden ist, — sagte der Herzog — aber Pfaff, schämst Du Dich nicht, mit dergleichen zerrissenen und kothigen Schuhen in den Saal zu kommen? (zum Kämmerer) Geht und kauft ihm ein Paar neue.“

„Nicht also! Ich will bloß die alten flicken lassen“ sagte der Pfarrer, trug sie zu einem Goldschmiede und ließ sich silberne Sohlen und Hacken mit silbernen Nägeln darauf heften, welches denn der Herzog bezahlen mußte.

Einst lud der Herzog den Pfarrer zur Tafel; man legte ihm aber nichts auf den Teller; als nun

der Gast vor Hunger gar seltsame Gesichter schnitt, sagte die Herzoginn: „das ist Euer Lohn dafür, daß Ihr mir auch nichts vorgesetzt habt, als ich Euch besuchte.“

„Ja, (sprach der Fürst lachend) was jeder auf dem Teller hat, das ist sein.“

Der Pfarrer, unter dessen Künste die Wortverdrehung gehörte, merkte sich das, und ließ sich bey dem Drechsler eine große hölzerne Scheibe machen. Als nun der Herzog einst ausreiten wollte und sein Pferd gesattelt da stand, zog es der Pfarrer auf die Scheibe, ging zum Fürsten und fragte ihn, ob es noch dabey bliebe, daß dasjenige, was einer auf dem Teller habe, sein seyn solle.

„Allerdings!“ antwortete der Herzog. Darauf führte ihn der Pfarrer zur Scheibe und zeigte ihm das Pferd auf derselben.

„Der Fürst sprach: ich bin betrogen
„Worden allhier durch Deine List
„Das Pferd jetzund Dein eigen ist. — —
„Pfarrherr, Ihr werdet mir's nicht verstehen,
„Und werdet mir das Pferd jetzt leihen,
„Daß ich darauf spazieren reit.
„So ich wieder komm ander Zeit,

„Seit Euch niemand kann überhösen (listen),
„Das Pferd wolln wir von Euch lösen,
„Und Euch ein anders darum schaffen,
„Das wol zu reiten ziemet eim Pfaffen."

„Nun (sagte Wigand) fehlt mir's aber noch an Hafer, das Pferd zu füttern."

„Auch den sollst Du haben (erwiederte der Herzog). Laß Dir bey meinem Kastner einen Sack voll geben." Darauf nahm der Pfarrer

„ein Plahen (eine Planne, ein Laken) ohne Maaß,
„Und macht daraus ein Sack so groß,
„Den mocht er nicht heben, noch tragen,
„Er leget ihn auf seinen Wagen,"

und ließ sich denselben beym Kastner füllen, der zwar sehr ungehalten darüber war, aber doch, zumal da der Herzog selbst darüber lachte, thun mußte, was ihm befohlen war.

Einst wollte sich der Herzog um die Fastnacht einen Spaß machen und ließ den Pfarrer zur Jagd einladen. Dieser, der wohl merkte, worauf es angesehen war, ließ einen Wagen mit Mist beladen, setzte sein Pferd darauf und sich selbst aufs

Pferd, kam also nach Wien geritten und gefahren und so zog er auch mit auf die Jagd.

Als einst vier Hofleute zu Pferde zu ihm kamen, um bey ihm zu übernachten, empfing er sie sehr freundlich und setzte ihnen mit Trinken so zu, daß sie ganz benebelt wurden. Sobald er nun merkte, daß sie ihre Ladung hatten, brachte er sie zur Ruhe und horchte vor der Kammerthür, wie

„Der Eine redt Alß, der Andre lone,
„Einer der legt sich zu der Mauer,
„Der Ander legt sich forn aufs Bett,
„Alß daß ein jeglicher da thet."

Nachdem sie eingeschlafen waren, goß er ihnen Weinhefen in die Betten, stellte seine vier elenden Stuten an die Stelle ihrer schönen Pferde und legte sich dann ebenfalls nieder. Als die Hofleute erwachten und fühlten, daß sie in der Heize lagen, machten sie einander Vorwürfe darüber, denn sie hielten es für etwas ganz anders

„Sprach Einer zum Andern: Pfuy dich;
Wie kannst du dich solcher Boßheit befleißen,
„Daß du thust in das Bette .....,

„Und thut es einen Andern ziehen!
„Wir müssen alle mit Schanden weichen
„Aus diesem Haus, als ich da früh.
„Wolle Gott ich were vor der Thür,
„Und seß da auf dem Rosse mein,
„Der Teufel brecht' mich nicht herein
„Wol wieder in des Pfarrers Haus,
„Wer' ich jetzt mit Ehren draus!"

Da indessen der Thäter nicht auszumitteln war, so standen sie in aller Stille auf und ritten auf den elenden Mähren des Pfarrers, der ihre Pferde behielt, bey Nacht und Nebel beschämt davon.

Einst sollte der Pfarrer am Osterfeste mit dem Kreuze umgehen; da er aber keine Fahne hatte, so hing er, statt derselben, seine Hosen an die Stange und hielt Procession.

„Da das die Bauern ansahen,
„Daß sie der Pfarrherr thet beschamen,
„Sprachen sie: Herr es ist nicht gut,
„Daß Ihr uns so beschämen thut
„Mit diesen Dingen ungeschlacht."

„Wer ist anders daran Schuld, als ihr? antwortete der Pfarrer) So lange ihr keine Fahne anschafft, müßt ihr den Hosen nachlaufen."

Um dies Aergerniß zu vermeiden, gingen die Bauern unverzüglich nach Wien und kauften eine Fahne für 10 Pfund, ingleichen ein neues Meßgewand. Nun war es aber zu Kalenberg Sitte, daß jeder aus der Gemeine wechselsweise das Vieh austreiben mußte, denn einen eigenen Hirten hatte man nicht. Als die Reihe den Pfarrer traf, der ebenfalls viele Kühe hatte, ließ ihm der Richter sagen: er solle entweder morgen früh das Vieh austreiben, oder einen Mann dazu bestellen.

„Schon gut!“ sagte Wigand, und ließ des Morgens die Heerde durch seine Kellnerinn austreiben, er selbst aber legte das neue Meßgewand an, ging, eine Glocke an sich hängend, mit Peitsche und Kolben, hinterher,

„und sang mit lauter Stimm alsus:
„Ego sum pastor bonus;
„Das ist auf deutsch ohn' alls Gefehr:
„Ich bin ein guter Hatter (Hirt).“

Als die Bauern die Glocke klingen hörten, fielen sie auf die Knie, denn sie meynten, er trüge das Sacrament; allein sie merkten gar bald seine List, waren sehr unwillig, da sie sahen, daß er das neue

Meßgewand im naſſen Graſe verderbte, und verklagten ihn deswegen beym Richter. Allein der Pfarrer warf alle Schuld auf die Bauern und fragte, ob es ſich gezieme, daß er zugleich ihr Seelen- und ihr Kühhirt ſeyn müſſe. Seit der Zeit ward er auf immer von dieſem letzten Amte befreyet.

Es iſt wahrſcheinlich, daß der Pfarrer von Kalenberg noch manchen andern luſtigen Streich machte; allein dieſe übergeht ſein Biograph mit Stillſchweigen, indem er unmittelbar nach dem eben erzählten Hiſtörchen das Buch folgender Maßen beſchließt.

„Alſo vertrieb er (der Pfarrer) manche Jahr
„Zum Kalenberg ſo offenbar.
„Darnach verkehrt er ſeinen Stand,
„Er kam gen Steyrmark in des Land,
„Und nam ein neue Pfarr da ein,
„Anda er endt das Leben ſein
„Von einem Kloſter ja nicht weit,
„Da Herzog Ott begraben leit.
„Nach der Geburt Jeſu Chriſt
„Herzog Ott begraben iſt
„Tauſend drey hundert funfzig Jahr,

„Sagt uns die Chronika fürwar *).
„Nun lassen wir Herzog Otten fahren,
„Gott woll ihr aller Seel bewahren
„Vor ewiglicher Hellenpein.
„Nun komm ich an den Diener sein,
„Welcher sein Pfarrherr ist gewesen
„Mit Beten, Singen und auch Lesen,
„Hat er's getrieben bis ans End,
„Ein Pfarrherr in Pruckiens vor genennt.
„Da selbst der Pfarrherr von Kalenberg,
„Der so gar viel schawlicher Werk
„Getrieben hat, spat und auch fruh,
„Gott wolls ihm nimmer rechnen zu:
„Und ewiglichen vergeben,
„Daß wir mit ihm ewiglich Leben
„Bey Gott empfahn in seinem Thron;
„Darumb so bitten Frau und Mann
„Alle, die leben hie zugleich,
„Alt und Jung, Arme und auch Reich,
„Daß wir bey Gott des Himmels Saal
„Besitzn und sprechen Amen all."

---

*) Nach der gewöhnlichen Rechnung ist Herzog Otto 1339 gestorben.

Der Pfarrer
Peter Lewen.

Auch von dieſes Ehrenmannes Jugendgeſchichte iſt weiter nichts auf unſre Zeiten gekommen, als, was uns ſein uks nur dem Namen nach bekannter Landsmann und Biograph, Achilles Jaſon Weidmann *) berichtet, daß er aus Halle gebürtig

*) „Hiſtory Peter Lewen, des andern Katzenbergers, was er für ſeltzame Abendthewr fürgehabt und begangen. In Reimen verfaßt durch Achilles Jaſon Weidmann von Hall. Im Truck vor nie ausgangen. 1620.“ — So heißt das Buch, woraus ich die Geſchichte unſers Helden entlehne, und deſſen Verfaſſer in der gereimten Vorrede ſagt, er habe ſich entſchloſſen, daſſelbe zu ſchreiben, weil

war und den Namen Löwe erhielt, weil er so stark war,

„daß er nam einen gewapneten Mann
„Auf sein Hand von der Erd hinan,
„Mit seinem Arm ganz frey gestreckt,
„Er den auf seinen Tisch hat gehebt."

Unter diesen Umständen schickte er sich denn freylich sehr gut zum Blocktragen, welches sein erstes

---

„. . . . . alle Aerzte rathen,
„So man an dem Tisch hab Braten,
„Sonst andre Speis und guten Wein,
„So solle das Mahl gewürzet seyn
„Mit lächerlichen Possen, Schimpfred u. s. w.

und weil man des Pfarrers von Kaienberg Leben gedruckt habe

„Darob niemand hat empfangen
„Beschwerde, doch Ergetzlichkeit."

Uebrigens sieht man schon aus diesen wenigen Zeilen, daß unser Autor alle Ursache hatte hinzuzusetzen:

„Doch hiemit ich ein jeden bitt,
„Er wolle mir verargen nit
„Dieses mein Reimen und Schreiben,
„Ob nicht in Reimen-Art bleiben,
„Solches meiner Jugend zu vergeben
„Die vor nicht Reimens hat gepflegen."

Gewerbe war, und wodurch er sich vermuthlich eben so wenig als durch die Rothgerberey, die er in der Folge lernte, zu der Ehre, gegenwärtig in den Händen des Lesers zu seyn, gelangt seyn würde, wenn ihn nicht die Liebe zu einem müßigen und bequemen Leben bewogen hätte, auch dies Handwerk aufzugeben und in den Krieg zu ziehen.

„Es begab sich unlang darnach,
„Daß man im Oberland auszog,
„Ja wider die armen Gecken *)
„Sonst nennt mans die armen Hecken.
„Es war aus Fränkreich der Delphin,
„Zog ins Elsaß und Sunkay (Sundgau) hin.
„Da triebens viel Stolz und Hochmuth,
„Es wer des kleinest gewesen ums Gut,
„Wenn nicht hett müssen bußen ein
„Die Weiber und Jungfraulein."

Allein zum Unglück für unsern Peter dauerte dies Leben, das der Soldat als seine Aerntezeit betrachtet und dem sogar mancher Offizier beym Punschglase eine Ehrenrede hält, nicht gar lange, sondern man machte Friede und gab den Soldaten, welche

*) Darunter versteht unser Autor die Franzosen

ſich, trotz der Reichsarmee im letzten Feldzuge wi-
der die Neufranken, ſowohl ums Vaterland verdient
gemacht hatten, den Abſchied. Peter philoſo-
phirte damals ungefähr wie die meiſten ſeiner Mit-
brüder in Bellonen; denn

„ . . . . . er dacht in ſeinem Sinn:
„Was ſoll ich fürbaß nun beginn.
„Daß ohn' Arbeit ich mich nern will,
„Wenn der Kriegsleut' alter Brauch iſt,
„So ſie einmal in Krieg ziehen,
„Darnach ſie all' Arbeit fliehen,
„Betrein hin und her auf der Gaſſ,
„Wie ein Schneider auf ſeiner Waſſ,
„Und ligen den Bauern vor der Thür."

„Wie wär' es denn, wenn ich ein Paſtor wür-
de! — Die ſchönen Beichtpfennige, die Zehnten,
die Tauf- Trauungs- und Abendmahls-Gebühren,
— jedermann zöge dann ehrerbietig den Huth vor
mir ab — Ja bey meiner Treue, ich muß Paſtor
werden: Die Prieſter haben den Himmel auf
Erden."

So flügelte ſchon mancher Schuſtersſohn, der
ſeines Vaters Handwerk nicht begreifen konnte, oder
zu bequem war, um die Hände an den Knieriemen

zu legen. Und so ungefähr vernünftelte auch unser Löwe, der, um auch des lästigen Predigens überhoben zu seyn, lieber gleich Generalsuperintendent geworden wäre. Daß zum geistlichen Stande mehr gehört, als den Zehnten einzusammeln, und daß ein Seelsorger mehr wissen muß, als eine Quitung zu schreiben und seinen Pfarrkindern eine verbindliche Gegenverbeugung zu machen, fiel dem guten Peter um so weniger ein, da sich die Kenntnisse der mehrsten Kirchenlehrer seiner Zeit in der That nicht über dergleichen mechanische Fertigkeiten hinaus erstreckten.

Das schlimmste indessen war, daß unser Ehrenmann, ob er gleich schon volle dreyßig Jahre zählte, noch nicht lesen konnte und folglich in der Schule beym Ofen unter den A B C-Schützen Platz nehmen mußte.

„Als er jetzt alt war dreißig Jahr,
„Das A B C lernet er gar,
„Saß bey dem Ofen dahinden,
„Und schimpft (spielt) mit den kleinen Kinden.
„Das wollens nicht für gut haben,
„Also thet der Schulmeister sagen,

„Er ſollte ſich zum groſſen ſetzen
„Und darnach lernen ſein Letzen (ſeine Lection)."

Allein dieſe Stelle machte ihn nicht gelehrter, ſie gab vielmehr Veranlaſſung, daß er, als ihn der Schulmeiſter einſt wegen ſeiner ausgezeichneten Unwiſſenheit durchhechelte, Halle verließ und nach Feuchtwangen auf die Schule ging. Indeſſen bedung er ſich hier wohlweislich aus, daß man ihn, in Betracht ſeiner dreyßig Jahre, nicht ſchlagen ſollte, welches ihm der Lehrer auch verſprach. Als es aber deſſen ungeachtet einſt, da er ſich weigerte, für dieſen halbehrwürdigen und halbgelehrten Herrn in der Kirche abzuſingen, über ſeinen Rücken hergehen ſollte, entlief er und nahm ſeine Zuflucht zum Dechant, der bereits ſein hoher Gönner war und ihm eine Pfarrſtelle verſprach.

Nachdem nun Peter vier Jahr in die Schule gegangen war, ward er wirklich, durch Vermittlung dieſes geiſtlichen Magnaten, zum Prieſter zu Rieden beſtellt. Als er ſeine erſte Meſſe las, entſtand ein großer Zulauf, denn jedermann war begierig, den neuen Pfarrer zu hören. Unter Andern war auch zufälliger Weiſe der Edelmann gegenwär-

tig, unter deſſen Compagnie Peter ehemals als Soldat geſtanden hatte, und der in dem geiſtlichen Herrn ſeinen alten Trabanten zu erkennen glaubte, aber doch ſeinen Augen nicht recht trauen wollte; und daher Bedenken trug, ihn anzureden. Peter, dem der Fremdling ebenfalls bekannt ſchien,

„ . . . . . ſahe ihn ſtetigs an,
„Und ging zum Edelmanne dar,
„Und ſprach: Junker, ich ſich wol zwar,
„Daß ihr an mir ſeyd irre worden,
„Dieweil ich ſitz' an dieſem Orden.
„Denkt ihr, ob ich der Lew mög ſeyn? —
„Ja ich denks, lieber Geſell mein,
„Sag mir an, ich dich fleißig bitt,
„Biſtu Lew, oder biſtus nit? —
„Ja, ich bin es, ſprach Herr Peter. —
„Ach, lieber Geſell, nun ſage her,
„Wie biſtu doch Prieſter worden
„Und kommen in dieſen Orden?
„Denn da du biſt Knecht geweſen,
„Kundſt weder ſchreiben noch leſen.
„Herr Peter ſaget ihm alle Mähr,
„Wie alle Sach ergangen wär,
„Daß ſich der Junker wundert ſehr.“ —

Welchen Anſtand und welche Würde er bey der Führung ſeines Amtes bewieß, erhellet aus folgenden Hiſtörchen.

Wie Herr Peter zwo Bawren Mägd durch ein Kachelofen Beicht höret.

„Es begab sich in Fastenszeit,
„Als Peter dem Beichthumb obleit,
„Kamen zu ihm zwo Bawren Meyd
„Mit schneeweissen Hembdern,
„Als er nun saß in seiner Stuben,
„Zu Beicht hören sie anhuben
„Zu bitten Herr Petern den Mann.
„Er sagt, er wollts ganz gerne thun.
„Als aber die ein Bawren Magd
„So an dem Kachelofen lag,
„Sagt: Herr, euer Stuben ist kalt —
„Indem sichts im Ofen ein Spalt
„Darzu ein Loch gehend hinein,
„Sagt, Herr, wie könnt ihr brennen (heizen) ein,
„Dieweil in der Kachel ist ein Loch?
„Peter sagt: ich machs nicht zu noch,
„Bis das Beichten sein Endschaft hat,
„Darnach klieb ich es mit Kot,
„Mit Erden, oder sonst etwas. —
„Ey, lieber Herr, wie kompt denn das? —
„Ursach sag ich dies liebe Meyd,
„Die Sach hat ein sondern Bescheidt,
„Man möchte verargwöhnen mich,
„Wenn ich allein zu Beicht hört dich,
„Und niemand sehe den Sachen,
„Der Ursach ich hab thun machen
„Dies Loch in die Kachelm hinein?

„Welch mein Beichttochter will ſeyn,
„In Ofen ſie da ſchliefen muß,
„So gib ich ihr alsdenn kein Buß,
„Sie beicht denn durchs Loch in die Stuben. —
„Die guten Mägd ſich erhuben
„In ihren weißen Hemmetlein,
„Schluffens in Kachelofen nein,
„Da die ein durchs Loch beichtet aus,
„Und ſchluff von dem Ofen heraus,
Und die ander dagegen ein,
„Sie meynten, es müſt alſo ſein
„Da er ſie beyd' hett abſolvirt,
„Waren ihre Hemder geziert,
„Wie der Kemmichfeger Kleider,
„Wer ſie ſach, die ſprachen leider:
„Wo ſeyd ihr ſo in Ruß geſteckt?
„Ich meyn, ihr habt Kemmich gefegt.
„Sie ſagten, wie es zugangen wer,
„Wie ſie beredt hett Herr Peter
„Daß in Ofen werden geſchloſſen,
„Ehe ſie denn herausgekrochen,
„Hettens ihr Sünd wollen büſſen
„Durchs Kachelloch beiten müſſen,
„Und ſich alſo unſauber gemacht.
„Wer das hörte, fing an und lacht,
„Sagten: daß ihn ſchütte der Ritt'
„Kennt ihr Herr Peters Poſſen nit. —
„Alſo zogen die Mägd zu Haus
„Und wuſchen ihre Hemder aus."

Wenn indeſſen die Verdienſte unſers Eulenſpiegels geringe waren, ſo war dagegen auch ſeine Einnahme nicht beträchtlicher; denn die Pfarre zu Rieden warf jährlich nicht mehr ab als vier und zwanzig Gulden, daher ſich denn der gute Peter kaum des Hungers erwehren konnte und, wenn er nicht etwa irgendwo zu Tiſche gebeten ward, gewöhnlich die liebe Sonne früher hatte als das liebe Brod.

„Er kauft weder Wildprät noch Fiſch,
„Hauß hielt er mit den armen Tiſch,
„Folgenden Brauch er gehabt hat,
„Am Samſtag zu gehn in die Stadt,
„Zu kaufen ihm ein Ochſen-Gelung —
„Zog mit dem Ochſengelüng nach Hauß
„Und macht ſiebenzehn Gericht daraus"

oder vielmehr, wie unſer Poet nachher ſagt, er kochte es in einem Keſſel, hing denſelben hinter die Stubenthür und ging dabey, ſo oft ihn hungerte.

Einſt beſuchte ihn der Pfarrer zu Weſtain, bemerkte dieſe Garküche und die Armuth ſeines Amtsbruders, und erbot ſich, ihn, bis er eine beſſere Verſorgung erhielte, zu ſeinem Adjunct (Helfer)

zu machen. Peter nahm dieſen Vorſchlag mit Freuden an, verließ ſeine bisherige Gemeine und ward Helfer zu Weſtain.

Allein auch hier fand er gar bald Urſache zu klagen, denn ſein Gönner machte es mit ihm, wie es die Geiſtlichen, zumal auf dem Lande, noch jetzt nicht ſelten mit ihren jüngern Mitarbeitern im Weinberge des Herrn machen ſollen;

„Nemlich, wenn er (unſer Ehrenmann) nicht war zu Tiſch,
„Speiſt man gut Hüner oder Fiſch;
„Wenn aber des Pfarrherrs Köchinn
„Wüſt, daß Peter auch würd da ſyn,
„So gings mit Milch und Molken zu."

Er wußte zwar den Herrn Confrater, der ſich ſeine Abweſenheit ſo wohl zu Nutze machte, verſchiedene Mal hinters Licht zu führen, indem er, ehe man ſich deſſen verſah, nach Hauſe kam und ſich mit an den Tiſch ſetzte, wo der Pfarrer und ſeine Köchinn Geſottenes und Gebratenes aßen: allein dieſer merkte den Pfiff gar bald, ließ für ſich in einer andern Stube anrichten, welche jener nicht betreten durfte, und Peter würde ſich die Milchkur gar

oft haben gefallen lassen müssen, wenn er sich nicht mit guter Manier zuweilen ein Stück Fleisch zu verschaffen gewußt hätte. — Wie er das anfing?

„Hört, ein Gatt' (Zieh') Mennn stund für der Thür,
„Da liessen die alt Hennen für;
„Wenn denn niemand was in dem Haus,
„Lief Peter für die Thür hinaus,
„Und erwarf ein Hun oder drey
„Und warf es in den Brunnen frei,
„Ganz verschwiegen und verstohlen;
„Wenn denn die Magd wollt Wasser holen,
„Sucht die Hüner, rüfft sie Allen:
„Es sind in Brunnen gefallen
„Drey Hennen; helft mirs heraus than!
„Wer hat die Deck offen gelahn,
„Daß sie gefallen sind darein?
„Freylich, sollten wohl schlemig seyn;
„Ich will sie werfen auf den Mist,
„Niemand die schlemmigen Hüner ißt. —
„Nein, sprach Peter, besinnt euch baß,
„Seyn sie schlemig, was schadet das!
„Köcht mir's, starker Natur ich bin,
„Ich verdaut' ein Hufeisen hin;
„Macht mirs in ein Zisemlin ein,
„Sie müssen alle gessen seyn.
„Solches thet Peter zu ofterma,
„Bis die Hennen an der Zahl
„Abnamen je lenger je mehr,

„Das der Pfarrherr wurde verſtehn
„Wie was Vortel die Sach geſchach,
„Darum Peter muß laſſen nach.“

Als es mit den Hühnern nicht mehr gehen wollte, verſuchte ers mit den Karpfen, welche der Pfarrer in ſeinem im Garten neben dem Wohngebäude befindlichen Fiſch-Teiche aufbewahrte, und die Peter ſo oft in Anſpruch nahm, daß in kurzem kein einziger mehr vorhanden war. Nun hatte der alte Herr einſt Gäſte eingeladen und, um dieſelben aufs Beſte zu bewirthen, ſeiner Köchinn befohlen, die größten Karpfen theils zu ſieden theils zu braten. Allein da dieſe zu dem Fiſchbehälter kam, fand ſie nichts mehr darin, als kleines unſchmackhaftes Zeug.

„Sonderbar! — ſagte der Pfarrer, dem das Ding bedenklich vorkam, zu ſeinem Adjunct — wo müſſen denn die Karpfen geblieben ſeyn? Was meynen Sie, Herr Amtsbruder, wer ſollte ſie wohl geſtohlen haben?“

„Je nun, wer anders, als die heilloſen Bauern! — antwortete Peter, Ich habe ſie manches Mal bey Nacht um den Teich ſchleichen ſehen, habe aber

immer nichts sagen wollen. Man muß niemanden einen bösen Leumund machen."

„Ey den Henker auch! — versetzte der Pfarrer — Ich werde auf die Art in Zukunft entweder den Teich leer stehen lassen oder gewärtig seyn müssen, daß ich ihn für Andre wieder besetze; denn was soll ich anders anfangen?"

„Wenn ich in Ihrer Stelle wäre — sagte Peter schmunzelnd — ich wüßte wohl, was ich thäte."

„Nun, und was denn?" forschte der Pfarrer.
„Peter sagte: wenn die Grub wer mein,
„Wollt ich wieder Fisch thun darein
„Und, daß wir die Sach erführen,
„Umbziehen die Grub mit Schnüren
„Und vier Schellen hengen daran.
„Wollt denn einer in die Gruben gahn,
„Bey Nacht klingelten die Schellen
„Oder würden die Hunde bellen;
„Alsdenn würde Ihr finden den Mann,
„Der diesen Schaden hett gethan."

Dem alten Herrn gefiel dieser Vorschlag überaus wohl; er bat also Petern, die dazu nöthigen Anstalten zu treffen, versprach allen Schaden, welcher diesem daraus erwachsen könnte, auf sich zu

nehmen, und glaubte die Diebe bereits so gut als gefangen. Peter umzog nun den Teich mit Schnüren, und lauerte den Fischfressern auf; allein es wollte sich niemand einstellen. Als er aber gegen Mitternacht ging und der Pfarrer sich schlafen gelegt hatte, sprang er auf, machte einen Lärm, als ob das ganze Haus im Feuer stände, lief

„mit großem Geschrey zu der Gruben
„(und rief:) sagt, ihr kühnen Leckersbuben,
„Fisch zu stehlen schempt ihr euch nit!
„Die rechten Dieb ich hie betritt.
„Here Pfarrherr, lauft bald mit mir hrab!
„Denn ich die rechten Fischdieb hab. —
„Bis sich denn der Pfarrherr anthet
„Und sein Arß rucket aus dem Bett,
„Sagt Peter, sie weren davon,
„Ihr kundter kein Erkenntniß hon
„Von wegen der finstern Nacht.
„Auf solche Red der Pfarrherr gedacht,
„Er würd hierin nit betrogen,
„Peters Red wer nicht erlogen,
„Wiewol kein Mensch bey dem See wär." —

Aber er ließ es dabey nicht bewenden, sondern wußte sich bey dieser Gelegenheit noch einen andern Vortheil zu verschaffen. Es standen nämlich am

Rande des Teiches einige Kirschbäume, welche der Gemeine gehörten; die sägte er unvermerkt bis auf eine einzige dünne Stelle ab. Als nun die Bauern am nächsten Sonntags-Nachmittage hinaufsteigen und Kirschen pflücken wollten, brachen die Bäume plötzlich ab und die Bauern plumpten in den Teich,

„und zappelten wie die Frösch'.
„Erst erhub sich ein wild Gehösch;
„Herr Peter bracht ein Waschstangen,
„Sprach: Ihr Schälk, gebt Euch gefangen!
„Euren Pastor habt Ihr nicht lieb,
„Ihr sind meines Herren Fischdieb;
„Nie Stehlen wollt Ihr wieder dran,
„Wie Ihr ihm vormals habt gethan,
„Ein kleines bin ich Euch vorkommen. —
„Haben wir doch keigen genommen,
„Noch etwas anders Eurem Herrn,
„Allein wir der Kirschen begehren;
„Sprach zu Herr Petern ein Bauer. —
„Ich meyn, es soll Euch werden saur,
„Wenn Ihr wollt in die Kirsch gehen,
„So dürft Ihr nicht im See stehen. —
„Wenn einer aus der Gruben kam,
„Herr Peter sein Waschstangen nahm,
„Und gab ihn in die Nibb' ein Stich,
„Daß er fiel wieder hinder sich
„Und in die Fischgruben sanke,

„Daß er schier darin ertranke.
„Wollten von dannen entfliehen,
„So mußtens die Seckel ziehen,
„Ein halben Gulden für die Fisch
„Jeder geben, wiewohl ihr Tisch
„Diese Fisch nicht berühret hat.“ —

Um die Köchinn, die, als ein verschmitztes Weibsbild, gar bald hinter diese Streiche kam, zum Schweigen zu bringen,

„verstellte er ihr Weg und Steg,
„Bis sie zu ihm ein Willen gwan.
„Da fing sie recht zu kochen an,
„Schmelzet Petern kaß sein Rüben,
„Und mehr, denn den Pfarrherr lieben.
„Sobald der Herr aus dem Hauß schlich,
„Da war die Katz das beste Viech.“

„Allein es fehlte nicht viel, so hätte sie der Alte einmal mit einander ertappt; denn als er einst in die Stadt geritten war und der Herr Adjunctus, in der Meynung er würde dort übernachten, mit der Köchinn in des Pfarrers Stube in der Badewanne saß und sein Geschwetz hett, machte jener sich wieder auf den Weg nach Westain. Zum Glück sah ihn ein kleines Mädchen, welches sich in der Stube befand und wovon unser Autor nicht sagt,

ob es der Köchinn, oder Herrn Peter, oder dem alten Pfarrer angehörte, von fern kommen und zeigte es dem badenden Paare an. Sogleich sprangen diese aus der Wanne, warfen ihre Kleider über, und räumten Kübel, Gelten und Eimer auf die Seite.

Indessen konnte das nicht so behutsam geschehen, daß nicht die Stube dadurch überschwemmt worden wäre. Um den Pfarrer darüber die Augen zu verkleistern, ergriff Peter einen Eimer, lief damit zum Brunnen, und sagte, als ihm der Alte keuchend und schwitzend entgegen kam: „dachte ich's doch, daß Sie sich sehr erhitzt haben würden. Ich war eben im Begriff, einen Eimer frisches Wasser zu holen, womit Sie Ihren Wein abkühlen könnten."

Der Pfarrer, dem diese zuvorkommende Gefälligkeit, schmeichelte, trocknete sich schmunzelnd die Stirn; Peter lief, während jener hinter ihm herhumpelte, mit dem gefüllten Eimer nach der Stube, stolperte aber, gleichsam aus übergroßer Dienstfertigkeit, über die Schwelle und schüttete das Wasser ins Gemach. Er schien zwar darüber äußerst bestürzt

und wollte ſich bey dem alten Herrn entſchuldigen; allein dieſer, der das Mehr oder Weniger nicht ſo genau unterſcheiden konnte, ſagte, in Betracht, daß man ſeine Stube ihm zu Liebe unter Waſſer geſetzt hatte: „Es ſchadet nicht, lieber Herr Confrater Man kann ja anderes Kühlwaſſer holen.

„Dieweil kehrt ans die Magd das Geſtehr,
Daß niemand ſeine Kleider dran netzt.“ —

Daß unſer Ehrenmann auch den Aberglauben ſeiner Pfarrkinder gar treflich zu benutzen wußte, beweiſet folgendes Hiſtörchen. Ein Bauer im Dorfe Weſtain ließ ſeinen Eſel auf dem Kirchhofe graſen. Peter, den es verdroß, daß ein ſo unſauberes Thier den Gottesacker entweihen ſollte, ermahnte den Bauer, den Eſel wegzuführen, indem es ſich nicht ſchicke, daß der Langohr die geweihte Stätte mit ſeinem Kothe beſudle.

„Wem der Koth im Wege liegt, der fege ihn weg! (antwortete der Bauer) Oder gönnt Ihr etwa meinem Eſel das Bißchen Gras nicht? Es behagt ihm ſo gut, als Euch.“

Peter schwieg; aber kaum hatte der Bauer den Rücken gewandt, so warf er ein starkes Seil über die Kirchhofslinde, knüpfte es dem Esel um den Hals und zog ihn oben in den Baum, wo er den Strick auch befestigte. Nach einigen Stunden kam der Grobian zurück und wollte seinen Hausgenossen beim holen; aber dieser war nirgends zu finden. Er suchte in allen Winkeln, er fragte auf der ganzen Nachbarschaft umher; niemand hatte den Esel wahrgenommen. Endlich, als er eben im Begriff war, wieder nach Hause zu gehen, sah er ihn in der großen Linde hangen.

„Wie in aller Welt bist du denn da hinaufgekommen?“ sagte der Bauer und schlug verwundrungsvoll die Hände zusammen. Aber es fragte sich, wie man das Thier wieder herablangen sollte. Der Eigenthümer stand noch und berathschlagte sich darüber mit einigen seiner Nachbarn, als Peter dazu kam und fragte, was es da gäbe. Man zeigte ihm den Esel.

„Hab' ich dir's nicht gesagt, (sprach der Pfarrer zu dem Bauer), du solltest diese Gott geweihte Stätte nicht entheiligen?

Dennoch ſo bliebſt du auf deiner Weiß,
Kirchengbot wollteſtu brechen,
Das wollte der Teufel rächen,
Denn er weiß dein verſtopften Sinn,
Dein Eſel wollt er führen hin,
An dem Aſt iſt er behangen,
Lug (ſieh zu), daß er dich nicht auch thut langen."

„Das wolle Gott nicht! — antwortete der Bauer, und ſchlug das Kreuz dazu — Ihr habt Recht, Herr Pfarrer! Ich und mein Eſel haben uns gröblich verſündigt. Aber es thut mir herzlich leid. Hier habt Ihr einen Gülden, bittet Gott, daß mich der Teufel nicht auch holt; mein Eſel ſoll nie wieder einen Fuß auf den Kirchhof ſetzen."

„Nun, wenn das iſt, ſo mag es für diesmal ſo hingehen (verſetzte Peter) gebt her und beſſert Euch in Zukunft! —

Es gehörte zu Weſtain ein Filial, welches Peter nicht allein, ſondern eine Woche um die andre abwechſelnd mit einem benachbarten Geiſtlichen verſah. Nun fügte ſich's, das dieſer ſein Amtsgehülfe unpäßlich ward, und weil ihm das Eſſen nicht

recht ſchmecken wollte, eine Bauerfrau bat, ihm zu backen

„ein guten Blatz (Kuchen), wohl geſchmalzen,
„Mit Keß beſtreut und geſalzen;
„Damit es zugieng in der Still,
„Sagt er, wenn man Meß lauten will,
„Solls den Blatz in die Kirche tragen,
„Niemand von den Sachen ſagen,
„Den legen unters Altar-Tuch
„Auf welcher Seiten lag das Buch;
„Wenn denn das (Hoch-) Amt vollbracht wird nun,
„So wollt' er das Tuch vom Blatz thun,
„Und alſo Ergetzlichkeit han."

Die Frau war gern dazu bereit. Allein der geiſtliche Schlemmer ward zum Unglück die Nacht, bevor er den Blatz verzehren wollte, ſo krank, daß er die Meſſe nicht leſen konnte, ſondern dieſelbe ſeinem würdigen Amtsbruder übertragen mußte. Als nun

„ . . . . Peter übern Altar kam,
„Ein guten Geſchmack (Geruch), er da vernahm,
„Als er wollt' aufthun das Meßbuch,
„Empfand er, daß unter dem Tuch
„Etwas thet pfeifen und ſauſen
„Und unterm Altar brauſen.
„Er greif, tappt und fandte den Blatz,

„In seinem Sinn er ihm fürsatzt,
„Gedachte: vollbringstu dein Ampt,
„So wird dieweil die Würm allsampt
„Vergehen, nicht gut seyn zu essen.
„Demnach er sich thet vermessen
„Und schob den Kelch wieder in Sack;
„Den Platz, so auf dem Altar lag,
„Nam Peter in sein beyde Hand,
„Damit er sich zum Volke wandt,
„Sprach: höret mich, mein lieben Kind!
„Hierin sich mein Geistlichkeit findt,
„Die ich vor andern Priestern hab,
„Denn mir wird gesendet all Tag
„Zu meiner Speiß dies Himmelsbrot
„Heut vor Meß erst gesendet hat,
„Daß euch werd mein Frömmigkeit bekannt
„So denn kein Mensch in keinem Stand
„Soll wider Gottes Willen streben,
„Den Segen will ich euch geben
„Und hie essen dies Himmelsbrot;
„Ob denn wäre des Herrn G'bot,
„Mich etwan weiter zu senden,
„Das wollt' ich ihm auch vollenden.
„Damit zohe Peter davon;
„Die Bauern hubn zu murmeln an;
„Etliche sagten: auf Treue mein!
„Ich meyn, unser Herr könn fromm seyn:
„Das sieht man an dem Himmelsbrot,
„Das der Herr ihm gesendet hat.

„Ein Theil sagten viel anders weit:
„Er ist ein Schalk: Bub in der Haut;
„Es muß ein schlechter Teufel seyn,
„Dem er ein Seel' nimpt aus der Pein." —

Einige Tage vor Martini, um welche Zeit man zu Westain, wie noch jetzt in ganz Deutschland, tüchtig zu schmausen pflegte, kam des Meßners Sohn zu Petern und sagte: „mein Vater schickt mich heute in die Stadt, um Wein und Weißbrod zu holen. Wollen Sie mitgehen, oder soll ich Ihnen etwas mitbringen?"

„Nein," (antwortete der Adjunctus) ich habe nichts nöthig." Der junge Mensch ging also allein nach der Stadt; aber kaum hatte er den Rücken gewendet, so sann Peter hin und her, wie er ihm den Wein abjagen möchte. Nach langer Ueberlegung blieb er bey folgendem Einfalle stehen. Zwischen Utenhofen und Westain war ein Gebüsch und vor demselben gleich an der Landstraße stand auf einem Hügel ein hölzernes Crucifix. Als nun die Sonne untergegangen war, um welche Zeit des Meßners Sohn zurückzukehren pflegte, kletterte

Peter auf das Crucifix und ſchmiegte ſich in ein Knaul zuſammen, ſo daß man ihn nicht bemerken konnte.

„Als des Meßners Sohn darzu kam
„Und Peter ſeine Zukunft vernam,
„Hübſchlich thet er ſich aufdehnen
„Und klappert mit den Zähnen,
„Schlug ſein Händ ob dem Haupt zuſammen,
„Und ſchrey: Ach! Mariä Namen!
„Und bedunkt lang ſein auf dem Block.
„Der Sohn gedacht, es wer Beelzebock;
„Was er trug, ließ er alles fallen,
„Und flohe von demſelben allen,
„Sein Hauß war ihm zu fliehen zach,
„Er meynt, der Teufel lief ihm nach.
„Peter zog mit dem Sack nach Hauß
„Und leeret die Flaſchen ganz aus
„Trug die Flaſchen wieder an d' Statt,
„Beym Bildſtock (Crucifix), da ers genommen hat.
„Als des Meßners Sohn kam zu Hauß,
„Sagt' (der) Vater: wie biſt du ſo lang aus?
„Wie ſichſtu mich ſo ſtroferig (verſtört) an?
„Wo haſtu die Flaſch hingethan,
„Oder wer hat ſie dir genommen?
„Wo ſind denn die Weck hinkommen?
„Bringſtu zur Martinsgans gar nichts?"

„Ach! (antwortete der junge Menſch zitternd und leichenblaß,) Ich habe ein Geſpenſt geſehen;

aber das ist auch alles, was ich Euch jetzt sagen darf. Uebermorgen sollt Ihr mehr erfahren; denn so lange muß ich schweigen, der Geist möchte mir's sonst gar übel lohnen."

Indessen konnte er doch nicht unterlassen, am folgenden Morgen hinaus vor das Dorf zu wandern und sich nach seinem Proviantsacke umzusehen. Er fand die Flasche leer und meynte, der Wein wäre ausgelaufen und das Brod müßte von einem Hunde weggetragen seyn. Während er noch da stand und sich mit Gedanken schlug, kam der Herr Adjunct daher geschritten und fragte theilnehmend, was ihm fehle. Der Bursche antwortete, was er bereits seinem Vater erzählt hatte.

„Ja, ja! — sagte Peter mit bedeutender Miene — ohne Zweifel ist ein Geist dabey im Spiele, der durch Dich aus dem Fegefeuer erlöset seyn will. Ich rathe Dir daher wohlmeynend, einen Gülden daran zu wenden, damit ich ihn in mein Gebet einschließe."

„Ja, wenn ich so viele Gülden hätte! — versetzte der junge Mensch unwillig — aber darauf macht Euch keine Rechnung; ich werfe mein Geld nicht weg."

Nun, meinethalben! — erwiederte Peter mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit — Nimm Dich aber in Acht, daß Dir nicht etwas ärgeres widerfahre.“

Unſer Ehrenmann ließ ſein Prophezeyung nicht lange unerfüllt, wie denn ein Pfaffe nicht leicht umſonſt zu drohen pflegt. Es war zu Weſtain üblich, daß die Weibsleute in langen Winterabenden ſich abwechſelnd bald in dieſem bald in jenem Hauſe mit ihren Spinnrocken verſammelten, bey welcher Gelegenheit denn nicht nur alles, was ſich im Dorfe anſtößiges zugetragen und nicht zugetragen hatte, ſondern auch manche eben ſo wahrhafte und lehrreiche Geſpenſtergeſchichte — zum Beyſpiel von der Klagemutter, von dem wilden Jäger, von dem Manne, der mit dem Kopfe unterm Arme umgeht u. ſ. w. — aufs Tapet kam.

Einſt, als ſie um Vollmondszeit in einem auf einem einſamen Hügel neben der Kirche gelegenen Hauſe beyſammen waren und einander mit dergleichen abentheuerlichen Hiſtörchen in Furcht und Erſtaunen ſetzten, glaubte alſo, Peter, der ſie behorcht hatte, es ſey nunmehr Zeit, ſeinen Plan auszuführen. Er ſetzte ſich alſo

„auf ein Pferdlein, und das war weiß,
„Gürt um sich ein Leilach mit Fleiß,
„Ein Horn am Hals, am Strick weiß Hund,
„Fürs Bauernhaus er reiten kundt
„Welches ware das Kunkel- (Spinn-) haus,
„Am Orth bleib er halten heraus,
„Erschallet da sein klein Jagdhorn,
„Alle im Haus streckten ihre Ohrn
„Und guckten zu dem Fenster aus
„Peter ritt balde (geschwind) um das Haus,
„Also daß sie nichts mehr hatten
„Gesehen als Peters Schatten
„Und setzten sich wieder nieder.
„Ueber eine Weil kam er wieder,
„Mit seinem Horn er wiederum bließ,
„Doch allweg sich nicht setzen ließ,
„Bis er da kam zum dritten Mahl
„Und sein Hörnlein wieder erschall,
„Und Alle guckten zum Fenster aus,
„So reit Peter vorn umbs Haus
„Mit großem Seufzen und Klagen.
„Meßners Frau hub an zu sagen:
„Lorenz, lieber Mann, guck hierbey!
„Ich meyn, daß der Teufel drauß sey.
„Davon erschrack die Frau gar sehr,
„Daß ihr die Sach ward viel zu schwer
„Daß krank nieder in ein Bett kam.
„Da Peter ihre Krankheit vernam,
„Er suchts daheim und klagt sich sehr:

„Sagt, hett eur Sohn gfolgt meiner Lehr,
„So wäre ihr jetzt nicht also krank.
„Ihr werd sehen, daß nicht lang
„Der Geist wieder wird erscheinen;
„Helfet ihr ihm nicht aus Peinen,
„So wird euch alles Unglück liegen an,
„Euerm Sohn ichs vor auch gsagt han
„Da ihm dieser Geist auch erschien,
„Aber er schlugs in die Luft hin,
„Des (wegen) müßt ihr diese Schlappen tragen.
„Ich will euch in der Wahrheit sagen,
„Er wird euch noch anders erscheinen.
„Die Frau sprach: lieber Herre mein!
„Von mir nemmt diesen Gülden ein,
„Die Seel' laßt euch befohlen seyn
„In eurm andächtigen Gebet,
„Darneben für mich bitten thet.
„Peter saget: das will ich gerne thun,
„Ihr müßt eine gute Hoffnung hon,
„Nemen an euch ein leichten Muth:
„Der Schreck einem nicht anders thut.
„Daß die Frau Petern sehr bedankt;
„Also hett' er ein Zech' erlangt." —

„Des Meßners Sohn im Dorf Westain
„War an Vernunft und Verstand klein;
„Dieweil denn solches Peter wußt,
„Hett er eine besondre Lust

„Ihn zu öckeln und zu fatzen,
„Beredet ihn des Pfarrherrs Katzen,
„Die legen ihm alle Tage Eyer."

So heftete er ihm auch auf, wenn er in die Stadt käme und Wein trinken wollte, sollte er sich denselben vor die Thür bringen lassen und ja in keinen Keller gehen, denn man pflegte die Leute daselbst zu ermorden; eine Lüge, worüber der alberne Bursche, der sich gelegentlich etwas davon gegen einen Kellner merken ließ, beynahe eine Tracht Schläge bekommen hätte, und die ich, da sie gar zu erbärmlich ist, nicht ausführlich wiederholen mag. Etwas lustiger, obgleich nicht mehr ganz unbekannt, ist folgender Schwank, den ich, um ihm wenigstens von Seiten der Darstellung neues Interesse zu geben, mit unsers Reimers eignen Worten erzählen will.

„Zu Otterndorf, dem Filial,
„Must Peter all Wochen einmahl
„Ein Meß halten oder zwu;
„Nun trug es sich auf einmahl zu
„Der Meßner daselbst stach (schlachtete) ein Schwein,
„Peter kam zu ihm gangen ein
„In sein Haus, den Meßner ermahnt,
„Die Glock zu nehmen in sein Hand

„Und damit kamen zu der Meß;
„Damit man der Würst nicht vergeß,
„Wollt er (der Herr Pfarrer,) die heiſen Knöpfen zu.
„Der Meßner ſprach: ich das gern thu.
„Als zuſammengeläutet ward
„Und Peter richt' ſich auf die Fahrt,
„Daß er wollt in die Kirchen gahn
„Und Meſſe leſen fahen an,
„Gab d' Meßnerinn ihm in Karnier
„Ein Braten, drey Würſt oder vier:
„Damit ſprach Meßner nicht erkühr,
„Band Peter mit ein Rebſchnur (Bindfaden)
„Auf den Rücken unter ſein Kleid.
„Der Meßner war, nach ſeinem Beſcheid,
„Bis in die Kirchen auch Peter kam;
„Alsbald er die Meßkinder nahm,
„Thets an, ging über den Altar.
„Ein groß Hund in der Kirchen war,
„Die Würſt er bald im Sack vernam,
„Damit er zu Herr Petern kam,
„Für das Hinder (vor den Hintern er) ihm da ſchmackt (roch);
„Peter mit Gewalt ſein Fuß ſtreckt,
„Trat nach dem Hunde hinder ſich,
„Gleich kam der Hund und wendet ſich,
„Und ſchmackt wieder nach den Braten;
„Peter beſorgt er würd verrathen
„Ihnen mit den Würſten der Hund.
„Wie der Meß er gar eben kund,

„Bis zu der Elevation
„Greif der Meßner das Meßgewand an
„Wollts, wie Brauch, aufheben hinden.
„Als Peter solchs thet empfinden,
„Dacht er, der Hund wieder da wär,
„Hinder sich mit seim Fuß stieß er
„Dem Meßner kreftig an sein Brust,
„Daß er rücklich am Boden wuscht
„Und nieder auf die Erden sank.
„Am Altar war Peter dieweil lang,
„Dazu sach der Meßner sauer,
„So lachten dahinden die Bauern.
„Da nun die Meß ein Ende nam,
„Der Meßner zu Herr Petern kam
„Und sprach: die Sach gefällt mir nit!
„Warum gabt ihr mir so ein Trit,
„Daß ich schier sank zu der Erden?
„Es soll euch nimmer gut werden.
„Peter sagt': ich habs nicht gern than,
„Es was mich der Krampf kommen an,
„Daß ich mein Bein ausstrecken must,
„Denn ich habs than nicht aus Lust;
„Verzeiht mir das, mein lieber Knecht!
„Der Meßner sprach: die Sach' ist schlecht,
„Ihr habt solchs macht, mein lieber Herr.
„Damit gieng heim Herr Peter." —

Der Meßner zu Westain hatte einen Birnbaum, der auf einem Acker im freyen Felde allein stand und ungemein schöne Früchte trug, die besonders der Herr Adjunctus so sehr nach seinem Geschmacke fand, daß er zuweilen in der Nacht nach dem Baume wallfahrtete und den Eigenthümer derselben, dem ihre tägliche Verminderung etwas bedenklich vorkam, vorschwatzte, die Bauern, welche überaus große Liebhaber von Honig und süßen Baumfrüchten wären, verzehrten seine Birnen. Der Meßner, ein treuherziger alter Mann, glaubte das, und befahl seinem Sohne, des Nachts bey dem Baume Wache zu halten und diese ungebetenen Gäste zu verjagen. Der junge Mensch nahm also einen Schweinespieß und begab sich abends auf seinen Posten.

Um Mitternacht kam der Herr Adjunctus, welcher von der ausgestellten Schildwache nichts wußte, in einem langen mit schwarzem Velpel gefütterten Pelze angestiegen, um sich abermals mit den Birnen zu unterhalten, und sah den tapfern Bärenfänger mit dem Spieße schon von Ferne.

„Warte, Du sollst mir nicht wieder in den Weg treten!“ dachte er, kehrte das rauhe, schwarze

Unterfutter ſeines Pelzes auswärts, kroch auf allen Vieren nach dem Baume zu und brummte, als wäre er bey dem beſten Polniſchen Petz in die Schule gegangen.

Sobald der junge Menſch das Unthier anſichtig ward, vergaß er Birnen und Schweineſpieß, ergriff das Haſenpanier und ſprang als wäre ihm der Bär ſchon auf den Ferſen, über Stock und Stein, bis er keuchend und leichenblaß ſeines Vaters Wohnung erreichte. Peter, dem es nicht um den Wächter, ſondern um die Früchte zu thun war, ließ ihn ungehindert laufen, ſtieg auf den Baum, ſchüttelte ſich einen tüchtigen Sack voll Birnen ab und wanderte damit ganz ruhig nach Hauſe.

Als des Meßners Sohn endlich wieder zu Athem gekommen war, erzählte er, was für einen Beſuch er unter dem Birnbaume bekommen und daß er alle Mühe gehabt hätte, dem Bären, der ihm bis vors Dorf nachgerannt ſey, zu entlaufen.

„Sohn, du ſollſt fort daheim bleiben
„Und nicht alſo wagen dein Leib;
„Alſo ſagt des Meßners Weib.
„Daß den Bären ſein Willen han,

„Du ſollt ſürbas ſein müſſig gahn,
„Es bringt uns nicht groſſen Schaden,
„Wenn wir ſchon die Birn nicht haben.
„Das gefiele Herr Petern wol,
„Der aß die übrigen Birn voll.“ —

Bald darauf erhielt Peter die durch den Tod
Pfarrers zu Fichberg erledigte Stelle und
gte nun ſeiner Gemeine, ganz im Geiſte des
ers von Kalenberge:

„Lieben Kind, ehrt Gottes Tempel!
„Ihr ſehr, ich hab mit euch groß Müh;
„Theilt mit mir euer Schaff und Kuh,
„Beyde euer Kind, Gut und Weib;
„Ich muß verſehen euren Leib
„Und die Seel, daß ſie nicht leid Pein.
„Emſig ſollt ihr mit Opfern ſein
„Es wird euch tauſendfach erſtatt.“ —

Im erſten Herbſte, welchen Peter in ſeinem
n Wohnorte zubrachte fiel mehrmals ein ſo dicker,
ender Nebel, daß die älteſten Leute ſich nicht
erten deraleichen erlebt zu haben; die Zeichen-
r zu Fichberg unterließen nicht, daraus Hun-

gersnoth, Pestilenz, Türkenkrieg und der Himmel weiß, was noch mehr, zu folgern; allein wie abentheuerlich ihre Prophezeyungen auch waren, so glaubte doch ein gewisses altes Mütterchen sich nicht dabey beruhigen zu müssen. Sie legte also ihren Sonntagsschmuck an, ging zum Herrn Pfarrer und fragte ihn, was doch der Nebel zu bedeuten haben möchte und warum er so stark nach Schwefel röche.

„Ach! — seufzte Peter, bedächtlich die Achseln zuckend, — ach meine gute Frau! darüber stände gar viel zu sagen; aber.... was hilfts?.... Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht!“

Die Alte (mit ängstlich forschender Miene). „Wohl wahr, lieber Herr Pfarrer! Aber....

es möchten doch wohl fünfe seyn,
die thäten nach dem Willen dein!

wenn man nur wüßte, woher der Nebel... und der Schwefelgestank..... so ....

Peter. „Nun so wisset, es ist ein Loch in die Hölle gefallen, daraus steigt dieser stinkende Nebel empor, und wenn wir nicht bey Zeiten Buße thun, so wird es um uns alle geschehen seyn.“

Die Alte. „Daß Gott erbarms! — Aber, lieber Herr Pfarrer! ſollte denn dem Dinge nicht abzuhelfen ſeyn? Ich bitte Sie, um alles in der Welt, rathen Sie, helfen Sie!“

Peter. „Je nun! Es ließe ſich noch wohl abändern, wenn.... aber....

Die Alte. „Sagen Sie, um aller Heiligen willen, reden Sie!“

Peter. „Man müßte gute, feine Leinwand nehmen, dieſelbe mit Weihwaſſer beſprengen und damit das Loch zuſtopfen. Nun hat ja der liebe Gott, dem Himmel ſey Dank! Perſonen verordnet, welche ſeinen Willen dem Volke verkündigen, für daſſelbe bitten, Opfer einſammeln u. ſ. w. Und von dieſen

„Bin ich auch einer, liebe Frau!
„Ein jeder gemeinen Nutz anſchau,
„Damit gelöſchet werd dies Feur;
„Gebt Ihr dazu Eur Hülf und Steur,
„Ich empfah es, ſchicks an die Orth,
„Da ſolches Garren (Leinwand) hingehort.
„Welcher viel Tuch von Garren gept,
„Demſelben als mehr Gnad beyleit.“ —

„Nun, Gott ſey Dank, daß es nur noch ein Rettungsmittel giebt!“ ſeufzte die Alte, ging nach

Hause und holte dem Herrn Pfarrer dreyßig Ellen Leinwand. Da sie nun überdies für das Seelenheil ihrer Nachbaren nicht weniger als für ihr eigenes besorgt war; so verbreitete sich die Sage von dem Loch in der Hölle in kurzem durch das ganze Dorf, und die Bäuerinnen kamen schaarenweise nach der Priesterwohnung und brachten Leinwand, womit man dasselbe verstopfen sollte. Peter nahm, wie leicht zu erachten, alles mit Danke an, ließ sich Hemden und Betttücher daraus machen und lachte über die Einfalt seiner Beichttöchter.

Als Peter einige Jahre zu Fichberg gewesen war, entstanden daselbst Mißwachs und Theuerung. Nun war der Pfarrer freylich noch auf ein ganzes Jahr mit Korn versehen; allein er befürchtete, seine Nachbarn möchten von ihm borgen wollen; und da er überdies seinen Vorgesetzten, den Prälaten Murrhard, bey dieser Gelegenheit mit guter Manier um den Zehnten bringen zu können glaubte, so ließ er Haselzapfen mahlen und bewahrte das Mehl davon auf,

„ . . . . . bis er wäst,
„Daß er wiede haben zu Gäst
„Etlich Murrhardisch Hofgesind
„Aus dem Heslin (Hasel-) Mehl buck er geschwind
„Etliche gar klein Laiblein Brot,
„Klagt am Tisch sein Hungersnoth
„Sein Frucht hett' er ausgemessen;
„Mit ihm mußens Haselbrot essen,
„Kühlen Brunnen nehmen zu Trank;
„Da werden sie nicht bleiben lang." —

„Aber wie geht es zu, daß Ihr Korn so geschwind aufgezehrt worden ist?" fragte des Prälaten Gesinde unsern Ehrenmann. „Ach! — seufzte der Pfarrer —

„Schuldner wollten mir kein Ruh lahn,
„Die hab ich wohl müssen bezahlen;
„Jetzt muß ich Hasel lassen mahlen,
„Und werd noch Hungers sterben."

Als die Leute wieder nach Hause kamen, schilderten sie den Zustand des Pfarrers zu Fichbera mit so traurigen Farben, daß der Prälat ihm nicht nur den Zehnten erließ, sondern ihm auch noch einen ganzen Wagen voll Korn schenkte.

„So war er (Peter) stets auf Nutz bedacht,
„Bis er viel Geld zusammenbracht,

„Da wollt er nicht mehr Pfarrherr seyn,
„Zog gen Hall in die Stadt hinein,
„Versahe da einen Altar,
„Wenn ein Pfarrherr nicht daheim war,
„Welcher saß im Dorf auf dem Land
„Und nenn den Herren Peter sand
„Zu Versehung sein Peter ihn bat,
„Zu ihm kam er ganz willig drat (gedreht?),
„Kehret da an sein möglichen Fleiß,
„Wie er Kunst hett nach seiner Weis."

Peters Redner-Talente

Einst sollte Peter in den Fasten zu Steinweg, einem Dorfe unweit Halle, predigen; er machte sich also, in Gesellschaft zweyer Schüler, welche bey der Messe mitsingen sollten und wovon einer das Meßbuch unterm Mantel trug, dahin auf den Weg.

„Denn wo er (Peter) das nicht bey ihm hett,
„Kein Meß er sonst vollbringen thet,
„Seines Meßbuchs was er gewohnt,
„Der andern was er unbekannt."

Man kann demnach leicht denken, wie sehr er erschrak, als er in die Kirche kam und das Meßbuch,

welches der junge Mensch unterwegs verloren hatte, vermißte. Der Schüler mußte sogleich wieder umkehren und suchen; allein es war in dem tiefen Schnee nicht wieder zu finden, denn der Wind hatte es zugeweht, und so sahe sich denn Peter auf dem Punkte — wohin mancher unsrer Prediger gerathen würde, wenn man ihm seine Postille nähme — dem Dienste des Herrn entsagen zu müssen; denn solange das Buch nicht wieder da war, durfte man keine Predigt von ihm erwarten.

Indessen half ihm seine Gegenwart des Geistes wenigstens für diesmal aus der Verlegenheit. Als nämlich der Schüler mit der Schreckenspost zurückkam, wandte unser Redner sich auf die Seite nach der Wand, wo die Passionsgeschichte in vier Feldern abgemahlt war, theilte, nach Anleitung derselben, seine Predigt in vier Theile und fing dieselbe folgender Maßen an:

„Als Christus ging übern Kidron,
„Von ihm wichen die zwölf Bothen (Apostel)
„Und ward von Juda verrathen. —
„Hier hub er (der Herr Pfarrer) an zu weinen geschwind
„Und sagt zu Bauern: liebe Kind!
„Ich soll sagen die Passion,

„Wie (ich mir) denn solchs fürgenommen hon:
„So aber ich denk an die That,
„Wie der Schalk Judas Christum hat
„So schendlich in den Tod gegeben,
„So kann ich kein Wort reden
„Vor Mitleiden, Weinen und Klagen.
„Weiter kann ich nichts sagen;
„Allein (ihr) wollet bitten für mich,
„Dergleichen für euch will thun ich. —
„Damit hett' seine Predigt ein End;
„Alle in der Kirchen behend
„Huben an zu weinen und zu klagen
„Und sonst zu einander sagen,
„Daß sie vor nie an keinen Ort
„Ein Passion hatten gehort
„Predigen mit solcher Andacht,
„Daß jedermann weinen gemacht." —

Als er einst am Sonntage vor Petri Stuhlfeyer für den Pfarrer zu Erlach den Gottesdienst versehen sollte, stieg er auf die Kanzel und fing an:

„Lang Predigt will ich nicht machen,
„Sondern kurz reden von den Sachen,
„Damit ihr nicht Verdruß haben,
„Denn wenn die Pfaffen lang sagen,
„So steht die Schrift auf zwey Ziel,
„Wie ich denn euch jetzt sagen will:
„Lasset das Böß und thut das Gut,
„So seyd ihr vor der Höll behut (sicher).

„Die Heiligen-Täg ich euch auch ſag,
„Zum Dienſtag iſt Sanct Peters Tag. —
„Damit hett die Predigt ein End;
„Die Bauern ſagten: wie behend
„Hat Peter die heilige Schrift
„An ein Büſchel zuſammen geſtifft!
„Ach, daß er unſer Pfarrer wer
„Von wegen ſeiner kurzen Lehr!“ —

Am Kirchweihfeſte ſollte er im Dorfe Düllen über Zachäus auf dem Maulbeerbaum predigen. Er verlas alſo das Evangelium und ſagte dann: „meine andächtigen Zuhörer! Damit ihr den Text deſto beſſer verſteht, will ich meine Predigt in drey Theile eintheilen. Den erſten werdet ihr nicht begreifen; der zweyte wird euch zu hoch ſeyn; und was den dritten betrifft, ſo gebt wohl Acht, denn den werdet weder ihr noch ich verſtehen, ſo tief werde ich in die Schrift hineingehen. Da ihr nun auf die Art zumal da die Zeit ſo kurz iſt,

„würde heimgehn wie ungeſpeiſt Gäſt,
„Demnach trachte ich, es ſey das beſt,
„Ich laß dies Mal die drey Stück gar
„Anſtehen bis aufs künftig Jahr;
„Alsdenn kommyt als (etwas) früher herzu,
„will ich den Sachen recht thun,

„Und diese drey Stück wohl erklären;
„Auf dies Mal wirds zu lang werden
„Sich verziehn bis auf den Mittag:
„Damit denn niemand von mir klag'
„Und die Kirchweihbrey brennen an,
„So woll' ein jeder zu Haus gahn,
„Dahin er denn ist geladen,
„Versuchen der Kirchweihfladen.
„Demnach wollet bitten für mich,
„Dergleichen will auch für euch thun ich." —

Ein Bauer im Dorfe Blindheim bekam einen Schaden am Beine, welcher in kurzem so weit um sich griff, daß dasselbe beynahe ganz verdorrte und er hinken mußte. Einmal begegnete ihm unser Pfarrer, bemerkte sein kränkliches Ansehen und fragte, was ihm fehle.

„Ach! was wollte mir fehlen! — antwortete der Bauer — das Bein schwindet mir zusehends, und ich weiß nicht, was noch daraus werden wird. Wissen Sie nicht Rath dafür, Herr Pfarrer?"

„Das wüßte ich wohl — versetzte der Mann Gottes — aber was wollt Ihr daran wenden? — Gebt Ihr mir hundert Eyer, so will ich Euch helfen."

„Ach! wenn Sie das wollten! von Herzen gern!“ seufzte der Kreuzträger.

„Nun, so schafft die Eyer nur morgen früh nach meinem Hause, damit ich auf die Osterfeyertage Fladen davon backen lassen kann. Ich kenne ein Kraut; wenn Ihr damit Euer schwindendes Bein bestreicht, so wird es in Einer Nacht wieder eben so dick werden als das gesunde.“

Der Bauer stellte sich mit den Eyern ein, und

„Peter sprach: merk, was ich dir sag,
„Morgen früh, wenn aufgeht der Tag,
„So nimm Wasser-Saymich,
„Stoß im Mörsel, bestreich dich
„Damit an deinem bösen Bein,
„Mach ein Pflaster und gehe heim,
„Laß ob dem Bein liegen ein Nacht;
„Wenn es das Bein nicht größer macht,
„Daß solchs gleich werde dem andern Bein,
„So trag dein' Eyer wieder heim.“

Der Bauer befolgte den Rath seines geistlichen Arztes, und das Bein schwoll in der ersten Nacht entsetzlich an. Er ließ das Pflaster noch vier und zwanzig Stunden länger darauf, und die Geschwulst nahm so sehr zu, daß das Bein einem Pferdeschen-

kel glich und der Patient vor Schmerzen weder ruhen noch rasten konnte.

Endlich ließ er sich nach Peters Wohnung fahren, zeigte ihm den Schaden und beschwerte sich darüber, daß er vor Schmerzen und Besorgniß bereits seit zwey Nächten kein Auge geschlossen hätte; „denn sehen Sie nur, wie abscheulich dick es ist!“ setzte er hinzu und zeigte dabey auf sein Bein.

„Daran seyd Ihr selbst Schuld (versetzte der Pfarrer). Hättet Ihr das Pflaster abgenommen, als die Beine einander gleich waren, so wäre alles gut gewesen. Da Ihr's aber vier und zwanzig Stunden länger habt liegen lassen, so müßt Ihr nun allein dafür büßen. Ich versprach, Euch das Bein wieder eben so dick zu machen, als das andre, und das ist es, wie Ihr selbst sagt, schon in der ersten Nacht geworden; wir sind also quitt.“

„Den Teufel sind wir! — erwiederte der Bauer. Aber Peter lachte und sprach: „wißt Ihr nicht, was für ein Arzt ich bin, so geht hin und erkundigt Euch darnach; doch will ich Euch zuvor noch einen guten Rath geben. Ihr brachtet mir hundert Eyer dafür, daß ich Euch euer Bein groß machte; so packt

denn nun abermals hundert zuſammen und bringt ſie einem Andern, damit er es Euch wieder klein mache."

Bauer. „Gebt mir erſt meine Eyer wieder."

Pfarrer. „Die ſind im Feſte darauf gegangen. Habt Ihr nicht die Schalen vor der Thür liegen ſehen?"

Bauer. Nun, ſo geſegne ſie Euch der Geyer:" —

„Damit fuhr der Baur zu Hauß,
„Und ward ein lahmer Schenkel draus."

Der letzte Schwank, welcher unſer Autor von ſeinem Helden erzählt, führt die Ueberſchrift: wie Herr Peter, in Geſtalt eines Geiſtes, zwo Megdlein mit newen Schuhen durch den Dreck jaget — und beſteht bloß darin, daß er ſich abends, in ein weißes Bettuch eingehüllet, auf dem Kirchhofe neben dem Beinhauſe niederkauerte, und, als die beyden Mädchen vorüber-

gingen um Wein zu holen, mit jämmerlicher Stimme o weh, o weh! winselte, worauf denn die Dirnen, in der Meynung, daß sich ein Gespenst aus dem Grabe erhöbe, mit lautem Geschrey die Flucht ergriffen, und der neben der Kirche wohnende Pfarrer, welcher eben aus dem Fenster guckte und das Gewinsel ebenfalls gehört hatte, erachtend, es wehklage ein Mitgenosse des Fegefeuers,

„und die Seel' leid' große Noth,
„seufzet': ach nun helfe die Gott
„Der allmächtige zur ewgen Ruh! —
„Und thet damit sein Fenster zu." —

Nach dieser Erzählung schließt unser Gewährsmann sein Buch mit folgenden Reimen, womit denn auch wir für diesmal unsre Leser dienstfreundligst entlassen wollen:

„Der Historn noch viel mehr sind,
„Welche Peter hat getrieben,
„Die hierinnen nicht seynd geschrieben;
„Sollt' ich's beschreiben, es wurde zu lang,
„Und damit verdienen Undank,
„Was Peter hielt für ein Orden,
„Denn er viel Jahr alt worden,

„Starb auch in seinen alten Tagen
„Und lieget zu Hall begraben;
„An dem End' er gestorben ist
„Nach der Geburt Jesu Christ,
„Tausend, vier hundert, neunzig Jahr,
„Darzu auch sechse neunen war.
„Gott woll' ihm allzeit gnädig seyn,
„Und mach' uns unser Sünden frey,

„Amen."

Der
Pfarrer Arlotto.

Piovano (d. i. Pfarrer) Arlotto, oder, wie er eigentlich hieß, Arlotto Mainardi, ward am ersten Weihnachtstage 1396 zu Florenz geboren, wo sein Vater, Giovanni Mainardi, einen Kramladen hatte, und sein Großvater ein wohlhabender und — was eben nicht immer mit einander vereinigt seyn soll — geschickter Rechtsgelehrter war. Warum jener ihn Arlotto, das ist verdolmetscht Schlemmer, Vielfraß, nannte, und ob dieser Name überhaupt Beziehung auf seinen Charakter hatte, ist nicht bekannt; wie wir denn auch von seiner Jugendgeschichte nichts weiter wissen, als daß er Unterricht im Rechnen erhielt und nachher bey einem Wollarbeiter in die Lehre gethan ward.

Allein unſer Held hatte keine Luſt zu dieſem Handwerke, ſondern beſchloß, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen, wogegen denn auch ſein Vater — denn welcher Vater wünſcht nicht, ſeinen Sohn auf der Kanzel einſt glänzen zu ſehen — zumal da der junge Menſch nicht gemeine Fähigkeiten zu beſitzen ſchien, nichts einzuwenden hatte.

Ungeachtet nun der alte Mainardi, welcher Vater mehrerer Kinder war, eben keine Geldſummen auszuſpenden hatte, ſo wußte er es doch durch ſeine Freunde dahin zu bringen, daß ſein Sohn bey der Kirche S. Treſci, im Kirchſprengel von Fleſoli, Pfarrer wurde. Uebrigens macht unſer Gewährsmann eben nicht viel Aufhebens von der Gelehrſamkeit ſeines Helden, ſondern bemerkt nur, daß er erſt im 27. Jahre angefangen habe zu ſtudiren und gar bald damit fertig geworden ſey; in welcher letztern Hinſicht ihn unſre geiſtreichen Studiosi Sacro Sanctae theologiae beynahe noch zu übertreffen ſchienen.

Dagegen verſichert ebenerwähnter Biograph, Ariotto habe ſeine Berufspflichten aufs gewiſſenhafteſte erfüllet, die Pfarr-Einkunfte anſtändig

vermehrt und ſich die Liebe ſeiner geiſtlichen Pflegekinder zu erwerben gewußt; welches alles wir (bis jemand ſich die Mühe nimmt, das Gegentheil zu beweiſen,) ihm aufs Wort glauben wollen, ungeachtet Nummer 1 eben ſo wenig mit der Flüchtigkeit ſeiner Studien, als Nummer 2 und 3 mit einander beſtehen zu können ſcheinen. Wenn aber Ariotto, wie man von ihm rühmt, wirklich Dürftige unterſtützte, arme Mädchen ausſteuerte und mehrere andre Werke der Wohlthätigkeit verrichtete; ſo verdiente er nicht bloß bey zwey Päbſten und vielen Cardinälen gut angeſchrieben zu ſeyn, ſondern auf dem glänzenden Stuhle des armen Fiſchers Petrus ſelbſt zu ſitzen.

Daß Alphonſus, König von Neapel, und Eduard, König von England ſo ungemein viel auf ihn hielten, iſt wohl kein untrieglicher Beweis ſeiner Menſchen- und Bürgertugenden; ſintemal die Sonne eben ſo gut auf einen Kehricht- als auf einen Goldhaufen ſcheint. Wenn aber auch nur die Hälfte deſſen, was man von Ariotto's Sanftmuth, Genügſamkeit, Menſchenliebe, Frohſinn u. ſ. w. rühmt, wahr wäre; ſo müßte er ein ſeltener, achtungswür-

diger Mann gewesen seyn. Ob sein Witz, den die Italiener nicht genug lobpreisen können, immer so treffend und beißend war, als uns seine Landsleute überreden wollen, wird sich nachher ausweisen, wenn wir seine Schwänke erzählen. Freylich ist der Alpenbewohner in Rücksicht des Lächerlichen nicht so eigen, als der ernstere Deutsche; jener hat ein ungleich reizbareres Zwergfell als dieser, und man belacht denselben Einfall, über welchen man an der Elbe kaum den Mund verziehen würde, an den Ufern der Tiber zwanzig Mal aus vollem Halse.

Nachdem Arlotto beynahe 60 Jahr Priester zu Cruscl *) gewesen war, legte er auf Zureden vieler Freunde sein Amt nieder, starb aber bald darauf (am 26. December 1483) und ward, seinem letzten Willen gemäß, im Predigerspitale zu Florenz begraben, wo er sich kurz vor seinem Tode mitten

*) Daß er, wie Flögel berichtet, auch zu St. Just in Florenz Pfarrer gewesen sey, findet sich in der vor den Facetie, motti, buffonerie et burle del Piovano Arlotto, del Gonella, et del Barlacchia. In Firenze 1568 — stehenden Lebensbeschreibung, welcher ich hier folge, nicht.

in der Kirche ein mit folgender Inschrift versehenes Grabmahl hatte erbauen lassen:

Quaesta Sepoltura ha fatto fare il Piovano Arlotto per se et per tutto quelle persone, le quali dentro vi volessino entrare.

Das ist:

Dies Grabmahl hat der Pfarrer Arlotto für sich und für jeden, welcher darin zu ruhen Lust hat, erbauen lassen.

Uebrigens war unser Ehrenmann von mittler Statur und munterm Ansehen, aber etwas über die Grenzlinie der Schönheit hinaus genährt und daher ziemlich schwerfällig und unbehülflich; worüber man ihn denn auch nicht selten zum besten hatte. So kam er z. B. einst gegen Abend von Settimo, und fragte, als er Florenz beynahe erreicht hatte, besorgnißvoll einen ihm begegnenden Bürger, ob er noch wohl durchs Thor in die Stadt kommen würde. „Kann doch ein Fuder Heu hindurch, warum denn Ihr nicht?“ — antwortete der Bürger und sah dem watscheinden Priester lächelnd nach. Daß indessen Arlotto meistens die Lacher auf seiner Seite hatte,

wird aus der nunmehr folgenden Auswahl seiner Schwänke (denn nicht alle sind übersetzbar) erhellen.

Der Erzbischof von Florenz hatte einst unsern Helden in gewissen Angelegenheiten zu sprechen; er ließ ihn also holen und erkundigte sich unter andern auch nach seinem Taufnamen.

„Ich heiße Ariotto (Schlemmer, Vielfraß)" antwortete der Pfarrer.

Der Erzbischof wunderte sich darüber und meynte, wenn zu Florenz die Namen feil wären, so würde jeder Vater seinen besten Dahler daran wenden, um seinem Sohne einen recht guten zu kaufen; und Ihr Vater (setzte er hinzu), ein so gescheidter, verständiger Mann, der ohne allen Kosten-Aufwand nach einem Belieben wählen durfte, war im Stande, Ihnen einen so sonderbaren Namen zu geben! Gewiß, das war ein schlimmes Versehen."

„Wundern Sie sich darüber nicht, hochwürdigster Herr! (versetzte Ariotto) Mein Vater hat sich noch weit ärgere Versehen zu Schulden kommen lassen."

Erzbischof. „Wie so?“

Ariotto. „So pflegte er z. B. von Andern zu borgen, da er doch lieber hätte Geld auf Zinsen ausleihen sollen.“

Erzbischof. Aber das Wuchern würde ihn ja in die Hölle gebracht haben!“

Ariotto. „Freylich wohl! Allein das Borgen hat den guten Alten ins Gefängniß gebracht, wo er denn auch gestorben ist!“

Ariotto war dem Bischof von Forli von einem sehr angesehenen Manne aufs angelegentlichste und ausdrücklich mit den Worten empfohlen worden, er solle ihn behandeln, als ob er ihn, den Empfehlenden, selbst vor sich hätte. Als nun unser Pfarrer einst dem Bischofe seine Aufwartung machte, empfing ihn dieser nicht nur mit der größten Hochachtung und Freundschaft, sondern setzte ihn auch bey Tafel oben an, worüber denn die anwesenden Prälaten und Edelleute große Augen machten.

„Wundern Sie sich nicht darüber, meine Herren! — sagte der Bischof, als er ihr Erstaunen be-

merkte — es geſchieht auf ausdrückliches Erſuchen eines Mannes, der mich den Herrn Pfarrer als ſein zweytes Ich zu betrachten bittet und dem ich, wenn er hier wäre, vermöge ſeines Ranges, dieſe Stelle würde anweiſen müſſen.“

„Ich danke Eurer Hochwürden für die mir bisher erwieſene Ehre (verſetzte Arlotte), bitte aber gehorſamſt, dafür zu ſorgen, daß es mir nicht gehe, wie dem Herrn Chriſtus am Palmſonntags Morgen zu Jeruſalem.

Die Befehlshaber zweyer im Hafen zu Livorno vor Anker liegender nach Venedig und Florenz gehöriger Handelsfregatten kamen einſt unter andern auf ihre Schiffsprediger zu ſprechen.

„Ja, das muß wahr ſeyn (ſagte der Venezianer); wir wählen dazu allemal grundgelehrte Leute; Leute, die ſich gewaſchen haben. So habe ich z. B. auf meinem Schiffe einen Pfaffen .... bei meiner Seele! das iſt ein tüchtiger Kerl. Der weiß Euch die ganze Theologie an den Fingern herzuſagen, hat ſich in den anſehnlichſten Städten von

Italien hören lassen, und predigt die größten Kanzelredner aus dem Sack' und in den Sack."

„Hobo, hobo! nur gemach! — versetzte der Florentiner — Ich habe auf meiner Fregatte einen Mann, der im Predigen gewis alle Andern aufs Maul schlägt, und vor dem der Curige gar bald die Segel streichen wird. Wollt Ihr's darauf ankommen lassen, so stehe ich Euch heut im Tage zu Dienste.

„Topp! — erwieberte der Venezianer — stellt Euch nur morgenfrüh nebst Euren Leuten zum Frühstück bey uns ein, so soll Euch mein Schiffspfaffe predigen, daß Ihr Nas' und Maul aufsperren sollt. Uebermorgen früh wollen wir zu Euch an Bord kommen, und dann mag der Curige zeigen, was er gelernt hat. Trägt er den Sieg davon, so zahle ich, so viel Euch beliebt; zieht er aber den kürzern, so werdet Ihr Euch gefallen lassen, in die Büchse zu blasen.

„Es gilt schon!" sagte der Florentiner, und begab sich am folgenden Morgen, in Gesellschaft vieler Kaufleute und unsers Ariotto an Bord des Venezianischen Schiffs, wo sie erst mit einem tüchti-

gen Frühstück und dann mit einer Predigt regalirt wurden, von welcher unser Gewährsmann versichert, daß sie ein Meisterstück von Beredsamkeit gewesen sey und alle Zuhörer in Erstaunen gesetzt habe.

Geschah es aus Eigensinn, oder aus Nachläßigkeit — genug, der Florentiner entdeckte dem ehrlichen Ariotto erst am folgenden Morgen, als die Herrn Venezianer bereits beym Frühstücke saßen, was er mit dem Befehlshaber derselben verabredet hatte, und kündigte ihm zugleich an, daß er die Ehre seiner Landsleute rettrn und die Zweykampfspredigt halten müsse.

Ariotto beschwerte sich sehr darüber, daß man ihm das nicht früher gesagt habe, und äußerte, wie man ihm so etwas zumuthen könne, da der Venezianer bekanntlich nicht nur ein grundgelehrter Mann, sondern auch auf die Predigt vorbereitet worden, sein Wissen hingegen nur Stückwerk und folglich das Predigen aus dem Stegreife ihm, der mit genauer Noth sein Meßbuch lesen könne, ein unauflösliches Problem sey. Allein er mochte einwenden, was er wollte, der Seemann bestand auf

seiner Forderung, und ermahnte ihn, bey Verlust seiner Gnade, die Wettrede zu halten.

„Nun, wenns denn nicht anders seyn kann, — ich habe ja so manchen Strauß bestanden, warum sollte ich diesmal wie ein Haase davon schleichen!“ — antwortete Arlotto, setzte sich mit heiterm Gesichte an den Tisch, wo die Gesellschaft frühstückte und fing, sobald ihre Kinnbacken wieder in Ruhe waren, sich räuspernd, also an:

„Meine Herren Schiffs-Capitäne, Offiziere, Kauf- und Handelsleute,
Wohl- und Hochedelgeborne, allerseits werthgeschätzte und hochzuverehrende Gönner und Freunde,

Ich trete keinesweges aus Ruhmsucht, sondern lediglich auf hohen Befehl und folglich ohne all mein Verdienst und Würdigkeit, an dieser Stätte auf. Da ich nun einmal zu Eurer Wohl- und Hochedelgebornen reden soll und muß, so will ich, um Eure Aufmerksamkeit nicht zu ermüden, meine Predigt kürzlich in drey Abschnitte eintheilen. Den ersten, wie einleuchtend er auch ist, werdet Ihr nicht begreifen, wohl aber ich; den zweyten werdet Ihr

recht gut verſtehen, ich aber nicht; der dritte und letzte hingegen wird ſowohl Euch als mir zu hoch ſeyn *).

Was den erſten Theil betifft, den Ihr nicht begreifet, wie ſonnenklar er auch mir iſt; ſo denkt nur an die Nächſtenliebe und Barmherzigkeit, wodurch man Gott ſo angenehm wird, und wovon ich Euch meine theuren Schiffsgefährten, leider ſo oft vergebens vorgepredigt habe. Sagt nicht: hier, auf dem Schiffe, giebt es keine Arme; wir haben keine Gelegenheit, Barmherzigkeit zu üben!" — Ich habe ja unzählige Mal gezeigt, in welchem erbärmlichen Zuſtande ſich mein Mantel befindet und wie ſehr ich einen neuen bedarf; aber Ihr habt mich nicht hören wollen, ſondern ſeyd immer taub gegen meine Vorſtellungen geweſen. Ich fordre Euch daher jetzt von neuem zu dieſem Gott ſo wohlgefälligen

*) Ob Peter Leven, der, wie man ſich aus dem Vorhergehenden erinnern wird, einſt beynahe eben ſo eine theilte, unſern Ariotto, oder ob dieſer jenem nachahmte, dürfte wohl ſchwer zu entſcheiden ſeyn; doch ſcheint uns das erſte glaublicher.

Werke der christlichen Liebe auf. Seht doch einmal an, wie zerlumpt und zerrissen dieser mein einziger Mantel ist; seht wie er alle Augenblicke im Begriff steht, mich im Stiche zu lassen.

„Erhebt Eure Herzen, andächtige Zuhörer, und denkt an den heiligen Martinus, der sich schon durch die Hälfte seines Mantels die er um Gottes willen verschenkte, ein so großes Verdienst, ja das Himmelreich erwarb! Bedenkt, wie groß Euer Gewinn seyn würde, wenn Ihr mich auf die Art neu kleidetet. Wie wohlgefällig Gott eine solche Handlung und welch eine große Tugend die Nächstenliebe sey, hört Ihr ja täglich von den Predigern, welche die heiligen Kirchenlehrer darüber als Gewährsmänner anführen: ja der Herold des heiligen Geistes, der Apostel Paulus, verkündigt uns in seinen Episteln ein Mal über das andre das Gebot der Nächstenliebe. Er sagt ausdrücklich: wenn jemand alle Tugenden besäße, wenn er mit Engelzungen redete, und hätte die Liebe nicht; so wäre er nichts als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

Ich, als Euer geistlicher Vater, erinnere Euch, meine Lieben, ferner an das Beyspiel Jesu Chri-

ſti, der aus Liebe zu uns ſich ſelbſt in den Tod gab. Doch ich weiß, wenn ich Euch auch bis morgen früh predigte, ſo würdet Ihr doch dieſen Theil, den ich, der ich einen Mantel bedarf, nur allzuwohl begreife, nicht verſtehen lernen. Ich gehe daher unverzüglich zu meinem zweyten Abſchnitte über, der Euch eben ſo geläufig, als mir unerklärbar iſt.“

„Ich rede hier nämlich von den Wechſelgeſchäften, die Ihr in Rom, Neapel, Lyon, Brügge und andern Orten macht. Ihr ziehet, wenn gleich die Meſſe bereits vor der Thür iſt und das Geld nicht aus Venedig, Genua, Rom, Neapel, Florenz, oder wo das Geſchäft ſonſt getrieben wird, kommt, auf drey oder vier Monate ohne Bedenken zwölf bis vierzehn Procent ab, und das halte ich für Betrug, Wucherey, ja für einen offenbaren Diebſtahl.“

„Wenn ich hingegen in England, in Frankreich, in Spanien oder irgend einem andern entfernten Lande bin, mir nach Rom oder wohin ich ſonſt zu reiſen denke, tauſend Dukaten nachſchicken laſſe und dafür, nach der geringern oder größern Entfernung des Orts, eine Erkenntlichkeit

von 4 bis 5 Procent entrichte; so scheint mir das, in Betracht der mit der Ueberfahrt verbundenen Gefahr des Lebens und Geldes, keineswegs ein strafbarer, sondern ein erlaubter Gewinn. Das wäre also der zweyte Theil, den ich nicht verstehe und daher eurer bessern Einsicht überlassen muß."

„Der dritte, welcher sowohl mir als Euch zu hoch ist, handelt von der heiligen Dreyeinigkeit, deren Fest wir heute feyern; und wenn die Kirche dasselbe an diesem Tage nicht beginge, so würde ich mich nicht in diese schwierige, unergründliche Materie, in diesen erhabenen Glaubensartikel vertieft haben, den wir als wahre Christen ohne allen Skrupel annehmen und für gewiß halten müssen; sintemal derjenige, welcher denselben nicht treulich annimmt, ohne Zweifel ewig verloren gehen wird. Es haben zwar schon seit mehr als hundert Jahren viele gelehrte Männer über diesen Artikel gestritten und er ist dessen ungeachtet noch nicht so aufs reine gebracht, daß ihn Eure und meine blöde Vernunft fassen könnte: allein da wir täglich unzählig viele Wunder vor Augen sehen, so müssen wir auch dies getreulich glauben, zumal da wir dasselbe in kurzem

dort in jenem Leben völlig durchschauen werden; eine Freude, wozu die heilige Dreyeinigkeit uns Alle aus Gnaden verheifen wolle. Amen." —

Nach geendigtem Vortrage gestand nicht nur der Venezianische Schiffshauptmann und sein ganzes Gefolge, daß Arlotto besser gepredigt habe als der andre Geistliche (welcher unsern Ehrenmann selbst für seinen Meister erkannte und ihn sehr lobte,) sondern, als er hörte, daß dies alles bloß Naturgabe und kein Werk der Kunst sey, wunderte er sich über sein seltenes Genie, schenkte ihm 15 Ellen feines Tuch und 30 Goldscudi, empfahl ihn dem Florentinischen Capitän aufs angelegentlichste und dankte demselben herzlich für die schöne Rede, womit ihn sein Schiffsprediger erbauet hatte.

Die Florentinische Fregatte segelte bald darauf nach England und lag einige Monate hindurch in Handels-Angelegenheiten auf der Themse vor Anker. Die Italiener machten sehr bald in London Bekanntschaft und liefen sich die Englischen Schmausereyen und Trinkgelage recht wohl gefallen. Im sel-

zenden Herbste fingen, wie bereits mehrere Jahre zuvor, in der schweigerischen Hauptstadt allerley Krankheiten und besonders Augen-Entzündungen an zu herrschen, und auch die Herren Florentiner blieben nicht damit verschont.

Jedermann glaubte — wie denn der Mensch nur allzugern die Ursach seiner Uebel außer sich selbst zu suchen pflegt — die rauhe Herbstluft sey Schuld an diesem Ungemache, und da der Aberglaube damals noch gar sehr in London herrschte; so nahm man seine Zuflucht zu geistlichen Alfanzereyen, ließ Messe für sich lesen, sich vom Priester, (der denn nicht ermanzelte, das Kreuz dabey zu schlagen und einige magische Worte herzumurmeln) die Augen mit Weihwasser bestreichen u. s. w. Daß die Diener des Herrn eben keinen Beruf fühlten, diesem so einträglichen Vorurtheile entgegen zu arbeiten und den blinden Laien die Augen zu öffnen, wird man, glaub' ich, auch am Ende dieses achtzehnten Jahrhunderts noch nicht sehr befremdend finden.

Ariotto, der sich ebenfalls ein wenig in London umgesehen hatte, war unter andern auch mit einem Englischen Geistlichen bekannt und — da es der Ar-

halten im Weinberge des Herrn dermalen so viele gab — von diesem seinem Freunde gebeten worden, das Meßelesen und den Augen-Exorcismus statt seiner zu verrichten. Sobald der Pöbel hörte, daß ein Priester, welcher den Stuhl Petri und dessen heiligen Insassen von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte, den Gottes- oder vielmehr Kirchendienst verrichten sollte, strömte er haufenweise hinzu, um sich von diesem zweyten Paulus berühren und mit Weihwasser besprengen zu lassen. Ariotto ermangelte nicht, sich ein recht wichtiges Ansehen zu geben; und da der gemeine Mann bekanntlich für alles, was er nicht versteht, die größte Ehrfurcht hegt, so murmelte unser Schalk, so oft er einem Engländer die Augen bestrich: beete meno, che il mal previ faccia *) worauf denn der Patient, der dies für eine Italienische Beschwörungsformel hielt, mit einem ehrerbietigen Reverenz ungemein getröstet von dannen ging.

Allein zufälliger Weise befand sich nahe beym

*) Das ist: sauft nicht so arg, so werdet ihr gesund.

Mark unter dem Haufen seiner Zuhörer ein Ritter vom goldenen Sporn, Namens Eduard, der vor kurzem in Italien gewesen war, um den heiligen Vater des fortdauernden Gehorsams seines allerdurchlauchtigen Sohnes, des Königs von England, zu versichern. Da er nun recht gut Italienisch verstand, so konnte er sich nicht enthalten, über die vermeynte Zauberformel zu lachen und diesen Schwank seinem Monarchen zu erzählen. Der König ließ den Priester holen und fragte, was er eigentlich mit diesen Worten habe sagen wollen.

„Nichts — versetzte Arlotto — da aber doch einmal etwas gesagt werden mußte; so glaubte ich, sie würden den Augenpatienten leicht eben soviel helfen, als wenn ich ein Gebet herplapperte."

Diese Antwort gefiel dem Könige so sehr, daß er unsern Ehrenmann reichlich beschenkte und ihn in der Folge sehr oft nach Hofe kommen ließ, um sich an seinen Späßen zu belustigen.

Arlotto hielt sich ein besonderes Buch, worinn er alle närrischen Streiche schrieb, die er hörte, und

daß er die Narrenchronik nannte. Als Alphonſus König von Arragonien während ſeines Aufenthalts zu Neapel davon hörte, ließ er den Pfarrer holen und ſich das Buch zeigen. — Aber wie erſtaunte er, als er ſeinen eignen Namen mit großen Buchſtaben in dieſer Narrenchronik fand! Er fragte den Verfaſſer um die Urſache dieſer Ehre.

„Haben Eure Majeſtät nicht einem Deutſchen, Namens Dietrich, fünf bis ſechs tauſend Dukaten vorgeſchoſſen, damit er in fremden Ländern Pferde dafür einkaufen ſolle?“ — fragte Arlotto. Der Monarch konnte es nicht läugnen.

„Nun, — ſagte der Pfarrer — finden Sie es nicht närriſch, einem Ausländer ſo viel Geld anzuvertrauen?“

„Wenn aber der Deutſche zurückkommt?“ fragte der König.

„Dann ſtreiche ich Ihren Namen aus und ſchreibe ſeinen hinein (verſetzte Arlotto); denn alsdenn iſt er noch ein größerer Narr als Sie.“

Arlotto sollte einst am Feste des heiligen Laurentius predigen. Da es indessen sehr warm war und einige seiner jüngern Amtsbrüder sich an dem Tage ein Vergnügen machen wollten; so bat man ihn, sich so kurz als möglich zu fassen. Er stieg also auf die Kanzel und fing, nach dem gewöhnlichen Eingange, seine Predigt folgender Maßen an:

„Meine andächtigen Zuhörer!"

„Ihr wisset, es ist heute gerade ein Jahr, als ich hier auftrat und Euch das Leben, die Wunder und den glorreichen Märtyrertod des heiligen Laurentius erzählte. Nun hat aber dieser Mann Gottes seit der Zeit und bis auf den heutigen Tag, soviel mir bewußt ist, nichts merkwürdiges weiter gethan. Da es auch schon ziemlich spät ist, und ich, der ich noch dazu beynahe ganz unvorbereitet hier auftrete, Euch nichts anders würde sagen können, als was ich bereits vor einem Jahre vortrug und was Euch, wie ich hoffe, noch in gutem Andenken schweben wird: so will ich Euch heute nicht länger aufhalten. Sollte sich indessen jemand hier befinden, der im vorigen Jahre nicht hier war und doch Lust hätte, dasselbe zu wissen — der sey so gut, es sich

von denen, welche damals anwesend waren, wieder erzählen zu lassen. Empfanget hierauf den Seegen des Herrn!“

Als Arlotto einst an einem Sonnabends-Morgen mit einem Priester aus Siena, bey welchem er sich, auf einer Reise von Rom nach Florenz, einige Tage aufhielt, auf den Markt ging, um für den Sonntag Fleisch einzukaufen, fand er daselbst unter andern einen Mann, der sich mit dem Metzger über ein angeblich nicht vollwichtiges Stück Kalbfleisch zankte, und unterdessen vier treffliche, anderswo erfeilschte Forellen auf einen in einem Winkel stehenden Tisch gelegt hatte. Sogleich wandelte unsern Pfarrer die Lust an, auf Unkosten Anderer einen Fischzug zu versuchen; und er wußte die Hitze der streitenden Partheyen so geschickt zu benutzen, daß die Forellen schon lange in seinem Aermel steckten, als der Eigenthümer sich ihrer wieder erinnerte, und sie im Weggehen mit nach Hause nehmen wollte. Da sie natürlicher Weise nicht mehr auf dem Tische zu finden waren, so ging der Streit von neuem an;

denn der Zänker wandte sich deswegen an den Fleischer, dieser hingegen schwur hoch und theuer, er habe die Fische nicht mit Augen gesehen, vielweniger gestohlen.

Als der Lärm am lebhaftesten geworden war und man eben im Begriff war, zu Thätlichkeiten zu schreiten, trat auch, gleichsam von ohngefähr, Arlotto hinzu, und erkundigte sich nach der Ursache desselben. Der Siener erzählte ihm den Vorfall. —

„Warum hast du dich nicht besser vorgesehen! — sagte unser Pfarrer, als jener endlich fertig war — Wärest du so klug gewesen als ich, so hätte dir niemand deine Fische genommen. Sieh hier! (er zeigte ihm den Aermel, worin die Forellen steckten) so habe ichs mit den meinigen gemacht, und so muß man's anfangen, wenn man in Siena nicht bestohlen seyn will. Nimm daran ein Beyspiel, und laß dir in Zukunft diesen Schaden zur Warnung dienen!"

Der Siener merkte wohl, wie es um seine Fische stand; allein er wagte es nicht, den geistlichen Herrn eines Diebstahls zu bezüchtigen, sondern ging

ſtillſchweigend weg und ſchämte ſich ſeiner Unachtſamkeit.

Einige junge Leute, welche im Begriff waren, auf die Jagd zu reiten, baten unſern Pfarrer, für ſie eine Meſſe zu leſen, die ſich für Jäger ſchicke. Er trat alſo vor den Altar, ſagte die Eingangsworte und die Beichte ganz langſam her, blätterte dabey beſtändig bald vorwärts bald rückwärts in dem Meßbuche, und ſchwieg endlich ganz ſtill.

Die Herren wunderten ſich ſehr darüber, hätten aber doch, wie eilfertig ſie auch waren, gern die Meſſe erſt abgewartet. Einer von ihnen fragte alſo den Pfarrer, was das bedeuten ſolle, und warum er ihr Verlangen nicht erfülle.

„Ihr macht mir heute den Kopf verzweifelt warm! — antwortete Arlotto. — Ich habe das ganze Meßbuch von einem Ende bis zum andern durchblättert, aber keine Jägermeſſe darin gefunden. Soll ich eine von denen leſen, die hierin ſtehen?... von Herzen gern; wo nicht, ſo weiß ich mir nicht zu helfen.“

Die jungen Leute ſahen ihren Irrthum ein und ließen ihn leſen was er vor ſich hatte.

Ein pilgernder Mönch aus Deutſchland fragte unſern Ariotto auf lateiniſch, wohin der Weg nach Rom gehe. Dieſer, der kein Latein verſtand, ſich aber doch nicht gern in den Augen ſeiner umſtehenden Pfarrkinder herabſetzen wollte, antwortete unverzüglich: Dixit dominus domino meo, sede a dextris meis *).

Der Mönch, der nicht anders glaubte, als Ariotto antworte mit Fleiß ſo verkehrt und wollte ihn zum beſten haben, machte ein finſteres Geſicht und ließ den Italiener ſtehen.

„Habt Ihr nicht gehört, wie unſer Pfarrer den Fremden aus der Schrift abfertigte? (ſagten die Umſtehenden unter einander). Darum wollte er ſich mit ihm auch in keinen Streit einlaſſen, ſondern ging weg, als ob ihn ein Hund gebiſſen hätte.“

---

*) D. i. Der Herr ſpricht zu meinem Herrn: ſetze dich zu meiner Rechten.

Zu dem Begräbniſſe des Bernardo Villamarina, eines groſſen Seehelden in Florentiniſchen Dienſten, hatte ein alter ehrlicher Kaufmann, Nahmens Franceſco di Manetto, das Wachs geliefert. Dieſer Gewinn wurde ihm von andern beneidet, und er ward deswegen angeklagt, daß er das Wachs verfälſcht habe, welches offenbar an dem Kniſtern der in der Kirche angezündeten Kerzen zu merken geweſen ſey. Manetto mochte ſeine Unſchuld vertheidigen, wie er wollte, ſo ward er doch zu einer Geldſtrafe von 200 Dukaten und dem Verluſte des Wachſes verurtheilt, welches über 1800 Pfund gewogen hatte.

Der arme Mann war darüber ganz in Verzweiflung, als Ariotto zufälliger Weiſe den Tag vor der Vollziehung des Urtheils nach Florenz kam und in dem Hauſe des Franceſco, der ſchon lange ſein Freund war, abſtieg. Er fand ihn ſehr betrübt, fragte nach der Urſache und vernahm, was für ein Schickſal dem ehrlichen Manne bevorſtand. Sogleich ging Ariotto zu den Bürgermeiſtern, welche ihn, als einen alten Bekannten, ſehr freundſchaftlich aufnahmen und ihn fragten, was er von ihnen wolle; ſie

seyen bereit, ihm alle mögliche Gefälligkeiten zu erzeigen.

„Daran zweifle ich keinen Augenblick, (sagte der Pfarrer) und komme daher auch voll Vertrauens, daß Sie mir eine billige Bitte nicht abschlagen werden. Sie haben da, wie ich höre, den ehrlichen Manetto verurtheilt, weil er das beym Begräbniß des Villamarina gebrauchte Wachs verfälscht haben soll: allein so etwas läßt sich von dem Manne gar nicht denken. Er wohnt nun funfzig Jahr hier in der Stadt, und nie hat man dergleichen von ihm gehört; auch ist er noch niemals irgend eines Vergehens wegen vor der Obrigkeit erschienen. Das sind, glauben Sie mir, nichts als Verläumdungen, die ihm der Neid nachsagt. Und wenn auch das Wachs finsterte, so geschah das nicht deswegen, weil es verfälscht war, sondern aus einer ganz andern Ursache, die mir wohl bekannt ist."

„Und was könnte das für eine seyn?" fragten die ehrwürdigen Väter der Stadt.

„Die will ich Ihnen im Vertrauen wohl sagen — erwiederte Ariotto — Der selige Bernardo war der größte Seeheld unsrer Zeit; das

weiß ganz Italien. Gleichwohl hatte er viele Neider und Feinde, und bey ſeinem Begräbniſſe war niemand gegenwärtig, der ſich betrübte. Seine Vettern hatten, um zu der Erbſchaft zu gelangen, ſeinen Tod ſchon lange gewünſcht; ſeine Soldaten ebenfalls, um ein neues Oberhaupt zu erhalten, das nicht alles ſo genau nähme. Seine Frau, ingleichen ſeine übrigen Verwandten und Freunde, die ihn beweint haben würden, waren nicht gegenwärtig, ſondern in Catalonien. Da nun kein Menſch da war, der eine Thräne vergoß; ſo fing das Wachs an, über ſeine Verdienſte gerührt, zu knirſtern und zu ſpritzeln, um dadurch ſeinen Schmerz und ſeine Betrübniß über den Tod eines ſo großen Seehelden an den Tag zu legen. Das war's, und Franceſco hat dabey weder Bosheit noch Betrug bewieſen. Erkundigen Sie ſich nur genauer nach den Umſtänden, ſo werden Sie finden, daß dies die wahre Urſache geweſen iſt."

Dieſer Scherz vermochte ſo viel, daß Franceſco losgeſprochen und ihm ſein Wachs bey Heller und Pfennig bezahlt wurde.

Der Pfarrer zu Cercina, Nahmens Antonio, ebenfalls ein lustiger Zeisig, lebte mit unserm Arlotto, seinem Nachbar und gutem Freunde, beständig in einer Art von komischer Fehde; so z. B. besuchte er ihn niemals, ohne ihm etwas zu entwenden, oder ihm irgend einen andern Possen zu spielen, wogegen denn unser Ehrenmann nicht unterließ, ihn gelegentlich mit gleicher Münze zu bezahlen.

An einem Morgen, als Arlotto bey seinem Freunde gefrühstückt hatte, und sich ein wenig im Hause umsah, stieß er im Erdgeschosse unter andern auf eine Kammer, worin allerley Eisenwerk, als Schlösser, Klingeln, Gewürfe, Beschläge u. s. w. lag, welches Antonio, welcher dämahls eben bauen ließ, im voraus angeschafft hatte. Unser Pfarrer, der alles gebrauchen konnte, was nicht niet- und nagelfest war, bedachte sich nicht lange, sondern raffte sogleich einige 30 bis 40 Pfund von diesen Klappereyen zusammen, steckte sie in einen Sack und band denselben um den Leib, so daß man, zumahl da er den weiten Priestermantel selten abzulegen pflegte, den Raub nicht einmahl gewahr ward.

Gegen Abend ſtiegen die beyden Freunde zu Pferde, um nach Creſci zu reiten und daſelbſt zu übernachten. „Wir haben einander doch manchen loſen Streich geſpielt! (ſagte Arlotto unterwegs zu ſeinem Gefährten) Ich dächte, es wäre wohl einmahl Zeit, die Poſſen einzuſtellen, zumahl da wir beyde ſchon mit einem Fuße im Grabe ſtehen. Freylich, der Vortheil bleibt immer auf Eurer Seite, denn Ihr habt mir weit mehr ſtipitzt, als ich Euch: aber mags doch! Ich will nun einmahl mit Euch aufheben. Wer den Schaden hat, mag ihn tragen."

„Meinethalben! Wenn's Euch recht iſt ... ich bin damit zufrieden", antwortete Antonio, der ſich noch immer im Vortheil glaubte."

Im nächſten Dorfe ſtiegen unſere Reiſenden ab, gingen in die Kirche und ſöhnten ſich vor dem Altare, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß jeder behalten ſollte, was er ſeinem Gegner genommen hätte, mit einander aus. Aber kaum hatten ſie den neuen Bund durch einen Kuß beſiegelt und die Kirchthüre wieder im Rücken, ſo ſchlug Arlotto ſeinen Mantel zurück, zeigte das Eiſengeräthe, welches er in Cereina hatte mitgeben heißen und ſagte:

„Es versteht sich, daß dies in unsern Vertrag mit eingeschlossen ist!“

Antonio machte ein ziemlich scheeles Gesicht, konnte aber doch nicht umhin, sich auch diese erschlichene Bedingung, wiewohl zu seinem Schaden, gefallen zu lassen.

Als Ariotto einst an einem Sonntags-Abend von Casentino zurück kam, kehrte er zu Ponte a Sieve ganz ermüdet und durch und durch naß ein; denn es hatte eben heftig geregnet. Er stieg im Wirthshause ab und wollte sich zum Feuer setzen; allein es waren mehr als dreißig Bauern — die sich, wie es an Feyertagen gewöhnlich war, hier zum Trinken und Spielen versammelt hatten — um dasselbe herum, so daß sich der arme Pfarrer weder trocknen noch wärmen konnte, wie sehr auch er und der Wirth das ungeschliffene Landvolk baten, ein wenig Platz zu machen.

Endlich besann sich Ariotto auf eine List, wodurch er sich die Grobiane vom Halse schaffen könnte. Er saß nähmlich niedergeschlagen und gedankenvoll

da, ohne ein einziges Wort zu reden. Der Wirth, welcher wohl wußte, daß das Kalmäuſern ſonſt eben nicht ſeine Sache war, wunderte ſich darüber und fragte, was ihm fehle, daß er, wider ſeine Gewohnheit, ſo traurig ſey.

„Ach! — ſeufzte der liſtige Pfarrer — ich habe wohl Urſache dazu. Mir ſind unterweges aus dieſem Torniſter hier an 14 Lire kleines Geld und achtzehn Gulden verloren gegangen; indeſſen hoffe ich noch eins und das andere davon wieder zu finden, denn ich kann es nicht über 5 (Italieniſche) Meilen von hier haben fallen laſſen. In Borſelli habe ich noch getrunken, und da ich mich eine halbe Meile davon genöthigt ſah, einmahl abzuſteigen, ſo muß mir, als ich mich wieder aufſetzte, der Torniſter an der Schnalle beym Sattelknopfe zerriſſen ſeyn, und ſo iſt denn das Geld nach und nach heraus gefallen. Bey dem gegenwärtigen garſtigen Wetter weiß ich gewiß, daß mir niemand nachgekommen iſt. Thue er mir alſo nur den Gefallen, Herr Wirth, und komme er morgen früh mit mir, wenn es nicht regnet; oder gebe er mir ſonſt jemand mit, der mir ſuchen hilft. Aber, hört er, in aller

Früde! da denk ich, will ich schon noch etwas von meinem Gelde wieder finden."

Sobald die Bauern von dem verlohrnen Gelde hörten, spitzten sie die Ohren, und es schlich sich unvermerkt einer nach dem andern hinweg, bis kein einziger mehr zurück blieb; denn jeder wollte die 18 Gulden finden. Ariotto saß nun ganz gemächlich beym Feuer und triumphirte; während die habsüchtigen Tölpel draußen nichts fanden, als schlechtes Wetter und Koth.

Einst wollte Ariotto einem seiner Bekannten, der von einer Reise zurück kam, entgegen reiten; allein er fand den Wein im nächsten Dorfe so schmackhaft, daß er beschloß, dort zu bleiben und den Reisenden daselbst zu erwarten. Als dieser anlangte, tranken die beyden Freunde einige Flaschen und stiegen dann zu Pferde, um wieder heim zu reiten.

Da Ariotto den Wein nicht bezahlte, so wollte es Falcone (so hieß der Reisende) thun. Allein unser Pfarrer ließ es nicht zu, sondern machte mit einem Stück Kohle zwey Striche an die Mauer

und ſagte zum Wirth: ich habe zwey Flaſchen angeſchrieben — welcher dieß mit einem ſchon gut! beantwortete und die beyden Herren reiten ließ.

Unterweges fragte Falcone ſeinen Freund, warum er nicht lieber die Zeche bezahlt habe.

„Ich ſtehe mit dem Wirthe in Rechnung" (erwiederte Ariotto). Er bekommt ſeinen Hafer und ſein Stroh von mir, und wir pflegen alle Jahr mit einander abzurechnen."

Falcone. „Aber er könnte Ihnen ja leicht noch einmahl ſo viel Striche anſchreiben!"

Ariotto. „Hat nichts zu bedeuten. Er iſt ein ehrlicher Mann. Aber geſetzt, er thäte es; ſo könnte ich ja eben ſo leicht drey Viertel davon wieder auslöſchen."

Falcone. „Warum ſchreiben Sie aber Ihre Zeche an die Mauer, und nicht lieber an eine Thür oder ſonſt irgendwo hin?"

Ariotto. „Das will ich Ihnen ſagen. Ein Veroneſer, der eben nicht das Schießpulver erfunden hatte, hielt ſich, Geſchäfte halber, drey Monate in Lucca auf und hatte ſich, (indem er für

jede Mahlzeit und für jede Nacht, wo er zu Hause schlafen würde, einen gewissen Preis ausbedingte) in einen Gasthof eingemiethet. Da er indessen erst bey seiner Abreise zu zahlen versprochen hatte, so bemerkte der Wirth, der nicht schreiben konnte, die Zeche und das Schlafgeld durch Einschnitte, welche er mit einem Messer in die Stubenthür machte.

„Als der Veroneser abreisen wollte, gerieth er mit dem Wirthe, der Rechnung wegen, in Streit, und da die beyden Partheyen mit gleicher Hartnäckigkeit auf ihren Sinn bestanden, so kam die Sache vor die Obrigkeit. Der Fremde behauptete, es seyen ihm zu viel Mahlzeiten angeschrieben worden, indem er verschiedene Tage theils außer dem Hause, theils gar nicht gegessen habe. Der Wirth hingegen versicherte hoch und theuer, er habe nicht einen Heller zu viel in Rechnung gebracht, sondern könne alles, was er angemerkt habe, mit gutem Gewissen beschwören.

„„Das wird sich am besten aus der Rechnung selbst ergeben,““ sagte der Richter. Der Wirth entschuldigte sich damit, er führe zwar keine bey sich, (indem er nicht schreiben könne) habe aber sich

zu Hause Zeichen gemacht, welche durchaus nicht trügen könnten; und da das Urtheil dahin ausfiel, daß man dieselben sehen müsse, so ging er nach Hause, hob die Stubenthüre aus den Angeln, trug sie auf dem Rücken nach dem Rathhause und zeigte dem Richter die an derselben befindlichen Einschnitte, worauf man denn — da es nicht wahrscheinlich war, daß ein so einfältiger Mann sich mit Betrügereyen befassen würde — unverzüglich die Rechtmäßigkeit seiner Schuldforderung anerkannte und den Fremden zur Bezahlung derselben verurtheilte."

„Sie sehen nun wohl selbst ein (setzte Arlotto hinzu), warum ich meine Zeche an die Mauer, nicht aber an die Thür schreibe; denn gesetzt ich geriethe einst darüber mit dem Wirthe in Streit, so könnte er die Thür gar leicht zum Richter tragen; die Mauer hingegen muß er wohl stehen lassen."

Arlotto kam einst zu einem seiner Bekannten, der ein Geldwechsler war, und da er ihn außeror-

deutlich niedergeschlagen fand, so ermahnte er ihn, den Kummer fahren zu lassen, indem er, als ein wohlhabender Mann, ja alle Ursache habe, froh zu seyn und des Lebens zu genießen.

„Sagen Sie das nicht! — antwortete der Geldwechsler — Ja, wenn der Betrug heut zu Tage nicht so groß in der Welt wäre! — Aber hören Sie nur, wie mir's geht. Ungefähr vor einem halben Jahre kommen drey junge Leute zu mir und legen eine Summe von 8000 Dukaten, die sie, wie ich leider nur zu spät erfuhr, durch Spiel und allerley Gaunereyen erworben hatten, unter der ausdrücklichen Bedingung bey mir nieder, daß ich sie nicht anders, als wenn sie alle drey beysammen seyen, wieder auszahlen solle."

„Nach einiger Zeit geräth der listigste von diesen Schelmen auf den Gedanken, die beiden andern um ihren Antheil zu prellen, und stellt ihnen vor, man könne das Geld nicht nur sicherer, sondern auch vortheilhafter unterbringen, wenn man dafür ein Landgut oder irgend ein anderes Grundstück ankaufe. Sie lassen sich diesen Vorschlag gefallen, treten mit dem Besitzer eines solchen in Unterhandlung und ma-

chen mir bald darauf, in Gesellschaft des verschmitzten Ahitophels, bekannt, daß sie gesonnen seyn, Herrn N** seinen Meyerhof abzukaufen und ihr Geld innerhalb 4 Wochen wieder von mir in Empfang zu nehmen."

Nach Verlauf dieser Zeit kommt jener Betrüger zu mir, sagt, seine beyden Freunde seyen auf dem Lande; indessen habe er von ihnen, die, wie ich bereits wisse, gesonnen seyen, ihr Geld anderswo anzulegen, den Auftrag, die 8000 Dukaten zu heben. — Da ich bereits gehört hatte, daß der Kauf über das vorhin erwähnte Landgut abgeschlossen wäre, so trug ich kein Bedenken, ihm die verlangte Summe gegen einen Empfangschein auszuzahlen.

„Aber denken Sie sich mein Erstaunen, als nach einigen Tagen die beyden andern Schelme sich ebenfalls bey mir einfanden und ihr Geld forderten! Ich sagte ihnen, daß dasselbe bereits an ihren Freund ausgezahlt worden sey, und bewies dies mit dem von ihm unterschriebenen Empfangsschein. Sie konnten seine Handschrift nicht abläugnen, blieben aber dessen ungeachtet bey ihrer Forderung, indem sie, wie mir selbst bewußt sey, sich ausdrücklich aus-

hebungen hätten, daß das Kapital nicht anders, als wenn sie alle drey gegenwärtig wären, zurückgezahlt werden sollte."

„Da ich, wie Sie leicht denken können, gar nicht Lust hatte, 8000 Dukaten wegzuwerfen, so kam die Sache zum Prozesse, welcher denn, wie ich unter der Hand erfahren habe, morgen, wo uns das Urthel auf dem Rathhause publicirt werden wird, dahin entschieden ist, daß ich die erwähnte Summe noch ein Mahl bezahlen soll." —

„Das sollen Sie wohl bleiben lassen! — versetzte der Pfarrer lachend — Wissen Sie was? Nehmen Sie mich morgen früh mit aufs Rathhaus; ich will Ihr Anwald seyn, und wenn Sie in dieser Sache nur noch einen einzigen Heller bezahlen müssen, so will ich zeitlebens ein Schelm heißen!"

Der Geldwechsler stutzte und wollte dem Dinge nicht trauen; da er indessen wenigstens nichts dabey verlieren konnte, so beschied er den Pfarrer auf die bestimmte Stunde wieder zu sich und beyde gingen nach dem Rathhause. Die Gegenparthey war bereits da, das Urthel wurde verlesen und lief darauf hinaus, daß, da der Vertrag ausdrücklich be-

ſage, daß die ſtreitige Summe nur in Gegenwart der ſämmtlichen Gläubiger wieder abgetragen werden ſolle, der Geldwechsler verbunden ſey, dieſelbe noch ein Mahl zu bezahlen.

„Damit ſind wir gern zufrieden, meine wohlweiſen Herren! (antwortete Arlotto, indem er ſich gegen die Senatoren verbeugte) Da indeſſen jetzt nur zwey unſrer Gläubiger hier anweſend ſind, ſo werden Sie die Güte haben, erſt den dritten herbey zu ſchaffen; denn das Geld ſoll ja, wie Sie ſo eben weislich bemerkt haben, nicht anders als in Gegenwart der ſämmtlichen Eigenthümer zurückgezahlt werden.“ —

Die Rathsherren ſahen einander verwundrungsvoll an, die beyden Kläger kratzten ſich hinter den Ohren, der Geldwechsler hingegen fiel unſerm Arlotto um den Hals und dankte ihm tauſend Mahl, daß er ihm ſo ſchnell und ſo glücklich aus der Verlegenheit geholfen hatte.

In einer lustigen Gesellschaft ward die Frage aufgeworfen, welches die reinlichsten Handwerker wären, und die Meynungen darüber waren sehr getheilt. Endlich kam die Reihe zu urtheilen auch an Ariotto, und man fragte ihn, wem er die größte Reinlichkeit zutraue.

„Den Ziegelstreichern, Ofensetzern und Schornsteinfegern (antwortete er); denn sie gehen nie nach dem heimlichen Gemach, ohne sich zuvor die Hände zu waschen."

„Es müßte wunderlich zugehen (pflegte er zu sagen), wenn einem die Liebe der Buhlschwestern, die Schmeicheley der Hunde, die Freundschaft der Priester und die Einladungen der Gastwirthe nichts kosten sollten."

Der Pfarrer Antonio zu Cercina wurde einst zum Schiedsrichter einer Streitigkeit ernannt, wor-

ein Arlotto mit einigen Bauern gerathen war; unſer Ehrenmann ging alſo zu ihm, um ihm ſeine Angelegenheiten beſtens zu empfehlen. Als die beyden Geiſtlichen noch mit einander redeten, kam eine Bäuerin und brachte dem Antonio ein paar Hühner zum Geſchenke.

„Ihr plündert alſo die Leute? — ſagte Arlotto, als die Frau wieder weg war.“

„Was geht Euch das an? (verſetzte Antonio) Gelüſtet Euch nach den Hühnern, ſo kauft ſie mir ab; Ihr ſollt ſie für einen billigen Preis haben.“

Arlotto kaufte ſie, und hatte ſie kaum zu ſich genommen, ſo fuhr der Pfarrer fort: „Das muß wahr ſeyn, ein undankbarerer Menſch als Ihr iſt mir noch nicht vorgekommen! Ich habe dieſer Frau nur eine unbedeutende Gefälligkeit erzeigt, und ſie ſchenkt mir doch gleich ein paar Hühner. Eure Streitſache hingegen hat mir ſchon tauſenderley Verdruß gemacht, und Ihr ſagt mir nicht einmahl: groſſen Dank! — Wenn Ihr mir noch die Hühner ſchenktet, die Ihr jetzt von mir gekauft habt; ſo

„Wenn ich damit meinen Handel gewinnen kann, so nehmt sie in Gottes Nahmen hin!“ erwiederte Ariotto. Kaum hatte er ausgeredet, so ließ sich einer seiner Gegner beym Pfarrer melden.

„Geschwind, versteckt Euch, damit Euch niemand bey mir sieht!“ sagte Antonio.

Unser Ehrenmann trat also mit den beyden Hühnern unterm Arme hinter eine spanische Wand, wo er alles hören konnte, was im Zimmer gesprochen wurde. Sein Widersacher stellte dem Antonio die Sache aufs vortheilhafteste vor und unterstützte seinen Vortrag mit zwey fetten Kapaunen und eben so viel Rebhünern, die er dem Herrn Pfarrer verehrte.

„O Weh! wie wird mir es ergehen!“ dachte hier Ariotto. Als aber sein Gegner fortfuhr, dem Antonio nach dem Munde zu schwatzen, und dieser ihm immer geneigter zu werden schien, da vermochte unser Pfarrer nicht länger an sich zu halten, sondern er kniff sein eines Huhn so derb in den Schenkel, daß es überlaut zu schreyen begann. Antonio gerieth darüber in nicht geringe Verlegenheit, und ihm währte die Zeit lange, ehe sein Client ausgeredet

„Was, zum Henker, fangt Ihr an? (sagte er zu Arlotto, sobald der Bauer die Thür auf dem Rükken hatte) Wollt Ihr mich denn durchaus in Schimpf und Schande bringen?“

„Die Hühner, welche ich Euch geschenkt habe (erwiederte Arlotto), merkten, daß die Kapaunen und Rebhühner mehr über Euch vermochten, als unsre funfzigjährige Freundschaft; sie nahmen sich daher die Freyheit, Euch an dieselbe zu erinnern. Solltet Ihr indessen dennoch die Sache zu meinem Nachtheil entscheiden, so werden sie zwar schweigen, aber ich, ich werde schreyen, daß mich alle Welt hören soll.“

Antonio hielt nicht für rathsam, es dahin kommen zu lassen, sondern schlichtete den Handel zum Besten seines Amtsbruders, wie denn clericus clericum non decimat, d. i. eine Krähe der andern kein Auge aushackt.

Ein Marktschreyer hatte einst seine Bude vor

sem bretternen Throne herab solche Wunderdinge zu verkündigen, daß alle Vorübergehenden stehen blieben und der Pöbel Mund und Nase aufsperrte. Nur Arietto und ein fremder Kaufmann gaben nicht Acht darauf, sondern standen an der Thür und sprachen über ein gewisses Handelsgeschäft so laut, daß der Quacksalber, welcher eben einen Schwank erzählte, nicht wenig dadurch gestört ward und voll Verdruß über diesen Mangel an Aufmerksamkeit, mitten in seiner Erzählung abbrach, und sich folgendermaaßen vernehmen ließ:

„Ehe und bevor ich in dieser meiner höchst wunderbaren und wahrhaften Historia fortfahre, muß ich Ihnen, allerseits gnädige und werthgeschätzte hohe Anwesende, folgende von einem großen Naturphilosophen gemachte Bemerkung mittheilen.“

„Es giebt drey höchst sonderbare und seltsame Thiere in der Welt. Das erste ißt zwar, trinkt aber nicht, und das ist der Holz- oder Borkenkäfer; Das zweyte trinkt, aber ohne jemals zu essen; dies ist das Insekt, welches sich in den Weintrauben aufhält. Das dritte und sonderbarste hat man nie-

das Heupferd, welches beſtändigt zirpt und ſummt, wie die beyden Herren da, die ſo überlaut flüſtern und murmeln, daß ich mein eignes Wort nicht hören, geſchweige denn meine Hiſtoria zu Ende erzählen kann.“ —

Ariotto und ſein Freund hatten ſich ſo ſehr in ihr Handelsgeſpräch vertieft, daß ſie des Marktſchreyers Spöttereyen nicht einmahl beachteten. Indeſſen ward jener bald darauf durch einen ſeiner Bekannten davon benachrichtigt; es verdroß ihn, durch einen ſolchen Geck öffentlich beſchimpft worden zu ſeyn, er beſchloß, ſich dafür zu rächen, und gab einem Laienbruder aus dem Kloſter St. Michael, in deſſen Nachbarſchaft der Quackſalber am folgenden Sonntage ſeine Bühne aufſchlagen wollte, einen halben Gulden, mit dem Bedeuten, daß er, auf ein von unſerm Pfarrer zu gebendes Zeichen, die Sturmglocke anziehen und ſo lange läuten ſolle, bis er ihm befehlen würde wieder aufzuhören. Der Bruder, welcher ebenfalls ein luſtiger Geſell war, ließ ſich den Vorſchlag gefallen und verſprach, auf be-

Am nächsten Sonntage eröffnete der Wunderdoctor seinen Kram mit einer pathetischen Rede, worin er, nach Art der Verfasser der sogenannten Gesundheitszeitung, alle von ihm zu heilenden Leibesgebrechen aufzählte, auf die Aerzte, welche er sehr bescheiden seine Collegen nannte, weidlich loszog, seine Kunst bis in den Himmel erhob und endlich — nachdem eine zahllose Menge Neugieriger herbeygeströhmt war und jedermann mit Schmerzen harrte, ob er seine Wunderhand nicht bald ausstrekken würde — unter der Versicherung, daß er eben so bereitwillig als geschickt zu helfen sey, seine Büchsen hervorlangte, um den Leuten pomphaft intitulirte Schmierereyen auszuspenden und dafür ihr baares, blankes Geld in Empfang zu nehmen.

Aber kaum hatte er seine Siebensachen ausgekramt, so gab Arlotto das verabredete Zeichen, der Laienbruder zog die Sturmglocke an, alles stürzte wie vom Blitze gerührt, von der Marktschreyerbude hinweg, um zu sehen, wo das Feuer wäre, und in wenig Minuten stand der Wunderdoctor mit seinen Theriakbüchsen allein, und kratzte sich, wegen des

ſo plötzlich dahingeſchwundenen Gewinnſt, hinter den Ohren.

Ein Menſch, welcher gern für einen Philoſophen gehalten ſeyn wollte und daher oft über die unbedeutendſten und lächerlichſten Dinge grübelte, fragte einſt unſern Pfarrer, warum doch wohl Gott nicht alle Menſchen zu Chriſten mache, ſondern auch Juden, Muhamedaner u. ſ. w. dulde.

„Das weiß ich nicht (antwortete Ariotto). Da wir indeſſen einmahl angefangen haben, zu philoſophiren, ſo will ich dir ebenfalls einige Fragen vorlegen, und zwar nicht aus der Theologie (denn ſo hoch pflege ich mich nicht gern zu verſteigen), ſondern nur aus dem gemeinen Leben. — Warum hat die Weintraube, die doch ein ſo herrliches Gewächs iſt und das köſtlichſte Getränk liefert, eine ſo zarte Schaale, daß ſie beym geringſten Anſtoße zerplatzt; der Tannen-Apfel hingegen, der beynahe zu nichts zu brauchen iſt, ſo viel Schuppen und Schilder um ſich herum?“

„Ferner: warum sitzt die Wade nicht vor dem Schienbeine, so daß sie dasselbe vor aller Verletzung sichert und man es nicht so oft wund stößt?"

„Endlich: warum ist das, was die Ochsen, die sich doch ebenfalls von Kräutern nähren, von sich geben, nicht eben so süß und wohlschmeckend, als das, was die Biene liefert, da man doch das Gegentheil glauben sollte? — Erkläre mir doch einmahl diese drey Punkte!"

Der Grübler gestand, daß sie über seinen Horizont gingen. „Reichen deine Einsichten nicht einmahl so weit, (versetzte Ariotto) und vermagst du nicht Dinge aus dem gemeinen Leben zu ergründen; wie darfst du dich denn unterfangen, über theologische Gegenstände zu klügeln und abzusprechen!"

Eine Frau, deren Sohn drey Jahr bey Ariotto in Kost und Unterricht gewesen war, beklagte sich beym Vicarius des Bischofs von Fiesoli darüber, daß der Knabe beym Pfarrer nichts als Frauenzimmer-Arbeiten gelernt habe.

„Nicht doch! — antwortete der Pfarrer — ich habe ihn auch zu Manns-Arbeiten angehalten; denn er hat nicht nur den Tisch in Ordnung bringen und wieder abdecken, fegen, aufwaschen, kochen, backen und betten, sondern auch vorschneiden, Holz spalten, Pferde warten und zureiten gelernt.“

Der Vicarius, der nicht anders glaubte, als Arlotto wolle ihn zum besten haben, beschloß, ihn für diese Naseweisheit ein wenig zu züchtigen und ihn auf ein paar Tage einsperren zu lassen. Da er indessen wohl vermuthen konnte, daß dieser sich nicht in der Güte dazu bequemen würde, und er doch auch nicht gern Gewalt gebrauchen oder vieles Aufsehen von der Sache machen wollte, so suchte er ihn zu überlisten, und sagte daher nach einigen gleichgültigen Fragen: „Apropos! Sie haben ja wohl das neue Gefängniß noch nicht gesehen, das der Bischof vor kurzem hat anlegen lassen?“

Arlotto. „Nein, noch nicht.“

Vicarius. „Wenn's Ihnen gefällig ist, so wollen wir's jetzt einmahl in Augenschein nehmen.“

Der Pfarrer war damit zufrieden, und die beyden Herren machten sich sogleich auf den Weg. An

der Thür blieb der Vicarius stehen und nöthigte seinen Begleiter, voran zu gehen.

„Ich habe die Ehre, Ihnen zu folgen“ sagte der schlaue Ariotto, welcher den Pfiff merkte.

Vicarius. „Ohne Complimente! ich bitte .....“

Ariotto. (mit einer tiefen Verbeugung) „.... gehorsamst aufzuwarten! Wie könnte ich so unhöflich seyn! — nein, das geschieht nicht — gewiß nicht.“

Der Vicarius, welcher zeigen wollte, daß er nichts arges im Schilde führte, trat hinein und die Klägerinn, welche die Neugier bewogen hatte, die beyden Herren zu begleiten, folgte ihm. Aber kaum hatten sie den Fuß über die Schwelle gesetzt, so schlug Ariotto die Thür hinter ihnen zu, legte ein großes Vorhängeschloß davor, lief mit den Schlüssel zum Bischof und erzählte ihm, er habe den Vicarius mit einem Frauenzimmer ertappt, und ihn gleich auf frischer That eingesperrt.

Der Bischof, der sich darüber halb todt lachen wollte und den Pfaffer nicht wenig lobte, ließ die beyden Gefangenen acht Tage in ihrem Käfig stecken und jagte den Vicarius nachher fort, weil er, wie

unſer Autor ſagt, ſo dumm geweſen war, ſich ertappen zu laſſen.

Griotto ſollte einſt einem gewiſſen Don Lupo, (d. h. Wolf) dem nahen Verwandten eines Florentiniſchen Schiffs-Capitains, die Leichenpredigt halten; er ſtieg alſo auf die Kanzel und hub folgendermaßen an:

„Ich trete auf Befehl des Herrn Schiffs-Capitains und der übrigen hohen Anverwandten des Wohlſeeligen hier auf, will mich aber ganz kurz faſſen. — Fürchtet Gott und haltet ſeine Gebote. Und da es doch einmahl Sitte iſt, von dem Verſtorbenen, wenn er anders einen guten Geruch hinterlaſſen hat, etwas zu ſagen; ſo wiſſet: es giebt vier vor allen andern merkwürdige Thiere in der Welt. Das eine nützt blos im Leben, nicht aber nach ſeinem Tode; und dies, meine andächtigen Zuhörer, iſt der Eſel. Das andere, der Ochſe, iſt ſowohl lebendig als todt zu gebrauchen. Das Schwein, als das dritte, wird blos nach ſeinem Tode benutzt. Das

vierte und letzte hingegen, der Wolf, ist sowohl todt als lebendig ein unbrauchbares Stück Vieh. Auch unser Verstorbene hieß Wolf und war ein Catalonier von Geburt. Das ist es alles, was ich von ihm zu sagen weiß. Empfahet demnach den Segen des Herrn!"

Ein Schneider, welcher immer außerordentlich viele Arbeit hatte, aber in Rücksicht des siebenten Gebots eben nicht im besten Rufe stand, ward gefährlich krank, und ungeachtet Arlotto, der ihn recht gut kannte, mehrmals ermahnte, sich durch Beichte und Abendmahl zum Tode vorzubereiten, so wollte er doch nichts davon hören. Einst träumte ihm indessen, ein Mann mit einer bunten Fahne in der Hand träte vor sein Bette und winkte, ihm zu folgen. Als der Schneider erwachte, zitterte er an allen Gliedern, ließ unverzüglich unsern Pfarrer holen und erzählte ihm den Traum mit der Bitte, denselben auszudeuten.

„Da Ihr Euch nicht mit Gott versöhnen wollt, sondern seine Sacramente verachtet; so will ich Euch auch den Traum nicht auslegen, sagte Ariotto.“

Der Schneider fühlte zwar noch immer keinen sonderlichen Drang, sich nach der Vorschrift der Kirche zu fügen; da ihn indessen die Neugierde plagte, und er für sein Leben gern gewußt hätte, was der Pfarrer ihm verkündigen würde; so gab er endlich dessen Vorstellungen nach und versprach, das Abendmahl zu nehmen.

Nun, so wisset denn, (versetzte darauf unser Pfarrer) der Mann, welcher vor Euer Bett trat, war, Gott sey mit uns! der böse Feind, und die bunte Fahne, die er in der Hand hatte, war aus den vielfarbigen Stücken Tuch zusammengesetzt, die Ihr beym Zuschneiden Euren Kundleuten stipitzet.

Ach ja! (seufzte der Schneider) Ich habe freylich seit vierzig Jahren manchen Lappen untergeschlagen.

Ariotto. Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sagt die Schrift, sondern suche das Entwendete wieder zu ersetzen.

Der Schneider. „Das ist unmöglich, hochehrwürdiger Herr! denn sollte ich das thun, so würde ich mit meinen Nachbaren rings umher Abrechnung halten müssen und keinen Ziegel auf dem Dache behalten.“

Arlotto. „Nun, so müßt Ihr Euch wenigstens in Zukunft bessern und keinen Raub mehr begehen.“

Der Schneider, (mit dem Kopfe schüttelnd) „Unmöglich — unmöglich sage ich. 's ist mir nun einmahl so sehr zur Gewohnheit geworden, daß ich ostmahls, ohne daran zu denken, beym Zuschneiden einen Flicken auf die Seite practicire.“

Arlotto. „Das ist freylich sehr übel. Indessen will ich Euch einen guten Rath geben, der Euch vor dieser Unachtsamkeit bewahren wird. Laßt in Zukunft, so oft Ihr zuschneidet, einen Lehrburschen neben Euch treten, und Euch, wenn Ihr wieder etwas zu entwenden im Begriff seyd, an die bunte Fahne erinnern. Auf die Art werdet Ihr hoffentlich an Eure Pflicht gedenken und fortan nicht mehr sündigen.“

Der Patient bedankte ſich für dieſen Rath, und verſprach, wenn ihm anders der Himmel das Leben friſten würde, denſelben beſtens zu befolgen. Er genas denn auch bald darauf und hielt redlich Wort. Indeſſen kam nach einigen Monathen ein angeſehner fremder Herr nach Florenz, kaufte verſchiedene Ellenwaaren, worunter ſich auch ein ganzes Stück goldgeſtickten Atlaſſes zu Weſten befand, und ſchickte dieſelben zu unſerm Neubekehrten, der ihm von Arlotto empfohlen worden war.

Der Schneider bewunderte den Atlas, der ihm außerordentlich in die Augen ſtach, nahm die Scheere zur Hand, fing an zuzuſchneiden, und — ehe man ſich deſſen verſah, hatte er ein tüchtiges Stück davon auf die Seite gebracht.

„Meiſter, denkt an die bunte Fahne!“ ſagte der Lehrburſche, der, ſeiner Gewohnheit nach, neben dem Zuſchneide-Tiſche ſtand.

„St! (verſetzte der Schneider) St! Sey kein Narr! Es war ja nichts Goldgeſticktes daran.“

Arlotto übernachtete einst mit einigen seiner Bekannten bey einem gewissen Giovanni, der sehr geizig war und sie daher äußerst schlecht bewirthete. Die Fremden, denen es unter diesen Umständen freylich nicht sonderlich bey ihm behagte, standen am folgenden Morgen sehr früh auf und machten sich zur Abreise fertig. Als sie zu Pferde stiegen, drückte Arlotto die Augen fest zu.

„Was soll das bedeuten? (fragte Giovanni) Habt Ihr die verwichene Nacht nicht geschlafen und seyd Ihr noch müde?"

„Das eben nicht! (versetzte Arlotto) Ich drücke die Augen bloß zu, um den Weg nicht kennen zu lernen, der nach einem Orte führt, wo man wie ein bettelnder Landstreicher behandelt wird und wohin ich um keinen Preis wieder kommen möchte."

Als unser Pfarrer einst im Vorgemache des Ferrarischen Gesandten stand und sich mit einigen andern Geistlichen besprach, kam ein sehr schöner junger Mensch aus dessen Wohnzimmer.

„Was meynt Ihr, (sagte einer von den Priestern) sollte der Gesandte den Burschen nicht noch zu etwas andern gebrauchen, als zum Schuhputzen?“

„Ueber die Splitterrichter! (versetzte Arlotte) Bleibt nur noch ein Weilchen hier, so soll sich die Sache bald aufklären.“ —

Als sie noch eine Zeit lang geschwatzt hatten, kam der Gesandte aus seinem Zimmer, grüßte Arlotto freundlich und ließ sich mit den geistlichen Herren ins Gespräch ein.

„Die Welt liegt im Argen! (sagte unser Pfarrer seufzend, nachdem er unvermerkt auf das Kapitel von Verläumdungen zu sprechen gekommen war, zu dem Gesandten) Die Welt liegt im Argen! Sie sind doch gewiß ein wohlhabender, rechtschaffener und großmüthiger Herr, das weiß jedermann; und doch giebt es Leute, welche behaupten, Sie wären so unbillig, den jungen Menschen, welchen wir vorhin aus Ihrem Zimmer kommen sahen, und der bekanntlich von gutem Herkommen ist, im Stalle beym Kutscher schlafen zu lassen.“

„Was? beym Kutscher? (fuhr der Gesandte höchst aufgebracht heraus) Beym Kutscher? Wer

das sagt, der lügt es, als der niederträchtigste Mensch unter der Sonne! — Im Stalle? Nein, in meiner Kammer, wenn Sie's wissen wollen, ja sogar bey mir im Bette schläft er!"

„Nun, da hört Ihr's! (erwiederte Ariotto, indem er sich zu seinen Amtsbrüdern wandte) Ich sagte es wohl, daß man dem Herrn Gesandten zu nahe träte. Ja, ja! die Welt liegt im Argen! Ein anderes Mahl fragt die Leute selbst, so kommt Ihr hinter die Wahrheit."

Ein Geistlicher, der ein naher Verwandter unsers Ariotto war, reisete einst von Florenz nach Flandern, und da er fand, daß die Galläpfel in diesem Lande sehr wohlfeil waren, so kaufte er, ohne seinen Vetter zuvor darüber um Rath zu fragen, fünf große Kisten voll; denn er meynte, er könnte sein Geld nicht besser anlegen. Als der Handel abgeschlossen war, kam er zu dem Pfarrer gelaufen und hinterbrachte ihm diese frohe Nachricht.

„Schon gut! — sagte Ariotto, der, zumahl da der Kauf nun einmahl nicht rückgängig gemacht wer-

den konnte, den jungen Mann nicht mißtrösten wollte — Schon gut! Wenn wir wieder nach Florenz kommen, will ich Dir eine Geschichte erzählen; erinnere mich nur daran.“

Sobald das Schiff, worauf sich unsere Reisenden befanden, den nächsten Italienischen Hafen erreicht hatte, fing der neue Handelsmann an, seine Waaren loszuschlagen. Allein er fand sowohl hier als auch zu Florenz so wenig Abnehmer, daß er mit einer halben Kiste alle Kramläden auf mehrere Jahre versorgen konnte, und den übrigen größern Vorrath kaum in einem halben Jahrhundert abzusetzen hoffen durfte. Traurig und bekümmert ging er nun zu Ariotto und klagte ihm sein Unglück.

„Das dachte ich wohl! — antwortete der Pfarrer — und darum versprach ich dir eben, dir bey unsrer Rückkunft nach Florenz eine Geschichte zu erzählen. Höre mich also:

„Ein Genuesischer Kaufmann ward auf seinen Seereisen an eine Insel verschlagen, welche zuvor noch kein Europäer betreten hatte. Als der Regent des Landes das angekommene Schiff sah, wunderte er sich sehr darüber, machte mit dem Kaufmann, als

dem Befehlshaber desselben, Bekanntschaft und lud ihn nach seiner Residenz zur Tafel ein. Der Fremdling ermangelte nicht, sich mit seinem Gefolge daselbst einzufinden; man setzte sich zu Tische und jedem Gaste ward ein Stöckchen in die Hand gegeben."

„Die Europäer wußten anfangs nicht, was das bedeuten sollte; allein die Sache klärte sich gar bald auf, denn kaum wurden die Speisen aufgetragen, so sprangen von allen Seiten mehr als tausend Mäuse herbey und fielen über den vorhandenen Mundvorrath, besonders über das Brod, mit solchem Heißhunger her, daß die Gäste, wenn sie anders nicht mit leerem Magen wieder heimkehren wollten, sich genöthigt sahen, mit den Stöcken drein zu schlagen.

„Der Genueser wunderte sich nicht wenig über die ungeheure Menge dieses Ungeziefers, und konnte nicht unterlassen, sein Erstaunen an den Tag zu legen."

„„Diese Insel (sagte der König) ist reich an Gold, Silber, Wein, Getreide, Honig, Garten- und Baumfrüchten, kurz an allem, was zum Bedürfniß und zur Bequemlichkeit des Lebens gehört,

und sie würde unstreitig der beglückteste Erdstrich unter der Sonne seyn, wenn sie nicht diese Thierchen mit uns theilten, die sich hier in so zahlloser Menge vorfinden, daß man sich kaum vor ihnen zu retten, und nichts aus der Hand zu legen vermag, was sie nicht benagen.""

„Der Kaufmann ermangelte nicht, der fremden Majestät sein Beyleid darüber zu bezeigen, und wußte den Inselmonarchen überhaupt so gut zu unterhalten, daß dieser ihn bat, auch auf den folgenden Mittag sein Gast zu seyn. Der Genueser nahm die Einladung an, und machte sich zur bestimmten Zeit auf den Weg, nachdem er zuvor eine Katze in seinen Aermel gesteckt hatte. Man setzte sich zu Tische, jeder erhielt sein Stöckchen, und kaum ward das erste Gericht aufgetragen, so stürzte abermals eine Legion von Mäusen über die Tafel her und drohte alles zu verschlingen. Die Insulaner bedienten sich ihrer Stäbe, der Kaufmann hingegen langte die Katze aus seinem Aermel hervor, welche denn mit solcher Wuth über die ungebetenen Gäste herfiel, daß in kurzem mehr als hundert todt auf dem Platze blieben und die übrigen erschrocken die Flucht nahmen.

„Sowohl der König als die sämmtlichen hohen Anwesenden wunderten sich über den Löwenmuth und die Lebendigkeit des unbekannten Thiers und erkundigten sich sorgfältig, wo es zu Hause sey, was es fresse und wie lange es lebe. Der Genueser gab ihnen über dies alles Auskunft und setzte hinzu: „wenn Eurer Majestät damit gedient ist, so werde ich Ihnen zwey Paar von diesen Thieren verehren, die sich, wenn man sie anders gehörig wartet und pflegt, in kurzem auf dieser Insel vermehren werden.“

Er schickte darauf sogleich nach dem Schiffe, ließ zwey Paar Katzen holen und schickte sie dem Regenten, welcher eine so außerordentliche Freude darüber hatte, daß er mit seinen Großen zu Rathe ging, wie man ein dem ganzen Reiche so unschätzbares Geschenk nach Würden vergelten könne. Das Resultat war, daß der Kaufmann für mehr als 200000 Dukaten an Gold, Silber und Edelgesteinen erhielt, womit er denn nach Genua zurückkehrte und daselbst ein ganz behagliches Leben führte.

Als es bekannt ward, wodurch er seinen Reichthum erworben hatte, machten sich viele müßige

Abentheurer auf, um, wie mißlich und gefahrvoll die Reise auch war, die vielbelobte Insel aufzusuchen und Katzen dahin zu bringen. — „Kann man mit dergleichen Unthieren dort ein so außerordentliches Glück machen, was wird sich nicht erst mit Sachen von bedeutenderm Werthe verdienen lassen!“ dachte ein junger Querkopf, kaufte für seine Baarschaften lauter prächtige Waaren, segelte damit nach der neuentdeckten Insel und verehrte — in der Hoffnung, mit einer Wurst eine Speckseite abzuwerfen — dem Könige für mehr als 10000 Scudi gold- und silber-gestickte Zeuge, Möbeln, Reitpferde und andre Kostbarkeiten.

Der Monarch freute sich ungemein über diese prächtigen Geschenke, zog den Fremdling fleißig zu seiner Tafel, erwies ihm alle mögliche Ehre und berathschlagte sich endlich mit seinen Ministern, was man ihm wohl dagegen verehren könnte. Der Eine brachte dies, der andre jenes in Vorschlag; allein alles däuchte dem Könige viel zu wenig; und er, der von Natur ein sehr uneigennütziger und großmüthiger Herr war, beschloß, das seltenste und kostbarste, was sein Reich aufzuweisen hätte, daran zu wen-

den. Er ließ also den Genueser holen und schenkte ihm — eine von jenen Katzen, womit denn dieser, wie man leicht denken kann, ziemlich mißvergnügt nach seiner Vaterstadt zurückkehrte.

„So gehts, mein lieber Vetter! wenn man sich mit etwas befaßt, das man nicht versteht! (setzte Arlotto hinzu) Eine und dieselbe Sache hat nicht überall einerley Werth. Wer vernünftige Leute um Rath fragt, kann sich ihre Erfahrungen zu Nutze machen; wer aber blindlings zufährt, muß, wie Du und der Genueser durch Schaden klug werden."

Als Arlotto einst mit einigen Freunden vor seiner Hausthür auf einer Bank saß, ging ein ziemlich naseweises junges Frauenzimmer, in Gesellschaft einer alten Matrone und einer Magd, vorüber.

„Ey, potztausend! was ist das für ein schönes Mädchen!" sagte Arlotto zu seinen Beysitzern.

Die junge Schöne hörte es, glaubte, der Pfarrer wolle sie zum besten haben und antwortete ziemlich laut: „Schön? das kann ich von Euch eben nicht sagen."

„Ihr könntet es (verſetzte Arlotto); nur müßtet Ihr eben ſo derb lügen können, als ich.“

Arlotto ging einſt vor einem Hauſe vorüber, an deſſen Thür, wie das im Sommer zu Florenz gewöhnlich iſt, zwey Mädchen ſaßen und nähten. Die Dirnen, welche den Pfarrer gern necken wollten, nannten einen ſeiner nächſten Verwandten, und ſagten darauf: „Ja, das iſt wahr, der trägt auch Hörner, wer weiß, wie lang!“

Es verdroß Arlotto nicht wenig, daß ſein Vetter ein Hahnrey und ſeine Baaſe eine liederliche Frau ſeyn ſollte; indeſſen antwortete er den Verläumderinnen nichts weiter, als: „Glaubtet Ihr etwa, daß Ihr die einzigen Metzen in Florenz wäret?“

Die Dirnen verſtummten und wagten es nicht, ihn jemals wieder anzugreifen.

Einst ging Arlotto nach Flandern auf einem Schiffe, dessen Anführer eben so geizig als reich war, und nebst einer ansehnlichen Quantität andern Mundvorraths auch eine ziemliche Menge Lodiser Käse auf die Reise mitnahm, den er dem Aufseher über den Schiffsproviant aufs angelegentlichste zur Verwahrung empfahl.

Unser Pfarrer, der für sein Leben gern Käse aß, wäre herzlich gern des Schiffs-Capitains Gast dabey gewesen; allein dieser hüthete sich wohl, jemanden ein Stückchen anzubieten, sondern ließ denselben, sobald er vom Tische genommen wurde, sorgfältig wieder verschließen. Dessen ungeachtet wußte Arlotto das Proviantmagazin zu öffnen und sich zwey Stück Käse zuzueignen, die er, um den Raub desto besser zu verheimlichen, mit einem Messer ganz klein schabte, in einen Krug that, und sie — indem er diesen an den Mund setzte und sich stellte, als ob er tränke — nach und nach zum Frühstück verzehrte.

Nach einigen Tagen bemerkte der Proviantcommissar, daß zwey Käse fehlten, und zeigte es dem Schiffs-Capitain an, welcher denn sogleich das Gepäck aller Reisenden durchsuchen ließ und dabey hoch

und theuer schwur, denjenigen, bey welchem er seine Käse finden würde, aufs nachdrücklichste zu bestrafen. Wie viele Mühe man sich aber auch gab, so entdeckte man doch nichts, und der Knicker begab sich endlich voll Verdruß wieder in die Kajüte, und suchte seinen Verlust zu verschmerzen.

Unterdessen setzte der Pfarrer seinem Kruge fleißig zu. Als er nun nach einigen Tagen mit dem Capitain frühstückte und denselben wieder bey guter Laune fand, sagte er, nach mancherley Späßen: „Herr Hauptmann! Sie wissen, wir haben einander manchen Schabernack gespielt. Wie wär' es, wenn wir endlich einmahl mit einander aufhöben? Lassen Sie uns den Ueberschlag machen; wer von uns jetzt im Vortheile ist, soll dem andern eine Flasche Wein zum besten geben, und damit mag die Rechnung ein für alle Mahl abgeschlossen seyn."

Der Capitain war gern damit zufrieden, zumahl da er wohl wußte, daß er von dem Pfarrer genug geneckt worden war und also die Versöhnungsflasche ihm unfehlbar zu Theil werden mußte. Die beiden Contrahenten gaben einander, zum Zeichen der Gültigkeit jenes Vertrages, in Gegenwart mehrerer

Zeugen, die Hand und rückten einander ihr Sündenregister vor, woraus sich denn ergab, daß der Pfarrer im Vortheile war und folglich die Wette verlohren hatte.

Mit anscheinendem Verdrusse holte er dieselbe herbey und gab sie seinem Gegner, der unverzüglich damit nach dem Munde fuhr, um zu versuchen, ob der Wein auch gut wäre. Aber wie erschrack er nicht, als ihm, statt des Labetrunkes, geschabter Käse entgegen ströhmte! denn Arlotto hatte ihm den Krug gereicht, in welchem noch ein Theil seines Raubes befindlich war. — Man kann leicht denken, wie sehr der Knicker das Gesicht verzerrte; indessen ließ er, um nicht seinen Leuten zum Gelächter zu werden, sich nicht das geringste merken, sondern befahl — wenn anders, welches wir jedoch beynahe bezweifeln, unser Gewährsmann die Wahrheit berichtet — den Käse künftig immer öffentlich auf den Tisch zu setzen, so daß jeder, welcher Lust hätte, davon essen könnte.

Als unſer Pfarrer einſt Geſchäfte halber nach Rom kam, ließ ihn der Pabſt Nicolaus zu ſich rufen, nahm ihn ungemein gnädig auf und ſagte unter andern, er habe vieles von ihm gehört, und daher Verlangen getragen, ihn perſönlich kennen zu lernen.

„Nun, ſo wünſche ich, daß es Eurer Heiligkeit nicht gehen möge, wie jenem Blindgebornen," erwiederte Ariotto.

„Und wie ging es denn dem?" forſchte der Pabſt.

Ariotto. „Als man ihn einſt fragte, was er wohl vor allen andern Dingen am liebſten zu ſehen wünſche, antwortete er: einen Eſel. Die Leute wunderten ſich über ſeinen ſchlechten Geſchmack und fragten, wie er gerade auf dies Thier verfiele?

„„Ich höre ein Mal über das andere ſagen: ſeh mal ein Menſch den Eſel an! Was das für ein Eſel iſt! O, über den Eſel! u. ſ. w. und kann daraus nichts anders ſchließen, als daß der Eſel das ſchönſte und furchtbarſte Thier unter der Sonne ſey,"" verſetzte der Blinde; woraus denn erhellet, daß er von dem Sackträger eine

weit höhere Idee hatte, als die Leute, welchen derselbe täglich vor Augen ging. Der Himmel gebe demnach, daß es Eurer Heiligkeit nicht mit mir gehe, wie dem Blindgebornen mit dem Esel."

Dem Pabste gefiel diese Bescheidenheit, und er erlaubte dem Pfarrer, sich eine Gnade von ihm auszubitten. Allein dieser forderte weiter nichts, als die schriftliche Bestätigung seiner Pfründe, welche ihm denn der Pabst nicht nur unentgeldlich ausfertigen ließ, sondern ihn auch noch überdies reichlich beschenkte, so daß Ariotto, der mit sechs Dukaten in der Tasche und auf einem elenden Maulthiere nach Rom gekommen war, mit einem vollen Geldbeutel und einem vollständigen nagelneuen Anzuge zu Pferde wieder heimkehrte.

Der päbstliche Pater Sammler Rossello kam auf seiner Rückreise aus Frankreich nach Florenz, getraute sich aber, weil die Pest damals dort wüthete, nicht daselbst zu übernachten, sondern ging, ob es gleich schon spät war, mit seinem aus sechzehn Per-

ſonen und zwölf Pferden beſtehenden Gefolge bis Ponte Leva, einem armen Kirchdorfe, und klopfte an die Prieſterwohnung an.

Sogleich kam unſer Ariotto zum Vorſchein und ward befragt, wo der Pfarrer des Orts ſey, und was er, Ariotto, zu Ponteleva mache?

Die Antwort war, jener ſey nach Caſentino gegangen, um eine Leiche zu Grabe zu begleiten, er hingegen, aus Furcht vor der Peſt, von Florenz hieher geflohen.

„Nur gut, daß ich wenigſtens Euch hier vorfinde!“ ſagte Roſello, der unſern Pfarrer bereits kannte, ließ ſeine Pferde in den Stall führen und befahl jenem, ſogleich zwey Kapaunen und ein halbes Duzzend Rebhühner, die er unterweges gekauft hatte, rupfen und braten zu laſſen.

Ariotto ſtellte ſich zwar ſehr bereitwillig; indeſſen wollte es ihm gar nicht behagen, daß der Stellvertreter ſeiner Heiligkeit geſonnen war, mit dreyßig Mäulern bey einem armen Prieſter zu übernachten, deſſen ganze jährliche Einnahme ſich nicht über 100 Lire belief. Er ſann daher hin und her, wie er ſich

die ungebetenen Gäste wieder vom Halse schaffen könnte, rief endlich den Kirchner, der ebenfalls ein verschmitzter Vogel war, und befahl ihm, auf ein gegebenes Zeichen drey Mal nach einander aus allen Kräften die Todtenglocke anzuziehen. Darauf nahm er den Fremdling beym Arm, führte ihn, gleichsam zum Zeitvertreibe, im Pfarrhause umher, zeigte ihm den Garten, den Weinberg, die Getraidefelder u. s. w. und unterließ dabey nicht, den Priester zu loben und zu bemerken, es sey zu verwundern, daß der Mann, bey einer so dürftigen Einnahme, alles in so gutem Stande erhalten könne.

Die Reisenden waren noch mit Besichtigung der Ländereyen beschäftigt, als der Kirchner, verabredeter Maaßen, anfing mit der Todtenglocke zu lautrn. „Was ist das?“ fragte Rosello.

„O, Nichts!“ antwortete unser Pfarrer, nahm den geistlichen Herrn beym Arm und fuhr fort, ihn von Wirthschafts-Angelegenheiten zu unterhalten. Allein sie waren noch nicht hundert Schritte weit gegangen, so brummte die Todtenglocke zum zweyten Male, und weit lauter als zuvor.

„Sagt mir nur, was hat das wiederholte Geläute zu bedeuten?“ fragte Roſello beſorglich.

„Nicht viel,“ antwortete der Pfarrer ganz gleichgültig. „Es iſt ein Kind von ſieben Jahren geſtorben. Gottlob! die Seuche läßt doch etwas nach. Dies iſt erſt das dritte in dieſer Woche; in der verwichenen haben wir ihrer neune begraben.“

Hier erſchrak der päbſtliche Botſchafter, als hätte ihn der Knöchler bereits beym Schopfe. Bleich und zitternd ließ er Arlotto's Arm fahren, befahl ſogleich die Pferde zu ſatteln, und jagte nebſt ſeinem Gefolge mit verhängtem Zügel davon. Als er endlich, müde und matt, Quarrata erreichte, fragte ihn der Wirth verwunderungsvoll, wo er ſo ſpät herkomme?

„Von Ponteleva!“ verſetzte der Pater Sammler athemlos, und erzählte, was er dort von der großen Sterblichkeit der Leute gehört hatte.

Der Wirth ſchüttelte den Kopf und betheuerte, es habe ſeit mehrern Wochen zwiſchen Quarrata und Ponteleva keinem Menſchen der Kopf weh gethan.

„Gewiß ist das wieder ein Schelmenstreich von Arlotto!“ setzte er hinzu.

Der Pater fragte nach seinen Rebhünern und Kapaunen; allein die hatten seine Leute in der übergroßen Eile nebst zwey Halfterriemen im Stiche gelassen; und während der Stellvertreter des heiligen Maters sich mit trocknem Brote behelfen mußte, saßen Arlotto und der Pfarrer zu Ponteleva, der bald darauf nach Hause gekommen war, bey Tische und ließen sich's auf seine Unkosten recht wohl schmecken.

Als Arlotto sich einst einige Tage lang bey einem Freunde aufhielt, welcher in einem Bologneſischen Gebirgsdorfe Prieſter war, bemerkte er, daß die Groschen, welche die Bauern dem Pfarrer für die Kerzen und als Opfergeld brachten, sehr oft ungültig waren. Er wunderte sich nicht wenig darüber, und fragte seinen Freund, warum er dergleichen unnützes Geld annähme?

„Was soll ich machen?“ antwortete der Pfarrer. Ich hab' es den Leuten oft genug gesagt; aber

es hilft nicht; sie kehren sich nicht dran; ich muß mich also wohl in Geduld schicken und nehmen, was man mir bringt.“

Arlotto. „Ich würde dem Dinge bald ein Ende machen; und wollt Ihr mir freye Hand lassen, so stehe ich dafür, Ihr sollt keinen falschen Heller wieder bekommen.“

Pfarrer. „Wenn Ihr's dahin bringen könntet, ich würd' es Euch Zeit Lebens Dank wissen. Aber freylich müßte es mit guter Manier und ohne alles öffentliche Aergerniß geschehen.“

„Dafür lasset mich sorgen,“ antwortete Arlotto, ließ für einen Groschen gestoßenen Schwefel holen und unterrichtete den Küster, wie er sich am nächsten Sonntage zu verhalten hätte. Als nun unser Pfarrer, der, statt seines Freundes, den Gottesdienst verrichtete, vor dem Altare stand und das Evangelium verlas, streute der Küster Weihrauch auf das Rauchfaß und räucherte damit, wie gewöhnlich, auf dem Chore. Als er aber darauf nach dem Altare zurück kam, schüttete Arlotto drey tüchtige Löffel voll

Schwefel auf die Kohlen, womit er denn in der Kirche umhergehen mußte.

Kaum verbreitete sich der pestilentialische Gestank, so hielt jedermann Mund und Nase zu; beynahe die ganze Gemeine stand auf, ging hinaus und blieb vor der Kirchthür stehen, bis sich der Dampf verzogen haben würde. Das Murmeln ward immer allgemeiner; man beklagte sich laut über den Pfarrer, der seine Beichtkinder zum besten hätte; ja man fing endlich sogar an zu drohen, so daß der gute Priester nicht wenig in Angst gerieth, und, nach dem Altare schleichend, zu Arlotto sagte: „Um des Himmelswillen, was habt Ihr angefangen! — Nein, das ist zu arg. Ihr kennet die Bergbewohner nicht, wisset nicht, was sie für grobe, ungeschliffne Leute sind. — Wie wird mir's ergehen! Hört nur, wie sie fluchen und drohen!"

„Nur gutes Muths!" antwortete Arlotto. „Wenn die Messe aus ist, will ich das Ding schon wieder gut machen."

Allein die Bauern warteten nicht so lange, sondern schalten und tobten immer ärger, so daß ihr

Beichtvater vor Angſt weder aus noch ein wußte. Arlotto ſuchte ſich alſo ſo kurz als möglich zu faſſen, warf das Meßgewand ab, ging dann hinaus vor die Kirchthür und fragte mit unbefangenem Geſichte und als ob er von nichts wiſſe: „Was giebts denn, ihr Leute? Was habt Ihr mit Eurem Pfarrer vor?“

„Was wir vor haben? Was wir vor haben? (riefen Alle einmüthig) Riechen Sie denn nicht den hölliſchen Geſtank? Der Athem möchte einem ja vergehen, ſo arg ſtinkt es nach Schwefel!“

Arlotto. „Nach Schwefel? — — ja, wahrhaftig; Ihr habt Recht! (zum Küſter, den er herbeygerufen hatte) Um des Himmelswillen, mein Freund, ſagt mir doch, was habt Ihr angefangen, und wie kommt Ihr zu dem Schwefel?“

Küſter. „Sollen's gleich hören, lieber Herr Pfarrer! ſollen's hören. Die Leute ſind ſelbſt Schuld daran; und ich und der Prieſter können eben ſo wenig davor, als Sie, lieber Herr Pfarrer! Sehen Sie nur, da komm' ich geſtern in einen Kramladen und will Weihrauch kaufen. Fährt mich nicht der Kaufmann an, wie die Sau den Bettelſack! „„Packt

Euch zum T**!"" spricht , und wirft mir mein Geld vor die Füße. „„Packt Euch zum T**, und kommt mir nicht wieder über die Schwelle, Ihr alter Leutebetrüger! — Wo habt Ihr das falsche Geld her?""

„Das falsche Geld?" — antworte ich. — „Es sind die Groschen, welche die Gemeine unserm Herrn Pfarrer als Licht- und Opfergeld bringt!"

„„Was? Die Gemeine? Hab' ich mein Tage dergleichen schuftiges Volk gesehn! (versetzte der Grobian) da! hier habt Ihr ein Stückchen Weihrauch! das könnt Ihr auf'm Chore verbrauchen. — Und hier habt Ihr ein paar Loth Schwefel! die dampfet den Lauseknickern unter die Nase, und sagt ihnen dabey: für falsches Geld habe man keinen Weihrauch feil."" — Ich habe also gethan, wie er mir befahl."

Arlotto (zu den Bauern). „Ist das wahr, Ihr Leute? Handelt Ihr wirklich so gegen Euren Pfarrer? Und scheuet Ihr Euch nicht, auf die Art Gott zu verspotten? Wahrlich! dann habt Ihr auch keine Ursache, Euch über ihn, oder über diesen ehr-

lichen Mann zu beklagen, sondern der Kaufmann hat Euch vergolten, was Ihr verdient!"

Die Bauern, welche nicht läugnen konnten, daß die falschen Groschen von ihnen herrührten, schämten sich ihrer Kargheit, und versprachen, dem Pfarrer in Zukunft lauter gutes Geld zu bringen, worauf sie denn Arlotto, zufrieden, seinen Zweck erreicht zu haben, wieder mit demselben aussöhnte.

Während seines Aufenthalts bey eben diesem Freunde bemerkte Arlotto unter andern auch, daß die Bauern sehr schlechte Kirchengänger waren und, ohne sich an das wiederholte Geläute zu kehren, in den Wochentagen bey ihrer Arbeit blieben. Da man nun in jenen Zeiten noch nicht wußte, daß gewissenhafte Erfüllung der Berufspflichten der beste Gottesdienst ist; so verdroß es unsern Pfarrer nicht wenig, daß die Leute sich so sparsam bey der Predigt und — beym Opferbecken einfanden, und den Prediger und Küster gar oft ganz allein Kirche halten ließen.

„Ich will doch sehen, ob ich das Ding nicht ändern kann!" sagte er an einem Morgen zu seinem

Amtsbruder, und befahl dem Kirchner, über eine Stunde die Sturmglocke zu läuten. Sobald die Bauern das hörten, eilten sie aus der ganzen umliegenden Gegend mit Stangen, Eimern und Feuerleitern herbey und fragten, was es gebe und warum man Lärm schlage?

„Ihr unbeschnittenen an Herzen und Ohren! Ihr Ottergezücht! Ihr heillosen Flegel!“ versetzte Arlotto voll heiligen Eifers. „Man läutet zur Kirche, daß einem die Arme lahm werden möchten, und Ihr thut, als hörtet Ihr's nicht, und laßt Pfarrer und Küster allein für das Heil Euter Seelen beten. Aber kaum rührt man die Feuerglocke und setzt Euch wegen Eurer zeitlichen Habe in Furcht; so lauft Ihr, als ob Euch der Kopf brennte. Hab' ich doch all' mein Tage dergleichen Hallunken nicht gesehen!“

Die Bauern wurden bestürzt, schämten sich ihrer Religionsblöße und kamen in der Folge fleißiger zur Kirche.

„Wie geht es Euch denn?“ fragte der Cardinal **, der auf seiner Reise nach Frankreich, wo-

hin er als päbstlicher Legat gehen sollte, durch Florenz kam, unsern Ariosto.

„Je nun, wie wollt' es gehen!" antwortete der Pfarrer. „Ich erlebe in meinen alten Tagen so vielen Verdruß hier im Kirchsprengel, daß es beynahe nicht mehr auszuhalten steht, und ich, wenn alle Dinge ihr Recht hätten, längst nach Rom gewandert und dem Pabste mit den Worten zu Füßen gefallen seyn würde: „„Heiliger Vater! ich thue auf die Pfründe, welche ich ehemals von Eurem Vorgänger, dem Pabste Martinus, erhielt, hiermit feverlich Verzicht, und überlasse sie wieder Eurer weisen Verfügung. Macht damit, was ihr wollt; gebt sie einem andern rechtschaffenen Manne, und versorgt mich für die übrige Zeit meines Lebens auf eine andere Art.""

„Da aber die Zeiten, wo einem die Raben das Brot bringen, oder die Leute auf den ersten Wink geben, was man verlangt, leider! vorüber sind; so will ich's, um in Ruhe zu leben und bloß für mein Seelenheil sorgen zu können, nicht machen, wie jener Einsiedler."

„Und wie machte der's denn?" fragte der Cardinal.

Arlotto. „Ein Einsiedler begegnete auf seinen Wanderungen einem Räuber und machte Gesellschaft mit ihm. Unterweges kehrten die beyden Reisenden ein, um einmal zu trinken. Als sie wieder aufbrachen, langte der Eremit aus einem alten zerrissenen Schnupftuche einige Groschen hervor, welche er erbettelt hatte, und bezahlte davon großmüthig die Zeche.

„„Wo dies gesteckt hat, wird ja wohl noch mehr vorhanden seyn!““ dachte der Langfinger, und beschloß, dem Klausner sein Schnupftuch bey der ersten besten Gelegenheit wegzustipitzen. Abends erreichten sie ein Hospital, blieben daselbst und legten sich in zwey auf einer und derselben Kammer stehende Betten. Um Mitternacht stand der Räuber, der seinen Reisegefährten eingeschlafen glaubte, auf, schlich nach dessen Bette und wollte das Schnupftuch aufsuchen. Sobald der Einsiedler, welcher noch wachte, jemand neben sich tappen hörte, fing er sich an zu räuspern, worauf denn der Räuber auf den Zehen wieder zurück trippelte.

Um ein Uhr stand er abermals auf, um sein Heil von neuem zu versuchen; allein nun fing der

Klausner, dem das Ding verdächtig schien, und dem daher noch kein Schlaf in die Augen gekommen war, aus allen Kräften an zu husten, und nöthigte dadurch den Dieb abermals, sich unverrichteter Sache zurück zu ziehen. Als dieser aber zum dritten Male kam, und der Eremit merkte, daß er doch einmal um den Schlaf gebracht werden sollte, sagte er zu sich selbst: „Wenn das so fortdauert, so wird das sündliche Geld mir nicht nur immer im Sinne liegen, sondern auch meiner Gesundheit schaden.“

Um nun sowohl das eine als das andere zu verhüten, stand er auf, knüpfte seine paar Groschen in das zerrissene Schnupftuch, warf dasselbe mitten in die Kammer, legte sich dann wieder nieder und schlief ganz ruhig bis an den hellen Morgen. Als er ziemlich spät wieder erwachte und fand, daß der Gauner bereits über alle Berge war und sein Bündelchen hatte mitgehen heißen, dankte er Gott für die ruhige Nacht, setzte seine Reise fort und traf gar bald Leute an, welche ihm jenen Verlust durch neue Almosen ersetzten.

Wüßte ich nun, daß mir's eben so ginge; so würde ich die Pfründe, in welcher ich beynahe keine

ruhige Stunde mehr habe, lieber heute als morgen niederlegen. Allein ich fürchte, es möchte sich niemand finden, der mich dafür entschädigte. Es ist also wohl am besten, ich bleibe, wer ich bin, und verschütte das schmutzige Wasser nicht eher, als bis ich reines wieder habe.

Eines Tages machte sich Arletto das Vergnügen, mit einigen guten Freunden mitten auf einer Wiese hinter einem Hause zu Pferde zu turnieren. Einige angesehene Florentinische Bürger, die von ungefähr spazieren gingen, sahen das, grüßten ihn und fragten, was er mit dem Rohre in der Hand mache?

Der Pfarrer, welcher sich schämte, bey dieser Beschäftigung von so rechtlichen Leuten überrascht worden zu seyn, antwortete: „Wir haben in diesem Hause zusammen gegessen und getrunken, vielleicht ein Gläschen über den Durst; und da ist es mir denn gegangen, wie jenen zehn großen Astrologen."

„Und wie ging es denn denen?"

„Das will ich Ihnen ſagen. Dieſe großen weiſen Männer ſahen, vermittelſt ihrer Kunſt, voraus, daß in ihrer Stadt ein Regen fallen würde, ſo außerordentlich ſtinkend, daß alle, die es röchen, den Verſtand verlieren müßten. Um nun nicht auch ſelbſt eben dies Schickſal zu haben, ſchloſſen ſie, als es anfing zu regnen, ſorgfältig alle Thüren und Fenſter zu. Sobald indeſſen der Regen wieder aufgehört hatte, kamen meine weiſen Herren fein ſäuberlich hervor und dachten, da nun kein vernünftiger Menſch mehr übrig wäre, ſo würden ſie allein Beſitzer des Landes ſeyn. Aber ſie irrten ſich darin gar ſehr; denn kaum bekam das Volk, welches nun alles völlig unſinnig geworden war, ſie wieder zu Geſichte; ſo lief es auf ſie zu, und die Weiſen mußten, ſie mochten wollen oder nicht, ſo gut den Narren machen, wie die andern alle, ſonſt würden ſie aus dem Lande gejagt oder gar von dem Pöbel ums Leben gebracht worden ſeyn.

„So habe ich mich nun auch in die Umſtände ſchicken müſſen; Sie werden mich daher, hoffe ich,

entschuldigen, wenn Sie mich haben närrisches Zeug machen sehen.

Ein Florentinischer Edelmann, der dreyzehn Kinder und dabey kaum das liebe Brod im Hause hatte, nahm von einem Kaufmanne zwey Stücken Tuch auf Credit, und versprach, sie binnen anderthalb Jahren zu bezahlen, wofür denn Ariotto, der ihm mehrmals aus der Noth zu helfen pflegte, Bürgschaft leistete. Nun fanden sie freylich, bey genauerer Besichtigung, Beyde, daß man ihnen die Waare um die Hälfte zu hoch angerechnet hatte; allein da der Handel einmal abgeschlossen war, so konnten sie nichts mehr darüber sagen, sondern mußten sich in Geduld fassen.

Einige Monate darauf starb der Edelmann und hinterließ seine Familie in der größten Armuth. Als die festgesetzte Frist verstrichen war, ließ der Kaufmann, der wohl wußte, daß von des Verstorbenen Erben nichts zu erhalten seyn würde, unsern Pfarrer, als Bürgen, an seine Schuld erinnern, worauf denn dieser so viel bezahlte, als das Tuch,

ſeiner Meynung nach, werth war, aber auch zugleich, außer 10 Gulden, die er, vertragsmäßig, fürs anderthalbjährige Borgen entrichten mußte, nicht einen Heller mehr herauszurücken beſchloß.

Nach einigen Monaten ließ der Kaufmann Arlotto um den rückſtändigen Reſt mahnen; allein der Pfarrer entſchuldigte ſich damit, er habe dermalen kein Geld, und vertröſtete ſeinen Gläubiger ſo lange von einer Woche zur andern, bis dieſer, des Harrens überdrüßig, zu einem jungen Advokaten ging und demſelben den Auftrag gab, die etwa noch in 28 Gulden beſtehende Schuld je eher je lieber einzutreiben. Der junge Mann, welcher ſeinen Dienſteifer ſehen laſſen wollte, fing nun an unſern Pfarrer alle Tage, wo und in weſſen Gegenwart er ihn anſichtig ward, zu mahnen, ſo daß dieſer endlich verdrießlich darüber ward und den Entſchluß faßte, ſich dieſen unverſchämten Gläubiger ein für allemal vom Halſe zu ſchaffen.

Nach mehrern vergeblichen Entwürfen ging er endlich nach dem nahe vor Florenz liegenden Kloſter des heiligen Miniatus, verlangte den Abt zu ſprechen und ſagte zu ihm: „Ein Unglück, das

mich betroffen hat, nöthigt mich, zu Euch, ehrwürdiger Vater, meine Zuflucht zu nehmen. Es ist nämlich vor kurzem ein naher Verwandter von mir wahnwitzig geworden, und ob er gleich in Gegenwart fremder Leute ziemlich an sich hält, so macht er doch, so bald ich mit ihm unter vier Augen bin, nichts als albernes Zeug, schreyet einmal über das andere: „Gebt mir Geld! Geld will ich haben, acht und zwanzig Gulden will ich haben!“ kurz er läßt mir weder Tag noch Nacht Ruhe, und es steht zu befürchten, daß er, wenn man nicht bey Zeiten vorbeugt, den Verstand ganz und gar verlieren werde, welches mir denn um so mehr zu Herzen geht, da er übrigens eine gute Haut ist. Ich habe hin und her gesonnen, wie man dem Uebel wohl abhelfen könnte, und bin endlich auf den Gedanken gerathen, man müßte ihm einmal das Haupt des heiligen Miniatus, der doch bekanntlich ein so großer Wunderthäter war, auf den Kopf legen und Messe über ihn lesen; das würde ihn, sollt' ich denken, auf immer von seiner Narrheit heilen. Wollt Ihr also nicht für mich und meinen armen Vetter die Barmherzigkeit haben, und erlauben, daß .....“

„Von Herzen gern — antwortete der Abt, der ſich freute, bey dieſer Gelegenheit den Ruhm ſeines Kloſters verherrlichen zu können — von Herzen gern! Bringt ihn nur hieher, und wir wollen nicht unterlaſſen, den Exorciſmus mit ihm vorzunehmen.“

„Aber — ſetzte Ariotto hinzu, nachdem er dem Pater herzlich gedankt hatte — aber Ihr müßt wohl die Güte haben, einige handfeſte junge Mönche an die Kirchthüren zu ſtellen, damit er nicht entlaufen kann, denn er iſt, wie alle Beſeſſenen, ein abgeſagter Feind vom Beten, und ſtellt ſich gewaltig ungebärdig, ſo bald man ihm mit einem Kreuze oder einer Reliquie zu nahe kommt. Sollte er ſich ja, wider Vermuthen, zur Wehre ſetzen, ſo müßte man freylich, um des Heils ſeiner Seelen willen, Gewalt gebrauchen und es auf eine Tracht Schläge nicht ankehen.“

„Recht gut! — erwiederte der Abt — bringt ihn künftigen Sonnabend nur her; wir wollen denn ſchon Anſtalten machen.“

Ariotto ging alſo den Freytag zu dem Kaufmanne und ſagte: „Ich will endlich einmal mit Euch aufs Reine kommen; denn Euer Advokat macht

mir's zu arg. Ihr habt frevlich meinem rechtschaffenen Freunde das Tuch um die Hälfte zu theuer angerechnet, und wollte ich's zur Klage kommen lassen, so solltet Ihr keinen Heller mehr kriegen; aber ich mag nun einmal nicht mit Euch processiren; besser Unrecht leiden als Unrecht thun. Baares Geld habe ich freylich jetzt nicht in Händen; allein ich habe dem Kloster Sanct. Miniatus 40 Klaftern Holz verkauft, soll das Geld dafür in einem halben Jahre ausgezahlt bekommen, und will Euch, wenn Ihr damit zufrieden seyd, eine Anweisung darauf geben. Ich habe bereits mit dem Abte darüber gesprochen; Euer Advokat mag also morgenfrüh mit mir nach dem Kloster gehen, und von ihm selbst vernehmen, daß die Sache ihre Richtigkeit hat."

Der Kaufmann, der insgeheim schon auf das Geld Verzicht gethan hatte, nahm diesen Vorschlag mit tausend Freuden an und trug seinem Anwald auf, am nächsten Morgen bey Zeiten mit Ariotto nach dem Kloster zu gehen und in dessen Gegenwart mit dem Abte zu sprechen. Die beyden Gegner machten sich also zur bestimmten Zeit auf den Weg

und gingen in die Kirche, wo das ehrwürdige Oberhaupt des Klosters Messe las.

Als der Gottesdienst vorbey war, trat Arlotto zum Abte und flüsterte ihm ins Ohr, dies sey der Wahnwitzige; man möge nun die nöthigen Anstalten machen. Der Pater nahm also den Advokaten (den es bereits nicht wenig verdroß, daß er so lange hatte warten müssen) bey der Hand, ermahnte ihn, Gott und dem heiligen Miniatus zu vertrauen, der schon so manchen Narren wieder zu Verstande gebracht habe; wovon er ihm einige trostreiche Beyspiele erzählte.

Der junge Mann wunderte sich nicht wenig über diese Anrede, und sagte endlich voll Unwillens: „Herr Abt, es ist heute Sonnabend und also nicht Zeit zu predigen. Ich komme nicht hieher, um Ihren Sermon anzuhören, sondern wegen der acht und zwanzig Gulden, die ich an den Pfarrer zu fordern habe. Also, mit Einem Worte: wollen Sie dieselben bezahlen oder nicht?"

„Daß du verdammet seyst mit deinem Gelde!" sagte, voll heiligen Eifers, der Abt, welcher nicht

anders meynte, als daß der junge Mann seinen Paroxismus bekäme, und daher anfing, den vorigen Sermon zu wiederholen. Der Advokat wurde nun grob, nannte den Abt einen Narren und wollte fortgehen. Der Pater hielt ihn fest, bekam aber darüber von dem jungen Manne, der sich mit Gewalt losreißen wollte und ihm die Kutte zerriß, einige derbe Fauststöße.

Sobald die an der Kirchthüre Wache haltenden Mönche den Lärm hörten, eilten sie ihrem Gebieter zu Hülfe, bläueten den Advokaten wacker ab, schleppten ihn dann in die Sacristey, setzten ihm das Haupt des heiligen Minatus auf und hörten nicht eher auf, über ihn zu beten und ihn anzupredigen, als bis er, ihrer Stoßseufzer und Stöße überdrüßig, um gutes Wetter bat und den Abt tausend Mal um Vergebung anflehte. Der ehrwürdige Pater, der dies für ein Zeichen seiner Bekehrung ansah, entließ ihn, und gab ihm noch einige nachdrückliche Ermahnungen mit auf den Weg; allein der Exorcisirte achtete nicht weiter darauf, sondern rannte mit solchem Ungestüm durch die Kirche und über die Gasse, als ob er den Händen des Teufels entsprungen wäre.

Als er ſich, die blauen Flecke reibend und das Kloſter nebſt den Mönchen in den Abgrund der Hölle verwünſchend, aus der Thüre ſtürzte, trat ihm Arlotto mit den Worten in den Weg: „Sag' zu deinem Committenten, wenn er mich künftig nicht in Ruhe laſſe, ſo ſolle es ihm noch weit ſchlimmer gehen, als dir.“

Der Advokat ermangelte nicht, dieſen Auftrag auszurichten, und zu erzählen, was für eine Anweiſung er im Kloſter bekommen hatte, wodurch denn der Kaufmann ſo ſehr in Schrecken gerieth, daß er ſogleich die Schuldforderung durchſtrich und ſich's nie wieder einfallen ließ, unſern Pfarrer zu mahnen.

Einer von Arlotto's Beichtſöhnen beſchwerte ſich einſt darüber, daß er eine Frau hätte, die ſich von ihrer Mutter gegen ihn aufhetzen ließe, und ſo eigenſinnig und wunderlich wäre, daß gar nicht mehr mit ihr auszukommen ſtände; der Pfarrer möchte doch ſo gut ſeyn, ihm zu ſagen, wie er's anfangen ſollte, daß er nicht beſtändig mit ihr wie in der Hölle leben müßte.

„Dazu weiß ich keinen Rath, mein Freund! denn ich habe keine Frau," antwortete Ariotto. „Indessen will ich morgen zu Euch kommen und sehen, was ich etwa ausrichten kann; aber Ihr müßt Euch auch klug betragen und hübsch Geduld haben."

Den folgenden Tag ging also der Pfarrer in das Haus des Mannes und hielt den beyden Weibern, Mutter und Tochter, eine lange Predigt, die er mit folgenden Worten an die junge Frau beschloß:

„Sehet zu, daß es Euch nicht gehe, wie jener, die auch immer dem bösen Rathe ihrer Mutter folgte und ihrem Manne nicht gehorchen wollte. Dieser kaufte einmal Eier, und wie wenig das auch dem Weibe gelegen war, so bestand er doch darauf, mehrere Tage nach einander nichts als Eier, auf mancherley Weise zugerichtet, zu essen. Darüber beschwerte sich nun die Frau heftig und wollte durchaus nichts davon genießen. Allein sie mochte klagen, schimpfen und schmähen, wie sie wollte, das half alles nichts; es gab einmal nichts anders zu essen als Eier.

„Endlich folgte sie dem Rathe ihrer Mutter und stellte sich gefährlich krank, legte sich zu Bette und

ſchrieb ihre Krankheit mit heißen Thränen den Eiern zu. Der Mann that, als ob er weiter nichts merkte, ließ den Arzt rufen und beredete ſich mit ihm, daß er ſagen ſolle, wenn die Patientin geſund werden wolle, ſo müſſe ſie nichts als Eier eſſen, ſonſt könne ihr auf der Welt nichts helfen. Allein man mochte ihr drohen und zureden, wie man wollte, ſie konnte von Eiern nichts hören, ſondern that vielmehr, als würde ihre Krankheit immer ſchlimmer, und als wäre ſie endlich gar geſtorben.

„Der Mann ſtellte ſich, als glaubte er es, und machte alle Anſtalten zum Begräbniß. Indeſſen flüſterte er ihr mehrmals ins Ohr: iß Eier, ſonſt wird dich's gereuen! Allein ſie achtete das nicht, ſondern fuhr fort, ſich todt zu ſtellen, und ließ ſich wirklich als eine Leiche forttragen. Als ſie aber an die Gruft niedergeſetzt ward, das Gefolge bereits weggegangen war und die Todtengräber ſie anfaßten, um ſie in die Gruft zu verſenken, fing ſie auf einmal an zu ſchreyen: ich will ja gern Eier eſſen, begrabt mich nur nicht!

„„Friß, was du willſt; mich ſollſt du wenigſtens nicht anbeißen!““ rief der, welcher ſie ange-

packt hatte, erschrocken, schob sie geschwind in die Gruft, die er, voll Furcht, mit einem Steine verschloß. Als die Mutter sah, daß aus dem Spaße Ernst geworden war, wollte sie ihrer Tochter zu Hülfe kommen, und sie aus dem Grabe herausnehmen; aber sie fand sie schon todt. — Merkt Euch das, Ihr guten Frauen, daß es Euch mit Eurer Thorheit nicht eben so oder gar noch schlimmer ergehe!"

Ariotto hörte einst einen Frater, der eben nicht das Schießpulver erfunden hatte, über die Stelle predigen, wo die Juden den Johannes fragen: wer bist du; bist du Elias? bist du Jeremias? Diese Worte wiederholte der Frater unzählige Mal, und sah dabey immer nach unserm Pfarrer hin. Darüber verlor dieser am Ende alle Geduld, so daß er sich nicht enthalten konnte, ganz laut zu antworten: „Ich bin weder Elias, noch Jeremias, sondern der Pfarrer Ariotto; ist's möglich, daß Ihr mich nicht mehr kennet?"

Alles fing nun an überlaut zu lachen, und der arme Frater konnte seine schöne Predigt nicht zu Ende bringen.

Ariotto war einst bey einem seiner Bekannten, der insgemein für einen Erzknicker galt, zu Gaste gebeten. Man setzte sich zu Tische, und es ward eine Suppe aufgetragen, die weder gesalzen noch geschmalzen war und im Grunde nur aus klarem Wasser bestand, worin ein paar grüne Erbsen umherschwammen. Der Pfarrer versuchte es nach und nach mit Gabel, Messer und Löffel, ob er nicht einige davon auffischen könnte; aber vergebens, es war der Brühe gar zu viel. Endlich ward er unwillig darüber, zog den Rock ab, knöpfte sich die Weste auf und streifte die Hemds-Aermeln in die Höhe.

„Was, zum Teufel, wollt Ihr machen?“ fragte einer von den Gästen.

„Das seht Ihr ja wohl!“ versetzte Ariotto. Ich will mich ausziehen und durch den Ocean von

Brühe zu den Erbsen schwimmen; denn ich hätte wohl Lust, ein paar davon zu essen."

Bey einem Schmause, den einige Geistliche unter sich angestellt hatten, ward unter andern eine Schüssel mit Kapaunen aufgetragen, von denen immer zwey und zwey Mann einen bekamen. Als nun Ariotto eben, seiner Gewohnheit nach, einen Schwank erzählte, machte sein Mit-Esser sich mit solchem Eifer über den für ihn und unsern Pfarrer bestimmten her, daß er ihn beynahe völlig aufzehrte.

„Wahrhaftig! — sagte Ariotto, der, nach geendigter Erzählung, ebenfalls anfangen wollte, den Kapaun in Arbeit zu nehmen, aber nichts als das Gerippe mehr davon fand — wahrhaftig, Herr Amtsbruder! Ihr solltet einen guten Zuchtmeister abgeben; denn Ihr habt diesen hier so zugerichtet, daß ihn weder sein Vater noch seine Mutter wieder erkennen würden, wenn sie ihm begegneten."

Ariotto ward während des Jubelfeſtes in Rom, im Jahr 1475, wo er ſich bey einem angeſehenen Edelmanne, Namens Falcone Sinibaldi, aufhielt, in Geſellſchaft dieſes ſeines Freundes zu einer Gaſterey eingeladen, und traf daſelbſt unter Andern auch den Cardinal Pavia an, der ihn, als er ſeinen Namen nennen hörte, fragte, ob er ihn nicht kenne.

„Dem Rufe nach wohl," antwortete unſer Pfarrer; „aber ich erinnere mich nicht, Sie jemals geſehen zu haben."

Gegen das Ende der Mahlzeit, wo man auf allerley Gegenſtände zu ſprechen kam, ſagte Ariotto unter andern: „er lebe vergnügter als ein Cardinal; denn er ſey, obgleich nur ein armer Prieſter, mit ſeinem Stande zufrieden, habe ſich niemals um eine andere Pfründe, als die, welche er ſchon ſo lange verwalte, beworben, ſuche keinen größern Jahrgehalt, führe keinen Prozeß und lebe mit keinem Menſchen im Streite."

Der Cardinal, welcher ſich keineswegs in dieſem Falle befand, ſondern von Stufe zu Stufe ge-

ſtiegen war, und nichts geringers zur Abſicht hatte, als ſich einſt noch auf den päbſtlichen Stuhl zu ſchwingen, antwortete: „Darin habt Ihr vollkommenen Recht; denn was einem angeboren iſt, das klebt einem an, und wovon jemand her iſt, dabey befindet er ſich wohl.“

„Ja freylich; darum heißt es auch wohl nicht ohne Grund: Schuſter, bleib bey deinem Leiſten. Ich kann nicht unterlaſſen, Ihnen, Herr Cardinal, bey dieſer Gelegenheit ein Hiſtörchen zu erzählen.“

„Während meines Aufenthalts in Flandern ward ich einſt zu einer Hochzeit gebeten, wobey ſich verſchiedene junge Leute als Gäſte befanden, die, nach der dortigen Landesſitte, aufgeſchlagene Stiefeln trugen. Einer von ihnen war ſo unglücklich geweſen, beym Anziehen den Aufſchlag ſeines einen Stiefels zu zerreißen, den denn der Schuſter in aller Eile am Beine wieder ſauber zuſammengenähet und den jungen Herrn (den es ſehr verdroß, daß er mit einem geflickten Stiefel zur Hochzeit gehen ſollte) damit getröſtet hatte, wer nicht zum Handwerke gehörte, würde es nicht einmal bemerken.

Indeſſen fügte ſich's, daß er bey Tiſche neben einen jungen Menſchen zu ſitzen kam, der ungemein viel auf Kleiderpracht hielt, und ſich von dem Vermögen ſeines verſtorbenen Vaters, der ein ehrlicher arbeitſamer Schuſter geweſen war, einen guten Tag machte. Dieſer Naſeweis, der überhaupt gern alles zu bekritteln pflegte, bemerkte den zugenähten Riß und konnte nicht unterlaſſen, ſeinen Nachbar damit zu necken und ihn zu fragen, ob er ſich nicht ſchäme, mit einem geflickten Stiefel bey einer ſolchen Feierlichkeit zu erſcheinen.

„Der Schuhflicker (antwortete der junge Mann verdrießlich) ſagte mir, es würde es niemand inne werden, wer nicht zum Handwerke gehörte, und ich ſehe wohl, er hat ganz Recht gehabt."

Der Cardinal verſtand den Wink, ſchämte ſich und lenkte das Geſpräch auf etwas anders. —

„Aber was wolltet Ihr eigentlich mit eurer Erzählung ſagen?" fragte Stuibaldi, als er mit ſeinem Begleiter wieder nach Hauſe kam.

„Was ich damit ſagen wollte? (verſetzte Ariotto) Der Cardinal fragte mich, ob ich ihn nicht kennete, und ich beantwortete das, um ihn zu ſchonen, mit

Nein, ungeachtet ich ihn bereits vor dreyßig Jahren kannte, und mich noch recht gut erinnere, daß ihm damals der bloße Ellnbogen durch den Aermel und die Ferse durch den Strumpf guckte. Da er aber, statt diese Bescheidenheit dankbar zu erwiedern, mir eine solche Grobheit ins Gesicht sagte; so konnte ich nicht unterlassen, ihm eins wieder zu versetzen. Wurst, wieder Wurst; auf einen harten Klotz gehört ein harter Keil.

Einst bestellte Arlotto eines seiner Pfarrkinder, einen gewissen Niklas Vardoccio, er sollte ihm im Garten arbeiten helfen. „Aber morgen bey Zeiten! hört Ihr, Niklas, bey Zeiten!“ sagte jener, und wiederholte das verschiedene Mal.

„Recht gut, Herr Pfarrer! — antwortete der Bauer — Sie brauchen mir das nicht so oft zu sagen. Ich bin morgen der erste in Ihrem Garten, wenn ich anders diese Nacht nicht sterbe; darauf können sich Eure Hochwürden sicher verlassen.“

Wer aber des Morgens nicht kam, war Niklas. Die andern Tagelöhner hatten schon zwey gute Stun-

den im Garten gearbeitet; allein von jenem war noch immer nichts zu hören noch zu ſehen. — Was hatte nun Arlotto zu thun? Er ging in die Kirche und läutete die Todtenglocke. Alles kam herbey gelaufen und fragte, wer denn geſtorben wäre?

„Ach! der arme Niklas iſt dieſe Nacht Todes verblichen," antwortete der Pfarrer. Darüber wunderten ſich die Leute gar gewaltig und ſagten: „Haben wir ihn doch noch geſtern Abend friſch und geſund vor der Thüre ſtehen ſehen!" Indeſſen lief jedermann nach dem Hauſe des Verſtorbenen, um ſich durch den Augenſchein zu überzeugen.

Nun erſt erſchien Niklas, voll Zorn, im Garten, und ſagte: „Was macht Ihr denn für Zeug, Herr Pfarrer? Da kommen mir alle meine Bekannten ins Haus geſtürmt, heulen und ſchreyen, und ſagen, ich ſey todt! Was ſoll denn das bedeuten?

„Habt Ihr mir nicht geſagt (verſetzte Arlotto): ich bin morgen der erſte im Garten, wenn ich dieſe Nacht nicht ſterbe. Da Ihr Euch nun nicht blicken ließet, ſo dachte ich, Ihr hättet Euren Tod voraus geſehen und wäret wirklich

verſchieden. Ich wollte Euch demnach auch die letzte Ehre erzeigen, wie ich's mit allen meinen Pfarrkindern zu machen pflege, wenn ſie geſtorben ſind."

Ein Schäfer, welcher Arlotto's Nachbar war, und die Heerde mit ihm gemeinſchaftlich hätte, vermißte zwey Schaafe. Um nun den Schaden nicht mittragen zu dürfen, ſagte er, es fehlten ihm vier. Der Pfarrer wollte es anfangs nicht glauben; da aber jener Leib und Seele dabey verſchwor, ſo mußte er's für wahr annehmen und ſich den Verluſt gefallen laſſen.

Als die Charwoche herankam und der Schäfer in den Beichtſtuhl trat, fing das Gewiſſen an ihn zu drücken, und er geſtand dem Pfarrer, daß er ihn um zwey Lämmer betrogen habe.

„Ey, Ey! (ſagte Arlotto) So habt Ihr Euch alſo einer zwiefachen Todſünde ſchuldig gemacht, des Diebſtahls, wobey ich mich freylich am ſchlechteſten ſtehe, und des Meineides!"

„Was den Diebſtahl anlangt, (antwortete der Bauer) ſo will ich davon bald losſkommen; denn ich werde Ihnen die Lämmer wiedergeben.“

„Aber den Meyneid, mein Freund, den Meyneid! Ihr ſchwuret ja Stein und Bein, der Wolf hätte die Lämmer erwürgt!“

„Das iſt wahr, Herr Pfarrer! Aber ich muß Ihnen ſagen, ich habe ein großes Schlachtmeſſer, das ich gewöhnlich meinen Wolf zu nennen pflege.“

„Ja, das iſt etwas anders:“ erwiederte der Pfarrer, über des Schäfers Liſt lächelnd, nahm die beyden Lämmer und entband ihn ohne weitere Umſtände des Meyneides.

Als Arlotto mit einer Galeere von Florenz nach Flandern gehen wollte, erhielt er von ſeinen Bekannten eine Menge Aufträge, ihnen dies und jenes einzukaufen, wozu ihm denn Einige das Geld mitgaben, Andere hingegen ihn baten, daſſelbe auszulegen. Beym Einpacken ſeiner Sachen und bevor noch das Schiff unter Seegel ging, fand der Pfarrer unter andern

auch die sämmtlichen Commissionszettel und legte sie auf das Geländer der Galeere, worauf denn der Wind diejenigen, in welche man kein Geld gewickelt hatte und die folglich leichter waren, sämmtlich über Bord wehte. Die übrigen mit dem Gelde verwahrte Ariotto sorgfältig, kaufte die verlangten Sachen ein und schickte sie bey seiner Rückkunft nach Florenz an die zahlbaren Committenten. Als die andern hörten, daß sie leer ausgegangen waren, beschwerten sie sich sehr darüber.

„Das ist Eure eigne Schuld (sagte der Pfarrer). Als ich meine Sachen einpacken wollte und sie auf das Geländer der Galeeren legte, führte der Wind die leeren Papiere hinweg. Da ich nun nicht wußte, was Ihr darauf geschrieben hattet, so konnte ich auch Eure Aufträge nicht besorgen. Hättet Ihr, wie meine übrigen Committenten, die Vorsicht gebraucht, Geld in Eure Zettel zu wickeln, so würdet Ihr eben so gut bedient worden seyn, als jene.

Ariotto ging einst in den Fasten mit dem Mäkler Piero nach Casentino, wo sie bis zum Ende

der Charwoche bleiben wollten. Unterweges äußerte sein Gefährte unter andern, er habe den Tag zuvor so viele Pastinaken gegessen, daß sie ihm ganz zuwider geworden seyen und er gewiß in Jahr und Tag keine wieder in den Mund nehmen werde. Der Pfarrer merkte sich das, und als sie Abends nach Falli kamen, sagte er insgeheim zu seinem Freunde Boscoli, bey dem sie übernachteten, er solle ihnen nichts als Pastinaken auftragen, welches denn dieser auch that und sich bey Tische damit entschuldigte, die Fische seyen während der Fasten außerordentlich rar, er könne ihnen also nichts anders vorsetzen.

Als sie am folgenden Mittag zu Borfelli essen wollten, ließ der schelmische Ariotto abermals Pastinaken auftragen, und so machte er's auch Abends zu Stin und den andern Tag zu Hermo. Endlich kamen sie nach dem Kloster Verula, wo die Mönche, auf Ariotto's Anordnung, ebenfalls nichts auftischten als Pastinaken.

„Der Teufel hole die Pastinaken!" — fuhr der Mälier, der nun nicht länger mehr an sich halten konnte, wüthend heraus — „Wollt' Ihr mich ja da-

mit todt füttern, so müßt Ihr sie mir anders wo hineinstecken; denn zu Halse wollen sie mir nicht mehr."

Die Mönche glaubten, er sey närrisch geworden; als sie aber hörten, was es mit den Pasquinaten für eine Bewandniß hatte, mußten sie recht herzlich lachen.

Ein gewisser Ventura, welcher Rector zu St. Lorenz und Ariotto's Nachbar war, beklagte sich einst gegen unsern Pfarrer, daß ihn ein naher Verwandter ganz entsetzlich betrogen und ihm für 40 Dukaten eine Mauleselin verkauft habe, die nicht nur mit 12 zu theuer bezahlt, sondern auch beynahe gar nicht zu gebrauchen sey, indem sie sich weder satteln noch besteigen lasse, sondern dabey so heftig um sich beiße und schlage, daß man seines Lebens nicht sicher sey.

„Habe ich's Ihnen nicht mehr als hundert Mal gesagt, Sie sollen nichts unternehmen, ohne mich mit in den Rath zu nehmen!" antwortete Ariotto.

„Da ſehen Sie nun, was dabey heraus kömmt, wenn Sie allein etwas anfangen wollen. Jedermann hauet Sie übers Ohr. Aber es geſchieht Ihnen eben Recht. Durch Schaden wird man klug.“

„Geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern. Sagen Sie nur, was ſoll ich jetzt mit der Beſtie anfangen?“

„Sie ſich je eher je lieber wieder vom Halſe ſchaffen, damit ſie Sie nicht noch um den Hals bringt, oder es Ihnen damit geht, wie meinem Freunde Volterra mit der ſeinigen.“

„Und wie ging's denn dem? Laſſen Sie doch hören!“

„Er kaufte ein Mauleſelfüllen, zog das auf und dachte Wunder, was er daran erwiſcht hätte. Es ſchlug aber ſo übel ein, daß er's gar nicht gebrauchen konnte, ſondern es zehn Jahre umſonſt füttern mußte, worauf es denn verreckte und geſchunden ward. Das abgezogene Fell hängte man auf eine Stange und ließ es an der Luft trocknen. Nach einigen Wochen wollte mein Freund es an einen Riemer verkaufen; er nahm es alſo von der Stange und

warf es mit den Worten: „geh zum Teufel, verdammte Bestie! du hast mir Verdruß genug gemacht“ dem Käufer zu.

„Allein zum Unglück hatte der Schinder, aus Versehen, von dem einen Hufe das Eisen nicht abgerissen, welches denn den Riemer so nachdrücklich an den Kopf traf, daß er ohnmächtig zur Erde sank und bald darauf starb. Volterra, als der Urheber seines Todes, ward nun gerichtlich belangt und in einen Prozeß verwickelt, der ihn beynahe an den Bettelstab brachte und ihm so vielen Verdruß verursachte, daß er in seinem Testamente verordnete, es sollte keiner von seinen Verwandten, bey Verlust seines Antheils an der Verlassenschaft, ein Maulthier, ja sogar nicht einmal ein paar Schuh aus dessen Leder verfertigt, im Hause haben. — Sehen Sie, so viel Schaden und Unglück können dergleichen Schindmähren anrichten!“

Dem ehrlichen Rector ward so bange, es möchte ihm mit der seinigen eben so gehen, daß er sie unserm Pfarrer schenkte und dabey sagte, wenn er Bedenken trüge, sie anzunehmen, so wolle er sie ohne

Umstände todt stechen lassen. — Man kann leicht erachten, daß Arlotto sich wohl hüthete, dies zuzugeben.

Während der Seereise nach Flandern besprach sich Arlotto nicht selten mit einem gelehrten Theologen, welcher dieselbe mitmachte, über allerley philosophische Gegenstände, wobey denn unter andern auch die Frage aufgeworfen ward, ob die Natur oder die Kunst mehr über den Menschen vermöge? Der Gelehrte glaubte dieser, unser Pfarrer aber jener den Preis zuerkennen zu müssen, und jeder suchte seine Meynung, so gut er konnte, mit Gründen zu unterstützen.

„Was hilft uns das Disputiren in einer Sache, welche nur durch die Erfahrung entschieden werden kann," sagte der Pfarrer. „Was gilt's, ich überzeuge Euch durch den Augenschein, daß die Kunst in Rücksicht der Natur nur eine arme Stümperin sey; und daß diese letzte nicht nur über den Menschen, sondern sogar über die unvernünftigen Thiere die Oberherrschaft behaupte?"

„So eben wollte ich Euch in Rücksicht meiner Behauptung eben denselben Vorschlag thun," versetzte der Gelehrte; „und da wir denn einmal mit den Thieren einen Versuch machen wollen, so mögen die Katzen, deren wir ja genug auf dem Schiffe haben, die Sache entscheiden. Ich wette 6 Dukaten, daß die Probe meinen Satz bestätigen werde."

„Es sey!" antwortete Arlotto, setzte sechs Dukaten dagegen, und man beschloß, daß der Versuch innerhalb zweyer Tage gemacht werden sollte. Nun wußte aber unser Pfarrer recht gut, warum sein Gegner gerade mit den Katzen die Probe anstellen wollte. Es hatte nämlich ein Matrose zwey von diesen Thieren so abgerichtet, daß sie, auf den Hinterfüßen stehend, ein brennendes Licht in den Vorderpfoten hielten, und diese Stellung nicht eher änderten, als bis der Bootsknecht ihnen das Zeichen dazu gab. Dies Kunststückchen gedachte der Theolog zum Beweise seines Satzes vorzuzeigen und auf diese Art die Wette zu gewinnen. Allein Arlotto fing in einer Falle einige Mäuse und bewahrte sie lebendig auf.

Als die zur Entſcheidung beſtimmte Stunde erſchien, veranſtaltete der Capitain einen Schmaus, und der ganze hohe und niedere Schiffs-Adel nebſt allem, was entweder die beyden Philoſophen oder die Katzen kannte, verſammelte ſich, um zu ſehen, wer die Wette gewinnen würde. Der Theolog ließ den geſchickten Matroſen rufen, welcher denn ſeine beyden Schülerinnen mitbrachte, die eine auf dieſe, die andere auf jene Ecke des Tiſches ſetzte und jeder ein brennendes Licht gab, welches ſie ſo ſteif und feſt zwiſchen den Pfoten hielten, daß jedermann ſich darüber wunderte und dem Vertheidiger der Kunſt nebſt dem Katzenpräceptor Beyfall zulächelte. Um ſeinen Sieg völlig zu entſcheiden, langte jener einige Schachteln mit Leckerbiſſen hervor und legte ſie auf den Tiſch; allein die beyden Lichthalterinnen blieben unbeweglich und mit ſtoiſchem Ernſte ſitzen und bekümmerten ſich nicht darum.

„Sehet Ihr nun ein, daß die Natur vor der Kunſt die Seegel ſtreichen müſſe, und gebt Ihr die Wette gewonnen?“ ſagte der Schiffscapitain zu unſerm Pfarrer und wollte dem triumphirenden Theologen die zwölf Dukaten aufzählen.

„Nur ein wenig Geduld! — versetzte Arlotto. — Ich habe hier auch ein paar Leckerbissen; vielleicht können die .... doch, wir werden's ja sehen."

Er setzte nun ebenfalls eine Schachtel auf den Tisch, in welcher die Mäuse waren, die er aber mit Papier bedeckt und nachher Confect darauf geschüttet hatte. Jedermann erwartete begierig das Resultat dieser Erscheinung. Der Pfarrer griff in die Schachtel, als wollte er etwas Confect herausnehmen. Als die Mäuse fühlten, daß sich etwas über ihnen rührte, wurden sie unruhig und fingen an zu pfeifen. Kaum hörten dies die Katzen, so setzten sie sich in Bewegung und machten Miene, die Lichter fallen zu lassen; allein ein Zuruf ihres Gebieters brachte sie wieder zur Ordnung, so daß sich jeder über ihren Stoicismus verwunderte. Aber nun hob Arlotto das Papier in die Höhe, und kaum kamen die Mäuse zum Vorschein, so setzten die Katzen, ohne sich weiter um ihre Lichter zu bekümmern, in vollen Sprüngen hinter ihnen her, haschten sie, rissen die Schachtel, woran jene gebunden waren, mit herab, warfen dadurch Gläser, Flaschen, nebst allem, was auf dem

Tische stand, über den Haufen, und versteckten sich mit ihrem Raube hinter das umher liegende Gepäck.

Der Sieg war zu entscheidend, als daß man noch einen Zweifel darüber hätte hegen können. Auch gestand der Theolog selbst, daß er die Wette verloren habe und die zwölf Dukaten unserm Pfarrer gehörten, dem sie denn auch der Schiffscapitain, als Schiedsrichter, ohne Widerrede auszahlte.

Einer von Ariotto's Nachbarn verlor durch den Tod seine Frau und verheirathete sich wieder mit einem hübschen jungen Mädchen, mit der er recht vergnügt lebte, ausgenommen daß sie, wie denn das eben nicht selten der Fall zu seyn pflegt, ihren Stiefsohn, einen zwanzigjährigen jungen Mann von einnehmender Gesichtsbildung und aufgewecktem Temperamente nicht leiden konnte, sondern denselben bey jeder Gelegenheit bey ihrem Manne anzuschwärzen suchte; so daß Vater und Sohn sehr bald mit einander zerfielen, worüber denn dieser sehr nieder-

geschlagen ward und sich endlich deswegen bey einem Freunde beklagte.

„Ich weiß Ihnen keinen bessern Rath zu geben, (antwortete dieser) als daß Sie Ihrer Stiefmutter den Hof machen und sie durch Schmeicheleyen auf Ihre Seite zu bringen suchen.“

Dieser Vorschlag gefiel dem jungen Menschen nicht übel; indessen fragte er doch zuvor seinen Freund Ariotto, was er dazu sage. Der Pfarrer, welcher damals noch jung war und das weibliche Geschlecht kannte, lächelte darüber; da er aber doch nicht gern sagen wollte: „das ist das Beste, was Sie thun können:“ so zuckte er die Achseln und empfahl dem jungen Brauskopfe Behutsamkeit.

Dieser verstand den Wink, ging, als sein Vater den folgenden Abend auf dem Lande war, zu der jungen Frau in die Kammer, setzte sich zu ihr aufs Bett und sagte ihr tausend Süßigkeiten vor. Sie stellte sich anfangs sehr ungebärdig darüber und wollte Lärm machen; allein der junge Mensch gab ihr so viele gute Worte und wußte seine Sache so geschickt vorzustellen, daß sie sich besänftigen ließ.

Das Resultat dieſes Beſuchs war denn, daß Mutter und Sohn die beſten Freunde wurden und manche vergnügte Stunde mit einander genoſſen. Auch wendete ſich nun das Blatt mehr; denn die Frau, welche zuvor den jungen Menſchen auf alle Weiſe verfolgt hatte, ward nun ſeine Fürſprecherin; und wenn er von dem Alten etwas haben wollte, ſo durfte er ſich nur an ſie wenden und der Erfüllung ſeiner Wünſche gewiß ſeyn. Daß ſie einen dankbaren Sohn an ihm hatte, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Es iſt nichts ſo klein geſponnen,
Das nicht einſt komm' an die Sonnen,

ſagt ein alter Reimſchmid. Auch unſer verliebtes Paar erfuhr, daß er nur allzuwahr redet. Der Alte, dem es auffiel, daß ſeine Frau den jungen Menſchen, welchen ſie zuvor nicht hatte vor Augen leiden können, auf einmal ſo lobte und bey jeder Gelegenheit in den Schutz nahm, legte ſich auf die Lauer, überraſchte ſie einſt bey einander und machte darüber einen ſo abſcheulichen Lärm, daß alle Nachbarn zu Thüren kamen und nicht wußten, was ihm wiederfahren war; denn er hüthete ſich wohl, das Kind beym rechten Namen zu nennen, und man hörte

nichts, als ein verwirrtes Geschrey, aus dem niemand klug werden konnte.

Endlich trat auch Ariotto hinzu und fragte den Vater, was ihm fehle und warum er so entsetzlich schreye.

„Ach, lieber Herr Pfarrer! ich habe wohl Ursache dazu," antwortete der Alte; „aber sagen kann ich sie Ihnen nicht."

„Nun so kann ich's — fiel hier der Sohn ein. — Mein Vater hat meine selige Mutter viele tausend Mal in den Arm genommen, und ich habe nicht ein einziges Wort dazu gesagt; aber kaum nehme ich meine Stiefmutter ein Mal in den Arm, so macht er einen Lärm, als ob das ganze Haus im Feuer stände. Ist das wohl recht?"

„Ihr handelt sehr unüberlegt, lieber Nachbar!" sagte Ariotto zu dem Alten. „Wenn Euer Sohn seine Stiefmutter in den Arm nimmt, so geschieht das unstreitig aus kindlicher Liebe. Und gesetzt auch, die Sache verhielte sich anders, müßt Ihr denn darum die ganze Nachbarschaft auf die Beine bringen, und wird Euer Schicksal dadurch besser, daß

Ihr's andern Leuten in die Mäuler hängt? Wer ſich die Naſe abſchneidet, ſchändet ſein Angeſicht; und wenn Ihr Eure Frau und Euren Sohn beſchimpft, ſo verunehrt Ihr Euch ſelbſt. Seyd demnach ganz ruhig und betragt Euch ein anderes Mal vernünftiger."

Der Alte fühlte, daß Ariotto wenigſtens nicht ganz Unrecht hatte. Er ſchwieg alſo, ſchaffte den jungen Menſchen aus dem Hauſe und ſuchte das Vergangene zu vergeſſen, worauf denn der Friede zwiſchen den beyden Gatten wieder hergeſtellt ward.

Einer von Ariotto's Nachbarn, der ſich gern Andrer Leute Sachen bediente, um ſeine eignen deſto länger zu ſchonen, wollte immer bald dieſes bald jenes von dem Pfarrer borgen, und da ihm dieſer, der überhaupt ſehr dienſtfertig war, niemals etwas abzuſchlagen pflegte, ſo ward er immer dreiſter und ließ ihn endlich ſogar bitten, ihm ein paar Hoſen zu leihen.

„Ein paar Hosen?“ antwortete Arlotto. „Nein, daraus wird nichts; denn wenn ich ihm die gebe, so wird er mir auch noch den Hintern abborgen wollen.“

Die Galeere, mit welcher Arlotto von Flandern nach Florenz zurück ging, legte in einem Hafen vor Anker, wo verschiedene Arten von Waaren verzollt werden mußten, daher sich denn sehr bald die Wache auf dem Schiffe einstellte, um zu untersuchen, ob sich dergleichen auf demselben verfänden. Nun hatte der Pfarrer eine ziemliche Menge zinnernes Geräthe und feine Leinewand bey sich, wovon er nicht gern Tribut entrichten wollte. Er bestrich sich also das Gesicht mit Safran-Wasser, trug sein Gepäck in den Raum, machte ein Lager davon, legte sich darauf und fing an zu ächzen und zu stöhnen, als hätte ihn der Tod bereits beym Aermel.

„Nun, was fehlt Euch denn, Herr Pfarrer? (fragte der Zollbeamte, als er an das Bett des verstellten Kranken kam.) Kann ich Euch mit etwas dienen?“

„Ach! (erwiederte Arlotto mit gebrochener Stimme) Ich habe ein heftiges Wundfieber. Schickt mir, um der chriſtlichen Liebe willen, ſchickt mir doch einen Chirurgus, der mir ein ſchmerzhaftes Geſchwür hier am rechten Schenkel öffne.“

Sobald der Mauthner von einem Geſchwür reden hörte, glaubte er nicht anders, als daß etwas peſtartiges dahinter ſtecke; er hielt ſich alſo Mund und Naſe zu, eilte, als ob ihm der Kopf brennte, vom Schiffe und bekümmerte ſich nicht weiter darum, ob etwas Acciſbares im Raume vorhanden war, daher denn Arlotto nebſt Allen, welche etwas dieſer Art bey ſich führten, nicht nöthig hatten, ihre Waaren weiter zu verbergen oder ſich vor dem Verzollen zu fürchten.

Arlotto ſpeiſte einſt bey einem Freunde und kam über Tiſche neben einen Geiſtlichen zu ſitzen, der als ein Erzſchmähvogel bekannt war und mit ſeiner böſen Zunge keinen Menſchen verſchonte. Kaum waren die erſten Gerichte abgetragen, ſo fing der

Spötter wieder an, sein loses Maul in Bewegung zu setzen und die rechtschaffensten Leute durchzuhecheln.

Unser Pfarrer hörte eine geraume Weile stillschweigend zu; als es aber endlich über einen vor kurzem verstorbenen würdigen Geistlichen herging, konnte er nicht länger mehr an sich halten, sondern wandte sich an den Verläumder und begann folgender Maßen zu erzählen:

„Es war einmal ein junger Mensch, der seiner Mutter außerordentlich viel Aerger und Verdruß verursachte und ihr das Leben so sehr verbitterte, daß sie desselben fast gar nicht froh wurde. Seine Freunde und Nachbarn machten ihm zwar mehrmals die nachdrücklichsten Vorstellungen darüber; allein er kehrte sich nicht daran, sondern fuhr fort, die gute Frau zu plagen; und da er wohl wußte, daß ihn niemand leiden konnte, so beschloß er, einmal zu versuchen, was man von ihm, dem man schon bey Lebzeiten alles Böse nachsagte, wohl nach seinem Tode reden würde. Er stellte sich also plötzlich, als würde er krank, legte sich zu Bette und starb.

„Seine Mutter und Verwandten, welche nicht anders glaubten, als daß er wirklich todt wäre, fin-

ten ihn auf die Bahre, machten Anſtalten zum Begräbniß und ließen ihn endlich nach dem Gottesacker tragen. Unterweges begegnete der Leiche eine Menge Leute, welche ſich theilnehmend erkundigten, wer der Verſtorbene ſey. Allein kaum hörten ſie ſeinen Namen, ſo hieß es: „„So, iſt das der Taugenichts, der ſeiner Mutter das Leben ſo ſauer machte? Gottlob, daß er todt iſt?““

Der junge Menſch hörte alles mit an, und man kann leicht denken, wie ſehr er ſich darüber erbaute; indeſſen ließ er ſich nichts merken, ſondern ſpielte ſeine Rolle ungeſtört fort. Als aber einige Frauenzimmer, deren Stimme er zu erkennen glaubte, das Ding zu arg machten und entſetzlich auf ihn losgogen, konnte er nicht länger mehr an ſich halten, ſondern richtete ſich auf der Bahre in die Höhe, verwies ihnen ihre Schmähſucht und hielt ihnen, deren Lebensart er recht gut kannte, in Gegenwart aller Umſtehenden, ihr ganzes Sündenregiſter vor. Man kann leicht denken, daß die Damen, welche ſich dieſer öffentlichen Beſchimpfung nicht wenig ſchämten, ihre Schmähſucht tauſend Mal bereueten und nachher ihre Zunge beſſer im Zaume hielten.“

Hier schwieg Ariotto und sah seinen Nachbar bedeutend an. Der Verläumder verstand ihn, schlug seine Lästerchronik zu und sagte kein einziges Wort mehr.

Ariotto ging einst vor dem Laden eines Spezereykhändlers vorbey, und da ihm lauter Wohlgerüche daraus entgegendufteten, so blieb er stehen, nahm ein Päckchen mit balsamischer Seife in die Hand und fragte, wie viel es koste.

„Zwey Groschen," antwortete der Krämer.

„Ey, ey, mein Freund! Wie könnt Ihr die Leute so sehr übervortheilen?" erwiederte der Pfarrer. „Mit Einem Groschen ist es über und über bezahlt; denn bedenkt nur, wie es die Lohgerber, Metzger und Schuster machen: sie müssen den Gestank ihrer Waaren oft Wochenlang einschlucken und sie am Ende doch fürs halbe Geld losschlagen. Ihr solltet also um so mehr einen billigen Preis machen, solltet den guten Geruch, den Ihr von Euren Waaren genießt, doch auch ein wenig in Anschlag bringen und ihn nicht

ſo ganz umſonſt einzunehmen verlangen. Ich in Eurer Stelle würde es machen, wie jener Arzt."

„Nun, ſo laſſen Sie doch hören!"

„Ein wohlhabendes junges Frauenzimmer, welches, durch einen Fall von der Treppe, ein Bein gebrochen hatte, ließ einen Arzt rufen. Der Aeſculap beſuchte ſie mehrere Wochen hindurch und machte ſie völlig wieder geſund. Als ſie geneſen war, wollte ſie ihm zehn Dukaten geben; allein er weigerte ſich, ſie anzunehmen.

„„Was ſoll das bedeuten?"" ſagte die junge Dame. „„Sie haben mir mein Bein ſo vortrefflich wieder eingerichtet und geheilt, und wollen kein Geld haben!""

„„O! (erwiederte der Doctor) Ich freue mich unendlich darüber, daß ich Ihr Bein und Sie nicht das meinige geheilt haben. Das iſt Belohnung genug für mich.""

Der Krämer lachte über den Schwank und ſchenkte dem Pfarrer nicht nur das Päckchen Seife, ſondern auch noch verſchiedene andere wohlriechende Sachen.

Arlotto bemerkte mehrmals, daß ihm Eier aus seinem Hühnerstalle gestohlen waren und befahl daher seinem Hausknechte, wohl Acht zu geben, ob er den Dieb nicht entdecken könne. Dieser ermangelte nicht, sich auf die Lauer zu legen, ertappte den Thäter und lief sogleich zu seinem Herrn und sagte: „So eben hab' ich den Dieb erwischt. Wissen Sie, wer es ist? Ihr Gevatter Bertram. Sehen Sie! da geht er eben hin und hat wieder eine Maudel Eier im Busen stecken!"

Sogleich lief der Pfarrer vor die Thür und rief: „Gevatter! Gevatter! ein einziges Wort!"

Allein der Gevatter, dessen Kamisol von den darunter verborgenen Eiern aufbauschte, entschuldigte sich damit, er habe erst ein kleines Geschäft zu Hause zu verrichten und wolle lieber nachher wieder kommen. Arlotto, der ihn gern auf frischer That ertappen wollte, schenkte geschwind ein Gläschen Doppel-Aquavit ein, und sagte: „kostet einmal! Ich hab' ihn so eben erst von einem guten Freunde bekommen."

Das war Bertrams schwache Seite; er trat also näher, stieß das Glas aus und wollte sich dann

wieder davon machen. Aber der Pfarrer hielt ihn bey der Hand, und sagte: „Liebster Gevatter! Ich bin allein; leistet mir doch ein wenig Gesellschaft!“ wobey er ihn denn mit so vieler Herzlichkeit umarmte und an seine Brust drückte, daß ihm die zerquetschten Eier am Leibe herunter flossen und an den strumpflosen Beinen wieder zum Vorscheine kamen.

Als der Bauer, der noch ein Neuling im Gauner-Handwerke war, sich so unerwartet entdeckt sah, schämte er sich, ersetzte dem Pfarrer den Schaden und stahl ihm nachher keine Eier mehr.

In einem öffentlichen Hause zu Florenz war einst gegen Abend eine Anzahl wohlhabender Bürger versammelt, die sich bey einem Glase Wein über allerley Gegenstände besprachen. Ungeachtet nun die ganze Gesellschaft ziemlich laut war, so zeichnete sich doch niemand mehr aus, als ein alter Thor, der, ob er gleich schon seine siebzig zählte, erst vor kurzem ein Mädchen von achtzehn Jahren geheirathet hatte, das er wie ein Argus bewachte. Dieser

Pfahlhans widersprach jedermann, wollte alles besser wissen als Andere, und ließ keinen Menschen zu Worte kommen, ungeachtet das meiste, was er vorbrachte, weder gehauen noch gestochen war.

Man stritt noch mit der größten Lebhaftigkeit, als unser Pfarrer vorüber ging und von einigen Bekannten hereingerufen ward. Er hörte dem Wirthalter eine Weile zu und ärgerte sich über seine Unverschämtheit. Endlich beschloß er, ihm das Maul zu stopfen, mischte sich unter die Streitenden und fing folgender Maßen an zu erzählen:

„Ein artiges junges Frauenzimmer in Florenz verheirathete sich an einen 70jährigen Klapperbein. Da sie aber, wie man leicht denken kann, kein sonderliches Behagen an ihm fand, so machte sie mit einem Menschen Bekanntschaft, der ungefähr von ihren Jahren war und sich folglich besser für sie schickte. Der Alte bekam gar bald Wind davon, und ungeachtet er nicht glaubte, daß die Sache so weit ginge, so beschloß er doch, sich davon genauer zu unterrichten, welches denn auch nicht schwer hielt, indem die Frau die Hosen trug und folglich des Alten Kritteleyen nicht sonderlich beachtete.

Einſt, als man den Hörnerträger nicht zu Hauſe glaubte, ſtellte der Liebhaber ſich bey ſeiner Dulcinea ein und ward aufs beſte von ihr empfangen. Unterdeſſen hatte der Alte ſich die Treppe hinaufgeſchlichen, und in einem hölzernen Verſchlage verſteckt, der über der Schlafkammer ſeiner theuren Ehehälfte war. Allein indem er auf dem Fußboden umhertappte und eine Spalte ſuchte, wodurch er beobachten könnte, was unter ihm vorging, brach unvermuthet ein morſches Brett entzwey, und er ſtürzte mit demſelben herab und gerade auf das Bett, wo man beſchäftigt war, ihn unter die gekrönten Häupter zu verſetzen.

„Man kann leicht denken, wie ſehr die beyden Liebenden über ſeine eben ſo unerwartete als ſtürmiſche Ankunft erſchraken, zumal da ſie beynahe durch ihn erſchlagen worden wären. Der Galan, welcher am erſten wieder zur Beſinnung gelangte, raffte ſich auf und rannte davon. Die junge Frau — — fiel ihrem Manne zu Füßen und bat ihn tauſend Mal um Verzeihung — wird man denken. Aber nein; ſie machte ihm vielmehr Vorwürfe wegen ſeiner Ungeſchliffenheit und wußte ihm überhaupt die Hölle ſo

heiß zu machen, daß er himmelhoch bat, ſie ſolle doch nur ruhig ſeyn und die Sache geheim halten, damit er nicht den Leuten zum Gelächter würde.

„Nun, was meynſt du, (hier wandte ſich Arlotto zu dem Großſprecher) was meynſt du, der du alles allein, beſſer als alle Andre und am allerbeſten weißt, wer von dieſen drey Perſonen hatte den heftigſten Schrecken, und wer kam dabey in die größte Gefahr?“

Der Prahler erſchrak über dieſe Frage und ſagte kein einziges Wort mehr; denn er war es eben, der bey jener Geſchichte die Hauptrolle geſpielt hatte.

In der Gegend um Florenz war die Aernte einſt ſo geſegnet geweſen, daß alle Scheuren voll waren und jedermann geſtand, er habe nie mehr Getraide bekommen als dies Mal. Nur Arlotto ſagte, in Gegenwart einiger guter Freunde, er für ſeinen Theil könne gar nichts davon rühmen; denn er erinnere ſich nicht, ein ſchlechteres Jahr erlebt zu haben.

„Wie geht das zu?“ fragte einer aus der Gesellschaft. „Hat etwa Euer Acker so schlechten Boden?“

„Mein Acker liegt auf dem Kirchhofe,“ erwiederte Arlotto. „Die übrigen Jahre hatte ich immer sechs bis acht Personen zu begraben. Da ich nun von jeder Leiche zehn Lire bekomme, so brachte mir das jährlich sechzig Lire ein. Dies Jahr hingegen hat mir gar nichts eingetragen; denn es ist noch niemand gestorben.“

Arlotto hielt sich einige Tage bey dem bereits oben erwähnten Pfarrer von Cereina auf, welcher gerade Holz fällen ließ. Da er nun bemerkte, daß die Arbeiter bey jedem gewaltsamen Streiche ächzten und, indem sie mit Heftigkeit ausathmeten, Heh sagten und einen kleinen Ruhepunkt machten, so konnte er nicht unterlassen, seinen Freund darauf aufmerksam zu machen und zu erinnern, daß außerordentlich viel Zeit dadurch verloren gehe.

Antonio gab das zu, und da er sehr geizig war, so fragte er unsern Pfarrer, wie dem Dinge abzuhelfen seyn möchte.

„Ueberlasset das nur mir, so esse ich doch das Brot nicht umsonst bey Euch," erwiederte Ariotto. „Was gilts, ich mache, daß die Leute geschwinder arbeiten!"

Er ging darauf mit Antonio in den Wald und sagte zu den Holzhauern, sie sollten nur arbeiten; das Heh wollte er schon sagen. Wenn er indessen auf die Seite träte, um sein Wasser abzuschlagen, so könnten sie, bis zu seiner Zurückkunft, mit Holzfällen inne halten. Die Leute thaten, wie er befohlen hatte, und die Arbeit ging ihnen weit schneller von der Hand, so daß Antonio sich herzlich darüber freute und den Pfarrer bat, bey ihnen zu bleiben, indem ihn seine Geschäfte nöthigten, wieder heim zu kehren.

„Von Herzen gern," antwortete Ariotto, „Laßt Euch von nichts abhalten."

Antonio ging also nach Hause. Als er aber Abends wieder kam, um seinen Gast abzuholen und

zu sehen, wie weit man mit der Arbeit vorgerückt wäre, fand er jenen nicht mehr vor, die Holzhauer aber in einem Kreise beysammen sitzen und die Hände in den Schooß legen. Da sie nun überdies, wie der Augenschein lehrte, beynahe gar nichts fertig gemacht hatten, so konnte er nicht unterlassen, sich darüber zu beschweren und ihnen heftige Vorwürfe zu machen.

„Wir haben gethan, was man uns befahl," antworteten die Leute. „Ihr sagtet, wir sollten nur arbeiten, das Heb würde Arlotto schon machen. Aber kaum hattet Ihr den Rücken gewandt, so ging er weg, um sein Wasser abzuschlagen, und wir haben ihn seitdem nicht wieder gesehen. Wenn wir also die Hände in den Schooß legten, so lag es bloß daran, daß man uns befahl, so lange zu warten, bis er wiederkommen und Heb sagen würde."

Der Pfarrer mußte über die Einfalt der Leute lachen und gestehen, daß der schelmische Arlotto allein an diesem Streiche Schuld sey.

Als unser Pfarrer einst dreyzehn Monate verreiset gewesen war, hatte sich eine große Menge Ratten in seiner Wohnung eingefunden, und ihm Betten, Kleider und Möbeln zernagt. — „Wartet! (sagte Ariotto, den dieser Schaden nicht wenig verdroß) Wartet, ich will Euch etwas anders zu fressen geben.“

Er stellte nun Fallen auf, fing ein Dutzend Ratten, sperrte sie zusammen in einen Käfig und ließ sie so lange hungern, bis sie sich unter einander auffraßen. Am Ende blieb nur eine einzige übrig, welcher der Pfarrer ein Glöckchen anhängte und sie frey im Hause umher laufen ließ. Da nun das Thier seit langer Zeit nichts als Rattenfleisch gefressen und sich dadurch von aller andern Nahrung entwöhnt hatte, so machte es auch außer dem Käfig, trotz der besten Katze, auf seine Geschlechtsverwandten Jagd und reinigte auf die Art die Pfarre in kurzem von den ungebetenen Gästen.

Es erkundigte ſich jemand bey unſerm Pfarrer, wie er ſeine Morgen-Andacht wohl am beſten einzurichten habe.

„Wenn du aus dem Bette aufſtehſt,“ antwortete dieſer; „ſo bete das Vater Unſer nebſt dem Ave Maria, und ſprich dann: „Lieber Gott! bewahre mich vor der Eilfertigkeit der Bauern, vor dem Gewiſſen der Soldaten, vor dem Recipe der Aerzte, dem Und ſo weiter der Advokaten und der Rechtſchaffenheit eines Jeden, der bey ſeiner Seelen Seligkeit ſchwört.“

„Wie mag es doch zugehen, daß ſchwarze Bohnen weiße Rüben geben?“ fragte ein naſeweiſer Pfaffe, der gern Andere zum beſten hatte und dafür erſt vor kurzem mit Peitſchenhieben regalirt worden war, unſern Pfarrer.

„Das will ich dir gar leicht erklären,“ antwortete Ariotto; „ſag' mir nur zuvor, wie es zugeht, daß weiße Riemen auf der Haut ſchwarze Striemen machen!“

„Es ist gut, daß ihn der Himmel zum Menschen und nicht zu einem Apulischen Hunde gemacht hat; sonst würde es ihm gar übel ergehen!“ sagte Arlotto einst von seinem Küster, der ausserordentlich träge und nachläßig, und weder durch Ermahnungen noch durch Verweise zu bessern war.

Man fragte ihn, was er damit sagen wolle, und er erklärte sich darüber folgender Maßen: „Wenn die Apulischen Schäfer die jungen Hunde auf die Probe stellen wollen, so setzen sie ihnen am Fuße eines Berges eine Schüssel mit Milch vor. Aber kaum fangen die Köther an, dieselbe hineinzuschlürfen und sich's recht wohl dabey seyn zu lassen, so stößt ein auf dem Berge stehender Schäfer ins Horn, womit man in Apulien gewöhnlich den Hunden zurufet. Diejenigen nun, welche munter und lebhaft sind, pflegen, sobald sie dies bekannte Zeichen hören, die Schüssel zu verlassen und den Berg hinan zu springen, um auf den Wolf, zu dessen Verfolgung man sie auffordert, Jagd zu machen. Die faulen und phlegmatischen hingegen bewegen sich nicht von der Stelle, sondern bleiben bey ihrer Milch, werden aber auch dafür von dem Schäfer

todt geschlagen und aufgeknüpft. — Urtheilet nun selbst, was für ein Schicksal mein Küster gehabt haben würde, wenn ihn der Himmel, statt zum Dienste der Kirche, zu einer Apulischen Heerde berufen hätte.

Zwey Bauern, Thomas und Velten, kamen zu Arlotto und sagten: „Als wir gestern im Weinberge Reben banden, ließ sich ein Guckguck hören. Wir geriethen darüber in Streit, denn jeder behauptete, der Vogel habe für ihn gerufen, wetteten, der Eine um einen Esel, der Andere um zwanzig Livé, und kommen jetzt, um Euch, Herr Pfarrer, zu bitten, unser Schiedsrichter zu seyn und über den Preis nach Recht und Gewissen zu erkennen.“

„Das geht sogleich nicht an; kommt nach einigen Tagen wieder zu mir,“ antwortete der Pfarrer und schickte die Partheyen heim. Gegen Abend kam Thomas wieder angeschlichen, brachte dem Seelenhirten ein paar Käse und ersuchte ihn höflichst, seines Esels in Gnaden zu gedenken. Allein kaum hatte er den

Rücken gewandt, so fand sich auch sein Gegner ein, bat, man möge sich seine Sache bestens empfohlen seyn lassen, und unterstützte dies Gesuch mit einem halben Schock Eier, das er seinem Gönner verehrte.

Der Pfarrer machte es, wie die schlauen Advokaten: er nahm die Geschenke beyder Partheyen und vertröstete den Einen wie den Andern mit guter Hoffnung. Auch hatte dies Betragen den erwünschten Erfolg; denn am folgenden Tage ermangelte Thomas nicht, den ihm versprochenen Sieg im voraus mit ein paar fetten Enten zu belohnen; Welten hingegen konnte nicht unterlassen, seine Dankbarkeit durch zwey gemästete Kapaunen an den Tag zu legen, und so wetteiferten die beyden Gegner eine geraume Zeit mit Geschenken, ohne daß der Pfarrer die Sache entschied.

Endlich glaubte er aber doch, seine Clienten genug gerupft zu haben; er beschied sie also Beyde zu sich und sagte: „Ich will dich, Thomas, nicht um deinen Esel, und dich, Welten, nicht um die zwanzig Lire bringen, und erkenne daher für Recht: der Guckguck hat weder für den Einen, noch für den An-

dern, ſondern für mich gerufen, wie Ihr Narren ſchon daraus erſehen könnt, daß ich bey dieſer Sache am meiſten gewinne, indem mich jeder von Euch fünf bis ſechs Mal beſchenkt hat. Ich würde Euch Eure Präſente zurück geben; allein Narren müſſen durch Schaden klug werden. Indeſſen mögt Ihr morgen Abend zu mir kommen, und die Enten und Kapaunen mit verzehren helfen." —

Die Bauern ſahen einander verwundrungsvoll an; mußten aber doch geſtehen, daß ſie thöricht gehandelt und dieſe Weiſung verdient hätten.

Ein Canonicus, der von adelicher Geburt, aber eben ſo unwiſſend als ſchlechtdenkend war, fing mit einem würdigen Landprediger an zu zanken, und nannte ihn einen lumpigen Bauer. Der Geiſtliche erröthete und ſchwieg. Aber Ariotto wandte ſich zu dem Domherrn und ſagte: „Triumphiren Sie nicht, Herr Canonicus! Schämt ſich der Prediger ſeines Wohnorts und ſeiner bürgerlichen Herkunft, wie viel mehr muß der Adel und Ihre Vaterſtadt ſich Ihrer ſchämen!"

Ein wohlgekleideter junger Mensch schwatzte sehr unanständiges Zeug. — „Reden Sie doch, junger Herr," sagte Ariotto, „reden Sie doch, wie sich's zu Ihren Kleidern schickt, oder tragen Sie Kleider, die sich zu Ihren Reden schicken!"

Ariotto wurde gefragt, in welchem Lande sich's am besten leben ließe. — „O es läßt sich überall gut leben" antwortete er; „nur da nicht, wo die Ausgabe die Einnahme übersteigt, und wo die Menschen mehr vermögen, als die Gesetze."

„Bleibt mir mit Euren Moralen vom Leibe!" sagte ein junger Wüstling zu einem gesetzten Manne, der ihm allerley nützliche Lehren gab. „Ich für meinen Theil will lieber mit hübschen Mädchen zu thun haben, als mit Philosophen."

„Ja freylich," antwortete Ariotto, der eben vorüber ging; „ja freylich! Wälzen sich doch auch die Schweine lieber in Mistpfühen, als in klarem Wasser."

„Ich will Euch ein wichtiges Geheimniß anvertrauen; aber Ihr müßt mir verſprechen, es niemanden zu entdecken," ſagte jemand zu unſerm Pfarrer.

„Sonderbar!" antwortete dieſer. „Wie könnt Ihr verlangen, daß ich etwas verſchweigen ſoll, das Ihr ſelbſt nicht bey Euch zu behalten vermögt!"

Ein Bauer bat Arlotto, ihm drey Scheffel Korn zu leihen. — „Von Herzen gern," antwortete dieſer; „geh auf den Boden und nimm ſie."

Der Mann fand auf dem Boden nichts, ging wieder zum Pfarrer und ſagte es ihm.

„Ey!" ſprach Arlotto; „du haſt gewiß das Korn noch nicht wieder gebracht, was ich dir vor einem Jahre lieh, ſonſt würdeſt du es unſtreitig gefunden haben."

Der Bauer ſchämte ſich ſeiner Undankbarkeit und brachte in der nächſten Aernte das erborgte Getraide wieder.

Als Arlotto einst bey Francesco Dini, einem angesehenen Bürger in Florenz, zu Gaste war, sagte Dini zu ihm: „Herr Pfarrer! ich habe guten Malvasier; wollen wir ihn vor oder nach dem Essen trinken?“

Arlotto antwortete: „Die heilige Mutter Gottes war Jungfrau vor, in und nach der Geburt.“

Dini verstand den Wink, und der Malvasier kam nicht vom Tische.

Einige Spaßvögel besuchten unsern Pfarrer, der sie, seiner Gewohnheit nach, sehr höflich empfing und zum Mittags-Essen bat. Als aber Arlotto nahe vor der Mahlzeit in Amtsgeschäften nach einem benachbarten Hause gehen mußte und sich daselbst einige Zeit aufhielt, schlossen die undankbaren Gäste die Stubenthür ab, zehrten das bereits aufgetragene Essen auf und empfingen den wieder heimkehrenden Pfarrer mit lautem Hohngelächter.

Arlotto ließ sich nichts merken, sondern lachte mit ihnen und stillte seinen Hunger mit Brot und

Käse. Nachmittags bat er die Schmarotzer, dem Gottesdienste mit beizuwohnen; denn es war gerade Sonntag. Sie ließen sich das gern gefallen, hörten (obgleich nicht ohne von Zeit zu Zeit über den witzigen Streich, den sie dem Pfarrer gespielt hatten, zu lachen,) die Predigt an, empfingen den Seegen und wurden dies Mal von ihm weit reichlicher als sonst mit Weihwasser besprengt.

„Gewiß geschieht das aus Dankbarkeit dafür, daß wir ihn so reichlich gespeiset haben!“ sagten sie und wollten sich beynahe todt lachen. Aber den folgenden Tag löste sich das Räthsel von selbst, oder vielmehr durch die Flecke auf ihren Kleidern; denn Arlotto hatte den Weihkessel mit Oehl anfüllen lassen und auf die Art ihren groben Scherz nach Verdienst vergolten.

Ein junger Geistlicher, der für einen von Arlotto's Freunden predigte, verlieste sich so sehr in seinem Texte, daß er sich nicht wieder herausfinden konnte, und wie oft man sich auch räusperte und ihm

winkte, der Predigt ein Ende zu machen, so wollte ihm doch das Amen immer noch nicht über die Zunge. Endlich stand Ariotto von seinem Platze auf, läutete ins Refectorium, nahm dann einige Teller und Schüsseln, stellte sich gegen die Kanzel über und fing damit an zu klappern.

Sobald der junge Kanzelredner die Tischglocke vernahm und die Teller klappern hörte, vergaß er Segen und Abkündigungen, stieg von der Kanzel und eilte ins Refectorium, um die gute Mahlzeit, welche ihn daselbst erwartete, ja nicht zu versäumen.

Als Ariotto einst mit einer Florentinischen Galeere nach Spanien seegelte, erhob sich ein entsetzlicher Sturm, und gleichsam um das Unglück noch größer zu machen, stürzte der Rauchfang ein und setzte alles rings umher in Flammen, so daß man befürchtete, das Schiff möchte, wenn es nicht versänke, im Feuer aufgehen. Jedermann zitterte, wehklagte und befahl sich dem lieben Gott; nur Ariotto konnte nicht unterlassen, auch hier seinen Schwank anzu-

bringen; denn er sagte, nachdem er sein Gebet verrichtet hatte: „Lieben Brüder, Ihr sehet, daß das Schiff mit uns allen zugleich in Wassers- und in Feuersgefahr steht. Wer also Lust hat, abgebrühet zu werden, der springe über Bord; wer aber lieber gebraten seyn will, bleibe hier.“

Ariotto pflegte zuweilen einen jungen Menschen, der mit ihm verwandt war und ein sehr unordentliches Leben führte, zum Guten zu ermahnen; allein dieser kehrte sich nicht daran, sondern blieb nach wie vor ein Wüstling. Einst, als jener sich abermals bemühte, seinen Vetter zur Vernunft zurück zu bringen, und der Windfang kaum einmal darauf zu achten schien, brach der Pfarrer das Gespräch plötzlich ab und fing folgender Maßen an zu erzählen:

„Ein Bauer fing eine Nachtigall und wollte sie in einen Käfig setzen; allein die kleine Sängerin bat ihn wehmüthigst, sie doch wieder fliegen zu lassen, und sagte: „„Wenn du mir die Freyheit schenkst, so will ich dir drey Lehren geben, die dich,

wenn du sie beobachtest, zeitlebens glücklich machen werden.““

„Der Bauer ließ sich den Vorschlag gefallen, und versprach ihr die Freyheit, worauf denn die Nachtigall sagte: „„1) Trachte nicht nach Dingen, die du nicht erreichen kannst; 2) behalte, was du in Händen hast und was dir nützlich ist; 3) glaube nichts, was an sich unmöglich ist.““

„Der Bauer bedankte sich höflichst für diese Lehren und ließ, wie er versprochen hatte, den Vogel fliegen. Die Nachtigall setzte sich nun auf einen sehr hohen Baum, wo man sie nicht erreichen konnte und sagte zu ihrem Befreyer: „„Bauer, du hast sehr übel gethan, mich aus den Händen zu lassen; denn wisse, ich trage im Kropfe einen Diamant, der so groß ist, als ein Gänse-Ei, und dich zu einem Millionär gemacht haben würde.““

„Sobald der Landmann das hörte, machte er sich eiligst auf die Beine und lief durch Wald und Feld, durch Busch und Bracke, um den Vogel wieder zu haschen. — „„Bist du nicht ein Narr!““ sagte dieser, als der Bauer sich lange vergebens ab-

gemattet hatte. „„Bist du nicht ein Narr, daß du die Lehren, welche ich dir gab, so bald vergissest! — Du hattest mich in Händen, und warst so einfältig, mich nicht zu behalten! — Du glaubst, ich habe im Kropfe einen Diamant, so groß als ein Gänse-Ei, da doch ein Gänse-Ei sechs Mal so groß ist, als mein ganzer Körper! — Du lässest mich fliegen und bildest dir ein, ich werde mich wieder fangen lassen! — Geh, einfältiger Tropf! Du bist nicht werth, daß man dir Lehren giebt.““

Hier schwieg Arlotto und ließ den jungen Menschen stehen.

Ein Bauer war von einem Baume gefallen und hatte sich die Rippen zerbrochen. Arlotto, zu dessen Kirchsprengel er gehörte, besuchte ihn, sprach ihm Trost ein, und sagte unter andern: „Ich will Euch einen guten Rath geben, der Euch, wenn Ihr ihn befolget, in Zukunft vor jedem Falle bewahren wird.“

„Es wäre mir freylich lieber gewesen, wenn Ihr ihn mir gegeben hättet, ehe ich fiel,“ antwor-

tete der Bauer; „doch lasset hören! Guten Rath kann man immer gebrauchen.“

„Steigt eben so langsam und vorsichtig herunter, als Ihr hinaufstieget, so werdet Ihr gewiß nicht fallen,“ versetzte der schelmische Pfarrer.

Ein bejahrter Bürger zu Florenz pflegte alle Morgen in der Hauptkirche andachtsvoll die Messe zu hören. Er nahm dann seine rothsammtene Mütze ab, legte sie zusammengewickelt auf den Altar, auf dessen Stufen er saß, und fing darauf immer so entsetzlich an zu husten, sich zu räuspern, zu schneuzen und auszuspeyen, daß in kurzem ein ganzer Sumpf von Schleim und Speichel neben ihm entstand und der Priester, der vor Ekel und Abscheu darüber hätte vergehen mögen, während des Gottesdienstes kaum sein eigenes Wort hören konnte. Der Prior des Klosters hatte (zumal da die Mönche, so oft sie den Speyaus ansichtig wurden, sich weigerten, Messe zu lesen) schon lange nachgesonnen, wie diesem Unwesen abzuhelfen seyn möchte; allein da der Alte

ein wohlhabender, angesehener Mann war, so wollte er es ihm wenigstens nicht geradezu verbieten.

Unter diesen Umständen ward unser Pfarrer von einem seiner Freunde gebeten, statt seiner den Gottesdienst zu verrichten und zu Mittage im Kloster zu essen. Er versprach, sich einzustellen; aber kaum hatte er die Messe angefangen, so kam auch der ekelhafte Alte angestiegen, legte seine Mütze auf den Altar und hub, seiner Gewohnheit nach, wieder an zu husten und zu speyen. Arlott. wunderte sich nicht wenig über dies unschickliche Betragen, und sah ihn einige Mal bedeutend an; allein der Bürger achtete nicht darauf, sondern fuhr fort, ihn mit seinem Geräusper zu übertäuben, so daß er alle Mühe hatte, die Messe zu Ende zu lesen. Sobald er aber damit fertig war und die Hände zum Gebet aufhob, stieß er, vermittelst einer geschickten Wendung, die Mütze vom Altare, so daß sie mitten in des Alten Speichelpfütze fiel und durch und durch naß ward.

Kaum sah der Bürger seinen Hauptschmuck fallen, so sprang er wüthend auf und lief in die Sacristey, um denselben wieder zu reinigen. Nach geendigtem

Gottesdienſte trat auch Arlotto hinein, um das Meßgewand abzulegen.

„Ihr habt mir meine Mütze ſchön zugerichtet, Herr Pfarrer!“ ſagte der Alte mit verbiſſenem Zorne. „Indeſſen nehme ich's Euch nicht übel; denn vermuthlich habt Ihr's aus Verſehen gethan.“

„Aus Verſehen?“ verſetzte Arlotto verwunderungsvoll. „Meynt Ihr denn, daß mich Eure Ungeſchliffenheit nicht ärgerte, und ſeht Ihr nicht ein, wie unſchicklich es iſt, daß Ihr Euren ſchmutzigen Kopfdeckel auf den Altar neben den Kelch legt und während des Gottesdienſtes nichts thut, als huſten und ſpeyen? Ich hatte alle Mühe, die heiligen Gefäße vor Eurem Spucken und Spritzeln zu verwahren. Hab' ich doch mein Tage dergleichen Grobian nicht geſehen! Ich werde künftig öfter hieher kommen und für die würdigen Geiſtlichen dieſes Kloſters Meſſe halten. Aber nehmt Euch in Acht — ich rathe Euch als Freund — nehmt Euch in Acht, daß ich Euch nicht wieder beym Altare finde!“

Der Bürger ging beſchämt hinweg und ließ ſich nicht wieder beym Altare blicken; die Kloſterbrüder

aber dankten dem Pfarrer herzlich, daß er ihnen einen so beschwerlichen Nachbar vom Halse geschafft hatte.

Ein Geistlicher bat unsern Pfarrer, den er schon seit vielen Jahren kannte, mit ihm eine Seereise zu machen. Arlotto hatte keine Lust dazu und führte viele Gründe zu seiner Entschuldigung an; allein jener wollte sich dabey nicht beruhigen, sondern bestand auf seiner Forderung, daher denn Arlotto endlich folgende Fabel erzählte:

„Eine zahlreiche Menge Krambetsvögel, die sich in der Provinz Romagna aufhielten, geriethen auf den Einfall, sich etwas in der Welt zu versuchen. Sie machten sich also, als die Feigen und Trauben reif waren, auf die Reise und nahmen ihr erstes Nachtlager im Gebirge, wo ihrer viele von den Bauern mit Netzen und Schlingen weggefangen wurden. Sie begaben sich von da nach Mugello; aber da ging es ihnen nicht besser, als in der Gegend um Florenz, wo sie den dritten Tag ankamen und ebenfalls viele Trauben und Feigen, aber auch

eine groſse Menge Liebhaber fanden, die ihnen nachstellten. Die Fluren um Val di Pesa schienen ihnen so fruchtbar und anmuthig, daſs sie beschlossen, daselbst zu bleiben. Allein kaum waren die Bewohner derselben ihre Ankunft inne geworden, so stellten sie Netze, Schlingen, Sprenkel und Leimruthen auf, so daſs die armen Vögel gröſstentheils weggefangen wurden, und die wenigen, welche noch übrig blieben, sich kaum geschwind genug auf die Rückreise begeben konnten.

„Als sie wieder in ihre Heimath kamen, und ihre zu Hause gebliebenen Brüder sahen, daſs sie so fett geworden waren, ward der Neid in ihnen rege, und sie sagten zu den Ankömmlingen: „„der Himmel gesegne es Euch; Ihr seyd auf guter Weide gewesen; man sieht's Euch an. Wir armen Teufel hingegen haben zu Hause Hunger und Kummer leiden müssen. Aber nur Geduld! wir wollen auch auf Reisen gehen.““

„„O Ihr einfältigen Gimpel!““ antworteten die Ankömmlinge. „„Habt Ihr denn vergessen, wie zahlreich wir waren, als wir auszogen, und seht Ihr

nicht, wie wenig von uns zurückkommen. Wenn Ihr wüßtet, was wir haben ausstehen müssen; wüßtet, wie man uns mit Netzen, Schlingen und Leimruthen zugesetzt und welche Niederlagen man dadurch unter uns angerichtet hat; ! wahrlich, Ihr würdet uns eher bemitleiden als beneiden, und die Lust zu reisen würde Euch auf immer vergehen. Wollt Ihr uns nicht glauben, sondern Euer Heil dennoch versuchen; nun so ziehet in Gottes Namen hin, vergesset aber nicht, von den Eurigen auf ewig Abschied zu nehmen.""

„So denke ich; und das rathe ich dir auch," setzte Arletto hinzu. „Ich habe es ein paar Mal auf der See versucht, habe aber Gefahr und Ungemach genug ausgestanden, und danke dem Himmel, daß ich wieder auf dem Trocknen bin. Hättest du meine Erfahrungen gemacht, so würde dir's nicht wieder einfallen, zu Schiffe zu gehen. Darum laß dich durch meinen Schaden warnen und bleib in Ruhe und Frieden zu Hause!"

Ariotto war bey einem Freunde zu Gaste und trank so außerordentlich viel Wein, daß sich alle Anwesenden darüber verwunderten.

„Laßt Euch das nicht befremden," sagte der Pfarrer. „Ich bin diese Nacht mit einem Salzschiffe den Arno herabgefahren und habe auf einem Sacke voll Salz geschlafen; daher kommt es, daß mich so entsetzlich durstet.

In einer zahlreichen Gesellschaft sagte man von einem gewissen grosen Generale, er habe viele Feinde, die ihn gar leicht in die andre Welt schicken könnten.

„Ja freylich!" versetzte Ariotto. „Wenn nur jemand der Katze die Schelle anhängen wollte."

Man fragte ihn, was er damit meyne, und er erzählte folgende Fabel:

„Die Mäuse hielten einst in Rom einen Reichstag, bey welchem sich aus allen Gegenden der Welt Abgeordnete einfanden. Als die hochansehnliche Ver-

ſammlung bey einander war, eröffnete der Großkanzler die Feyerlichkeit mit folgender Rede:

„Allerdurchlauchtigſte und großmächtigſte,
Hochwohl- und Wohlgeborne,
Hoch- und Wohlgelahrte,
Nach Stand und Würden höchſt und hochzuverehrende Herren,

Wir haben euch hieher beſchieden, um eure Meynung über eine Angelegenheit zu vernehmen, welche unſerm ganzen Geſchlechte gleich wichtig iſt. Ihr wißt nämlich, wie ſehr wir bisher von den Katzen verfolgt wurden, und welche Niederlagen dieſe unſre Erbfeinde oft unter uns anrichteten. Das große, eurer angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit würdige Problem iſt demnach: Wie können wir ihnen in Zukunft entgehen, wie uns vor ihrer Wuth ſicher ſtellen?“ —

„Die Meynungen waren ſehr getheilt. Endlich trat ein alter Graukopf auf und rieth, man ſolle der Katze eine Schelle anhängen, deren Geklingel die Annäherung des Ungeheuers ſogleich verrathen und jedes Mäuschen in den Stand ſetzen würde, ſich bey

Zeiten auf die Seite zu machen. Alles bewunderte dieſen klugen Einfall und glaubte den Erfinder deſſelben nicht genug lobpreiſen zu können.

„„Vortrefflich!““ rief der Kanzler und hängte dem weiſen Alten den Orden pour le merite um. „„Vortrefflich! Wir wollen ſogleich Anſtalten dazu machen. Aber .... wer hängt der Katze die Schelle an?““

„Alle ſtutzten und ſahen einander verwundrungsvoll an; aber niemand wollte ſich zu dieſem gefährlichen Wageſtück verſtehen, wie denn auch freylich nicht zu läugnen iſt, daß groſſe Entwürfe eben nicht ſo leicht auszuführen als aufs Tapet zu bringen ſind.“

Ein Bauer in Arlotto's Kirchſprengel hatte eine bitter böſe Frau, bey der er des Lebens nicht froh ward. Der arme Mann beklagte ſich darüber bey ſeinem Beichtvater und fragte, wie er ſich dabey am beſten zu verhalten hätte.

„Hört, wie es einer meiner Bekannten machte!“ ſagte der Pfarrer, dem des Mannes Schickſal zu

Herzen ging. „Jener ehrliche Mann, seiner Profession ein Schuster, befand sich in eben demselben Falle, worin Ihr jetzt seyd; der Himmel hatte ihm nämlich einen Zankteufel zum Weibe gegeben, der sich ihm in allen Stücken widersetzte und ihm das Leben so sauer machte, daß er oft vor Angst weder aus noch ein wußte. Unter diesen Umständen ging er einst zur Beichte, entdeckte dem Priester seine unglückliche Lage und bat, er möge ihm doch mit Rath und That beystehen.

Der Geistliche hatte Mitleiden mit dem Manne, und sagte: „„Könntet Ihr Euch nur von Eurer Arbeit abmüßigen und eine Reise nach Apulien machen, so wäre Euch geholfen. Es wohnt nämlich auf dem Berge St. Angolo ein Einsiedler, der Euch, wenn Ihr Euch ihm anvertrautet, gewiß einen guten Rath geben würde.““

„Der Vorschlag gefiel dem Schuster; da er aber sehr arm war, so ging er zu einem wohlhabenden Bekannten, entdeckte ihm sein Vorhaben und bat ihn, ihm das nöthige Reisegeld vorzuschießen. Dieser war sogleich dazu bereit und sagte unter andern:

„Es sind nun bereits sechs Jahre, seit ich durch den Tod meines Vaters Besitzer eines ansehnlichen Vermögens ward. Ich spiele nicht, ich bin kein Schwelger, [illegible]e nicht bauen, ich führe keine Prozesse, mit einem Worte, ich lebe, wie man's nur immer von einem ordentlichen Manne verlangen kann; dessen ungeachtet gehen meine Sachen augenscheinlich den Krebsgang. — Da Ihr doch einmal die Reise macht, so entdecket dem heiligen Manne auch meine Lage, und gebt wohl Acht, was er dazu sagt."

„Der Schuster versprach, diesen Auftrag bestens auszurichten, wandte gegen seine Frau, die ihm auch dies Mal widersprach und ihm beym Abschiede nicht einmal die Hand reichen wollte, ein dringendes Geschäft vor und reisete ab. Als er auf dem Berge ankam und sowohl seine als seines Freundes Lage schilderte, erwiederte der ehrwürdige Klausner: „„Sag' deinem wohlhabenden Freunde, er solle, er mag sich nun in Florenz oder auf dem Lande aufhalten, Morgens früher als alle seine Leute aufstehen und Abends später als sie zu Bette gehen. Was aber dich betrifft, so geh du Donnerstags in aller Frühe nach der

Oka-Brücke bey Manfredonia, bleib da bis gegen Mittag und reise dann in Gottes Namen wieder nach Hause.““

„Ungeachtet nun dem Schuster dieser Rath sehr unbedeutend und der Eremit eben kein Herrenmeister in der Weltweisheit schien, so ging er doch nach der über einen tiefen Sumpf führenden Brücke und kehrte in einem benachbarten Gasthofe, wo er dieselbe beständig vor Augen hatte, ein. Nachdem er dort einige Stunden vergebens gekarrt hatte, ward er um 9 Uhr eine große Heerde Rinder gewahr, welche, wie gewöhnlich, am Freytage zu Manfredonia verkauft werden sollten. Als das Vieh an die Brücke kam, wollte es durchaus nicht hinüber; allein die Treiber nahmen ihre knotigen Peitschen zur Hand und schlugen so lange darauf los, bis es sich eines bessern besann und, obgleich mit Beulen und Striemen bedeckt, endlich dennoch über die Brücke ging.“

„Als der Schuster das sah, dachte er: gewiß, der Einsiedler ist kein Narr! Er hat mich nicht umsonst hieher geschickt; ich soll mir das Verfahren der Ochsentreiber zum Muster dienen lassen. Er ging

darauf nach Manfredonia, kaufte von einem Riemer zwey lederne Peitschen und reiſete damit nach Hauſe, wo ihn ſeine Frau, wie gewöhnlich, mit naſeweiſen Reden und Grobheiten empfing. Als er ſeinem Freunde den Rath des Einſiedlers hinterbrachte, ſchüttelte dieſer den Kopf; denn er wußte nicht, was er daraus machen ſollte; doch verſprach er, denſelben blindlings zu befolgen. —

„„Nun, Frau, haſt du mir etwas zu eſſen gekocht?““ ſagte der Schuſter, als er Abends wieder nach Hauſe kam.

„„Gekocht?““ antwortete die Xantippe; „„gekocht? Du biſt wohl auf der Reiſe ein großer Herr geworden, daß die Butter und Brot nicht mehr ſchmecken wollen?““

„Der Schuſter ſchwieg, und ſtillte ſeinen Hunger mit kalter Koſt. Als er ſatt war, ſagte er zu ſeiner Ehehälfte: „„Frau, geh zu Bette!““

„„Wenn Er ſich doch nur um ſich ſelbſt bekümmern wollte!““ war die Antwort. „„Ich bin noch nicht müde. Wenn's mir gefällt, werde ich mich ſchon ſchlafen legen.““

„Aber nun stand der Schuster auf, langte eine von den ledernen Peitschen hervor und arbeitete seine Kantippe so lange damit zusammen, bis sie, mit Striemen und Beulen bedeckt, um gutes Wetter bat und sich ohne fernere Widerrede zu Bette legte. Sobald er am folgenden Morgen erwachte, befahl er ihr aufzustehen. Sie antwortete: „„Du hast mich ja gestern Abend so zugerichtet, daß ich weder Arme noch Beine rühren kann.““ — Als er aber wieder nach der Peitsche langte, sprang sie mit gleichen Füßen aus dem Bette, that alles, was er ihr hieß, und ward überhaupt in kurzem so leutselig und gehorsam, daß er die Peitsche nicht mehr gebrauchen durfte.

„Laß dir also des Schusters Beyspiel zum Muster dienen," sagte Arlotto zu dem Bauer. „Schaffe mir, eine Peitsche, wie die Ochsentreiber bey der Oka-Brücke führten, hat zuweilen ihren guten Nutzen. Höre nun aber auch, wie es des Schusters Freunde ging. Er fing, wie schon gesagt, bereits am ersten Abend an, dem Rathe des Eremiten gemäß, recht lange wach zu bleiben, und bemerkte bey dieser Gelegenheit, daß sein Bedienter ein paar

Fläschchen voll Wein und Oehl, seine Köchin aber einen ganzen Himten Mehl über die Seite brachte und an einen verborgenen Ort steckte. Am folgenden Morgen, als er am frühesten wieder aufstand, sah er denn auch, daß das, was man ihm Abends zuvor gestohlen hatte, aus dem Hause geschafft ward, und man kann leicht denken, daß er sich nun nicht mehr darüber wunderte, daß er bisher auf keinen grünen Zweig hatte kommen können. — „„Fürwahr, der Einsiedler ist ein gescheuter Mann und sein Rath gar nicht zu verachten!““ sagte er, jagte das diebische Gesinde aus dem Hause und war in der Folge besser auf seiner Huth, daher er denn auch nach wenig Jahren ein reicher Mann ward.

Einst war Aristo nebst zwölf seiner Amtsgenossen von einer zahlreichen Dorfgemeine ersucht worden, für ihre verstorbenen Verwandten Seelenmessen zu halten, und da die Diener des Herrn doch einmal nicht gern etwas unentgeldlich verrichten, so pflegte man ihnen, außer einem Gastmahle, sechs gute Groschen zu geben, die man in ein Papier

wickelte und auf eines jeden Pult in der Kirche legte. Unser Pfarrer, als der älteste Geistliche, sollte die bey dergleichen Feyerlichkeiten übliche Rede halten; man hatte ihm daher, statt sechs, zehn gute Groschen hingelegt.

Arlotto ermangelte nicht, wie gewöhnlich, von den Verstorbenen viel schöner Sichenfachen zu erzählen, den Herren Predigern für ihre geneigte Anwesenheit zu danken und die Bauern wegen ihrer bey dieser Gelegenheit so sonnenklar bewiesenen Gottesfurcht und Achtung für die Diener der Kirche zu lobpreisen. Allein während er sich bemühte, seine Rednertalente auszukramen, stipitzte ihm einer seiner Amtsbrüder unvermerkt das Papier mit den zehn guten Groschen, nahm das Geld heraus, wikkelte, statt dessen, zehn kleine Steine hinein und legte es wieder auf den Pult.

Als der Pfarrer, nachdem der Strom seiner Beredsamkeit verronnen war, das Papier einstecken wollte und, statt des Geldes, Steine in demselben fand, da erarimmte sein Geist; er rief die Bauern zu sich, fuhr sie mit Ungestüm an und sagte: „Ih

glaubte vorhin kaum Gutes genug von Euch vorbringen zu können; allein ich merke wohl, ich habe darin gröblich gefehlt und hätte vielmehr das Gegentheil thun sollen. Schämt Ihr Euch nicht, mir statt des Geldes Steine hinzulegen?"

Die Bauern erschraken nicht wenig darüber, gaben ihm sogleich zehn andre gute Groschen und betheuerten, es sey ihnen ein solcher ungebührlicher Scherz nicht eingefallen, sondern es müsse das jemand anders gethan haben, der den Pfarrer habe zum besten haben wollen.

„Ey was!" versetzte Arlotto; „wenn ja etwas dieser Art vorgefallen ist, so hat man sicher Euch zum besten haben wollen; denn ich bin nicht der Mann, welcher sich dergleichen Nasen drehen läßt."

Man beschuldigte unsern Pfarrer, er habe dem Priester Antonio von Cereina, bey dessen Tode er gegenwärtig gewesen war, 150 Gulden entwendet, welche jener bey führte.

„Das hab' ich wohl bleiben lassen!" antwortete er. „Der Verstorbene hatte nur zwey Gulden bey

ſich. Die hab' ich freylich zu mir geſteckt, damit ſie nicht in unrechte Hände gerathen ſollten. Aber hier ſind ſie."

Er zog ſie aus der Taſche und gab ſie, nebſt noch einem Gulden ſeines eignen Geldes, zurück. Als er dies Verſehen bald darauf bemerkte, ſagte er zu den Umſtehenden: „Wenn ſonſt ein Prieſter ſtirbt, ſo pflegt jedermann etwas von ſeinem Nachlaß zu erben oder zu ſich zu nehmen. Mir hingegen geht es gerade umgekehrt; denn mich ſetzt dieſer Todesfall in Unkoſten. Antonio that, ſo lange er lebte, nichts als Andre plündern; mich aber hat er nicht nur bey Lebzeiten, ſondern auch nach ſeinem Tode ausgezogen."

Nach einer langen Dürre fing es an zu regnen, als Ariotto eben mit einigen guten Freunden beym Abendeſſen ſaß. Alle freuten ſich herzlich über den ſchönen wohlthätigen Regen und ſagten, er ſey nicht mit Golde zu bezahlen.

„Das iſt wahr," ſagte Ariotto; „aber ich ſehe doch nicht, daß Ihr Gebrauch davon macht. Kein

einziger von Euch Allen thut einen Tropfen davon unter seinen Wein."

Die Herren lachten und tranken ihren Wein nach wie vor, ohne etwas von dem schönen Regen darunter zu mischen. Nun waren Rebhühner und Bratwürste auf der Tafel. Ariotto kostete die letztern und lobte sie über alle Maßen. „Nein," sagte er, „in meinem Leben habe ich so köstliche Bratwürste nicht gegessen!" — Sogleich machte sich jedermann über dieselben her; nur Ariotto hielt sich an die Rebhühner und aß davon, so viel er nur konnte.

Als die Herren mit den Bratwürsten fertig waren, wollten sie auch die Rebhühner vornehmen; aber der Pfarrer hatte bereits das Beste und Meiste davon verzehrt. — „Das ist doch sonderbar, Ariotto!" sagten sie. „Ihr lobt die Bratwürste so sehr, und eßt uns doch unterdessen die Rebhühner vor der Nase weg."

„Je nun!" antwortete der Pfarrer. „Ich hab's gemacht, wie Ihr; Ihr lobtet das Wasser, und trankt reinen Wein. Die Bratwürste waren gut,

das ist wahr; aber die Rebhühner waren noch besser, das ist auch wahr."

Einige Florentinische Galeeren legten in einem Provenzalischen Hafen, ungefähr 18 Meilen von der Residenz des Königs Renatus, vor Anker, und trafen daselbst verschiedene Handelsschiffe aus Catalonien an, vor denen ihnen nicht wenig bange war, zumal da die Catalonier gerade damals mit Florenz Krieg führten.

„Ariotto!" sagte der Schiffskapitän, Bartolomeo Martelli, zu unserm Pfarrer, der sich ebenfalls auf der Flotte befand, „Ariotto, Ihr müßt nebst meinem Sekretär als Gesandten zum Könige gehen und uns bey ihm einen Schutzbrief gegen die Catalonier auswirken. Wenn wir den erst haben und ihnen auf die Art im Handel den Wind abgewinnen, so ist uns das eben so viel werth, als ob uns jemand baare 3000 Dukaten auszählte.

Ariotto war sogleich dazu bereit und ging mit dem Sekretär zum Schiffs-Zahlmeister, Carlo

Guasconi, um das zur Reise erforderliche Geld in Empfang zu nehmen. Guasconi wollte ihm dasselbe aufzählen; allein der Pfarrer nahm das sehr übel und sagte: „Ich soll als Gesandter zu einem Könige gehen, und du willst mir das Geld zuzählen!“

Carlo, der selbst ein rechtschaffener Mann war, und kein Mißtrauen kannte, fühlte, was der Pfarrer damit sagen wollte. Er versetzte also: „Verzeiht! Ihr habt ganz recht;“ und gab ihm das Geld ungezählt, ja noch mehr, als die Reisenden wahrscheinlich gebrauchen würden. Diese machten sich denn auch unverzüglich auf den Weg.

Als die Gesandtschaft ungefähr 10 Italienische Meilen zurückgelegt hatte, machte sie schon einen Rasttag und ließ sich's auf Kosten des Florentinischen Staats recht wohl;seyn. Am folgenden Morgen brach man wieder auf und erreichte in wenig Stunden die Provinz, worin die königliche Residenzstadt lag. Hier wollte Ariotto frühstücken und eine Messe anhören. Der Sekretär ärgerte sich darüber und konnte sich nicht enthalten, zu äußern, wenn

man so oft anhalten wolle, so werde das mitgenommene Reisegeld schwerlich hinreichend seyn. Allein der Pfarrer antwortete: „Wir reisen als Gesandte, und müssen als solche langsam und feyerlich einherziehen."

Als man endlich vor dem Pallaste anlangte, den sich ein mittelmäßiger Florentinischer Bürger zu bewohnen geschämt haben würde, ließ Ariotto dem Könige sagen, zwey Abgeordnete von den Florentinischen Galeeren wünschten die Ehre zu haben, seiner Majestät aufzuwarten. Sie mußten vier Stunden vergebens harren, ließen sich zwar indessen mehrmals und mit eben denselben Worten melden, bekamen aber immer zur Antwort, seine Majestät habe Geschäfte. Endlich wurden sie verdrießlich, traten in den Vorhof und sahen den König am Fenster stehen und mit einem Blasrohre Sperlinge schießen, die ihm sein Koch zu Mittage auftischen sollte.

Jetzt konnte der Pfarrer nicht mehr an sich halten, sondern er sagte, voll Unwillens überlaut: „Es sollte mich nicht wundern, wenn dieser Sperlingsjäger vom Throne gestoßen würde. Er müßte,

denk' ich, das Paradies verlieren, wenn er's im Besitz hätte. Wir stehen hier bereits vier Stunden und warten wie die Ratten. Hab' ich doch mein Tage dergleichen Einfaltspinsel nicht gesehen!"

Der König, welcher dies gehört hatte, sah sich beschämt um, ward die Gesandtschaft ansichtig und ließ ihr ohne weitere Umstände den Schutzbrief ausfertigen, den sie ohne Ariotto's Freymüthigkeit vielleicht niemals erhalten haben würde.

Ende.

Verzeichniß
einiger
Verlagsbücher
der
Sommerschen Buchhandlung.

Adelheid von Klarenz; oder die Leiden und Freuden der Empfindsamkeit. In Briefen, an den Romantischen Ilfern geschrieben. Gesammlet und herausgegeben von Bernes. Aus dem Franzöſ. übers. 2 Bde, 8. 798. 2 thlr. 12 gr.

Amalie und Karl; oder: die getrennten Liebenden. Eine Familiengeschichte, worin einige Entführungen und Seeräubergefechte vorkommen, 2 Theile, 8. 797. 1 thlr. 4 gr.

Begebenheiten, abenteuerliche, eines Hofmeisters in Paris, während der Revolution. Nach Le Suire von A. Wilhelmi, 11. 12. Band, 12. 798, 799. jeder 20 gr.

Calud. Ein romantisches Gemählde. Nach La Chapelle frey bearb. 2 Theile, 12. 797. 1 thl. 4 gr.

Erinnerungen, nützliche, für Mitglieder von Privattheatern. Nebst vier Lustspielen für Liebhabertheater. 8. 1798. 1 thlr.

Erzählungen, unterhaltende, tragischen und komischen Inhalts. 8. 799. 18 gr.

Fragmente in Sterne's Manier. Ein Seitenstück zu Yorick empfindsamen Reisen. Nach der zweyt. Ausgabe des englischen Originals übers. von Aug. Wilhelmi. Mit Kupfern von Stolzel. 16 gr.

Fragments in the manner of Sterne. With Engravings. 16 gr.

Gil-Blas, der polnische; oder: Joh. Lapunzky's lustige und seltsame Begebenheiten. Von A. Wilhelmi. 2 Bde. mit einem Titelk. in engl. Manier. 1800. 1 thlr. 8 gr.

Goodwins, W., Gemälde nach dem Leben; oder: Begebenheiten Caleb Williams. Nach der letzten englischen Ausgabe frey bearbeit. von A. Wilhelmi. 2 Bde. 12. 798. 1 thlr. 16 gr.

Perlen-Insel, die gesuchte; oder: William Thownson's wunderbare und seltsame Begebenheiten. Von A. Wilhelmi. 1r Band. 8. 20 gr.

Pfaffen, drey närrische; oder Leben und Schwänke Wigands von Theben, Peter Lewen's und Piovano Arlotto's; herausgeg. von A. Wilhelmi. 1 thlr.

Pizarro. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach Kotzebue's Spanier in Peru; oder: Rolla's Tod frey bearbeitet von Richard Brinsley Sheridan. Nach der dreyzehnt. Londner Ausgabe ins Deutsche übersetzt von J. C. S. 1800. 12 gr.

Quixote de la Mancha (el ingenioso Hidalgo Don). Compuesto por Miguel Cervantes Saavedra. Nueva edicion, arreglada á la tercera de la Real Academia Española. Con Estampas. Parte primera. Tomo I. 2 thlr.

Robinsonaden. Neu erzählt von August Wilhelmi. Erster Band. 8. 20 gr.

Schlenkert's, Fr., Bernhard, Herzog zu Sachsen-Weimar. Ein historisches Gemälde. Mit Kupf. Ersten Bandes erster Theil. 1 thlr.

Sophie von Waldov; oder: die leidende Tugend. Eine wahre Geschichte. 8. 18 gr.

Sieben Narren auf einmahl,

oder

Kyau's

(nach der zweyten, verbesserten Ausgabe),

Gonella's, Barlacchia's, Brusquets,
Morgensterns, Junker Peters
und Frölichs

Leben und Schwänke,

neu erzählt

von

August Wilhelmi

Braunschweig,
gedruckt und verlegt bey Karl Reichard,
1800.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE (SAALE)

Goc 2158

[d.i. Aug. Wilhelm Meyer]

L 117,431

Vorerinnerung

zur ersten Ausgabe des Kyan.

Damit dieses Büchlein — falls man es ja der Mühe werth achten sollte, dasselbe öffentlich zu beurtheilen — aus keinem falschen Gesichtspunkte betrachtet werde, so erkläre ich hiermit, daß ich keinen Beruf gefühlt habe, die bereits unter Kyan's Nahmen bekannte Sammlung lustiger Einfälle mit einer Anzahl neuer zu vermehren, oder deren Aechtheit zu untersuchen. Ich thue auf den erhabenen Nahmen eines kritischen Schnackensammlers Verzicht. Meine Absicht ist bloß, jene bekannten, gleichviel ob ächten oder unächten, Schwänke in einem neuen, dem Costume unsrer Zeiten angemessenen Gewande darzustellen.

Sollte daſſelbe den Beyfall des Publikums erhalten, ſo könnte ich dadurch veranlaſſet werden, in eben dieſer Manier auch Taubmanns Leben zu bearbeiten.

Da es übrigens für jeden Schwank — wenn anders deſſen Aufſchluß (pointe) gehörig gehoben werden ſoll — nur eine gute Darſtellungsart giebt; da ferner der Leſer Kyau's Späße hier gern wird beyſammen finden wollen: ſo habe ich die ſieben, welche Herr Langbein, im zweyten Theile ſeiner Feyerabende, erzählt hat, bis auf einige Stellen, unverändert aufgenommen. Ob jene ſieben Fremdlinge, in Verhältniß zu dieſem Büchlein, ſparſame, auf ein abgetragenes Kleid genähete Purpurſtreifen ſind, mag der Kunſtrichter entſcheiden.

Auguſt Wilhelmi.

Vorbericht

zu dem gegenwärtigen Buch.

Nach Allem dem, was ich, theils in den öffentlichen Blättern theils in der Vorrede zu den drey närrischen Pfaffen, über das unedle, unredliche Betragen meines ehmaligen Verlegers, des Buchhändlers Salomon Linde, gesagt habe, wird es wohl keiner Entschuldigung mehr bedürfen, daß ich mit der zweyten Ausgabe des Kyan, so lange zögerte und das Versprechen, auch Laubmanns Leben und Schwänke neu erzählt herauszugeben, gänzlich unerfüllt ließ. Wem würde die Verbindung mit einem solchen Manne die ohnehin oft so undankbare Schriftstellerey nicht verleiden! —

Uebrigens darf ich nicht unbemerkt lassen, daß ich bey den letzten Bogen dieses Buchs zwar Flögels Geschichte der Hofnarren benutzt, aber auch die Quellen, aus welchen er schöpfte — z. B. Soelta delle facetie, motti, burle &c.; Memoires de Brantome; Zinkgrefens scharpfsinnige kluge Sprüch; Faßmanns Elisätsche Felder u. s. w. — und die ich größten Theils der Güte des Herrn Hofraths und Bibliothekars Langer in Wolfenbüttel verdanke, zu Rathe gezogen habe.

August Wilhelmi.

Nachschrift.

So eben, da ich die letzten Bogen dieses Buchs an den Verleger absenden will, erhalte ich von Leipzig aus: Kyau's Leben und Schwänke, neuerdings ans Licht gestellt durch Vetter Jacob den jün-

gern — in dessen Vorrede sowohl Verleger als Verfasser, an Stirn und Brust mit Eisen geharnischt, wieder mich auftreten. Indessen sind Beyde so wenig im Stande, ihre Blößen zu verbergen, daß ich nicht nöthig habe, das Schwerdt gegen sie zu ziehen, sondern ihnen nur ins Gesicht leuchten darf, um das Publikum über ihre Ohnmacht und Armseligkeit außer Zweifel zu seßen.

Was zuerst Herrn Lincke betrifft (dem ich seinen Ballenbinderton und Markthelferwitz auch dies Mahl von Herzen verzeihe) so kann ich alles, was er sowohl über den Antheil, welchen er an der ersten Ausgabe des Kyan gehabt zu haben behauptet, als auch über seine Rechtschaffenheit wiederholt, um so mehr mit Stillschweigen übergehen, da ich mich bereits im 121. Stück des Reichsanzeigers vom Jahre 1799 zur Gnüge darüber erklärt habe. Wer meinen Versicherungen nicht trauen will, der nehme sich die Mühe, Hrn. L. persönlich kennen zu lernen, und er wird über

dessen Geistesbankerut oder Nicht-Bankerutt sehr bald ins reine komme. Wer aber glaubt, ich klage mit Unrecht über dessen Treulosigkeit, der versuche es, sich in bloß mündliche Unterhaltungen mit ihm einzulassen, und er wird, früher oder später, aus eigner Erfahrung lernen, ob meine Angaben Verläumdungen sind, und ob der sterbende Prediger Wedag (über dessen Charakter in Leipzig nur Eine Stimme ist, und der, in des Hrn. M. Eichorius und meiner Gegenwart, Hrn. L. einen Nahmen beylegte, den ich hier nicht wiederholen mag) als ein Lügner in die Ewigkeit ging.

Wenn unser Ehrenmann ferner zu verstehen giebt, ich sey im May 1799 seinen gerichtlichen Verfolgungen gleichsam nur entflohen; so ist das eine Prahlerey, deren Unverschämtheit um so mehr auffällt, da ich bekanntlich bereits seit Michaelis 1798 nicht mehr in Leipzig wohne, sondern nur die Ostermessen besuche, und, wenn ich anders zum

Pfingſtfeſte wieder zu Hauſe ſeyn will, vier bis fünf Tage zuvor von Leipzig abreiſen muß.

Daß ich (wie ich doch in dem vorhin benannten Stücke des Reichsanzeigers verſprach) in verwichnen Herbſte nicht nach Leipzig kam, daran waren die elende Witterung und meine immer mehr abnehmende Geſundheit Schuld. Indeſſen werde ich nicht ermangeln, mich (wenn ich dann noch lebe und reiſen kann) im nächſten M... daſelbſt einzufinden. Sollte Hrn. S. Linde die Zeit bis dahin zu lange währen, ſo beliebe er es nur durch den Reichsanzeiger bekannt zu machen, damit ich dort einen Bürgen de judicatum Solvi ſtelle und ihn auf die Art in den Stand ſetze, unverzüglich gegen mich zu Werke zu ſchreiten.

Von der alt-Deutſchen Treue und Redlichkeit — die er beſtändig im Munde führt, und welche den gegenwärtigen Streit veran-

laßte — gibt er, zum Glück, auch dies Mahl unverkennbare Beweise; denn

1) Er versprach, die neue Ausgabe des Ryau für einen äußerst wohlfeilen Preis zu liefern, läßt sich aber, wie der Augenschein lehrt, dessen ungeachtet für ein vierzehn Bogen starkes Buch, in Vergleichung mit welchen die Hamburger Zeitungen mit Bodonischen Lettern und auf das schönste Velinpapier gedruckt werden, zehn, und für zwey Kupfer, die mit drey gute Groschen theuer genug erkauft seyn würden, acht gute Groschen bezahlen.

2) Er verpflichtet sich öffentlich, die Bearbeitung der neuen Ausgabe meines Buchs, dem Verf. der Schnurren und Schwänke ꝛc. zu übertragen, tritt aber dessen ungeachtet (vermuthlich weil dieser zu gewissenhaft war, um an einem Raube Theil zu nehmen) jetzt mit einem Südler auf, der zwar nicht

werth ist, jenem die Schuhriemen aufzulösen, von welchem indessen Hr. L. dreist genug versichert, er habe an ihm den rechten Mann gefunden.

3) Er erklärt Claus Narr, von dessen Leben er nächstens eine neue Ausgabe zu veranstalten verspricht, für den witzigsten und unerschöpflichsten aller gedungenen Lustigmachern, welcher sich daher auch bey drey nach einander regierenden Sächsischen Fürsten zu erhalten gewußt habe. Dessen ungeachtet wird jeder Leser von Einsicht und Geschmack, der sich die Mühe nehmen will, das ziemlich dicke Buch durchzublättern, schon beym ersten Anblick finden, daß dieser Clausnarr einer der fadesten, aberwitzigsten und plumpesten aller bekannten Gecken war, daß der Hof ihn offenbar nur aus Mitleiden duldete, und daß man seine Schwänke wenigstens auf ein Zehntel einschmelzen müsse, wenn man nicht dem Publikum die peinlichste lange Weile machen will.

In Rücksicht meines zweyten Gegners, des Vetters Jakob des jüngern — der mit dem ältern, dem bekannten Patriarchen, außer dem Nahmen nichts gemein hat, als daß er die Finger gern nach Andrer Eigenthum ausstreckt — kann ich mich ungleich kürzer fassen. Man höre vor allen Dingen, welch einen erhabenen Ton er anzunehmen versteht!

„Er (nähmlich ich, August Wilhelmi,) hat den Charakter des Kyan weder zu heben noch ihm Haltung zu geben gewußt. Er erzählt das Leben, die Einfälle und Schwänke seines Helden treulich den alten Stoppeln nach, und versteht oft so wenig den Pick zu finden, als jener. Daher erscheinen uns viele seiner Schwänke oft so fade, die es in Kyan's Munde gewiß nicht waren. — Ich (Herr Vetter Jakob, versteht sich,) wünschte, Sie hätten mir Zeit lassen können, Ihren Kyan ganz umzuarbeiten. So aber war mir nur die Augias-Arbeit beschieden, das Wilhelmische

Machwerk (welches, wie kurz zuvor versichert wird, auf allen Seiten von Sprachschnitzern wimmelt) von den auffallendsten Fehlern zu säubern. Sie wissen, wie ungern ich mich derselben unterzog; indessen hab' ich den Charakter des biedern Kryherrn mehr zu heben gesucht, und einige ächt-Kyanische Anekdoten hinzugefügt, und andre zu fade weggelassen." — —

Quid dignum feret tanto hic promissor hiatu!

Der Leser durchblättre nur die ersten Bogen *) des Buchs (oder, wenn er dazu nicht Geduld genug hat, so lasse er sie von

*) Denn da es doch einmahl ungleich bequemer ist, sich seiner Hände als seines Kopfes Arbeit zu nähren; so wird dieser Johann Wallhorn II. seines Herkulischen Unternehmens gar bald überdrüssig, und begnügt sich, mich — den elenden Stoppler, dessen fades Machwerk auf allen Seiten von Sprachschnitzern wimmelt! — von Wort zu Wort abzuschneiden.

einem Tertianer corrigiren); und wenn er dann, in Beziehung auf jene Praleren, nicht an den Esel in der Löwenhaut denkt, so wird er wenigstens gestehen müssen, daß Herr Linke vollkommen Recht habe, wenn er versichert, er sey, bey der Uebertragung dieser Arbeit, an den rechten Mann, d. h. an einen Menschen gekommen, der ihm an Talenten, Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe und Bescheidenheit aufs genaueste gleicht.

K n a u.

Wie gern derjenige Leser, welcher den Helden dieses Büchleins bereits kennet, — und wer sollte nicht von K n a u *) und dessen Späßen gehört haben! — auch vielleicht wissen möchte, was der Commendant des Königsteins trieb, als er noch F r i t z c h e n hieß: so können wir doch, zu unserm größten Leid-

*) Friedrich Wilhelm VON Knau hieß er eigentlich. Damit man uns, wenn wir ihn der Kürze wegen, in der Folge schlechthin Knau nennen, nicht für einen Feind des Adels halte, oder uns in dem noch immer gegen den gesunden Menschenverstand [illegible] Revolutions-Almanache als einen Ruhestörer, Sansculotten, Jakobiner, Aufklärer u. s. w. verschreie: so haben wir das Von hier ein für alle Mahl mit großen Buchstaben drucken lassen, und hoffen, in Betracht dieser Ehre, daß der politische Groß-Inquisitor in Gotha nunmehr mit uns aufheben werde.

wesen, über dessen frühere Jugendgeschichte nichts weiter sagen, als daß er am 5ten May 1654 zu Oberfrohwalde gebohren ward, und daß sein Vater, der Chur-Brandenburgische Oberstwachtmeister, Heinrich Adolph von Kyau, mehr Kinder als Rittergüter, und — was noch um einen guten Theil schlimmer war — mehr Ahnden als harte Thaler zu zählen hatte. —

Ob Fritzchen mit einer Haube zur Welt kam (welches, laut der glaubwürdigen Aussage unsrer Amme, ein untrügliches Merkmahl künftiger Ehre und Reichthümer seyn soll), was er in den Windeln — dachte, (wie sich dessen unsre neuern psychologischen Selbstbiographen, in Betreff ihres werthen Ich, auf ein Haar zu erinnern wissen) wie geschickt er der Frau Mama die Aepfel stipitzen, dem alten Pfarrer ein Hasenpfötchen anhängen, der gräflichen Kammerjungfer gemahlnen Kaffee unter den Schnupftaback, und dem pedantischen Informator Mayköfer in die Perücke practiciren konnte — kurz alles, wodurch sich ein großes Genie schon in den ersten Hosen ankündigt, und womit unsre Halbbrüder,

die Romanenſchreiber, ihre Bogen anzufüllen und das Publikum zu erbauen wiſſen, müſſen wir leider unentſchieden laſſen; denn — kaum wird man es in unſern Tagen glaublich finden — Knau's erſter Biograph ſagt nicht ein Wort davon. Zum Glück für den phyſiognomiſirenden Leſer hat der ehrliche Mann den Helden ſeines Büchleins konterfeyen und, in der Manier des beliebten orbis pictus, ſauber in Kupfer ſtechen laſſen: aber zum Unglück für unſern Verleger, welcher dieſe Lebensbeſchreibung gern nach Art des Lawäziſchen Handbuchs für Bücherfreunde ausgeſponnen ſehen möchte, ſind wir in der Kunſt des großen Zeichendeuters in Zürich der unwiſſendſte Laie von der Welt; ſonſt würden wir nicht ermangeln, alle erdachten Geheimniſſe, nebſt tauſend andern Siebenſachen, aus den Geſichtszügen unſers Helden zu enträthſeln. Nach dieſer ziemlich weitreichen, und alſo gründlichen, Entſchuldigung kehren wir wieder zu unſerm Thema zurück.

So bald der junge Knau die Muskete tragen konnte, das heißt, in ſeinem ſiebzehnten Jahre, mußte er das väterliche Haus, wo noch ſechzen ſeiner Ge-

schwister des täglichen Brotes harrten, verlassen und Soldat werden. Wir nehmen hier das Wort Soldat in seiner engsten Bedeutung, und verstehen also darunter ein Wesen, welches die Ehre hat, für ein tägliches Honorat von fünf Dreyern, und bey nahrhaftem, geschrotenen Gerstenbrote, in einem bequemen Halbrocke für das Vaterland (?) zu streiten. —

„Was? gemeiner Soldat?" — (wird der gnädige Junker rufen — „gemeiner Soldat? — War er denn nicht von altem Adel?" — Wie schon gesagt, von altem, fristsähigen Adel. Aber in jenen barbarischen Zeiten wußte man noch nichts von angebornen Verdiensten, sondern bildete sich ein, es könne niemand mit Anstand befehlen, wenn er nicht zuvor gehorchen gelernt habe. In unserm aufgeklärtern Jahrhundert denkt man, gottlob, darüber ganz anders. Der gnädige Junker, dessen Wangen von Verdienste strotzen, kommt, aus der Küche der Frau Mama, als ein bereits geübter Befehlshaber zur Armee. Man macht ihn daher, wie billig, sogleich zum Offizier und wird ihn, wenn anders das nächste Jahrhundert in der Cultur

fortschreitet, künftig ohne Umstände zum General machen. — —

Indessen zeichnete sich Kyau, ungeachtet des drückenden Mangels, welchen er zuweilen leiden mußte, schon als gemeiner Soldat vor seinen maschinenmäßigen Mitbrüdern sehr aus. Nicht selten legt sich der Fünfdreyerheld — man sieht also, das hier nur vom Gemeinen die Rede ist; von den Offizieren haben wir nie dergleichen gehört *) — außer

*) Wir bedauern sehr, diese Versicherung geradezu widerrufen zu müssen. So eben, da wir das bereits vollendete Manuscript vor dessen Ablieferung an den Verleger noch einmal durchsehen, lesen wir in den Denkwürdigkeiten u. s. w. der Mark Brandenburg (Junius 1796) eine Schilderung von dem despotischen Betragen des commandirenden Offiziers der Besatzung der Stadt Fürstenwalde. — Was werden die Bewohner der Vorstadt Nürnbergs, welche sich bey der Einrückung der Preuß. Truppen so ausnehmend geirrt haben sollen, denken, wenn ihnen jene Nachricht zu Ohren kommt? — Die deutsche Nationalzeitung (vom 21sten Junius 1796) sagt, der Offizier sey darüber zur Verantwortung gezogen und mit harten Verweisen bestraft worden. — Es ließ sich von der

demjenigen Dienste, wozu ihn der Staat beruft, noch zwey Pflichten auf, auf die er, so viel wir wissen, nicht beeidigt wird.

Die erste besteht darin, daß er den Bürger, welcher die Ehre hat ihn zu ernähren, als ein Geschöpf von einer niederern Gattung, mit Verachtung betrachtet, und ihn, zur schuldigen Dankbarkeit, häufelt, quält und drückt; wodurch denn der Vertheidiger des Vaterlandes dem Staate zur Geißel wird.

Dies sind die Helden, über deren kriegerische Großthaten einer unserer ältern Dichter mit kosmischen Pathos ausruft:

Ehrerbietigkeit der preuß. Regierung wohl erwarten, daß sie so etwas nicht unahndet lassen wird. Wenn aber die Zeitung hinzusetzt, diese Verweise werden **sehr geheim** gehalten: so ist das wohl nicht von dem Austheiler, sondern von dem Empfänger zu verstehen: man wird sie sonst voraussetzen, die Regierung schäme sich, die Rechte des Bürgers öffentlich in den Schutz zu nehmen!

„O That, die nie die Welt, so lang sie steht, gesehen!
„O große Heldenthat, die nimmer wird vergehen!
„O That, die man in Erz und Federn billig schreibt
„Und, wie man immer kann, der Nachwelt einverleibt!
„O That, vor der hinfort die allerkühnsten Helden,
„Was ihre Faust gethan, sich schämen zu vermelden!
„Vor der Achilles starrt, vor der auch Hector stutzt,
„Und Herkules nicht mehr auf seine Keule trutzt!
„Hört! seht! und steigt empor! macht alle Fenster weiter!
„Dort ziehen Helden her, dort jagen dreißig Reiter,
„Und greifen kühnlich an — ein wüst's Gartenhaus,
„Und werfen Hefen ein, und schlagen Fenster aus." —

„Müßiggang (sagt ein altes Sprichwort) ist aller Laster Anfang." — Der Soldat hat der müssigen Stunden gar viele, und ist, so bald der Stock nicht mehr winkt, sich selbst überlassen. Er macht sich's daher, in Ermangelung einer andern Bestimmung, ferner zum Geschäft, auf die Weiber und Töchter seiner Ernährer Jagd zu machen und auf die Art (vermuthlich um die Blutschuld, welcher er im Kriege auf sich ladet, zu vermindern,) für die Bevölkerung des Staats und die Rekrutirung der

Armee zu sorgen; ein Patriotismus, dessen ihn der ehrliche Bürgersmann gern überhöbe.

„Von kriegerischem Muth erhitzt,
„Kommt Thea so aus der Schlacht mit Menschenblut bespritzt;
„Doch um die Blutschuld zu vermindern,
„Versorgt er großmuthsvoll die halbe Stadt mit —— Kindern." ——

Indessen fand Kyau nicht nur diesen zwiefachen Selbstberuf unter seiner Würde, sondern er wußte auch die Zeit, wo seine Kameraden die Seligkeit des Nichtsthuns genossen, zu allerley nützlichen Beschäftigungen anzuwenden. Der blutige Krieg, welchen der Churfürst von Brandenburg mit den Schweden führte, setzte unsern jungen Baron zwar mancher Gefahr aus, gab ihm aber auch Gelegenheit Beobachtungen und Erfahrungen zu sammeln; wie er denn selbst gestand, er habe während der fünfmonatlichen Belagerung Stettins, im Jahre 1677, mehr gelernt, als mancher Andrer in vielen blutigen Feldzügen.

Nachdem er zehn Jahr die Flinte getragen hatte, ward er Unteroffizier und bald darauf (1685) auch

Fähndrich. Durch sein munteres, aufgeräumtes Wesen erwarb er sich nicht nur die Zuneigung seiner Kameraden und die Gunst des Obersten von Schöning, unter dessen Regimente er stand, sondern er ward auch sehr bald in Berlin, wo er sich nach geendigtem Kriege aufhielt, als ein witziger Kopf bekannt. Besonders machte ihn eine Ehrensache mit einer gewissen Dame, und die Art, wie er dieselbe beylegte, zum Gespräch der ganzen Stadt. —

„Eine Ehrensache mit eine Dame?" wird manche unsrer Leserinnen fragen. „Eine Ehrensache mit einer Dame? — Hatte er denn so wenig Achtung für . . . . .?"

Verurtheilen Sie den guten Ton nicht zu früh, meine Schöne, sondern lassen Sie sich die Sache zuvor erzählen. —

Unser Fähndrich warf einst in einer fröhlichen Gesellschaft die Frage auf, ob das weibliche Geschlecht auch zu den Menschen gehöre. *) Darüber entrüstete

*) Um, besonders in den Augen des schönen Geschlechts, die Ehre des Helden unsers Büchleins zu retten — eine

ſich eine der anweſenden Damen, welche ſich immer gern einen Anſtrich von Heldenmuth geben wollte, ſo ſehr, daß ſie den Frager ohne Umſtände auf Piſtolen herausforderte. Nun erklärte dieſer freylich, er hege von Evens Töchtern eine viel zu hohe Meynung, als daß er ſie nicht für unmenſchliche Weſen, das heißt, für Engel, halten ſolle. Allein die Dame meynte, das ſey nur eine leere Ausflucht, und war

Pflicht, welche billig jedem Biographen am Herzen liegt — erklären wir hiermit, daß Kyau keineswegs der Urheber jenes abſcheulichen Zweifels iſt. Schon im Jahre 1595 ſollte Valens Acidalius, in einer zu Leipzig in lateiniſcher Sprache gedruckten Abhandlung, dergleichen Bedenklichkeiten geäußert haben, ungeachtet er daran ſo unſchuldig war, als ein Kind. Die Geiſtlichen, welche einen beſondern Beruf fühlten, die Menſchlichkeit des weiblichen Geſchlechts zu verfechten, zogen wider den guten Mann zu Felde und verketzerten ihn von den Kanzeln herab; ja ein barbeißiger Doctor der Theologie widerlegte ihn ſogar in einer formlichen Abhandlung, worin er ihn — ſehr ſanftmüthig und beſcheiden — einen Satan, eine Peſtie, einen Eſel, einen gotteslaſterlichen Teufel u. ſ. w. nennet. — Dieſe Kränkungen und Verfolgungen zog ſich der arme Acidalius ſo ſehr zu Gemüthe, daß er noch in demſelben Jahre ſtarb und alſo an dem ſchönen Geſchlechte zum Martyrer ward.

entſchloſſen, ihre Menſchheit mit Pulver und Bley zu behaupten.

Sowohl Kyau als die ganze Geſellſchaft lachte über dieſe Ausforderung, und hielt dieſelbe immer noch für Scherz. Aber das brachte die erzürnte Amazone noch mehr in den Harniſch. Sie betheuerte, es ſey damit ihr völliger Ernſt, und ſie werde den Beleidiger ihres Geſchlechts für eine feige Memme halten, wenn er ſich nicht des folgenden Tages an einem gewiſſen Orte vor der Stadt zum Zweykampfe einpfinde.

Um das unangenehme Summſen dieſer wilden Hummel vor der Hand zum Schweigen zu bringen, erklärte Kyau endlich, er werde zuverläßig erſcheinen.

Die Amazone hatte ſich zeitig, mit zwey oder drey männlichen Begleitern, an den beſtimmten Platz begeben. Später kam Kyau in einen Mantel gehüllt.

„Wo ſind Ihre Piſtolen?“ rief ſie ihm ungeduldig entgegen.

„Ich komme ohne Waffen, meine Gnädige, um von Ihrer schönen Hand einen süßen Tod zu sterben"

„Nichts von Schmeicheley! Haben Sie wirklich keine Pistolen mitgebracht?" —

„In der That nicht." —

„Nun so theilen wir die meinigen. Wählen Sie!" —

Mit diesen Worten reichte sie ihm zwey Gewehre hin. Anstatt aber darnach zu greifen, zog der Schalk einen gewaltig großen Fuchsschwanz unter dem Mantel hervor, und schlug damit der Dame so derb auf die Hand, daß sie vor Schrecken beide Pusser fallen ließ.

Der Umstehenden schmetterndes Gelächter übertäubte den Schwall ihrer Schimpfreden, und man fiel ihr zugleich in die Arme, weil sie geschwind ein Pistol wieder aufhob, und Mine machte, es gegen ihren Feind abzudrücken. So überwältigt, ließ sie sich endlich beruhigen und versöhnen. — —

Wenn übrigens Knau, wie wir noch oft Gelegenheit haben werden zu bemerken, von dem weiblichen Geschlechte keine sehr hohe Meynung hegte, so hatte er gewissen Maßen Ursache dazu. Ein Vorfall, welcher ihm erst kurz vor jener Duellgeschichte begegnet war, mag davon zum Beweise dienen.

Er hatte damals sein Quartier in einem Landstädchen, und verliebte sich in die Tochter seines Wirths, der ein bemittelter Mann war. Das Mädchen empfindelte wie eine Romanenheldinn, und sprach in den vertraulichen Schäferstunden von nichts als ewiger Liebe und Treue.

„Doch wer noch ungeprüft in sichrer Ruhe lacht,
Darf der wohl seine Treue erheben?“ —

Unser Verliebter beschloß also, jene eisenfeste Zärtlichkeit zu prüfen, ehe er sich dadurch zum Traualtare locken ließe.

Einer seiner Kameraden hatte gleichfalls ein Auge auf das Mädchen. — „Bruder Herz,“ sagte

Knau zu ihm, „was wollen wir einander ins Gehege gehen! Ich trete die Malchen ab, wenn sie dich mehr liebt als mich, Um das zu erfahren, will ich auf ein paar Stunden den Todten spielen. Du magst dann in der Nähe meiner Leiche dein Heil versuchen. Biete alle deine Ueberredungskünste auf; ja sage mir meinethalben so viel Böses nach, als du Lust hast! Gibt Malchen deinen Schmeicheleyen auf der Stelle Gehör, so mag ich nichts mehr von ihr wissen, und du bist künftig Hahn im Korbe." —

Dieser Abrede gemäß ward Knau plötzlich krank. Er benahm sich dabey als ein geschickter Komödiant, daß er nicht allein Malchen und ihre Aeltern, sondern sogar den Arzt täuschte. Nachdem er einige Tage das Bett gehütet und seine Zuschauer, durch alle Abstufungen der Krankheit, auf sein Ende vorbereitet hatte, weckte Jakob eines Morgens das Haus mit der traurigen Nachricht: „Mein Herr ist todt!" —

Die ganze Familie gerieth in Bestürzung. Der Wirth wollte den Abgeschiedenen sehen. Dies mußte

der ſchlaue Diener verhindern, damit nicht der Betrug entdeckt wurde. Er ſchloß alſo die Stube feſt zu, lief, als ob er ſehr dringende Verrichtungen hätte, ſpornſtreichs aus dem Hauſe, und kam nicht eher zurück, als bis der Wirth in ſeinen täglichen Berufsgeſchäften ausgegangen war.

Von Malchen war nichts zu befürchten: denn man wußte ſchon, daß ſie einen unüberwindlichen Abſcheu vor Leichen hatte. Sie machte auch wirklich bey ihrem Geliebten keine Ausnahme, ſondern ließ es daben bewenden, in einem Nebenzimmer zu ſchluchzen und zu ſtöhnen.

Ihre Thränen waren eben im ſchönſten Fluſſe, als Knaus Nebenbuhler zu ihr herein trat und ein Magazin von Troſtgründen auskramte. Aber die Trauernde ſchien gar nicht darauf zu achten, ſondern klagte immer lauter. Das klang den Scheintodten (der kaum zehn Schritte davon, der offenen Thür gegenüber, mit einem Sterbetuche bedeckt lag) gar lieblich ins Ohr, und er hatte die beſte Hoffnung, daß es in dieſem Tone fortgehen würde.

Indeſſen ging der Tröſter einen Schritt weiter, und gab der hochbetrübten Schöne zu verſtehen, der Verſtorbene ſey zwar eine ganz ehrliche Haut, aber ein lockerer Geſell und armer Teufel geweſen; ſie würde daher ſchwerlich mit ihm glücklich geworden ſeyn. — Das Mädchen widerſprach zwar; doch für den Horcher unter der Leinwand nicht lebhaft genug.

Der bevollmächtigte Verläumder fuhr fort: Die Welt ſey ja mit Anau nicht ausgeſtorben; es lebten noch Tauſende, die ſich in jedem Betrachte mit ihm meſſen könnten, und es für ihr höchſtes Glück achten würden, einem ſolchen Engel, wie Malchen, Herz und Hand anbieten zu dürfen.

Die Betrübte ſchien den letztern Umſtand ſelbſt für ausgemacht zu halten; denn ſie lehnte dieſe Schmeicheley mit keinem Wörtchen ab, ſondern ſtieß bloß ein kleines, ſchmachtendes Seufzerchen aus, und dem armen Anau zugleich damit einen Dolch ins Herz.

Nun rückte der junge Herr ſeinem Ziele näher, und verſicherte, bloß die Hand der Freundſchaft habe ihm bisher den Mund verſchloſſen, er hätte ſonſt

längſt ein Geſtändniß ſeiner feurigen Liebe gewagt. — Mit dieſen Worten fiel er auf die Knie (denn eine Liebe ohne Fußfall und Verſe wäre für unſre Heldinn nicht romanhaft genug geweſen) und girrte:

„Bedenke, Schönſte, was du thuſt,
Und ändre deinen Sinn!
Was hilft es dir, des Todes Luſt
Auf ewig zu entfliehen?
Nimm mich zu deinem Trauten an!
Ich leb' und habe Muth,
Und bin dir, wie ich ſchwören kann,
Von ganzem Herzen gut." —

Wer könnte einer ſolchen Exklamation widerſtehen! — Die mitleidige Schöne hob den armen Ritter auf. Man ſagte ſich tauſend Zärtlichkeiten und wechſelte ſogar Küſſe, wovon einer ſo laut und vernehmlich war, daß Lynn wirklich todt ſeyn mußte, wenn er ihn nicht hören ſollte.

Dieſer ſchallende Kuß *) mochte vermuthlich ein verabredeter Judaskuß ſeyn; denn auf einmal richtete

*) Hätte der Ausſteuder beſſeren das Handwörterbuch zum Behuf einer geſchickten Verbindung

ſich Kyau in die Höhe und ſtand mit drey Sprüngen vor Amalien. Sie fiel in Ohnmacht, und hörte die Vorwürfe nicht, womit er ſie aus vollem Herzen, und ſeinem Freund zum Schein, überhäufte. Er hob von nun an alle Verbindung mit dem unbeſtändigen Mädchen auf, und trauete ſeit dieſer Zeit dem ſchönen Geſchlechte, im Punkt der Treue, nicht mehr über den Weg. —

Ein andrer Spaziergang in das Reich der Todten, den er, um eine Schaar ungeſtümer Gläubiger auszuweichen, während ſeines Aufenthalts in Ver-

deutſcher Wörter und Redensarten u. ſ. w. von M. J. Ch. Vollbeding, Diakonus in Luckenwalde; Berlin 1795 — geleſen; ſo würde er wahrſcheinlich manierlicher zu Werke gegangen ſeyn; denn der Herr Diakonus lehrt, unter andern heilſamen Regeln, wann und wie man küſſen ſoll, ausdrücklich: „ein Kuß muß nicht wie ein Piſtolenſchuß knallen.“ — Wenn übrigens in Luckenwalde nicht wirklich zuweilen dergleichen mehr als grenadiermäßige Küſſe fallen, ſo bewundern wir in der angeführten Stelle, wie überhaupt auf jeder Seite des Handwörterbuchs, Herrn Vollbedings Geſchicklichkeit in Verbindung deutſcher Wörter und Redensarten.

lin machte, endigte ſich mehr zu ſeiner Zufrieden-heit: denn ein reicher Mann, der ihm wohl wollte, erfuhr den Schwank, und beſtiedigte die Manichäer. Aber die dritte, in einem Landſtädchen angetretene Wanderung dieſer Art, bekam ihm ſehr übel.

Kyau hatte nämlich bemerkt, daß die Einwohner dieſes Orts ihre Todten ſehr ſchleunig zu begraben pflegten; eine Grauſamkeit, welche, alles Redens und Schreibens ungeachtet, noch jetzt oft genug ausgeübt wird. Nun hätte freylich die Obrigkeit dieſem Unweſen Einhalt thun ſollen, allein die Todten ſteuerten ja nicht mehr; man ließ ſie alſo, ohne ſich weiter um ſie zu bekümmern, ihrer Straße ziehen. Kyau beſchloß, das Gefühl dieſer menſchenfreundlichen Väter der Stadt etwas zu ſchärfen, oder, um etwas unphiloſophiſcher zu reden, dieſelben mit der Naſe auf ihre Schuldigkeit zu ſtoßen; er ward alſo plötzlich krank, ſtarb, und ließ durch ſeinen Schwankgehülfen, Jakob, welcher bekanntlich dieſe Komödie nicht zum erſten Male ſpielte, die ernſthafteſten Anſtalten zum Begräbniſſe machen. Niemanden ahndete ein Betrug; denn die Einwohner des Städtleins waren

größtentheils Leutchen von dem Schlage, wie man sie vor uralten Zeiten in Schilda und Schoppenstädt gefunden haben soll.

Die Geistlichen des Orts begleiteten also, unter dem Chorgesange der Schüler, die angebliche Leiche zur Gruft. Der ganze Kirchof war voll neugieriger Zuschauer. Schon ward der Sarg hinabgesenkt; der Cantor ergelte aus zwey kupferlaten Pausbacken „so grabet mich nun immerhin" und der Todtengräber donnerte die erste Schaufel voll Erde auf des Erblaßten hölzernen Schlafrock. Aber plötzlich stieß Knau mit Ungestüm den Deckel des Sarges auf und sprang, so behende als ein Eichhörnchen, aus dem Grabe.

Der Pastor, der eben den Segen sprechen wollte, rannte vor Schrecken den Cantor über den Haufen. Dieser raffte sich, trotz seiner schwerfälligen Corpulenz, blitzschnell wieder auf, und warf, gleich einer gewaltigen Wurfkugel, die alle Neune stürzt, im Fliehen die ganze erste Klasse zu Boden. Die fallenden Primaner schlugen die Secundaner nieder,

und ſo purzelte, wie die Bände eines ungeblaſenen Kartenhäuschens, die ganze löbliche Schule ſchichtweiſe über einander. Ein buntes Gemiſch von Hüten und Mänteln, Perücken und Tüchern lag umher. Allein die ſchwarzen Männer und Männerchen nahmen ſich keine Zeit, ihre Habſeligkeiten wieder aufzuheben, ſondern keichten unaufhaltſam nach dem Thore des Kirchhofes zu, und richteten unter dem gedrängten Haufen der Zuſchauer eine eben ſo poſſierliche Niederlage an, als ſie vorher ſelbſt erlitten hatten.

Der Auferſtandene, der ein gewöhnliches Todtenhemde trug, verfolgte die fliehende Schaar, und jagte ſie, wie der Herbſtſturm raſchelnde Blätter, vor ſich her. Niemand unterſtand ſich, ihn anzureden, und er ſelbſt blieb eben ſo ſtumm. Endlich waghalſete doch der Todtengräber, ihm mit bebender Hand die Schaufel vorzuhalten, und zu fragen: „Biſt du ein guter, oder ein böſer Geiſt?“ —

Lyan ſchlug ein helles Gelächter auf und antwortete: „Keines von beyden, ſondern ein lebendi-

ger, kerngesunder Fähnbrich. Sagt mir nur, was ihr mit mir vorhabt! Ich glaube gar, ihr wollt mich begraben!“ —

Das konnte der staunende Todtenbettmeister nicht läugnen.

„Wie?“ fuhr jener fort zu schmählen, „mich begraben? — Unerhört! — Entsetzlich! — So verfahrt ihr mit den ehrlichen Leuten, die das Unglück haben, ein paar Stunden oder Tage in Ohnmacht zu liegen? — Wartet, ihr dummen Pfahlbürgre, das soll euch theuer zu stehen kommen!“ —

Während dieses Wortwechsels hatte die Schaar der Flüchtlinge in einiger Entfernung Halt gemacht, und reckte, wie die Gänse beym Wetterleuchten, neugierig die Hälse empor. Der Todtengräber eilte jetzt herbey, drängte sich bis in den Mittelpunkt, wo einige Rathsglieder standen, und erzählte die seltsame Mähr. Die ehrwürdigen Väter der Stadt sahen sich mit langen Gesichtern an; denn sie erkannten auf der Stelle mit Bestürzung, daß man das Be-

gräbniß übereilt, und dadurch die landesherrliche Verordnung übertreten habe. Es ward ihnen bange, der Todte möchte Lärm blasen, und ihnen von hoher Hand ein Notabene zuziehen. Sie beschlossen also, ihm ein Sühnopfer zu bringen, und — wenn gleich der bevorstehende Bankerott der Stadtkasse dadurch beschleunigt würde — ihm zu Ehren noch diesen Abend einen Schmaus anzustellen.

Sobald dieser Entschluß gefaßt war, gingen ihre Wohlweisheiten dem Schalk im Sterbekleide entgegen, entschuldigten den unangenehmen Vorfall und erbaten sich seine Gegenwart beym decretirten Gastmale. Er nahm die Einladung an und unterhielt über Tafel die werthe Gesellschaft von einer Reise, die seine Seele, während der Körper starr und fühllos gewesen sey, gemacht haben sollte. Dabey sprach er der Flasche so fleißig zu, und machte so vielen Spaß, daß man gänzlich auf den Kopf gefallen seyn mußte, um ihn im Ernst für einen erst vor wenig Stunden vom Todtenlager erstandenen Kranken zu halten. Doch unsern Abderitischen Senatoren ahndete keinesweges, daß sie genarrt wurden: sie

freueten ſich vielmehr höchlich über die glückliche Beylegung der Sache, und ſchwankten zufrieden und mit einem Räuſchchen nach Hauſe.

Die guten Herren hatten jedoch einen vergeblichen Griff in ihre Kaſſe gethan; denn ſie entgingen dadurch der befürchteten Rüge ihres Polizeyfehlers nicht, ſondern erhielten bald nachher, da die Sache bekannt geworden war, eine Naſe von der größten Sorte in ein gnädiges Reſcript eingepackt. Es waren aber auch zugleich bey Hofe gutdenkende Leutchen aufgetreten, welche Knaut's dreymalige Auferſtehung von den Todten mit ſo gehäſſigen Farben geſchildert hatten, daß er mit Feſtungsarreſt in Spandau dafür beſtraft ward.

Da ſaß nun der gutmüthige Schutzpatron der Todten und machte Kalender! Und wer weiß, ob er nicht gar vergeſſen worden wäre, wenn ihm nicht ein ſinnreicher Einfall wider zur Freyheit verholfen hätte.

Er erfuhr nämlich, die Churfürſtinn werde nächſten nach Spandau kommen und die Feſtung in Au-

genſchein nehmen. „Jetzt oder niemals!“ dachte er, und ſann hin und her, wie er ſie auf ſein Gefängniß und ſeine Wünſche aufmerkſam machen könne. Er wollte anfangs ein luſtiges Liedchen ſingen; aber der Kunſtgriff ſchien ihm zu alltäglich. Es konnte ja leicht ein andrer Gefangener auf eben denſelben Einfall gerathen, und dann war's um unſern Edlinger geſchehen. — Endlich ließ er ſich von einem ſeiner Feſtungsgenoſſen, welcher ein wenig mit dem Pinſel umzugehen wußte, ein Quodlibet von zerbrochenen Tabackspfeifen, Gläſern, Stühlen, Flaſchen, Tiſchen, zerriſſenen Kartenblättern, Halskrauſen, Kalendern u. ſ. w. mahlen, und hing das, mit der Ueberſchrift:

Kyau hofft auf beſſres Glück;
Es ſteht's jetzt um ſein Geſchick —

zum Fenſter hinaus. Die Fürſtinn kam, bemerkte das Gemählde und lachte. Sobald Kyau, welcher hinter dem Gitter auf der Lauer geſtanden hatte, das gewahr ward, trat er mit einem tiefen Bücklinge hervor und bat die Durchlauchtige Beſchauerinn, bey ihrem Gemahl eine Fürbitte für ihn einzulegen, er

wolle auch künftig so from seyn als ein Schaaf. Die Fürstinn äußerte zwar, es gebe auch störrige Schaafe, brachte es doch aber bey ihrer Rückkunft dahin, daß der Befehl zu Kyau's Befreyung ausgefertigt und nach Spandau geschickt ward.

Kaum hatte dieser die frohe Nachricht erhalten, sich bey dem Commendanten bedankt und seinen bisherigen Mitgefangenen gute Geduld gewünscht, so kaufte er einen Esel, setzte sich, in Schlafrock, Nachtmütze und Pantoffeln, darauf, und ritt nach Berlin. Man kann leicht denken, daß es ihm und seinem Zelter unterwegs an Belachern nicht fehlte: aber er ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern verfolgte mit aller Gravität, als ob er den Berlinern das Evangelium zu predigen hätte, seinen Weg, ließ den Pöbel, welcher, besonders in der Hauptstadt, haufenweise hinter ihm her lief, Pöbel seyn, und stieg auf dem Schloßplatze ab.

Indessen hatte der Churfürst nebst seiner Gemahlinn diesen possierlichen Einzug vom Altane herab bemerkt, und einem Bedienten befohlen, sich nach

dem Reiter, als welcher die Hauptrolle dabey ſpielte, zu erkundigen. Die Antwort war: es ſey Kyau; er komme von Spandau und wünſche dem Churfürſten ſeine Aufwartung zu machen.

„Er ſoll heraufkommen," erwiederte der Regent. —

Kyau erſchien, machte einen tiefen, tiefen Bückling, ſagte aber kein einziges Wort. —

„Was willſt du?"

„Eurer Durchlaucht für meine Befreyung unterthänigſt danken."

„Und das in dem Aufzuge?"

„Es ſind in Spandau ſchlechte Zeiten. Man muß ſich nach der Decke ſtrecken!"

„Ich verſtehe dich. — Da, nimm, und kaufe dir ein Pferd, ſo darfſt du auf keinen Eſel reiten," erwiederte der Churfürſt lachend, ſchenkte ihm hundert Dukaten, und hieß ihn wieder zu ſeinem Regimente

gehen und ſich künftig beſſer aufführen. Kyau verſprach das und empfahl ſich.

Als er wieder auf den Schloßplatz kam, war der Pöbel noch um dem Eſel verſammlet und harrte der Rückkunft des vielbegafften Reiters. „Luſtig, meine Freunde!“ rief dieſer. „Der Churfürſt hat mir ein Pferd geſchenkt, ich ſchenke euch einen Eſel. Ein jeder nach Stand und Würden. — Lebe wohl, liebes Grauchen!“ und damit gab er den Langohr der lärmenden Menge Preiß. — —

Nicht lange nachher (1693) betrat der Held unſrer Geſchichte einen andern Schauplatz. Die Veranlaſſung dazu gab ein Zweykampf, worin er einen ſeiner Kammeraden ſo gefährlich verwundete, daß der Sieger es für rathſam hielt — oder, wie es zur Schande des Jahrs 1800 noch immer heißt, eine Ehren-Sache — das Brandenburgiſche Gebiet zu verlaſſen und nach Sachſen zu eilen. Sein Gegner blieb zwar am Leben und der Weg ins Vaterland ſtand dem Flüchtlinge wieder offen; er kehrte jedoch nicht zurück, weil dort kein Glück für ihn blühte.

In Sachſen fand er einen alten Gönner an den Feldmarſchall von Schöning, durch deſſen Vermittelung er unverzüglich als Lieutenant angeſtellet ward. Dieſer Genneral hatte, wie wir bereits oben gemeldet haben, vorher ſelbſt in Brandenburgiſchen Dienſten geſtanden und ſchon damals unſern Kyau ſehr begünſtigt. Dies war ſogar die entfernte Urſache des erwähnten Duells; denn es entſtand über den Vorwurf, Kyau ſey Schönings Hofnarr geweſen. —

Im Sächſiſchen Dienſte ward er in wenig Jahren (von 1697 bis 1702) nach und nach Capitain, Major, Oberſtlieutenant und endlich Generaladjudant des Churfürſten, damaligen Königs von Pohlen. Er mußte, vermöge dieſes letztern Amtes, beſtändig um den Regenten ſeyn, und denſelben verſchiedene Mahl nach Warſchau begleiten, wo Kyau beynahe ein Opfer der Pohlniſchen Völlerey geworden wäre.

Er befand ſich nämlich einſt in einer Geſellſchaft Pohlniſcher Edelleute, wo, nach Landesſitte, tapfer gezecht ward. Vorzüglich ließ ſich's ein gewiſſer Wirczevsky angelegen ſeyn, die Ehre ſeiner Nation

zu behaupten, und brachte dem Fremdling einen Humpen Branntewein zu, woraus ſich füglich ein Dutzend Deutſcher Poſtknechte hätten beſeligen können. Der Gaſt that, nach Vermögen, dem Tummler ſein Recht; allein der Pohle kam damit ſo oft, daß Kyau des Beſcheidthuns überdrüſſig ward und den Zecher bat, ihn nicht zu ſehr mit Ehre zu überſchütten. Darüber fand ſich dieſer beleidigt und ſtieß einen kräftigen Fluch aus, den Kyau, deſſen Geduldsfaden durch das Lebenswaſſer eben nicht verlängert worden war, mit einem ſo ächt Deutſchen Schlage beantwortete, daß der Empfänger ſo lang er war zur Erde fiel. Sogleich ſprangen die Pohlniſchen Edelleute auf, fielen mit ihren Säbeln über den fremden Sittenrichter her, und würden ihn, wie tapfer er ſich auch wehrte, übel mitgeſpielt haben, wenn ſich nicht der Wirth, der zu bürgerlich dachte, um einen einzigen gegen ein halbes Dutzend kämpfen zu laſſen, zu ſeiner Parthey geſchlagen und die Meuchelmörder zum Tempel hinaus gejagt hätte. —

Ungeachtet nun Kyau dem Könige faſt nicht von der Seite kam, ſo verderbte doch die Hofluft ſeinen

Charakter nicht, ſondern er blieb ſich immer gleich, blieb immer der gerade, freymüthige Mann, welcher alle Ränke und Unredlichkeit verabſcheuete und ſowohl dem Windbeutel als dem Schurken, bald mit Lachen bald mit ernſthaftem Geſichte, die bitterſten Wahrheiten ſagte. Das beweiſet unter andern ſein Betragen gegen einen Plusmacher, der ein neues Projektchen zur Vermehrung der landesherrlichen Einkünfte ausgebrütet hatte und ihn um Empfehlung bey H. Hof. erſuchte. Denn als Kyau, bey genauer Prüfung des Vorſchlages, fand, daß dabey zwar die königliche Kaſſe ſich recht wohl ſtehen, das ganze Land aber ſeufzen würde, gab er die Papiere ſogleich zurück, und ſagte: „Mein Herr, ich kann dieſen Plan nicht unterſtützen; denn ich habe kürzlich einen im Kopfe, der dem Ihrigen ſchnurſtracks entgegen läuft. Ich will nämlich dem Könige, zum Heile ſeiner Unterthanen, rathen, alle Landausſauger, Blutigel und Projektmacher, wie Sie ſind, auf den Königsſtein zu ſchicken. Da werden ſie Muße genug haben, nachzucalculiren, ob ſie ſich bey ihren Speculationen nicht verrechtet haben.“

„Aber — wird der Leſer vielleicht fragen — was würde der König gethan haben, wenn Knau gewiſſenlos genug geweſen wäre, dem Plusmacher zu empfehlen?“

„Was würde er gethan haben! — ſagte vor kurzem einer meiner Bekannten in Hildesheim, in deſſen Gegenwart dieſe Frage aufgeworfen wurde — Er hätte den Blutigel das Land ausſaugen laſſen, und ihn — wenn das Geſchrey der ausgehungerten Unterthanen zu laut, zu gefährlich geworden wäre — endlich mit einer lebenslänglichen Penſion in den Ruheſtand verſetzt!“

„Nein, lieber Leſer! das hätte er nicht! So etwas war nur unſerm aufgeklärtern Zeit-Alter, war nur einem Seelenhirten vorbehalten, der

„bey Rheinwein Chriſti Heerd' am friſchem Waſſer weidet.“

Im Hildesheimiſchen wird freilich der Plusmacher Wertheramb von der Regierung geſchützt und belohnt, der patriotiſche von Brabeck hingegen in

einen Criminalprozeß verwickelt *); aber in den übrigen Deutſchen Staaten — zumahl da, wo der Krummſtab nicht herrſcht — weiß man, dem Himmel ſey Dank! von dergleichen Verfügungen nichts.—

Ein anderer ſchlauer Kameraliſt, deſſen Haupttugend aber ebenfalls die Ehrlichkeit nicht war, kramte in Gegenwart unſers Barons eine Menge liſtiger Finanzoperationen aus, und da er es beſonders darauf angelegt hatte, dieſen für ſeine Projekte einzunehmen, ſo redete er auch vorzüglich zu ihm, und ſchloß faſt jeden ſeiner Plane mit den Worten: „auch iſt ein

*) S. Hochnothpeinliches Halsgericht, über den Freyherrn Moritz v. Brabeck, wegen des Verbrechens der beleidigten Majeſtat, in ſechs Nachten gehegt und gehalten. — Herausgegeben von Tobias Trara, wohlbeſtalltem Nachtwächter in Hildesheim. — 1800. 96 S. in 8

Am Ende dieſes Büchleins, das im ganzen Hochſtifte confiſcirt ſeyn ſoll, ruft der ehrliche Nachtwachter dem Freyhern von Brabeck ziemlich ſankaſtiſch zu:

„Blutiget ſoll man ſtatt der Penſionen,
„Du Neueren, mit einem Strick belohnen? —
„Wo waren dazu vom Dnieper bis zum Rheine
„Genug Rabenſteine!“

ansehnliches dabey für Sie zu gewinnen." — Knau hörte dem Schwätzer eine zeitlang geduldig zu. Dieser hielt das für ein Zeichen des Beyfalls, operirte daher immer fort und sagte einmal über das andere: „auch ist ein ansehnliches für Sie dabey zu gewinnen."

„Alles recht gut," versetzte Knau endlich, „alles recht gut! Aber ich wüßte etwas, wobey doch noch mehr für mich zu gewinnen wäre."

„Wie? Was? Lassen Sie doch hören!" erwiederte der Plusmacher mit einem gaunerischen Lächeln.

„Ich wünsche mir nichts mehr, als vor der Höllenthür Kosend schenken zu dürfen; da würde ich bald reicher werden, als alle Kameralisten auf Erden. Besonders würden mir die Plusmacher recht blechen müssen; denn deren Durst soll unersättlich seyn." —

Der Gauner schnitt ein Judasgesicht und schwieg. — —

„Kyau! Kyau!“ ſagte der Graf von Feuchtwing, damaliger Großkanzler, einſt zu unſerm Liebermanne, der mit ihm Schach ſpielte, und dabey einige Sch... vom erſten Range durchhechelte — „Kyau! Kyau! Nehmt euch in Acht! Ich fürchte, euer loſes Maul bringt euch noch auf den Königſtein.“

„Das wäre ja vortreflich!“ erwiederte dieſer. „Da könnten wir in guter Ruh mit einander Schach ſpielen.“

Sonderbar war's, daß dieſe Prophezeyung eine traf; denn der Großkanzler kam in der Folge als Gefangener, Kyau hingegen als Commendant nach dem Königſteine. — —

Indeſſen hatten ihn nicht bloß ſeine drolligen Einfälle zum Lieblinge des Königs gemacht. Er beſaß auch weſentlichere Verdienſte, ward verſchiedene Mahl, beſonders in den Jahren 1707 und 1708, in wichtigen Geſchäften gebraucht, erwarb ſich durch Fleiß und Ehrlichkeit das unumſchränkte Zutrauen des Königs, ſtieg auf die Art ſchnell von Stufe zu

Stufe, und ward endlich Generallieutenant. Dennoch blähete er sich deswegen nicht auf, sondern gestand selbst, der Zufall habe zu seinem Glücke mitgewirkt. „Hätte ich im Brandenburgischen nicht tief gestochen, so wäre ich im Sächsischen nicht hoch gestiegen," pflegte er zu sagen. — —

Die vielen Reisen, welche er in Gesellschaft des Königs machen mußte, fingen doch allmählich an, ihm lästig zu werden. Er sehnte sich nach Ruhe, und fand bald Gelegenheit, diesen Wunsch zu befriedigen.

Die Commendantenstelle auf dem Königsteine ward nämlich, im Jahre 1715, erledigt. Nun bewarben sich freylich viele darum; indessen hoffte Kyau, von guter Hand dazu aufgemuntert, allen übrigen Candidaten vorgezogen zu werden. Da dies aber eine geraume Zeit unentschieden blieb, so ward ihm endlich bange, daß ihm ein Anderer den Rang ablaufen möchte. Er sann deswegen auf Mittel, die zögernde königliche Entschließung zu beschleunigen.

Eines Tages ſaß er ſtumm und traurig an der Tafel des Königs. Der Monarch bemerkte ſeine Mißlaune und wollte die Urſache derſelben wiſſen. Ayan antwortete, der Kobold, der in ſeinem Herzen rumore, ſey ein unbefriedigter Wunſch. Die Hofherren, die das aufgeſchnappt hatten, fingen nun an zu rathen.

„Was wird's ſeyn!“ hub ein Wißling an. „Die Jugendſünden fangen an ihn zu reuen. Er möchte gern wieder umkehren und werden wie die Kinder .....“

„Warum nicht gar!“ rief ein Andrer, „dazu iſt's noch zu früh. Daran wird er noch nicht denken. — Lieber ſich ein hunderttauſend Dukaten gewünſcht, damit könnte man ſich erſt recht luſtig machen. Das wird's ſeyn, was ihm im Kopfe ſteckt!“

„Im Kopfe fehlt's ihm ja nicht!“ erwiderte ein Dritter mit einer bedeutenden Miene. „Im Herzen! Im Herzen! Da ſteckts! Sie haben's ja

gehört, im Herzen rumerts ihm! Er iſt verliebt, auf ſeine alten Tage . rliebt! Man weiß ja, wie ſchnell die Liebe uns arme Erdenſöhne metamorphoſiren kann.

„Der Feige wird herzhaft, der Dumme wird ſchlau,
„Der Karge verſchwendrich, der Prahler genau,
„Und Amorn zum Preiſe
„Verkauft ſich der Weiſe,
„Den Hagenolz ſeufzet nach Mädchen ſich grau." —

„Verliebt! ja, ja; verliebt!" riefen die ſcharfſinnigen Herren einſtimmig, und lachten des liebekranken Aldgers. Doch der ſchüttelte zu allem, was ſie vorbrachten, den Kopf, und verſicherte, ſie hätten ſammt und ſonders den rechten Fleck verfehlt. —

„Nun, was wünſchest du denn? — Es wird doch wohl kein Königreich ſeyn?" fragte der Monarch lächelnd.

„Euer Majeſtät ſind ein wahrer Salomo!" verſetzte der Schlaukopf. „Es war in der That

mein Wunsch, König, nur ein paar Minuten König zu seyn."

„Nun, dazu kann Rath werden," sagte der Regent. „Wir wollen tauschen. Sey du König; ich bin unterdessen der General Kyau." —

Der Minutenkönig stand jetzt von der Tafel auf, nehm eine silberne Suppenkelle, als Scepter, in die Hand, setzte sich damit in einen an der Wand stehenden Armstuhl, warf sich mächtig in die Brust, und sagte, gegen den König gewandt, im ernsthaftesten Tone: „Lieber, getreuer Kyau! Wir lassen dir hiermit unverhalten, wasmaßen wir uns, auf dein darum beschehenes unterthänigstes Ansuchen, in höchsten Gnaden entschlossen haben, dich zum Commendanten der Festung Königstein zu ernennen." —

Nach diesen Worten verließ er schnell seinen Thron, und der König rief unter lautem Gelächter: „Dir geschehe, wie du gesagt hast! Du bist Commendant!"

Und so ward denn am folgenden Tage seine Bestallung ausgefertiget. — —

Indessen artete die Ruhe, welche Kyau in seinem neuen Felsenjahre genoß, keineswegs in Unthätigkeit aus. Daß er das große, noch jetzt auf dem Königsberge vorhandene Weinfaß erbauen ließ, wollen wir ihm eben nicht zum Verdienste anrechnen; denn dazu hätte sich allenfalls auch der müssigste Domherr bequemt. Kyau's Charakter hatte eine zu edlere Seite, als daß wir nach dergleichen Armseligkeiten haschen dürften. Der wohlthätige Eifer, womit er seine dürftigen Verwandten unterstützte; sein leutseliges, herablassendes Betragen sowohl gegen die ihm untergeordneten Offiziere als gegen die Gemeinen; die Aufopferung, womit er für den Unterricht armer Kinder sorgte und zum Besten unbegüterter Familien, ein Fräuleinstift zu errichten dachte; die Sorgfalt, womit er das Schicksal der auf der Festung befindlichen Gefangenen, die ihm mehrmals ihren Wohlthäter, ihren Vater nannten, zu erleichtern suchte — das alles sind Züge, welche ihn der Nachwelt eben so verehrungswürdig machen müssen, als ihn seine launigen Einfälle derselben bekannt gemacht haben. —

Witz und Frohsinn sind eine überall gültige Conventionsmünze: überdies war der neue Commendand sehr galant; kein Wunder also, daß mit dem Antritte seines Amts die schon damahls üblichen Wallfahrten nach der reizenden Felsenfeste weit häufiger wurden als zuvor. Das war vorzüglich der Fall, als ein berüchtigter Goldmacher, Namens Klettenberg, welcher daselbst residirte, besonders durch seine kühnen Versuche zur Flucht, die Neugierde des Publikums rege machte.

Ein Goldmacher ist, schon seiner Profession wegen, eine zu anziehende Erscheinung, als daß wir fürchten sollten, durch einen kurzen Auszug aus der Lebensgeschichte desjenigen, von welchem hier die Rede ist, die Geduld unsrer Leser zu ermüden.

Johann Hector von Klettenberg, zu Frankfurt am Main geboren, genoß einer so guten Erziehung, als in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts wohlhabende Aeltern nur immer ihrem Sohne geben konnten. Dessen ungeachtet machte

der Leichtsinn des Knaben den guten Alten tausend Verdruß und Sorgen. Bey reifern Jahren schien sein Charakter freylich etwas mehr Festigkeit zu gewinnen, allein — war der unablässige, vielleicht übertriebene Zwang, womit man ihn zur Arbeit anhielt, oder das Lesen abgeschmackter, nach Art der heutigen Ritterromane mit Mährchen und Abentheuern überladener, Bücher Schuld daran? — der junge Mensch hatte einen unüberwindlichen Abscheu vor aller ernsten, anstrengenden Beschäftigung, lebte immer in einer idealischen Welt, und stieß daher — wie die Zöglinge so manches unserer Erziehungsinstitute — in der wirklichen überall an.

So lange er unter der Aufsicht der Aeltern stand, hatten dergleichen Phantasiesprünge freylich nicht viel zu bedeuten; aber kaum war er sich selbst überlassen, so kam er mit seinen selbstsüchtigen Anmaßungen ins Gedränge. Es gab überall Leute, welche ebenfalls durch die Welt wollten, sich nicht gern den Weg vertreten ließen und daher den jungen Springinsfeld, zuweilen etwas unsanft auf die Seite schoben. Das beleidigte seinen Stolz, und er setzte

Händel. Sogar mit einem ſeiner nächſten Verwandten bekam er eine ſogenannte Ehrenſache auszufechten; er erſtach denſelben, verließ darauf Frankfurt und flüchtete in die Pfalz.

Von Aeltern und Freunden verlaſſen kam unſer Ausgewanderter gar bald in die Verlegenheit, Treber eſſen zu müſſen. Er muſterte ſeine Talente, fand aber deren keines, womit er wuchern und den bewotiſch gebierenden Magen befriedigen könnte, als ein hübſches Geſicht — ein Schaukück, welches ſo manchem Abentheurer durch die Welt hilft und beſonders nur zu oft der Weiblein Herz zu bethören pflegt. — Ein Genie geht immer ſeinen eigenen Gang. Was Wunder, daß unſer Flüchtling auch in Rückſicht des ſechſten Gebots neben der Heerſtraße weg und einem gutherzigen Gaſtfreunde ins Gehege ſchlich!

Der Mann, welchen er unter die gekrönten Häupter verſetzte, war ein Alchymiſt, ja ſogar, wie das Gerücht ſagte, im Beſitz einer Tinctur, welche das ſchäbigſte Zenkerblen in klares, lauteres Geld verwandelte. Wir wollen unſern Leſern überlaſſen,

was sie von dieser Tinctur halten, und — unsern Leserinnen zu Gefallen — gern glauben, daß es Klettenbergen vorzüglich um das hübsche junge Weibchen zu thun gewesen sey — genug, er beredete die Antifueretia ihren alten Laboranten zu verlassen, und entfloh mit ihr und den Wundertropfen nach Sachsen.

Alchymisten und Projektmacher sind den Mammonsjägern immer willkommene Zugvögel. Nur Schade, daß die gierigen Finkler so oft in ihre eigenen Netze fallen! — Klettenberg kam nach Dresden und gab sich für einen Goldmacher aus. Der damahlige Churfürst August fand, zumahl bey den ungeheuern Verschwendungen, welche er als König von Pohlen machte, daß ein Goldmacher ein sehr brauchbarer Mann sey; er nahm also den Ankömmling sehr huldreich auf und beehrte ihn — vermuthlich, weil er durchaus nichts titulirbares an ihm finden konnte — mit dem Kammerherrntitel. Wie der Abentheurer zu der Wundertinctur gekommen war, und was er in Frankfurt verübt hatte, darnach fragte niemand.

Da man aber (wie ein altes Sprichwort ſagt) aus nichts nichts machen kann, ſo forderte der neue Kammerherr, bevor er ſeine Goldfabrik anfing, anſehnliche Vorſchüſſe. Nun hätte es freylich bedenklich ſcheinen können, daß ein Mann, welcher ganze Berge in Gold umzuſchaffen verſprach, nicht einmahl die zu einer neuen Werkſtätte erforderlichen Unkoſten zu erſchwingen vermochte: jedoch das erſte Jahrzehend dieſes Sekulums war nicht ſo zweifelſüchtig als das letzte, Berlin ausgenommen, ſeyn ſoll. Kleitenberg, der ohnehin ein gediegenes Pröbchen ſeines Kunſtfleißes vorzeigte, erhielt alſo beträchtliche Summen, baucte ein Laboratorium, machte darin — Feuer und Rauch, und lebte daheim mit ſeinem Weibchen herrlich und in Freuden.

Alles Ding währt ſeine Zeit! — Der durchlauchtige Gläubiger hoffte mit Schmerzen auf die Goldſtangen der Klettenbergiſchen Fabrik und ließ den Laboranten gar fleißig ermahnen, das Werk zu fördern. Dieſer, der ſich in Dresden gar zu wohl befand und gern ein halbes Jahrhundert hindurch laborirt hätte, ſuchte tauſend Ausflüchte — bald

war dieſe, bald jene Vorſicht unterlaſſen, bald dieſer, bald jener Kunſtgriff mißglückt — wußte auf die Art ſeinen Schutzpatron einige Jahre lang in guter Hoffnung zu erhalten, und machte endlich, als der Regent des vergeblichen Harrens und Laborirens überdrüſſig ward, insgeheim Anſtalten zur Flucht. Doch das hatte man bereits vermuthet. Er ward alſo, als er ſich deſſen am wenigſten verſah, in Verhaft genommen und, nachdem eine Commiſſion die ganze Sache unterſucht und ihn für einen Betrieger erklärt hatte, im März 1719 als Gefangener nach der Feſtung Königſtein gebracht.

Indeſſen ſchien die neue Wohnung,

„wo weder Tiſch noch Bank ſind
und wo man nichts als Unflath findt,"

dem Kammerherrn gar nicht zu behagen; denn er hatte dieſelbe kaum bezogen, ſo dachte er ſchon darauf, den König ſeiner fernern Beköſtigung zu überheben. Er zerſchnitt demnach ſeinen Mantel, drehete aus den Streifen Stricke, ließ ſich an denſelben von der entſetzlichen Höhe herab und erreichte auf die Art glück-

lich das Ufer der Elbe. Allein zu ſeinem größten Leidweſen ward er von dem Fährmanne, welcher ihn überſetzen ſollte, erkannt und von der Wache, die ihn bereits vermißt hatte, wieder nach dem Königſtein gebracht, wo ihm ſein Pflegevater, Lyau, eine engere, höher gelegene Wohnung anwies.

Ein zweyter, in der Nacht vom 16ten bis 17ten Januar (1720) gemachter Verſuch, ſich vermittelſt an einander geknüpfter Wäſche von dem Felſen herabzulaſſen, lief für den Unternehmer noch unglücklicher ab; denn das Seil riß entzwey und der Luftfahrer plumpte ſo unſanft zur Erde, daß die Wache, durch ſein Wehklagen herbey gezogen, ihn abermals an die Behörde ablieferte. Aber, was das ſchlimmſte war, man befürchtete, der Wagehals möchte dieſe Fahrt mehrmals verſuchen und — was man eben nicht Urſache hatte zu wünſchen — am Ende dennoch entkommen.

Um ihm das ein für alle Mahl zu verleiden, erinnerte man ſich urplötzlich, daß er in Frankfurt einen Mord begangen habe, und kündigte ihm darüber

das Todesurtheil an. Klettenberg fand das freylich sehr lächerlich, meynte, es sey eine leere Drohung, und sagte daher zu dem Tischler, der ihm das Maaß zum tannenen Schlafrocke nahm, auf dem Holze zu seinem Sarge sängen noch die Vögel: aber die Folge zeigte, daß er sich für das Mahl geirrt hatte; denn er ward, schon am ersten März desselben Jahrs, auf seiner bisherigen Residenz, dem Königsteine, im vollen Ernste enthauptet.

Klettenbergs Gefangenschaft und zweymaliger Versuch zu entweichen zogen, wie schon gesagt, eine Menge von Fremden nach dem Königsteine. Jedermann wollte den kühnen Abentheurer, und wer ihn bereits kannte, doch wenigstens die Stelle sehen, von welcher sich der Wagehals herabgelassen hatte. Ryau war zwar nichts weniger als geizig; allein endlich wurden ihm doch die vielen Gäste, welche seine Zeit und seinen Tisch in Anspruch nahmen, zur Last. Er schlich daher einst, als er eine Anzahl solcher Tellerfreunde gesättigt und an den Spieltisch gepflanzt hatte, unvermerkt aus der Gesellschaft.

Den Fremden mundete der Wein so treflich, daß sie die Abwesenheit des Gebers lange nicht inne wurden. Aber plötzlich entstand ein heftiges Gepolter über ihren Köpfen. Jedermann fuhr erschrocken in die Höhe und erblickte an der Decke des Zimmers ein Gemählde, welches eine Tafel mit einer Anzahl heishungriger Gäste vorstellte. Ueber der Tafel schwebten einige Wolken, worin Kyau ganz gemächlich auf einer gewissen Art von Stuhle saß und diese Worte um sich hatte:

Kyau sitzt im Himmel
Und sch — ß ins Weltgetümmel.

Die Schmarotzer merkten — zumal da der Commendant vermißt ward, und mancher von ihnen unter den Gesichtern an der Decke sein Ebenbild zu finden glaubte — nun wohl, wie viel es geschlagen hatte, legten die Karten nieder, nahmen Hut und Stock und ließen sich nicht wieder auf dem Königsteine blicken. — —

Ungeachtet sich nun bey unserm Kyau allmählig die Beschwerden des Alters einstellten, und er im

Jahre 1729 das Unglück hatte, ein Bein zu brechen; *) so that doch das alles weder seine Thätigkeit noch seiner muntern Laune Eintrag. Er fuhr vielmehr fort den Königstein, den er, der nie verheirathet gewesen war, im Scherz seine Frau zu nennen pflegte, noch mehr zu befestigen, wohnte noch im Jahre 1732 dem Carneval in Dresden und der auf der Felsenfestung von ihm veranstalteten Hochzeit seiner Nichte bey, und würzte das Mahl mit seinen lustigen Einfällen.

Doch endlich mußte auch er die Schuld der Natur bezahlen. Noch vor Anfange des Jahres 1733 ward seine sonst so dauerhafte Gesundheit mit jedem Tage schwächer. Er fühlte selbst, daß sein Ende heran nahe, und bereitete sich dazu. So starb er denn, beynahe 80 Jahr alt, am 19ten Januar

*) Worüber sich ein Reimschmied, welcher am 5ten May 1729 des Commendanten Geburtstag besang, wiewohl in allem Ernste, sehr komisch also ausdrückt:

„Insonderheit der schwere Fall,
„Da Sie ein Bein gebrochen,
„Ist unsern Ohren noch ein herber Donnerknall."

1733, in den Armen ſeiner groſſen ſteinernen Frau, ward in dem Sarge, den er ſich lange vor ſeinem Tode hatte machen laſſen, von der Feſtung herabgetragen und vor dem Altare in der Kirche des am Fuße des Berges liegenden Städtchens begraben. Ein ſogenannter ſinnreicher Poet machte bey dieſer Gelegenheit ein Trauergedichte, welches wir, ſeines tragikomiſchen Zuſchnitts wegen, und als eine Probe des grotesken Geſchmacks der damaligen Zeit, unſern Leſern mittheilen wollen. Der Verſtorbene wird darin folgendermaßen redend eingeführt:

„Ich ward durch Ernſt und Scherz mehr als zu ſehr bekannt.
„Im Ernſte wies ich oft mein tapfres Herz den Feinden,
„Im Scherze meinen Witz bey Hof und guten Freunden.
„Ich ward ein General, und endlich Commendant
„Der Feſtung Königſtein, die noch kein Feind bezwungen:
„Doch iſt der letzte Feind mir bis ins Herz gedrungen,
„Bey deſſen Eintritt mir ſo Muth als Scherz verſchwand.

„Ich ſcheute keinen Feind, kein Pulver, Blei noch Stahl,
„Und ſtieg von unten auf bis zu dem General,

„Da kam Augustus mich, der mein Verdienst wohl kannte,
„Zu einem Gouverneur vom Königstein ernannte.
„So stark die Wache hier ist, war sie doch viel zu schwach;
„Denn es drang selbst der Tod bis in mein Schloß gemach,
„Der mir, als Adjutant des Schicksals, oft ich dachte,
„Zum Marsch in jene Welt die Ordre überbrachte.

„Als ich nun kurz darauf, so wie es sich gebühret,
„Die scharfe Musterung zu guter Letzt passirt,
„Wofür ich sonder Ruhm ein gutes Lob bekommen:
„Ward ich von der Convoy der Engel angenommen,
„Die führt ins Standquartier mich dort in Salem ein,
„Da bin ich sicherer als auf dem Königstein.
„Kurz: Ryan sitzt nunmehr im höchsten Freudenhimmel
„Und weist, vergnügungsvoll, zurück ins Weltgetümmel." — —

Uebrigens war Ryan von starkem Körperbau, blühender, männlich schöner Gesichtsbildung, durchdringendem Verstande und dem redlichsten, unbescholtensten Charakter. Seine jovialische Laune, die man einem Manne von so ernsthaftem Ansehen, wie er

war, kaum hätte zutrauen sollen, machte ihn bei seinen Zeitgenossen beliebt, und seine lustigen Einfälle erregten noch unsern Großvätern manches baucherschütternde Gelächter. Sollte sich denn der Geschmack seitdem so sehr verändert und das, was sie ergötzte, für uns durchaus keinen Reiz mehr haben? Wir wollen versuchen, so viel sich dessen ohne Anstoß nacherzählen läßt, aus den dritthalb Alphabeten, worin es Kyau's erster Biograph verschwemmet hat, herauszufischen und mit einem modischern Gewande zu bekleiden. Wie viel oftmals auf ein neues Kleid ankomme, wissen unsre Schönen am besten. Vielleicht ist auch Kyau so glücklich, in dieser modernen Tracht einen irrenden Blick auf sich zu ziehen und ein gefälliges Lächeln zu erobern.

Kyau, der, wie schon gesagt, alle Unredlichkeit von Herzen verabscheuete, besaß eine seltene Gabe, Betrieger zu entlarven und mit ihrer eigenen Münze zu bezahlen. Mancher der beschnittenen und unbeschnittenen Gauner, deren er auf seinen Reisen eine Menge kennen lernte, vermochte den Namen Kyau,

noch lange nach dem Tode unſers Biedermannes, nicht ohne Erröthen, oder vielmehr Entſetzen — denn Gauner können ja nicht erröthen — auszuſprechen. Beſonders hatten — man errath leicht, warum — Juden und Gaſtwirthe ſehr ſelten Urſache ſeiner im Guten zu gedenken. Die zunächſt folgenden Anekdoten mögen uns wegen dieſer Behauptung in den Augen jener Menſchenfreunde rechtfertigen.

Kyau hatte einſt den Auftrag, in einer gewiſſen ſächſiſchen Stadt eine beträchtliche Geldſumme auszuzahlen, und ſchickte zu einem Juden, welcher ſich mit Wechſelgeſchäften abgab, um verſchiedene Münzſorten gegen andre, worin die Zahlung geſchehen ſollte, umzuſetzen. Der Hebräer kam, das Geſchäft ward beendigt und Kyau wollte ſo eben einige Waaren, welche ihm jener angeſchwatzt hatte, bezahlen, als er bemerkte, daß an einem Häufchen Dukaten, dem er in dieſer Abſicht zuſprach, vier Stück fehlten. Er hatte freylich ſogleich den Juden im Verdacht; allein die Dukaten lagen ſchon ſeit mehrern Stunden auf dem Tiſche, es konnte ſich, zumal da

der Eigenthümer ſeit dem verſchiedene Leute bey ſich gehabt hatte, ein Anderer die fehlenden zugeeignet haben und der Hebräer alſo nicht wohl geradezu in Anſpruch genommen werden.

„Eine freundſchaftliche Erinnerung kann wenigſtens nicht ſchaden," dachte Kyau und bat den jüdiſchen Handelsmann, einmal nachzuſehen, ob die vier Vermißten nicht etwa — verſteht ſich, aus Verſehen — unter ſeine (des Juden) Kaſſe gerathen ſeyn. Allein dieſer machte darüber ſo viel Aufhebens und betheuerte mit ſo vielen Verwünſchungen und Schwüren, er ſey ein ehrlicher Jüd, daß der Beſtohlene eine Redlichkeit, welche einer ſolchen Menge von Betheurungen bedurfte, gar ſehr in Zweifel zog. Doch was war zu thun! Gewalt zu gebrauchen — das ſchien doch immer eine bedenkliche Sache. Kyau verſicherte alſo, er habe auf ſeinen Handelsfreund im geringſten keinen Verdacht. Da indeſſen die Summe vorher richtig geweſen, und ſowohl der Jude als er ein ehrlicher Mann ſey, ſo müſſe der Fehler ſchlechterdings im Zählen liegen. Und nun fing er an, den Haufen geharnſchter

Männerchen auf dem Tische in Reihe und Glied zu stellen. Es ergab sich freylich immer — er mochte sie aufmarschiren lassen, wie er wollte — daß ihrer vier fehlten: allein er ließ sich dadurch gar nicht irre machen, sondern fing immer von neuem an zu zählen und sah dabey seinen Gegner je länger je ernsthafter an.

Der Jude, dem gar nicht wohl bey der Sache zu Muthe war, bat zwar, der Herr Baron möge gnädigst verzeihen, daß er, dringender Geschäfte wegen, diesen Evolutionen nicht länger beywohnen könne; allein Kyau ersuchte ihn, nur noch so lange zu bleiben, bis die verlohrenen Schaafe sich wieder zur Heerde gefunden hätten, und fuhr fort, seine Ducaten nach wie vor auf den Tisch zu zählen.

Endlich währte dem Hebräer die Zeit zu lange; er fürchtete der Spaß möchte nicht zum besten für ihn ablaufen, und sagte: „Mein! Lassen S' doch sehen, ob der Jüd nit besser zählen kann, als der Herr Verohn!" — Kyau überließ ihm also das Geschäft und kehrte ihm den Rücken zu.

Kaum hatte der neue Kassenmeister die Dukaten einige Mahl die Musterung passiren lassen, so war die Summe vollzählig, und er rief triumphirend: „Heb' ich's doch gesagt! — Mein! Da sieht mer's. — Sollt der Herr Verohn nit gedenkt haben, er hätt mit kein ehrlichen Jüd zu thun!“ —

Kyau, dem es nicht entgangen war, wie listig der Gauner die gestohlenen Dukaten aus der Tasche geholt und während des Zählens unter ihre Brüder geschoben hatte, erwiederte lachend, er könne des Juden Genauigkeit im Zählen nicht genug bewundern und werde dieselbe bey jeder Gelegenheit zu rühmen wissen. Allein der Hebräer, der wohl verstand, was jener damit sagen wollte, bat inständigst, der Herr Baron möge sich doch seinetwegen ja keine Mühe geben; denn er sey viel zu wenig ruhmsüchtig, als daß ihn nach einem solche Lobe verlangen sollte.

Kyau lächelte und ließ den Gauner gehen.

Einst kam er auf einer Reise in ein Wirthshaus, dessen Eigenthümer zugleich auch Posthalter war. Er versprach sich zwar gleich anfänglich nicht viel gutes von einem Manne, der, als Gastwirth und Posthalter, ein doppeltes Privilegium auf den Beutel der Reisenden hatte: indessen es war nun einmal Mittag und die Pferde mußten hier ohnehin gewechselt werden; er forderte also zu essen. Der Wirth fragte, ob der gnädige Herr sich nicht gefallen lassen wolle, noch ein Stündchen zu warten; alsdenn werde die Postkutsche von N** ankommen, und er könne in Gesellschaft der Passagiere speisen. Allein Knau erwiederte, er dürfe sich nicht lange aufhalten; man möge nur bringen, was gerade fertig sey; er wolle gern fürlieb nehmen. Der Tisch ward also gedeckt und das Essen aufgetragen.

Knau wunderte sich über die Menge und Größe der Schüsseln; den es war des Essens so viel, daß sich füglich zehn Personen daran sättigen konnten. Doch „ultra posse nemo obligatur," das ist verdollmetscht: „ein Scheim thut mehr, als er kann," dachte unser Reisende, machte mit seinem Magen

Friede und fragte, ehe noch die Speisen wieder abgetragen waren, was er schuldig sey.

„Einen Dukaten" war die Antwort.

„Einen Dukaten? Das ist wohl nur Ihr Spaß! Hab' ich doch für keinen Dukaten gegessen!"

„Das ist nicht meine Schuld. Es ist für zehn Personen angerichtet, muß also auch für zehen bezahlt werden."

„So, so! Nun da ist ein Dukaten. — Aber ich möchte gern noch einmal trinken; hohlen Sie mir doch noch ein Glas!" —

Der Wirth steckte, mit einem jüdischen Lächeln, den Dukaten ein und ging hinaus. Kaum hatte er den Rücken gewandt, so befahl Kyau seinem Jakob, von dem Essen so viel zu nehmen, als ihm nur immer beliebe, das übrige aber den unter dem Fenster stehenden Bettlern hinauszureichen. So etwas ließ sich Jakob nicht zwey Mahl sagen. Er machte sich geschwind über den gesegneten Tisch her, und in wenig Minuten war alles aufgeräumt.

Aber was für ein Gesicht schnitt der Wirth, als er wieder in die Stube trat und nichts als leere Schüsseln fand! Kaum konnte er seinen Augen trauen. Alles das liebe Gut, das er sich von den Passagieren noch ein Mahl hatte bezahlen lassen wollen, war verschwunden, sein ganzer Gewinn dahin! — Der Schmerz war zu heftig, als daß er ihn hätte verbeißen können. Er wandte sich also an Jakob, der den Weg, welchen die Speisen gegangen waren, mit Bratenbrühe bezeichnet hatte, und fragte mit grimmigem Gesichte, wo er das Essen gelassen habe.

„Nur gemach, mein Freund!" erwiederte Ivan, und klopfte dem Wirth auf die Achsel. „Nur gemach! Es ist für zehn Personen bezahlt, muß also auch für zehen gegessen werden." — Mit diesen Worten ging er zur Thür hinaus, setzte sich in den Wagen und ließ den Wirth in stummen Erstaunen stehen.

Bey Gelegenheit einer Luſtreiſe hielt ſich unſer Baron in einer Stadt, die ihm gefiel, einige Wochen auf, und lebte herrlich und in Freuden. Doch da er am Ende die Rechnung des Gaſtwirths empfing, verwandelte ſich ſein Lachen in Trauern; denn er fand mit Schrecken, daß ſie den dermaligen Beſtand ſeiner Kaſſe weit überſtieg. Er bat den Wirth, ihm, gegen einen Schuldſchein, auf kurze Zeit Credit zu geben; aber der wandte den Rücken und rief: „Johann! Schließt einmal den Thorweg zu," — denn die Pferde ſtanden bereits geſattelt im Hofe. —

„Nun gut, ſo bleib ich, bis ich Geld bekomme," ſagte Kyau ganz kaltblütig und befahl ſeinem Reitknechte, die Pferde wieder in den Stall zu ziehen. Nach einer kurzen Ueberlegung, wie dieſem Hausarreſte am beſten zu entkommen ſey, ſtempelte er den ſchlauen Jakob und legte ſich Abends zeitig zu Bette.

Indeſſen ſchmauchte ſein Reiſiger mit dem Wirthe, einem abergläubigen Einfaltspinſel des vo-

rigen Jahrhunderts, noch ein vertrauliches Pfeifchen, und erzählte demſelben verſchiedene ſchauerliche Hexen- und Geſpenſtergeſchichten, ſprach endlich (nachdem er vorher ſorgfältig die Thür verriegelt, und ſich in allen Winkeln nach Horchern umgeſehen hatte) mit geheimnißvollem Geſichte: „Unter uns geſagt, Herr Wirth, er hat gar nicht wohlgethan, meinen Herrn die kleine Gefälligkeit abzuſchlagen. Es iſt doch ....."

....„Ein jeder hat ſeine Weiſe. Ich laſſe niemand ohne Bezahlung aus dem Hauſe."

„Da handelt er als ein vernünftiger Mann. Aber wenn man mit ſo einem Schlage von Menſchen zu thun hat...."

„Nun! Iſt denn ſein Herr kein Menſch wie Andre?"

„Wollte Gott...! — Es ließe ſich gar viel davon ſagen, wenn man nur...." — Hier krauete ſich Jakob unter der Müz. —

„Was iſt den? Red' er doch! — Mein Gott, red' er doch!" —

Der Reitknecht ſprang vom Stuhle auf, drückte den Thürriegel feſter, ging nochmals rund herum auf die Lauſcherjagd, kam ſeufzend an ſeinen Ort zurück und ſetzte mit dem Wirth, der, mit ſtarren Augen und weit aufgeriſſenem Munde, ſeiner harrte, das Geſpräch alſo fort:

„Ach, lieber Freund, ich bin ein unglücklicher Menſch! Jeden Abend, wenn ich mich zu Bette lege, dank ich dem Himmel für die Beſchützung meines Lebens; denn ich bin keinen Augenblick ſicher, daß mir mein Herr nicht den Hals umdreht.“

„Gott bewahre! Iſt er ſo ein Wütherich? Wer ſieht' ihm das an!“

„Er gibt ſich für einen Offizier aus; aber — wenn er nur nicht bey der Garde ſteht, die, Gott ſey bey uns! der Schwarze commandirt. — Ich habe Dinge von ihm geſehen — noch ſtehen mir alle Haare, wie Igelsſtacheln, zu Berge.“

Des Wirths Troddelmütze fing an ſich zu heben.

„Wie manchen ehrlichen Gastwirth (bey diesem Schlage von Menschen ist er gar nicht grün) hat mein Unhold nicht schon in jene Welt befördert! So hielt er sich, zum Exempel, vor einem Jahre auch etwas lange in einem Gasthofe auf, und wollte bey der Abreise die Zeche im Contobuche stehen lassen. Er hatte damals alle Taschen voll Geld, und that es blos, um des Wirths Höflichkeit auf die Probe zu stellen. Doch der war ein Grobian und macht' es uns eben so, wie er, mein Lieber! Das bekam ihm aber sehr übel; denn am andern Morgen lag er mausetodt im Bette und die Zunge hing ihm weit zum Munde heraus." — Jakobs Zuhörer klemmte die seinige fest zwischen die Zähne. — „Mein Herr warf eine Handvoll Dukaten auf die Leiche und wir sprengten von dannen." —

„Gott sey mir gnädig!" —

„Zuweilen hat er wirklich kein Geld, wie das wohl auch heute der Fall seyn mag: aber ehe man sich dessen versieht, kommt ein Rabe durchs Fenster geflogen, oder ein kohlpechschwarzen Kater setzt sich auf seine Achsel, und dann ist er auf einmal wieder

ſo reich, als der groſse Mogel. Wen er aber mit ſolchem Gelde bezahlt, der wird übel bezahlt. Das geringſte Unglück iſt, daß es ſich, gleich nach dem Empfang, in Kohlen und Aſche verwandelt. — Dieſe Nacht wird er gewiß einen ſeiner ſchwarzen Zahlmeiſter zu ſich kommen laſſen, und morgen die Rechnung berichtigen wollen; ich rathe ihm aber, mein Lieber, als ein wahrer, guter Freund ....."

„Der Himmel bewahre mich! Keinen Heller mag ich haben, keinen Heller! — Wäre der Unhold ſchon aus meinem Hauſe! — Hör' er, lieber Jakob! ich bitte, weck' er ihm, ſag' er ihm ....."

„Nein, Herr! Mein Genick iſt mir zu lieb; denn das brach' er mir, wie einen Pfeifenſtiel, wenn ich ihn in ſeiner Geldmäkeley mit Raben und Katzen ſtörte." —

„Was in aller Welt ſoll ich aber anfangen?"

„Jetzt ruhig, und morgen, wenn die Rechnung wieder zur Sprache kommt, fein höflich ſeyn. Das

iſt der beſte Rath, den ich ihm geben kann, und ſo wird auch alles recht gut gehn. Schlaf' er wohl!" —

Jakob wollte ſich jetzt nach ſeiner Kammer begeben, allein der Wirth, den die Furcht auf dem Stuhl genägelt hatte, hielt ihn flehend mit beiden Händen zurück, und verſprach ihm einen Speciesthaler und eine Flaſche Wein, wenn er die Nacht über bey ihm bliebe. — Der Schalksknecht ließ ſich das unter der Bedingung gefallen, daß dieſes doppelte Verſprechen auf der Stelle erfüllt würde.

Das Geld ward augenblicklich erlegt, weil es, ohne daß ſich deſſen Inhaber von der Stelle bewegte, nur aus dem Beutel genommen werden durfte. Die Herbeyſchaffung des Weins aber war mit größern Schwierigkeiten verbunden. Er mußte erſt aus dem Keller geholt werden und der Wirth, der dieſen Umſtand nicht überlegt hatte, erklärte, daß ihn ſechs Pferde dahin nicht bringen ſollten. Er erbot ſich, den dreyfachen Werth der verſprochnen Flaſche baar zu bezahlen; allein der Reitknecht, dem die Angſt des feigherzigen Gebers Spaß machte, beſtand un-

erbittlich auf der Naturallieferung und drohte, wenn dieselbe nicht ohne den mindesten Aufschub erfolgte, sogleich nach seiner Kammer zu eilen und die Thür hinter sich zu verriegeln.

Sie wurden endlich einig, die furchtbare Kellerreise in Gesellschaft zu machen. Der zitternde Gastwirth klammerte sich fest an den Roßbuben und kroch fast in ihn hinein, als Kyau (vor dessen Zimmer die Wallfahrtenden so nahe vorbey mußten, daß er den absichtlich sehr laut redenden Tröster von Wort zu Wort verstehen konnte) verschiedene Mahl durchs Schlüsselloch „Miau!“ schrie. Dieser sehr glücklich nachgeahmte Katzenseufzer überzeugte den schwachen Tropf nun völlig, daß der Geldmiez gegenwärtig, und sein Gast der leibhafte Teufel oder doch wenigstens ein Bundesgenosse desselben sey.

Die Flasche ward unter wechselseitiger Erzählung schauerlicher Gespenstersagen ausgestochen. Indessen graute der Morgen und der Wirth trieb und drängte den Reitknecht, seine Pferde zu füttern, damit der verdächtige Fremde so bald als möglich von dannen

ziehen könne. Immer noch bey hellem Tage zitternd, wich er auch im Stalle seinem schnurrbärtigen Schutzengel nicht von der Seite.

Endlich flog Kyan's Stubenthüre krachend auf, und er rief mit donnernder Stimme: „Hallah, Jakob, die Pferde aus dem Stalle, und den Schlingel von Wirth herrauf, damit ich Rechnung mit ihm halte!" —

Der arme Gauch, der jenen Ehrentitel hörte, bebte wie ein Espenblatt und klammerte sich mit beyden Händen an die Stallthür, weil ihn der schadenfrohe Jakob durchaus die Treppe hinauf schleppen wollte. Endlich ließ er sich doch bis an die unterste Stufe bugsiren. Hier fiel er auf die Knie, faltete seine Hände, wie ein reuiger Sünder, und stammelte: „Ihre Gnaden, Ihre Excellenz — verzeihen Sie meine gestrige Grobheit! Ich war betrunken — ich war von Sinnen. Um meine Schuld abzubüßen, bitte ich mir zur Gnade aus, an das bischen Rechnung nicht weiter zu denken. Ich bin tausendfach bezahlt durch die Ehre, daß ein so großer Herr in

mein Hüttchen eingekehrt ist. Reisen Sie, Ihre Excellenz, reisen Sie glücklich!" —

Die vermeynte Höllenexcellenz unterdrückte den heftigsten Drang zum Lachen und rief ernsthaft hinunter: „Narr, komm er doch! Ich habe so viel Geld, daß ich ihm Haus und Hof abkaufen könnte." — Allein wer nicht kam, war der enthumpelnde Gastwirth, der sich nun in dem geheimsten Schlupfwinkel seines Hauses so lange verbarg, bis er die Fremden zum Thore hinaus reiten hörte.

Er ließ sich's lange nicht ausreden, daß er den berüchtigten Ziegensäßler beherbergt habe. Erst als ihm Knau seine Schuld überschickte und sich das Geld, natürlicher Weise, nicht in Asche verwandelte, fing er nach und nach selbst an zu glauben, daß er vom Herrn und vom Diener geäffet worden sey.

Da diese Teufelspesse dem Baron so gut geglückt war, fiel es ihm bald nachher in einem an-

dern Städchen ein, sie noch einmal zu spielen. Der Gastwirth, bey dem er dort hauste, war ein grober Dickwanst, der weit und breit im Geruch der Prellerey stand; eine Beschuldigung, welche diese Herren nur sehr selten mit Unrecht trifft. Ueberdieß hatte Lyau wieder flott gelebt; er befürchte daher aus doppeltem Grunde, ganz kahl gerupft zu werden.

Dem sollte und wollte nun Jakobs Genie vorbeugen. Er zog also am Abend vor der Abreise den Wirth auf die Seite und gab ihm einen freundlichen Wink, die Rechnung für seinen Herrn ja nicht mit doppelter Kreide zu schreiben, weil dies Kunststück schon mehrern Wirthen den Hals gekostet habe. Nach dieser Warnung überschwemmte er die Ohren des Rundbauchs mit einem Strome von Mährchen, die alle dahinausliefen, daß sein Herr entweder der Höllenfürst selbst, oder doch wenigstens einer seiner gehörnten und geschwänzten Hofcavaliere sey, der in menschlicher Gestalt herumgehe, wie ein brüllender Löwe, und suche, welchen doppelt schreibenden Gastwirth er verschlinge.

Allein zum Unglück war der Mann, den Jäckel ins Bockshorn jagen wollte, nicht nur ein starker Körper, sondern auch ein starker Geist. Dafür galt er wenigstens in seinem Städlein, weil er, um sich das Ansehn eines Philosophen zu geben, den Gespensterglauben seiner ehrsamen Mitbürger bey jeder Gelegenheit verhöhnte. Er fürchtete sich übrigens im Dunkeln so gut als jeder Andere, und oft so gar vor seinem eigenen Schatten. Doch jetzt lachte er, wirklich aus Herzens Grunde, dem Reitknecht ins Angesicht; denn er durchschauete die ökonomische Triebfeder seiner Dichtungen: auch sah ihm der jovialische Knau gar nicht wie ein Kind der Finsterniß aus.

Er ließ sich daher in seiner gewöhnlichen Rechnungsweise nicht irre machen, sondern entwarf, um seine Starkgeisterey zu bewähren, allen Teufelsgeschichten zum Trotze, so ein fürchterliches Lausdey, daß Jakob und sein Herr höchlich darüber erstaunten.

Sie hielten Rath und beschlossen, zwar ohne Handel und Wortstreit den Zettel zu bezahlen, dessen unverschämten Verfasser aber einen empfindlichen

Schabernack zu spielen. Zu diesem Behuf glühete Kyau, als seine Pferde gezäumt wären, auf einem zum Anzünden der Tabackspfeifen im Zimmer befindlichen Kohlenbecken, einen harten Thaler, und drückte ihn, so heiß, daß er beynahe einen dicken, wildsledernen Handschuh durchbrannte, dem herbeygerufenen Gastwirthe mit den Worten in die Hand: „Hier nehmt, was euch gebühret!“ —

Das Tätzchen des starken Geistes empfand kaum die höllische Glut, so ward er auf einmal kinderschwach. Er schnitt ein jämmerliches Fratzengesicht, warf die Münze zur Erde, stürzte über Hals und Kopf aus dem Zimmer und schrie, wie ein Besessener: „Flieht, ihr Leute, flieht! Der Teufel ist da!“ —

Kyau hatte bereits den völligen Betrag der Rechnung auf den Tisch gezählt und eilte nun zu seinem Pferde. Er rief überlaut nach Wirth und Wirthinn, Kellner und Hausknecht; aber es war keine Seele zu hören oder zu sehen. Das ganze Haus schien ausgestorben und niemand nach einem Handschlage

zum Abſchicke Verlangen zu tragen. Er hatte jedoch, wie er nachher mit Vergnügen erfuhr, dem ſtarken Geiſte ſo viel Billigkeit eingebrannt, daß ſeine Kreide von nun an nur einfach ſchrieb.

Kyau und einige andre Offiziere machten einſt einen Ausflug auf das Land, um einen Edelmann heimzuſuchen, der für ſein Leben gern Gaſt, aber nichts weniger gern als Wirth war. Als ſie unangemeldet, in den Burghof dieſes kargen Landjunkers hineinſprengten, fuhr er ſchnell mit dem Kopfe zum Fenſter heraus, aber noch ſchneller wieder zurück. Sie bemerkten das und flieſelten deſto raſcher die Treppe hinauf. Doch ſchon auf der Mitte derſelben ſtellte ſich ihnen ein Bedienter in den Weg, welcher verſicherte, ſein Herr ſey nicht zu Hauſe. —

„Hat ſein Herr mehr als einen Kopf?“ — fragte Kyau.

Der Bediente lächelte verlegen und ſagte, er wiſſe nur von Einem. —

„Oder nimmt er den zuweilen nicht mit, wenn er ausgeht?“ —

Der Diener grinsete und blieb die Antwort schuldig.

„Nun eins von beiden muß seyn; denn wir sahen einen Kopf, der seinem Herrn gehörte, aus dem Fenster gucken. — Kommt, Brüder, laßt uns das Ding untersuchen!“. —

Sie rückten nun, ohne sich durch den ausgeschickten Plänker abhalten zu lassen, weiter vor und mit starken Schritten in das Wohnzimmer, das der Edelmann, vor übergroßer Eilfertigkeit, zu verriegeln vergessen hatte. Es war leer; doch hörten sie eine Thür, die innerhalb weiter führte, zuwerfen. Husch hinterdrein. — Wieder ein ödes Gemach, und wieder eine zugeschlagene Thür. Auch hier wollten sie durch; aber Schloß und Riegel hielten sie auf. —

„Hallah!“ riefen sie, und donnerten an. Niemand rührte sich. Sie donnerten wieder und horchten. Alles blieb todtenstill. So forderten sie, wohl eine

Viertelstunde lang, diese Festung vergebens auf, und beschlossen endlich, sie mit Sturm einzunehmen.

Ein paar derbe Fußstöße eröffneten ihnen die Aussicht in ein Speisegewölbe, wo sie zwar allerley todte Thiere, aber keinen lebendigen Menschen erblickten. — Unter den aufgehangenen Leichen zeichnete sich besonders ein frisch geschlachtetes Schwein aus, das ihnen den Rücken zukehrte. Sie bewunderten dessen außerordentliche Größe, besahen es von allen Seiten und entdeckten endlich mit Erstaunen in seinem Bauche — den Mann, den sie suchten.

Er schimpfte gewaltig, als sie ihn, unter lautem Jubel, aus seiner blutigen Höhle hervorzogen. „Gott bewahr' uns," sagte er unter andern, „Gott bewahr' uns vor euch Soldaten! Ihr schont weder Alt, noch Jung!" —

„Ja wohl, Bruder Herz!" fiel Ryan ein. „Nicht einmal das Kind im Mutterleibe verschonen wir! wie du jetzt eben selbst erfahren hast."

Ayau war zwar nicht verheirathet, aber darum nichts weniger als ein Weiberfeind. Er hatte vielmehr beständig seinen Spaß mit den Damen, und die Damen blieben ihm ebenfalls nichts schuldig, wobey denn bald die eine bald die andre Parthey den kürzern zog.

Einst war die Gouvernantinn der Hofdamen, wir wissen nicht, ob gestorben, oder verheirathet. Ayau äußerte bey dieser Gelegenheit, die Kinder wären zu unartig geworden und würden der Mutter nicht mehr gehorchen: man müsse ihnen also einen Vater geben, der sie schärfer unter der Zucht hielte. Er meynte, unter seiner Aufsicht solle das Ding besser gehen und bat daher, man möge das Geschäft der Sittenmeisterinn ihm übertragen.

Wenige Tage darauf umzingelten ihn, im Auerbachs Hofe zu Leipzig, einige Hofdamen und verlangten von ihm, als ihrem künftigen Aufseher, eine Messe; denn es sey ein uralter Gebrauch, daß sie von der Gouvernantinn beschenkt würden. Der anmaßliche Sittenrichter log sich für dasmal, unter

dem Vorwande dringender Geschäfte, aus ihrem Zirkel, und versprach, des folgenden Tages wieder zu kommen.

Allein er kam nicht. Desto richtiger hätten sich die Damen eingestellt. Sie warteten lange mit Ungeduld. Endlich schickten sie sogar in seine Wohnung und ließen ihn vorladen.

Vom Kopfe bis zum Fuße eingemantelt, erschien er erst nach der dritten Sendung. Die Damen empfingen ihn mit Händeklatschen und zeigten ihm allerley ausgewählte Bijouterien, die er für sie bezahlen sollte.

„Wie wär' ich das im Stande?" rief er. „Ich bin ein armer, nackter Mensch!" —

Die Schönen meynten, wer so rede, habe gewöhnlich am meisten in die Milch zu brocken; es werde mit seiner Nacktheit wohl so arg nicht seyn. — Ayau blieb bey seinem Texte und wollte entwischen: allein zwanzig zarte Händchen erhaschten ihn beym

Einem andern Fräulein, das in aller Ehrbarkeit an der Tafel saß, begegnete das Unglück, daß ihr Stuhl auf einmal den Ton einer Baßgeige von sich gab. Das gute Kind ward darüber feuerroth und sah sich nach dem hinter ihr stehenden Bedienten um, als ob dieser der geschickte Musicus gewesen, welcher das unerwartete Solo habe hören lassen. Allein der ungeschliffne Lakey schüttelte den Kopf und ging, ohne ein Wort zu reden, zum Zimmer hinaus. Das Fräulein, welches vor Bestürzung ganz außer sich war, folgte ihm bald nach und ließ sich nicht wieder sehen.

Als sie hinaus war, fragte Ayau, was für ein Landsmann der Bediente sey. „Ein Schwabe," war die Antwort.

„Das hab' ich wohl gedacht!" erwiederte er. „Nun wundert's mich nicht mehr, daß er sich so einfältig betrug. Er ist ja noch nicht vierzig Jahr alt. Indessen hat er's immer noch nicht so dumm gemacht, als jener Pommer, welcher ebenfalls einem Fräulein bey der Tafel aufwartete, und als dasselbe (weil es

zu ſeſt geſchnürt war) einen tiefen Seufzer holte, überlaut zu lachen anfing und ſagte:

„„Frdia, Frdia! Dat was tho veel!““

„Ein Cavalier zog den einfältigen Tropf auf die Seite, verwies ihm ſeine Dummheit und gab zu verſtehen, man würde ihm gern ein gutes Trinkgeld gegeben haben, wenn er das Fräulein nicht ſo öffentlich beſchämt hätte. — Der Tölpel, den nach dem Gelde gelüſtete, wollte ſeinen Fehler wieder gut machen. Er trat alſo vor die Tafel und rief aus vollem Halſe:

„„Met Gonſt, Jonkers! Met Gonſt! — Weet Jywat! Dat Gebrumm von myn Frdia nehm ick op mick.““

Ryan pflegte bey einem gewiſſen Italieniſchen Kaufmanne allerley Conſumtionsartikel auf Rechnung holen zu laſſen und dieſelben vierteljährlich zu bezahlen. Einſt kam der Italiener auch mit einem Laufbey angeflogen, worauf der Baron eine

Menge Persico, Rosoll, Gold- Lust- und Lebenswasser fand. Da er kein Liebhaber von dergleichen Herzstärkungen war, wodurch sich unsre jungen Herren vor der Zeit zu Greisen machen, so wunderte er sich, diese Artikel hier aufgeführt zu finden, und meynte, sie hätten sich wohl durch einen Schreibfehler hieher verirrt. Allein der Kaufmann versicherte, sie seyn wirklich für seine Gnaden geholt worden und fänden hier also am rechten Orte.

Unter diesen Versicherungen und Gegenversicherungen kam einer von Kyau's Bedienten in das Zimmer und brachte einen Brief: „Sieh da!" sagte der Italiener. „Der Musje wird's am besten wissen, daß eure Gnaden die gebrannten Wasser bekommen haben: denn er hat sie immer, ja noch vor einer Viertelstunde ein Nößel Aniesaquavit, geholt.

Kyau hatte nun freylich längst gemerkt, daß sein Bedienter über des Volksnectar denke, wie jener durstige Doctor:

„Er iſt des Morgens trefflich gut,
„Noch beſſer zu Mittage;
„Wer Abends auch ein Schlückchen thut,
„Iſt frey von aller Plage;
„Und endlich kann der Branntewein
„Zu Mitternacht nicht ſchädlich ſeyn!“ —

allein eines ſolchen Betruges glaubte er den Zecher doch nicht fähig. Ungewiß, ob der Beſchuldiger oder der Beſchuldigte der ehrliche Mann ſey, ſagte er endlich zu dem erſtern: „Geſchwind rieche der Herr dem Bedienten in den Mund, ob er vielleicht die ſchönen Siebenſachen auf meine Geſundheit zu ſich genommen hat.

Der Italiener, dieſer Unſchuldsprobe froh, ſetzte ſich mit ſeiner ziegelrothen, mit Rubinen und Smaragden beſetzten Habichtsnaſe ſogleich in Marſch. Allein den Bedienten, der dies Kupferbergwerk gegen ſeinen Mund anrücken ſah, wandelte ein ſolcher Eckel an, daß es ihm ging, wie dem Sklaven in der Fabel, welcher auf Aeſops Rechnung Feigen gegeſſen hatte. Der Kaufmann erſchrak über den ihm entgegenſtürzenden Beweis, und da es nun nicht

mehr zweifelhaft blieb, für wen das Anieswasser, dessen Wohlgeruch das Zimmer erfüllte, eigentlich geholt worden war; so bezahlte Kyau in aller Eile die Rechnung, befahl dem zitternden Bedienten, sich mit dem Italiener, dem er das abgezogene Wasser auf eine so ungeschliffene Weise zurückgeliefert, zu vergleichen, und ging, heimlich lachend, in ein anderes Zimmer.

Eine Dame vom Stande glaubte von Kyau beleidigt zu seyn und sah ihn daher ziemlich scheel an. Er wünschte die Sache wieder ins Gleiche zu bringen, ließ in dieser Absicht die erzürnte Schöne ersuchen, ihr seine Aufwartung machen zu dürfen, und erhielt zur Antwort, er werde ihr des folgenden Nachmittags um 3 Uhr willkommen seyn.

Er machte sich zur bestimmten Zeit auf den Weg, bemerkte auch, als er sich der Wohnung seiner Gegnerinn näherte, daß die Dame am Fenster stand und ihn ankommen sah. Allein kaum trat er in das Haus, so stand auch schon ein Bedienter vor ihm

und meldete, die gnädige Frau habe eiligst zu einer kranken Freundinn fahren müssen. Sie lasse sich deswegen bey dem Herrn Baron entschuldigen und sich seinen Besuch auf morgen ausbitten. —

„Ja freylich," erwiederte Kyau, der wohl merkte, daß er geneckt ward, „freylich muß die gnädige Frau sehr eilig gewesen seyn, da sie sogar den Kopf, den ich so eben am Fenster sah, mitzunehmen vergaß. — Nun, sag' er ihr, ich bedauere diesen Unfall von Herzen, wolle aber von der Einladung nicht eher Gebrauch machen, als bis sie ihres Kopfes erst wieder mächtig geworden sey."

Die stolze Gräfin N. hatte in einer von verschiedenen Hofcavalieren und Damen aufgeführten grosen Oper die Himmelskönigiinn Juno gemacht, und in dieser, ihrem Charakter so sehr angemessenen Rolle allgemeine Bewunderung erregt. Einige Tage nach der Vorstellung wurden ihr darüber in einer angesehenen Gesellschaft sehr schmeichelhafte Complimente gemacht. Nur Kyau schien in den allgemeinen

Lobspruch nicht mit einzustimmen; denn er schwieg. Die Gräfinn bemerkte das und fragte lächelnd: „Nun, was sagt den der Herr Generallieutnant zu der neuen Juno?“ —

„Er ist in stummes Erstaunen versunken und wundert sich nicht, wenn die Göttinn zuweilen vergißt, daß sie von Menschen abstammet,“ war seine Antwort.

„Wollen Sie denn ewig ein Hagestolz bleiben?“ Fragte eine bejahrte Dame unsern Baron. „Mein Gott, warum heirathen Sie denn nicht?“

„Weil ich mich nicht gern von unvernünftigen Creaturen beherrschen lasse,“ erwiederte er. —

„Wie? was?“ riefen die sämmtlichen Schönen, „sind wir denn unvernünftige Creaturen?“ —

„Behüte der Himmel! Wer sollte so etwas zu behaupten wagen! Auch wissen Sie ja selbst, meine Damen, daß ich zu viel Achtung für ihr Geschlecht hege, um eines solchen Verbrechens fähig zu seyn.

Was ich übrigens mit jenem Ausdrucke sagen wollte, wird aus folgender Anekdote erhellen:

„Der sechzigjährige Regierungsrath F** in B. „heirathete ein blutjunges Fräulein und glaubte an „seiner Ehehälfte, die bey einer alten Tante auf dem „Lande erzogen und folglich mit den Verführungen „der Welt unbekannt war, einen rechten Fund gethan „zu haben. Anfangs hing auch wirklich der Himmel „voll Geigen, allein — doch ich will niemanden im „Urtheile vorgreifen.

„Der Fürst, welcher die sonderbare Gewohnheit „hatte, im Cabinette selbst mitzuarbeiten, bemerkte „gar bald, daß der Ehestand auf den Geist seines „Gehülfen nicht den günstigsten Einfluß habe; denn „der Regierungsrath war immer mißmüthig und „zerstreut, ja nicht selten zu allen Geschäften un„brauchbar. Lange trug — was wohl nicht jede „junge Frau thun mag — der Regent die Schwach„heit des guten Alten mit Geduld. Endlich konnte „er sich doch aber nicht enthalten, über diese plötz„liche Veränderung einige Besorgniß zu äußern und

„ſich mit einer theilnehmenden Miene nach deren „Urſache zu erkundigen. —

„„Ach ja!““ erwiederte der gute Regierungs„rath, „„Eure Durchlaucht haben's errathen. Ich „bin ein geplagter Ehemann. Meine Frau wäre wohl „ſo übel nicht; aber da hat ſie von der alten Tante „unter andern einen Mops zur Ausſteuer erhalten — „der iſt meine Geißel und mein Hauskreuz; denn „wenn dem Thiere etwas fehlt, ſo iſt's ihr in allen „Winkeln nicht recht, und ich bekomme kein gutes „Wort, keinen freundlichen Blick von ihr. Sie „ſchmählt, tobt und hadert ſo lange, bis ihr Lieb„ling wieder gut iſt. Kurz, meine Frau tyranniſirt „mich und der Mops meine Frau. Urtheilen eure „Durchlaucht nun ſelbſt, ob einem ehrlichen Manne, „unter dieſen Umſtänden, nicht aller Muth in die „Aſche ſinken muß!““

„Und urtheilen Sie nun ſelbſt, meine Damen,“ ſetzte Lyau lachend hinzu, „urtheilen Sie ſelbſt, ob einem ehrlichen Manne, unter dieſen Umſtänden, nicht alle Luſt zu heirathen vergehn muß! Denn

welche von Ihnen hat nicht ihren Mops, ihre Katze oder ihr Vögelchen! — Nein, nein, meine Gnädigen! Ich lasse mich nicht von unvernünftigen Creaturen beherrschen."

Die Lieblinge der Fürsten sind sonnige Plätze, immer von Mücken und Schnaken umschwärmt, die sich in dem Strahle des wohlthätigen Gestirns des Tages zu wärmen suchen.

Auch Knau hatte Gelegenheit genug diese Bemerkung zu machen. Fast täglich meldeten sich wandernde Abentheurer und fahrende Ritter, welche durch ihn empfohlen zu werden wünschten, durch ihn ein Aemtchen oder einen kleinen Gnadengehalt zu erhaschen suchten. Die Zahl der Bedienten, Kutscher, Barbiere und Friseure, welche sich um die Schuh, den Bart, den Zopf u. s. w. eines so angesehenen Herrn bewarben, war vollends Legion.

Indessen stellte er, bevor er sie in den Dienst nahm oder empfahl, oft sonderbare Proben mit ihnen an. Die Anekdote vom Lauser, welcher einen sehr

hörbaren Beweis seiner Schnelligkeit lieferte, ist theils bekannt genug, theils nicht wohl erzählbar. Auch wurde, nach einer andern Sage, dieser Beweis nicht in Kyau's, sondern in eines verstorbenen Deutschen Fürsten Gegenwart abgelegt. Wir wollen daher diesen Schwank so lange versparen, bis es einmal einem Kritiker gefallen wird, zu untersuchen, wem eigentlich die Ehre der Erfindung zukomme. Bis dahin mögen hier ein paar andre Probestückchen Platz finden.

Ein reisender Barbiergesell kam auf seiner Wanderschaft auch nach dem Königlein und bot dem weitberühmten Commendanten seine Dienste an. Wie er sagte, hatte er seine Kunst (so nannte er das Bartscheeren) in Frankreich, dem Vaterlande der schönen Künste und Wissenschaften, erlernt. Er rasirte, wie man's nur haben wollte, mit der linken und mit der Rechten, nach dem Strich und wider den Strich; hatte auf seinen Reisen die berühmtesten Bärte unter Händen gehabt; Doctoren und Prälaten waren die geringsten Leute, mit welchen er sich befaßte.

Knau ließ den Windbeutel vor sich kommen und fragte ihn, ob er sich wohl getraue, ihn am Fenster zu barbieren. —

„Warum das nicht!“ erwiederte der Prahler mit einem selbstzufriedenen Lächeln. „Warum das nicht! Wenn eure Excellenz ja geruhen wollen, mich mit einer solchen Kleinigkeit auf die Probe zu stellen.“ —

Knau, welcher dermahlen im vierten Geschoß wohnte, ließ demnach außerhalb des Hauses eine Leiter an ein Fenster legen, zu welchem er hinaus sah und den Barbier erwartete. Dieser hatte sich indessen mit warmen Wasser versehen und klemm, mit den Bartbecken in der Hand, die Leiter hinan. Allein als er zu Werke schreiten wollte, fand sich's, daß das Wasser während der langen Aufgabe, zumahl bey dem strengen Froste (denn die Operation geschah im Januar), kalt geworden war; das Kunstjüngerlein lief also eiligst hinab, um sich mit heißerem zu versorgen. Sobald das geschehen war, ging die Reise wieder auf der Leiter in die Höhe, und nun ward Knau eingeseifet. Da sich aber am

Fenster kein Plätzchen fand, wohin das Becken gestellt werden konnte, so mußte der Barbier abermals hinunter, um sich desselben zu entledigen. Unterdessen setzte sich Knau an einen Tisch und schrieb. —

Endlich trat er wieder an das Fenster, wo der Bartphilosoph auf der Leiter seiner mit Schmerzen harrte. Aber nun waren dem armen Tropf die Finger erstarrt, so daß er das Messer nicht zu halten vermochte. Er that daher ganz kleinlaut und bat unterthänigst, seine Excellenz möchte sich nur einen Augenblick gedulden, bis er sich die Hände etwas wieder erwärmt habe.

Knau ging ganz gelassen wieder an seinen Tisch und schrieb. Der Barbier hingegen eilte, was er konnte, die Leiter hinab, tauchte seine Hände einigemal in das unten befindliche warme Wasser und stieg dann geschwind wieder nach dem Fenster zu: allein er mußte abermals so lange auf seinen Kundmann warten, bis ihm die Finger von neuem erstarrt waren; und als dieser endlich wieder hervortrat, konnte der gute Feldscheer vor Zittern kein

Glied still halten. Er blies deswegen aus allen Kräften in die Hände und glaubte alsdenn im Stande zu ſeyn, ohne Aufenthalt den Bart abzumähen; doch nun war die Seife eingetrocknet und also an kein Barbieren zu gedenken. Er ſtieg zwar nochmals hinab, in der Absicht, den Bart wieder anzufeuchten und ſodann abzuputzen; aber als er mit dem Waſſer am Fenſter wieder ankam, war Kyau nicht mehr zu hören noch zu ſehen.

Der Barbier, den das Auf- und Absteigen nicht wenig ermüdet hatte, wartete freylich noch lange, in der Hoffnung, ſein Kundmann werde ſich wieder einfinden. Da das aber nicht geſchah und ſich der arme Schlucker vor Frost nicht mehr auf der Leiter erhalten konnte, ſo klomm er, betrübt, mit ſeiner Kunſt ſo wenig Ehre eingelegt und ſein Glück verſcherzt zu haben, die Staffeln wieder hinab, ſchnürte ſein Bündelchen und zog von dannen.

Ein junger Burſche (der Sohn eines Schenkwirths), der kaum die Schule verlaſſen hatte und

mit genauer Noth lesen und schreiben konnte, übergab unserm Baron eine Bittschrift, worin er anflehte, ihn zu der Stelle eines vor kurzem verstorbenen Dorfschulmeisters zu empfehlen. Kyau las das Supplikat, sah den Burschen an und sagte:

„Ihr seyd ja noch ein blutjunger Mensch und wollt schon Schullehrer werden! Doch die Jugend möchte noch hingehen; aber habt ihr auch fleißig in der Bibel gelesen?"

„O ja, Ihre Gnaden! Alle Tage Ein Capitel, zuweilen auch wohl anderthalb."

„Wer waren denn die ersten Menschen?"

„Adam und Eva."

„Und deren Kinder?"

„Kain und Abel."

„Wie hieß denn Abels Vater?"

„So weit bin ich noch nicht gekommen, Ihre Gnaden."

„So werdet ihr auch wohl nicht wissen, wie Kains Mutter hieß?"

„Nein, davon hab' ich auch noch nichts gelesen."

„Nun, so ist euch denn am besten gerathen, daß ihr in die Schule geht und erst selbst lernet, bevor ihr Andre lehren wollt."

Auf einer Lustreise durch den meißnischen Kreis sah sich Kyau, der schlechten Witterung wegen, genöthigt, in einem von der Hauptstraße ziemlich entlegenen Flecken zu übernachten. Der Wirth, eben so neugierig, aber nicht ganz so unverschämt, als die Wirthe in den Landstädten gewöhnlich zu seyn pflegen, hätte für sein Leben gern gewußt, wer der angekommene Fremde war, unterstand sich doch aber nicht, darnach zu fragen. Indessen schloß er, wir wissen nicht, nach welcher Logik, sein Gast müsse nichts gemeines, vielleicht gar ein Graf, ein Fürst oder dergleichen etwas, seyn, und schalt ihn daher bald Durchlaucht, bald Excellenz, bald gar Eminenz.

Kyau lachte zwar insgeheim darüber, ließ doch aber den Wirth bey seinem Thun, um zu sehen, ob

er vielleicht die groſsen Titel mit in Rechnung brächte, auf welchen Fall es denn immer noch Zeit genug seyn würde, sich zu erkennen zu geben. Das beſtärkte den letztern in seiner Meynung; er wuſste nicht, wie er die fremde Durchlaucht, welche unter seinem Dache zu hausen geruhte, genugsam bedienen sollte, und wich derselben fast nicht von der Seite. Diese lieſs sich das gefallen und konnte sich nicht genug wundern, an einem solchen Orte so gute Aufwartung zu finden.

Endlich zeigte sich's denn, was des Wirths Reverenzknochen so gewaltig in Bewegung seyte. Er stellte nähmlich dem erhabenen Reisenden seinen Sohn vor, mit der unterthänigsten Bitte, sich denselben bestens empfohlen seyn zu lassen. Er vermuthe, seine Durchlaucht werde einen so hübsch gewachsenen Buben zur Bedienung gebrauchen und alsdenn sein Glück weiter befördern können. Der Junge habe einen offenen Kopf, und Lust die Welt zu sehen. Er, als Vater, mache sich daher ein Gewissen daraus, ihn von diesem Vorsatz abzuhalten u. s. w. u. s. w.

„Aber kanſt du auch gut ſtehen, mein Sohn?“ ſagte Knau zu dem Burſchen. Ein Lakay muß ſich gefallen laſſen, zwey, drey und mehrere Stunden auf einem Flecke zu ſtehen.“

„O ja, Ihr Excellenzen!“ antwortete der Wirth ſtatt ſeines Sohnes. „Der Junge hat — Gott geb's ihm zu gute! — ein paar kerngeſunde Füße und ſoll des Dinges bald gewohnt werden. Wollen Ihr Excellenzen die Probe machen? Ich weiß, ſie wird nicht fehlſchlagen.“

„Das kann geſchehen, und wenn der Burſche auch nur eine Stunde aushält, ſo will ich ihn doch ....“

„Ja, ja. Das ſoll mein Junge ſchon zeigen.“ — Dieſer blieb alſo im Zimmer, um die Probe zu ſtehen; der Wirth ging ab und zu.

Unterdeſſen ließ Knau dem Buben ein Glas Wein geben, worein er zuvor eine ſtarke Purganz gethan hatte. Der junge Menſch trank es, mit einem Scharrfuße, auf das Wohlſeyn des gnädigen Herrn aus und ſtand alsdenn unbeweglich, wie eine Meilenſäule, auf ſeinem Platze.

Allein nach einer halben Stunde fing die Arzeney an zu wirken. Der Bursche winkte daher seinem Vater (welcher in die Stube kam, um zu sehen, ob der Probelakay noch stehe), zeigte auf den Leib und gab zu erkennen, er müsse das Stehen aufgeben und hinausgehen. Der Vater winkte dagegen, er solle sich durchaus nicht von der Stelle rühren, und schlich dann wieder hinaus.

Nach einer Viertelstunde trat der Vater abermals in die Stube und der Sohn winkte mit Hand und Fuß, er könne unmöglich länger ausdauern, erhielt aber keinen andern Bescheid als vorhin. Diese stumme Unterredung dauerte noch eine ziemliche Weile, und Fyäu, der zwar den Winker den Rücken zukehrte aber die Pantomime im Spiegel mit anlah, hatte alle Mühe, sich des Lachens zu enthalten. Doch endlich, als der Vater wieder hinausging, folgte ihm der Sohn auf dem Fuße nach und war kaum vor der Thür, so suchte die Arzeney ihren Ausgang.

Darüber ward nun der erstere gewaltig aufgebracht und wollte dem Buben (vorzüglich deswegen,

daß er ſich vor des fremden Herrn Zimmer ſo unſauber aufgeführt habe) ſehr handgreiflich den Text leſen: allein Kyau rief den Alten zurück, verſicherte, er ſey mit des Burſchen gutem Willen vollkommen zufrieden, und bereit, denſelben in ſeine Dienſte zu nehmen.

Wer war nun froher als der Vater! Er vergaß plötzlich allen Groll, machte einen Scharrfuß über den andern und bedauerte nichts mehr, als daß ſein Sohn, einer gewiſſen Urſache wegen, nicht im Stande ſey dem gnädigen Herrn (Kyau hatte ſich ihm zu erkennen gegeben) ſogleich ſelbſt ſeinen unterthänigſten Dank abzuſtatten.

Bald darauf meldeten ſich bey unſerm Commendanten zwey wandernde Handwerksburſchen um bey der Garniſon der Feſtung Dienſte zu nehmen. Nun wollte Kyau wiſſen, ob ſie Musketiere oder Tambours zu werden dächten. Er fragte alſo den Einen: „Wozu haſt du den Luſt, mein Sohn?“

„Zu einem guten Stück Essen, Herr General! Denn ich habe seit drey Tagen weder zu beißen noch zu brechen gehabt."

„Gut, ich will dir geben lassen, daß du satt werden sollst. Allein jetzt wollte ich nur wissen, ob du die Flinte oder die Trommel zu tragen denkst."

„Ihre Gnaden, tragen kann ich beides."

„Wieder gut — so magst du denn die Flinte nehmen. Führe dich aber so auf, daß dein Buckel nicht zur Trommel werde."

Hierauf wandte er sich zu dem Andern und fragte: „Nun was möchtest du denn haben?"

Der Bursche hatte bemerkt, daß seines Cameraden lakonische Antwort dem Commendanten nicht mißfiel; er antwortete also, ohne sich lange zu bedenken: „Wenn es nach meinem Willen ginge, gnädiger Herr, so möchte ich nichts lieber haben, als einen guten Beutel mit Geld, immer kurze Tage und schlechtes Wetter."

„Und warum denn kurze Tage und schlechtes Wetter?" fragte Kyau lächelnd.

„Gnädiger Herr, ich bin meines Handwerks ein Seifensieder," erwiederte der Bursche. „Fehlt's mir nun nicht an Gelde, so kann ich Lichter und Seife machen, so viel ich Lust habe. Sind die Tage immer kurz, so gehen meine Lichter ab, sie mögen taugen oder nicht. Ist das Wetter schlecht, so wird meine Seife weder eintrocknen noch liegen bleiben, und so bin ich denn glücklicher, als wenn ich Schildwache stehen muß. So lange mir indessen diese drey Stücke fehlen, will ich lieber Soldat seyn, als betteln gehen."

Diese Antwort gefiel dem Commendanten, und er versorgte in der Folge die beiden Burschen, so daß sie es nicht bereueten, Soldaten geworden zu seyn.

Ein herrenloser Bedienter hörte von der guten Aufnahme jener beiden Schlauköpfe, beschloß, durch eine witzige Nachahmung sein Glück zu suchen und bot dem Manne, welcher dergleichen Talente zu schätzen wußte, seine Dienste an. Kyau ließ den

Fremdling vor sich kommen und fragte ihn, ob er auch gewohnt sey, morgens recht früh aufzustehen.

„O ja! Wenn ich bey Zeiten schlafen gegangen bin," antwortete der Witzling.

„Ihr werdet doch auch wohl abends spät aufbleiben können?"

„O ja! Wenn ich vormittags spät aufgestanden bin."

„Habt ihr eine gute Natur, das heißt, scheuet ihr weder Kälte noch Frost?"

„Weder Kälte noch Frost, wenn ich nur hinter dem Ofen sitze."

„Nun, so könnet ihr nur wieder hingehen, woher ihr gekommen seyd. Ich habe dergleichen wohlgeartete Leute nicht nöthig."

So pflegt's den Nachahmern zu gehen!

Ein Candidat der Theologie, der schon reichlich seine vierzig zählte und offenherzig gestund, daß er

sich mit den Wissenschaften den Kopf nicht zerbrochen, sondern die Vocalmusik zu seiner Hauptbeschäftigung gemacht habe, meldete sich bey unserm Kyau mit der Bitte, ihn zu einer erledigten Cantorstelle zu empfehlen. Dieser, der eben mit einigen Freunden an Tafel saß, forderte, in Rücksicht jenes Bekenntnisses, von dem Supplikanten keinen andern Beweis der Geschicklichkeit, als das er sogleich eine bekannte Arie anstimmen sollte. Allein der Candidat bat demüthigst, man möge ihn mit der Probe noch einige Tage verschonen; denn ein Katarrh habe ihn so heiser gemacht, daß er mit derselben dermalen keine Ehre einlegen würde. Dies ließ sich sein Mäcen denn auch gern gefallen.

Indessen verstrichen mehrere Wochen, ohne daß sich der Probesänger wieder blicken ließ, und Kyau glaubte bereits, es habe ihm der Sensenmann eine ewige Pause vorgeschrieben. Endlich erschien er mit einem mächtigen Pack Musikalien unter dem Arme, die er sämmtlich selbst componirt haben und aus deren dickköpfigen und krausgeschwänzten Noten er beweisen wollte, daß ein Mann, wie er, eigentlich

zum Capellmeister geboren sey. Der Mäcen lächelte über des Cantorleins Selbstgenügsamkeit und beschied denselben, auf den folgenden Sonntag in einer benachbarte Kirche, wo er, in Gegenwart des eigentlichen Patrons, die Probe singen sollte. Der Candidat versicherte, er werde nicht ermangeln, sich einzustellen, und zog sich, unter vielen scharrenden Bücklingen, rückwärts zur Thür' hinaus.

„Noch eins, mein Herr! Noch eins!" rief Knau hinter ihm her, und der Candidat kam wieder zum Vorschein. „Sie werden selbst wissen, wie viel bey allen öffentlichen Proben auf ein gutes Aeußeres ankommt und wie sehr sich besonders ein Cantor beliebt macht, wenn er sich auf dem Chore recht gravitätisch zu bezeigen und mit einer halb freundlichen, halb heroischen Mine den Tact zu führen versteht. Hoffentlich werden Sie sich also auch darauf....."

„O was den Punkt anbetrift," erwiederte der Halbtheolog, „was den Punkt betrift, so soll mir's, denk' ich, nicht fehlen; und wenn der Herr General

gnädigst erlauben, so mag eine kleine Probe....." — Hier rollte der Ehrenmann einen Bogen Noten zusammen, nahm denselben in die rechte Hand, rückte mit der linken die Perücke gerade, trat vor den Tisch, räusperte sich und stimmte alsdenn, unter Führung des Tactes, das Ut, re, mi, fa, sol, la an. Allein der schmetternde Bierbaß, wobey der Sänger mit beiden Armen in der Luft umherfocht, mit dem Fuße stampfte und das Gesicht bald in die Länge bald in die Quere zerrte, setzten ein im Fenster stehendes Windspiel dermaßen in Schrecken, daß es auf die Gasse fiel und den Hals brach.

„Ey, ey! hat mir der Herr den Hund todt gesungen!" sagte Knau. „Wenn das künftigen Sonntag so geht, so werden ja alle Leute aus der Kirche laufen. Das Gesicht muß freundlicher, die Bewegungen müssen gemäßigter und manierlicher seyn, sonst werden wir schlechte Ehre einlegen."

„Wie eure Gnaden befehlen," erwiederte der Candidat und erhob seine Stimme von neuem. Allein hatte vorhin sein Toben alles in Schrecken gesetzt, so

nöthigte nun sein zuckersüßes Gesicht, seine gezierte Aussprache und sein gellender Tremulant jedermann zu lachen. „Nicht doch! nicht doch!“ sagte Kyau. „Jenes war zu sauerköpfig, dies ist zu holdselig. Die Mittelstraße ist die beste Maße! Eine gemäßigte Gravität muß der Herr annehmen!“ — Und so mußte es denn der arme Candidat so lange versuchen, bis er jene Mittelstraße traf. Dafür fiel aber auch die Probe am nächsten Sonntage zu jedermanns Zufriedenheit aus, und der vielgeprüfte Sänger erhielt die Cantorstelle.

Ein andrer Pedant, der sich um einen Schuldienst bewarb, prahlte mit seinen Sprachkenntnissen, kramte, wer weiß wie viele, theils gedruckte, theils handschriftliche specimina eruditionis, das ist verdolmetschet, literarische Blendlaternen, aus, und glaubte, bey so bewandten Umständen, auf die erledigte Stelle mit Recht Anspruch machen zu dürfen.

„Das ist alles recht gut,“ versetzte unser Kyau. „Allein ein brauchbarer Schulmann muß mehr wissen, als Lateinisch und Griechisch!“ —

Darüber stutzte der Pedant; denn solchen Glauben hatte er in Jiegel noch nicht gefunden. Auch ist's in der That zu bewundern, daß ein Mann, den — wir wetten zehn gegen eins — die meisten unsrer Leser bisher für einen bloßen Hofnarren hielten, im Anfange dieses Jahrhunderts, über die Bestimmung des Jugendlehrers vernünftiger dachte, als mancher unsrer hochgelehrten Schulmonarchen im Jahre 1796. Man sieht:

„Sokrates in der Schellenkapp
Bleibt Sokrates, wird drum kein Lapp."*) —

Der Pedant also stutzte, und sann hin und her, was Kyau doch wohl meyne. Er rieth anfangs auf die Mathesis, dann auf die orientalischen Sprachen (denn darin war er ganz fremd) und entschuldigte sich damit, des Wissenswürdigen sey zu viel, als daß ein Schulmann alles umfassen könne.

„Richtig, sehr richtig!" antwortete Kyau." Auch meyne ich weder die Mathesis, noch die orien-

*) Wielands Titanomachie.

talischen Sprachen, sondern Ehrfurcht und Liebe, welche, meines Erachtens, sich jeder rechtschaffene Schulmann bey seinen Untergebenen zu erwerben wissen sollte."

O wenn es weiter nichts sey, meynte der Polihistor, daran solle es ihm nicht fehlen! —

„Und wodurch denken Sie sich denn in Ansehen zu setzen?"

„Ich werde die faulen und unnützen Bengel zusammen hauen, daß sie den Himmel für einen Dudelsack halten sollen."

„Und wodurch wollen Sie sich bey ihren Schülern beliebt machen?"

„Je nun, ich werde den fleißigen und folgsamen zuweilen Prezel und andere Leckereyen austheilen."

„Mein guter Mann! Durch Prügel und Prezel lassen sich wohl Hunde dressiren; aber bey vernünftigen Menschen wird man durch sanften Ernst und eine mit Würde verbundene Freundlichkeit weit

mehr ausrichten. Lernen Sie die zu rechter Zeit anwenden; alsdenn will ich Sie mit Vergnügen zu einem Schulamte empfehlen. Bis dahin leben Sie wohl!“

„Meine Sache iſt ſo gut als verloren!“ ſagte einer von Kyau's Freunden, der in einen koſtſpieligen Prozeß verwickelt war. „Meine Sache iſt ſo gut als verloren; denn mein Gegner hat dem Richter eine prächtige Reiſechaiſe geſchenkt.“

„Spannen Sie ein Paar Pferde davor, die werden den Richter ziehen, wohin es Ihnen beliebt,“ verſetzte Kyau.

Sein Freund befolgte dieſen Rath und gewann den Prozeß.

Ein gewiſſer Miniſter klagte unſerm Baron, er habe vor wenig Tagen einen überaus ſchönen Spiegel gekauft, aber denſelben auch ſogleich wieder eingebüßt. Der Bediente, welcher den Spiegel aus

dem Handelsgewölbe nach Hause tragen sollte, sey nähmlich bey einem Stalle vorüber gegangen. Kaum habe ein daselbst umherspatzierender Ziegenbock sein sauberes Bildniß in dem Glase erblickt, so sey er mit solchem Ungestüme dagegen gerannt, daß der Lakey zu Boden gestürzt, und der Spiegel in tausend Stücken zerbrochen.

Kyau konnte sich nicht enthalten, darüber zu lachen, behauptete aber, nicht Streitsucht, sondern Höflichkeit habe den Bock zu jener Gewaltthätigkeit verleitet. — „Vielleicht," setzte er hinzu, „werden eure Excellenz meine Meynung weniger sonderbar finden, wenn ich Ihnen die Geschichte erzähle, worauf sich dieselbe gründet."

„Eine seit verschiedenen Monathen belagerte „nahmhafte Stadt war, aus Mangel an Munition „und Lebensmitteln, im Begriff, sich auf Gnade und „Ungnade dem Feinde zu ergeben, als ein Schneider „einen sinnreichen Einfall hatte, wodurch die Sache „auf einmal eine ganz andre Wendung erhielt. Er „ließ sich nähmlich in eine große Bockshaut nähen

„und ſich die Hörner ſo gut als möglich auf dem „Kopfe befeſtigen. In dieſer Poſtur kletterte er auf „den Wall, ſchritt ſo gravitätiſch einher und meckerte „endlich, unter allerley Kreuz- und Querſprüngen, „ſo zärtlich nach der Ziege, daß ihn jedermann, be„ſonders in der Ferne, für einen lebendigen Bock „anſehen mußte.“ —

„„Ja, ja! Ja, ja!““ dachte der Feind, der „keinen Betrug ahndete, und den der Mangel nicht „weniger drückte, als die Städter. — „„Ja, ja! Ja, „ja! Haben die Belagerten noch lebendiges Vieh, ſo „iſt wohl vor der Hand noch auf keine Uebergabe zu „rechnen!““ Die Belagerung ward alſo aufgehoben „und die Stadt durch den Schneider gerettet.“

„Seit der Zeit hat das Bockgeſchlecht, deſſen flinkendem Felle jener Patriot eine ſo große Ehre erzeigte, gegen die Meiſter Bügel-Eiſen eine beſondere Zuneigung gehabt. Da nun eurer Excellenz Lakey ein Stück von einem Schneider iſt, ſo darf man ſich nicht wundern, daß der Ziegenbock ihm ſein Compliment machen wollte.“ —

Der Minister lachte, und gab sich über seinen Spiegel zufrieden.

Die Welt gleicht einer Opera,
Wo jeder, der sich fühlt,
Nach seiner lieben Leidenschaft
Auch seine Rolle spielt.
Der Eine steigt die Bühn' hinauf
Mit einem Schäferstab;
Ein Andrer mit dem Marschallsstab
Sinkt ohne Kopf herab.
Wir armer, unter Pöbel stehn
Verachtet, doch in Ruh
Vor dieser Bühne, gähnen oft
Und sehn der Fratze zu.
Die Kosten freylich zahlen wir
Fürs ganze Opernhaus;
Doch lachen wir, mißrath das Spiel,
Zuletzt die Spieler aus.

Kyau verstand es meisterhaft, die erhabenen Schauspieler auf dem Theater der großen Welt lachen zu machen, und zugleich unvermerkt sie selbst zu belachen. Er bemerkte einst, daß der König sehr übel

aufgeräumt war. Er ließ also die Hofmuſici beſtellen, befahl ihnen aber, lauter Saiteninſtrumente mitzubringen, und dieſelben zuvor zu Hauſe zu ſtimmen, damit ſie, um den Regenten deſto angenehmer zu überraſchen, ſobald man ſie in das Zimmer rieſe, ſogleich und auf Einen Strich anfangen könnten.

Die Herren kamen, muſten ihre Inſtrumente im Vorgemache ablegen, und in einem benachbarten Saale des verabredeten Zeichens harren. Unterdeſſen ließ Knau insgeheim ihre Bogen mit Unſchlitt beſtreichen. Kaum war das geſchehen, ſo ward die Thür des königlichen Zimmers geöfnet, die Muſici, welche dies Signal verſtanden, eilten herbey, und fingen an mit aller Gewalt auf den Violinen hin und wieder zu fahren. Allein es war kein einziger Ton zu hören, und wie ſehr ſie auch drückten und ſägten, ſo blieben doch die Saiten ſtumm. Die Virtuoſen ſahen einander erſtaunungsvoll an, und wuſten nicht, ob ſie, oder ihre Inſtrumente bezaubert wären.

Der König, welcher den Spaß merkte, konnte sich nicht enthalten, über die Posituren der vergeblichen Fiedler von Herzen zu lachen; er befahl, ihnen für den Schrecken einige Flaschen Wein zu reichen, und gestand, die stumme Musik habe ihn mehr ergötzt, als wohl oft das schönste Concert.

Einen ähnlichen Spaß machte Kyau an dem Geburtstage einer vornehmen Dame; denn er ließ während die Musikanten speiseten, alle ihre Instrumente verstimmen, und darauf ein jedes wieder an seine Stelle legen. Die Virtuosen ließen sich's eben am besten schmecken, als es auf einmal hieß: „Geschwind ihr Herren, und der Dame ein Ständchen gebracht!" — Die Herren sprangen also eiligst auf, rafften ihre im Nebenzimmer liegenden Instrumente zusammen, rannten in den Saal, wo die Gesellschaft Kaffe trank, und — stimmten ein Lamento an, worüber sich ein Stein in der Erde hätte erbarmen mögen und die ganze Versammlung in ein Gelächter ausbrach. Die guten Musici erschraken nicht wenig, und konnten sich anfangs ihr Schicksal gar

nicht erklären; doch als sie kein einziges Instrument richtig gestimmt fanden, merkten sie gar leicht, wer Ihnen diesen Possen gespielt hatte.

Als unser Reisende durch das Stadtthor zu N** fuhr, sah er nicht weit von der Wohnung des Thorschreibers eine Bauerfrau stehen, welche so kläglich that, als wäre ihr Haus und Hof abgebrannt. Man ließ halten, rief das Weib an den Wagen und fragte, was ihr wiederfahren sey.

„Ach, mein guter Herr!" antwortete sie schluchzend, „mein guter Herr, wenn er wüßte, wie mir's geht! — denk' er mal an; da trag' ich Eyer und junge Tauben zu Markte und vergesse unterweges, wie viel ich von jeder Sorte eingepackt habe. Als ich nun hieher komme, und weniger angebe, als sich in meinem Korbe findet, so nimmt mir der Pesentater das verschwiegene weg. — Ach ich armes Weib! wie wird mir's gehen, wenn ich heim komme! — halb todt schlägt mich mein Mann....."

„Je nun, daran seyd ihr ja selbst Schuld!“ antwortete Kyau. „Das ist die Strafe eurer Nachlässigkeit. Das Wehklagen — und weintet ihr gleich Thränen, wie Schneckenhäuser groß — hilft euch zu nichts. Besser, ihr gebt dem Manne, der euch die Sachen weggenommen hat, ein gutes Wort. Vielleicht schenkt er sie euch für dies Mahl wieder.“

„Ach, mein guter Herr! Das thut der Herr Vesentater nicht.“

„Ja, ja, er wird's schon thun, wenn ihr ihm nur seinen rechten Titel gebt. Nennt ihn nur: gestrenger Herr Kiepengucker, so wird's gleich gethan seyn.“

Das alberne Weib lief unverzüglich hin, redete den Urheber ihrer Thränen der Vorschrift gemäß an, und bat aufs wehmüthigste, ihr die Eyer nun zu lassen, sie habe ihm ja auch seinen rechten Titel gegeben. Der Visitator fand sich freylich durch diesen Titel nicht sehr geehrt, mußte aber doch über die Einfalt der Frau lachen, die, wie er leicht errathen

kennte, ein so getreues Echo des fremden Herrn war. Er trat also an den Wagen und erzählte unserm Reisenden die wahre Beschaffenheit der Sache, und da dieser den Werth der verfallenen Victualien nebst den Strafgebühren baar bezahlte, so erhielt die Bäuerinn ihre Habseligkeiten unverzüglich zurück. Die Frauen außer sich eilte sie nun zu dem Fremden, um sich für dessen guten Rath und Verstand zu bedanken.

„Geht nur hin, und laßt euch das zur Warnung dienen!“ sagte Kyau.

„Das werd' ich, gnädiger Herr!“ erwiderte das Weib, „das werd' ich. Bin ich doch nun gewahr geworden, was es hilft, wenn man jedem seinen rechten Titel gibt!“

Als Kyau einst an der königlichen Tafel speiste, nahm er einen Pokal, stellte um denselben eine Menge kleiner Gläser, um diese noch kleinere, und endlich um die letztern die allerkleinsten. Alsdann goß er in

jedes Glas etwas Wein, in manches viel, in manches wenig, in den Pokal aber am allerwenigsten.

„Was willst du damit sagen?“ fragte der König.

Die Antwort war: „der Pokal bedeutet einen Fürsten, die Gläser die hohen und niedern Staatsbedienten, der Wein aber die verhältnißmäßigen Einkünfte.“

Verum odium parit. Der Generalbaß der Wahrheit schmeichelt Thoren und Böswichtern immer zu heftig an das Trommelfell, als daß sie nicht gern so weit als möglich davon wegrücken sollten. Auch war Kyan's Freymüthigkeit jedem, dem es im Oberstübchen oder unter dem sechsten Knopfloche spukte, ein Stein des Anstoßes. Alle dergleichen Ehrenmänner scheuen ihn daher, wie die Fledermäuse das Tageslicht. Indessen mußte es ihnen oft, wenn sie sich am sichersten glaubten, die Larve abzureißen.

Ein gewisser angesehener Staatsbediente suchte bey jeder Gelegenheit unserm Baron auszuweichen.

Dieſer bemerkte das, errieth gar leicht die Urſache dieſes Betragens und ließ ſich daher, nach vielen vergeblichen Verſuchen ſeinen Mann aufs Korn zu bekommen, endlich unter einen fremden Namen bey demſelben melden. —

Hilf Himmel, wie erſchrak der Höfling, als er nicht nur den Mann, den er am wenigſten zu ſehen wünſchte, innerhalb ſeiner vier Wände anſichtig ward; ſondern dieſer auch mit den, wiewohl nur im Scherz gemeynten Worten: „Nun ſind Sie bereit, mit mir nach dem Königſtein zu reiſen?„ in das Zimmer trat! —

„Ich, mit Ihnen nach dem Königſteine reiſen?... Iſt das Ernſt oder Scherz?"

„Mein völliger Ernſt. Es iſt dort ſchon alles zu Ihrer Aufnahme eingerichtet."

„Um Gotteswillen, was ſagen Sie! — Sollte mich der Briefwechſel mit N** in dies Unglück geſtürzt haben!"

„Das werden Sie am besten wissen. Glauben Sie übrigens, der Sache nicht trauen zu dürfen, so ist wohl der sicherste Weg, höhern Orts nur sogleich klaren Wein einzuschenken. Auf meine Vermittelung können Sie rechnen."

Der Ehrenmann fing also an zu beichten und Kyau kam auf die Art nicht nur hinter ein gefährliches Geheimniß, sondern fand auch aufs neue bestätigt, daß es um das Thue recht, und scheue niemand eine gar vortrefliche Sache sey.

Als unser Baron einst unpäßlich war, und sich das Gerücht verbreitete, er sey den Weg alles Fleisches gegangen, schrieb ihm ein auswärtiger Freund, ob es denn wahr sey, was die Leute sagten, daß er seine Commendantenstelle auf dem Königstein niedergelegt und im Reiche der Todten Dienste genommen habe? — Kyau's Antwort lautete also:

„Es ist zwar an dem, lieber Freund, daß man mir in jenem finstern Reiche eine ansehnliche Stelle

angeboten hat; ja es schien sogar, als wollte man mich mit Gewalt nöthigen, Dienste zu nehmen: allein ich kommt's vor der Hand noch nicht über das Herz bringen, mich von meinem lieben Königstein zu trennen, und beschloß daher, jene Ehre einem Andern zu überlassen. Sollten Sie indessen dazu Lust haben, so werde ich nicht ermangeln, Sie bey Ihrer Abreise mit guten Empfehlungen zu versehen."

Ein anderer Freund schrieb bey dieser Gelegenheit an den Patienten: „Woher kommt's doch, daß Sie, ein alter, unerschrockener Soldat, sich so sehr vor dem Erbfeinde der Menschheit, dem Knochenmanne, fürchten?"

Kyau antwortete: „Meine Furcht ist bey weiten nicht so groß, als man zu glauben scheint. Es fehlt mir nur an einem geschickten Spione, welcher zuvor die Stärke des Feindes auskundschaften und mich davon unterrichten könnte. Sie würden mir daher eine große Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie sich zu diesem Geschäfte bequemen wollten. Nur

müßten Sie nicht, wie so viele Andere, das Wiederkommen vergessen."

Kyau gab einst einem kranken Freunde den Rath, er solle nur die und die Pillen einnehmen, so werde sich's mit seinem Uebel schon geben. Dieser, der mehr auf ein gutes Glas Wein, als auf Arzney hielt, glaubte, Kyau wolle ihn nur damit foppen, und schrieb daher, als er hörte, daß sein Rathgeber selbst bettlägerig geworden sey, einen Zettel, worin nichts stand, als diese Worte:

„Mein lieber Kyau, nehmt nur fleißig Pillen ein!"

Der Empfänger schrieb darunter:

„Was diese wirken, soll der Lohn des Arztes seyn" —

und schickte das Billet zurück.

Unſre Leſer haben ſo eben geſehen, daß Kyau zur Noth auch ein Verſchen machen konnte. Indeſſen liefert uns ſein erſter Biograph auch eine beträchtliche Anzahl längerer Gedichte, welche von dem Helden unſers Büchleins herrühren ſollen. Ein einziges, worin man zwar ſehr oft auf Stellen ſtößt, welche einen — dem Zeitalter des Dichters zu verzeihenden — uncultivirten Geſchmack verrathen, aber auch eben ſo oft Spuren des treffendſten Witzes findet, mag, als eine Probe von Kyau's poetiſchen Talenten, hier Platz finden.

„Die Liebe," ſagt der Verfaſſer, „iſt erfindſam und Cupido ſchmiegt ſich in alle Geſtalten,

„Dort iſt er ein Juriſt, und hier ein Medicus.
„Und bald ein Philoſoph, bald ein Notarius;
„Bald ein Proviſor, der wohl weiß zu receptiren,
„Bald Mörſelſtampfer, der die Keule pflegt zu führen;
„Bald Deſtillator, der, wenn die Retort erhitzt,
„Macht, daß ſie in der Glut viel tauſend Tropfen ſchwitzt.

„Bald iſt er ein Poet, bald Schneider oder Schuſter;
„Ein Spitzenhandler, der ganz nagelneue Muſter

„Aus Brabant, auf Lyon und auf die Meſſe ſchickt;
„Ein Künſtler, der behend den alten Keſſel flickt.
„Hier iſt er ein Barbier, und anderwo ein Bader;
„Bald dient er, als Lakey, dem Sohn und auch dem Vater,
„Bald iſt er ſelbſt ein Herr, den man bedienen muß.
„Bald Schneider, und bald Schmid, bald ein Mechaniker.
„Als Drechsler drehet er den Leuten große Naſen,
„Bald fängt er Fiſche, bald verfolgt er Füchſ' und Haſen,
„Bald zeigt er ſich als Wirth, bald kehrt er, als ein Gaſt,
„Hier zum Vergnügen ein, und dort zur großen Laſt.
„Bald iſt er Kupferſchmid, bald Kürſchner, Seiler, Schreiber,
„Bald ein Komödiant und luſtiger Zeitvertreiber;
„Bald ein Oekonomiſt, und bald ein Tanzjer.
„Bald ſtreicht er hinten nach, bald geht er vorne für.

„Bald macht er Spießgewehr, bald wieder andre Waffen;
„Bald hat er mit der Frau, bald mit dem Mann zu ſchaffen.
„Bald ſchnitzt und meißelt er Holz oder Marmorſtein,
„Bald bricht er, als ein Dieb, durch Thor und Mauern ein.
„Bald wandert er zu Fuß, bald reiſet er zu Pferde,
„Bald ficht er, als ein Koch, vor Venus Feuerheerde.
„Bald bind't er Bücher ein, bald macht er ſein Papier.
„Bald ſitzt er ebenau, bald bey der Stubenthür.
„Bald bäckt er ſchwarzes Brod, bald ſüße Marzipanen.
„Bald zieht er Gelder auf, bald lauft er wieder mahnen.

„Bald macht er Zeug, bald Tuch, von gut und schlechter Art;
„Als Kuppler hilft er, daß sich Hanns und Gretchen paart.

„Bald ist er Rector, bald nur ein A, B, C-Schüler;
„Ein Töpfer, Schleiferbursch', und bald ein schlauer Müller;
„Bald ein Perruquier, bald kraus'" er nur das Haar;
„Bald sagt er hier und dort, als ein Zigeuner, wahr.
„Bald ist er im Spital der alten Jungfern Pfleger;
„Bald Bergmann, Oculist, und bald ein Schornsteinfeger.
„Bald siehet man ihn, trotz dem besten Stutzer stehn;
„Doch bald, den Bettlern gleich, in alten Lumpen gehn.

„Bald macht er Klempnerwerk, bald Gläser, Hüte, Strümpfe;
„Bald spielt er Ein und Aus, bald sticht er ohne Trümpfe.
„Bald ziehet er im Land mit steifen Pferden herum;
„Bald redet er zu viel, bald ist er wieder stumm.
„Bald will er Meister seyn, im Sprechen, Tanzen, Fechten;
„Bald aber legt er sich sogar aufs Körbeflechten.
„Bald voltigiret er, bald schwingt er sich aufs Seil;
„Hier schlacht er fettes Vieh, dort hat er Würste feil.

„Bald fabriziret er so groß als kleine Uhren,
„Ist Helfer und Patron der abgefeimten Huren.
„Bald schneidet er Topas, bald macht er Goldarbeit;
„Hier ist er Täschner, dort verbringt er seine Zeit

„Mit Bürsten- Kamm- Futtral- Handschuh- und Beutel-
machen.
„„Schaut schöne Rarität, schön Spielwerk, schöne Sachen,
„„Ein künstlich Murmelthier!"" so ruft er heute aus,
„Und morgen bittet er zum Tauf- und Hochzeitschmaus.

„Bald steht er in der Zunft der Riemer und der Gerber;
„Ist bald ein Opticus, bald Gürtler, bald ein Färber,
„Bald Hirt, bald selber Schulz, der in dem Dorf besiehlt,
„Und bald ein Gaukler, der leicht aus der Tasche spielt.
„Als Herold läßt er sich, bald als Nachtwächter hören;
„Bald soll der Glückstopf ihm nur Geld und Gut bescheeren.
„Bald stellt er sich bey Hof als Kellermeister an,
„Der jeden Wein recht kennt und wohl visiren kann.

„Bald gräbt er Todte ein, bald muß er malzen, brauen;
„Ist bald ein Architect, weiß in die Luft zu bauen.
„Ein Schiffer, der perfect hier den Compaß versteht,
„Bald nur ein Matelot, der dort das Ruder dreht;
„Bald ein Astronomus, der durch den Tubum siehet,
„Und bald ein Banquier, der starke Wechsel ziehet;
„Ein Leineweber, der den Schützen sauber scheußt,
„— — — — — — — — — — — —;
„Ein Vagabund, der stets dies weite Rund durchwandelt
„Und mit der Jungferschaft in allen Ländern handelt.

„Was Wunder, daß man ihn den besten Kaufmann nennt,
„Da dieses edle Gut nicht jeder Krämer kennt!

„Bisweilen hat er auch Verkehrung mit den [illegible];
„Er giebt davon umsonst zum öftern ganze Kasten,
„Und ob er schon hierbey gar wenig profitirt;
„So ist ihm doch genug, wenn er die Welt vexirt.

„Bald ist er Rathsherr, bald ein großer Staatsminister,
„Bald wieder, schlecht und recht, ein Glöckner oder Küster.
„Bald ist er General, bald Oberofficier,
„Bald Corporal, und bald ein kleiner Musketier.
„Bald steigt er in die Höhe, bald fällt er wieder nieder;
„Bald ist er ein Chymist und bald ein Seifensieder.
„Bald gießt er in Metall, bald treibt er Charlatanerey;
„Bald ist er ein Profoß im Venus Liberey;
„Bald Instrumentalist, bald nur ein Meistersänger,
„Bald Hechelmacher, bald ein Mäus'- und Rattenfänger.

„Bald singt er den Tenor, Alt, Baß, bald den Discant;
„Bald ist er Organist, bald wieder ein Calcant;
„Kurz, aller Schalke Schalk, ein erzverschmitzter Lauer,
„Bald gar ein Edelmann, bald Bürger und bald Bauer. —
„Wem ist wohl noch ein Stand und Handwerk mehr bewußt,
„Worinnen er nicht oft gebüßet seine Lust?

„Doch halt! Es fällt uns bey — was den? — Ein
saubrer Orden! —
„Cupido ist zuletzt ein Hexenmeister worden."

Einst ward unserm Dichter über Tafel der Schwanz von einem Hechte nebst einem Stückchen Leber vorgelegt, mit der Bitte, einen Reim darauf zu machen. Kyaz stumte auch nicht lange, sondern sagte:

„Hier sitz' ich an dem Tisch,
„Die Leber ist vom Fisch.
„Ich bin ein armer Erdenkloß.
„Der Schwanz ist für mich Gr zu groß;
„Und weil ich ihn nicht kann verzehren,
„Will ich etwas davon verehren." —

Hierauf schnitt er den Hechtschwanz mitten von einander und reichte die Hälfte davon einer neben ihm sitzenden Dame.

Von der Thorheit pflegte Knau zu sagen:

„Es hat ein jeder seinen Sparren,
„Drum ist die Welt so voller Narren."

Ueber die Welt äußerte er:

„Die Welt gleicht einem Taubenhaus,
„Wo eins zieht ein, das andre aus."

Ein Uebelaufseher einer neu angelegten Bleiche bauete ein Haus auf einen Hügel, um von demselben den Bleichenplatz nach allen Seiten in Augenschein nehmen zu können. Knau fuhr eben vorbey, als das neue Gebäude abgeputzt ward. Da er nun über der Thür den Namen des Hausbesitzers bemerkte, so sagte er zu den Bauleuten, sie hätten noch etwas vergessen.

„Und was dann?"

„Setzet zu dem Namen noch diesen Reim:

„Ihr Narren baut auf Sand;
„Das Ding hat nicht Bestand."

Es hatte auch in der That keinen Bestand; denn als im folgenden Herbst ein heftiger Sturm wüthete, ward das Haus außerordentlich beschädigt: ja hätte man es nicht bey Zeiten mit Stützen versehen, so wäre es ganz eingestürzt.

Ein Kaufmann, der — welches heutiges Tages weit öfter der Fall ist als zu Kyau's Zeiten — eben nicht der beste Rechner war, ließ sein zwar altfränkisches, aber doch noch ganz brauchbares Haus niederreißen und an dessen Stelle ein prächtiges, geschmackvolleres Gebäude aufführen. Da indessen seine eigenen Mittel nicht dazu hinreichend waren, so sah er sich genöthigt, beträchtliche Schulden zu machen. Doch das bekümmerte den guten Mann bey weiten nicht so sehr, als die Wahl der Inschrift, welche er, um auch in dieser Rücksicht der Mode getreu zu bleiben, über die Thür setzen zu lassen Willens war. Witzig sollte sie seyn, das hatte er ein für alle Mahl beschlossen: aber es fragte sich nur, woher ein sinnreicher Einfall zu nehmen war; denn

ihn ſelbſt hatte die Natur in Betreff des Witzes ſehr ſtiefmütterlich ausgeſteuert.

In dieſem Geiſtesbankerutt wandte er ſich endlich an unſern Dichter, mit der Bitte, der ſchwerfälligſten aller Erfindungskräfte unter die Arme zu greifen. —

„Wenn ich in Ihrer Stelle wäre," antwortete Ryau, „ſo ließe ich in den Schlußſtein einhauen:

„Der Narr erbaut ein Haus.
„Und muß zuerſt hinaus." —

Dieſe Weiſſagung traf nur zu richtig ein; denn nach drey Jahren riß die Geduld der bauherrlichen Gläubiger, das ſchöne Haus ward ſubhaſtirt und deſſen ſogenannter Eigenthümer mußte mit leeren Händen hinausgehen.

„Ich leb' in meiner Einſamkeit
„Verlaſſen für mich hin,
„Und es hat mich noch nie gereut,
„Daß ich kein König bin.

„Die ganze Welt weiß nichts von mir,
„Ich wenig von der Welt;
„Dies einzige weiß ich nur von ihr,
„Daß sie mir nicht gefällt."

Dies am Ende unsers achtzehnten Jahrhunderts ziemlich veraltete und vergessene Kernlied war lange die Lieblings-Arie eines gewissen königlichen Beamten gewesen, und man sagt, er habe sich recht wohl dabey befunden. Indessen gerieth der gute Mann — der sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein ansehnliches Vermögen erworben hatte — der Himmel mag wissen wie, plötzlich auf den Einfall, eine große Rolle spielen zu wollen. Er schaffte sich daher Kutschen, Pferde, Bedienten, Köche und andre dergleichen Artikel des Luxus an, fing an zu bauen, versorgte seinen Keller mit den besten Weinen, machte sich eine Ehre daraus, diesen oder jenen Minister, ingleichen die durchreisenden Staabsoffiziere und andere Standespersonen (welchen nicht selten mit einer guten Mahlzeit gedient war) an seiner Tafel zu sehen, kurz, er that alles, um für einen Stern der ersten Größe zu gelten.

Auch Knau hatte einſt das Glück, von ihm eingeladen und aufs prächtigſte bewirthet zu werden. Nach der Mahlzeit führte unſer Erngroß ſeinen Gaſt in den neu angelegten Garten und zeigte ihm alle Herrlichkeiten deſſelben. Indeſſen erblickte Knau unter der Menge Statuen, womit des Eigenthümers holländiſcher Geſchmack die neuen Anlagen bevölkert hatte, einen in Marmor gehauenen Pfau, an deſſen Fußgeſtelle ein leeres Täfelchen befindlich war. Er konnte ſich nicht enthalten zu fragen, warum daſſelbe keine Inſchrift habe.

„Ich wußte ihm bisher noch keine recht ſchickliche zu geben," antwortete der Beamte.

„So, ſo!" verſetzte Knau. „Wie wär' es, wenn Sie darauf ſetzen ließen:

„Jetzo kann ich brav ſtolzieren,
„Bald werd' ich den Schweif verlieren?" —

Dem Beamten ſchien dieſe Inſchrift nicht ſonderlich zu behagen: indeſſen ward dieſelbe durch die Folgen gerechtfertigt; denn, nachdem er einige Jahre

herrlich und in Freuden gelebt hatte, erging an ihn, von Seiten der Regierung, ein furchtbares: Thue Rechnung von deinem Haushalte! Es fanden sich ansehnliche Kassendefecte, der ungetreue Knecht ward bey Nacht in aller Stille aus seinem Pallaste geholt und erhielt eine Wohnung, deren er gern überhoben gewesen wäre.

Ein junger Mensch, der ebenfalls gern eine grosse Figur machen wollte, liess sich baronisiren. Zu dieser Metamorphose gebraucht man, bekanntlich, harte Thaler, und die hatte er von seinen wohlseligen Aeltern ererbt. Wohl ihm, wenn unter deren Nachlassenschaft auch ein neues cranium gewesen wäre! denn mit dem ihm angebornen konnte der neue Baron nicht einmal ausspintisiren, was für ein Wappen sich wohl am besten für seine freyherrlichen Gnaden schicke. Nach langer vergeblicher Ueberlegung und mancher darüber durchwachten Nacht, bat er endlich unserm Knau, ihm irgend ein passendes Sinnbild nebst dazu gehöriger Ueber- oder Unterschrift vorzuschlagen.

„Ich dächte," sagte dieser, „Sie nehmen zum Sinnbilde einen an einem Faden aus den Wolken herabhangenden Schneeball und setzten darunter:

„Wie der Schneeball muß verachen,
„So wird der Baron verstehen," —

Der neugebackne Freyherr fand sich durch diesen Vorschlag nicht sehr erbauet, ungeachtet derselbe eine nur zu gegründete Prophezeihung der Zukunft erhielt; denn der Herr Baron glaubte nicht, daß sein Geld ein Ende nehmen könnte, und schwelgte daher so arg darauf los, daß er nach wenig Jahren mit Hiob seufzen mußte: „Ich bin nackend aus meiner Mutter Leibe kommen, nackend werd' ich wieder dahin fahren!"

Ueberhaupt ward Ryan, als ein Mann von nicht gemeiner Welt- und Menschenkenntniß, in wichtigen Angelegenheiten sehr oft von seinen Freunden zu Rathe gezogen, und wer seiner Weisung folgte, befand sich alle Mahl wohl dabey; da hingegen Mancher, der sich, aus Eigendünkel oder Schwachheit,

nicht wollte warnen lassen, in der Folge mit Schmerzen gestehen mußte: „Ach! Hätte ich Ihnen damals Gehör gegeben, so ginge mir's nun nicht so unglücklich!" — Folgende, auch in unsern Tagen nicht ganz seltene Begebenheit mag diese Behauptung rechtfertigen.

Ein junger Hofcavalier in Dresden, dem der spielerische Hang zum Spiele nicht viel mehr als seine ganz erträgliche Figur nebst seinem Titel übrig gelassen hatte, fand für gut, sich in die Tochter eines reichen Amtmanns in der Nachbarschaft der Hauptstadt zu verlieben, und um dieselbe zu werben.

Lotte, (so hieß die ländliche Schöne, welche der Wüstling mit seiner hochadeligen Neigung beehrte) war einige Mahl während des Carnevals in Dresden gewesen und es gefiel ihr dort, wo ihr so viele artige junge Herren Schmeicheleyen versagten, ungleich besser, als auf dem Dorfe, wo alle Huldigungen, die sie einärntete, sich darauf beschränkten, daß ihr der Pfarrer zuweilen ein Buch lieh und der Schulmeister ihr, vielleicht bloß aus Achtung für ihren

Vater, einige Modearien abschrieb. Ueberdies hieß sie, wie's einen Mädchen vom Bürgerstande zukommt, hier höchstens Mamsell, ja zuweilen, besonders bey dem weiblichen Hausgesinde, sogar nur schlechthin Lottchen! und da ihr Vater ein guter Oekonom war, so mußte Lottchen in der Haushaltung mit Hand anlegen und Sonntags, wie andre ehrliche Mädchen, zu Fuße nach der Kirche gehen.

Welche glänzenden Aussichten eröffnete ihr dagegen nicht die Verbindung mit Herrn von Wahlen (so mag der speculative Freyer einstweilen heißen)! Sie sollte dadurch auf einmal zur gnädigen Frau, sollte aus dem langweiligen Einerley des Dorfes in den zerstreuenden, prachtvollen Zirkel des Hofes versetzt, und ihre Hand, welche die Bauern, wenn sie ihrem Vater den Zins brachten, oft so unmanierlich drückten, die schöne Hand, die bis dahin nur bestimmt schien, den Quark in kugelförmige Gestalten zu bilden, sollte von tausend süßen Herrchen gepriesen und geküßt werden! — Auch hielt ihr hochadeliger Anbeter Kutschen und Pferde (wie freundlich er aus dem Wagen grüßte, wenn ihm ein Jude entgegen

kam, daraus hatte das gute Kind kein arg). Welch eine Wonne, an ſeiner Seite durch die Gaſſen der Hauptſtadt zu rollen, oder Sonntags, wo man doch in Dresden nichts rechts anzufangen weiß, je zuweilen ihre Aeltern mit einem Beſuche zu beehren und von den Bauerdirnen, ihren alten Geſpielinnen, begafft zu werden! — Alle dieſe ſüßen Träume ſprachen ſo laut für den verliebten Seladon, daß ihm ihr armes Herzchen in vollen Sprüngen entgegenhüpfte, und daß deſſen Inhaberinn lieber heute als morgen Frau von Bahlen geworden wäre.

Allein ganz anders dachte ihr Vater, ein alter deutſcher Degenknopf, der ſich ein wenig in der Welt umgeſehen hatte und den Mann eben nicht nach den Rockknöpfen beurtheilte. Zwar liebte er ſeine Tochter wie ſein eigenes Ich; aber er begriff auch leicht, daß es dem hochadeligen Freyer hauptſächlich nur um deren Geldſack zu thun, und daß daher für ſein gutes Lottchen nicht viel Glückſeligkeit von dieſer Ehe zu erwarten ſey. Auch kannte er den Werth der alten Thaler zu ſehr, als daß er hätte Luſt haben ſollen, dieſelben einem Wüſtling

aufzuhängen, der ihnen das Gehet hin in alle Welt, ſo bald predigen zu wollen ſchien. Er beſchloß alſo, ſein einziges Töchterchen lieber einem ehrlichen Bürgersmanne, der ſie und ihn zu ſchätzen wiſſe, dem adeligen Springinsfeld aber ein für alle Mahl den Laufpaß zu geben.

Indeſſen war dieſer Entſchluß ungleich leichter zu faſſen als auszuführen; denn es kom eine Menge von Apprellanten dagegen ein. Lottchens Herz oder vielmehr Eitelkeit und der Stolz ſeiner lieben Ehehälfte, der es gar zu ſehr ſchmeichelte, einen Hofcavalier' Herr Sohn nennen zu dürfen, machten dem guten Alten nicht wenig zu ſchaffen, und wenn er auf des gnädigen Herrn Spielſucht und Verſchwendung ſchmähkte, ſo erwiederte ſeine Hausehre: „Aber du lieber Gott, mein Schatz, hat denn nicht jeder Menſch ſeine Fehler!“

„Fehler ſagſt du? Tollheit, Raſerey ſollſt du es nennen!“

„Wie du auch gleich auffahren kannſt! Hat er mir's nicht in die Hand, hat er's nicht Lottchen auf

den Knien versprochen, er wolle von nun an nicht mehr spielen?"

„Versprechen läßt sich so etwas wohl, aber hälten, halten ...."

„Nun, mein Schatz du sollst sehen ...."

„Den Teufel werd' ich sehen! — Dich und mich und mein Kind an den Bettelstab sehen! — Mag das Mädel nehmen, welchen ehrlichen Kerl sie will, aber den adeligen Geck soll sie nicht haben."

„Aber wenn nun ihr Herz, ihre ...."

.... „Daß du herzest, daß dich das — — Ich sage dir, aus der Heirath wird nichts, und damit Punktum!" — —

Allein das war bey weiten noch nicht Punktum finale; denn die Amtmanninn brachte, so oft sie ihren Eheherrn bey guter Laune sah, das Ding wieder aufs Tapet. Endlich wandte sich dieser an Knau, seinen alten Freund, der den verliebten Seladon von innen und außen kannte:

„Sagen Sie mir doch einmal, lieber General, was iſt denn an dem von Bahlen?"

„Nicht viel."

„Er ſoll ja ſo raſend ſpielen ...."

..... „Wie die ganze Stadt weiß."

„Aber ich höre, er beſſert ſich ...."

..... „Vermuthlich, weil ihm niemand mehr borgen will."

„Sollte denn der Menſch nicht endlich in ſich gehen und das verdammte Karteln laſſen, wenn ...."

..... „O ja, wenn die Katze das Mauſen läßt."

„Nun ſo ſoll auch mein Mädel den Kerl nicht haben, und wenn ſie ſammt ihrer Mutter ſich die Augen aus dem Kopfe heult!" — —

Kaum hatte Lyau den Rücken gewandt, ſo machte der Amtmann, der, trotz der Schlauheit, womit ſeine Hausehre gewiſſe Stunden zu benutzen wußte, in Sachen von Wichtigkeit im Beſitz der

höchſten Familiengerichtsbarkeit war, den beiden Damen jenes verdrießliche Ultimat bekannt und befahl ihnen, bey Verluſt ſeiner hausväterlichen Gnade, der durchaus unſtatthaften Heirath nicht mehr zu erwähnen. Da ſie leicht erriethen, wer dieſe gebieteriſche Sentenz eingeleitet hatte, ſo ward Lyau bey ſeinem nächſten Beſuche mit ſo ſcheelen Augen angeſehen, daß er beſchloß, das Haus ſeines alten Freundes vor der Hand zu meiden.

Zufolge des wieder ihn ergangenen Endurtheils, durfte ſich der Ehelußige v. Bahlen nun freylich nicht mehr auf der Aemtey blicken laſſen: indeſſen ſchrieb er — Dank ſey es der Correſpondenz mit ſeinen Gläubigern — einen ziemlich erträglichen Brief, und die Frau Amtmanninn hatte ein viel zu mitleidiges Herz, als daß ſie den troſtloſen Baron die kleine Gefälligkeit, ſeine Seufzer unter ihrer Aufſchrift über Feld zu ſchicken, hätte abſchlagen können. Das hochbetrübte Lottchen erhielt alſo, ſo oft die alte Marie Butter zur Stadt trug, einen Bogen voll Verſicherungen ewiger Liebe, und ermangelte nicht, ihrer guten Mama — die, wie das

ſo oft bey den Müttern der Fall iſt, in Beſorgung dieſer Aufträge ihrer Jugend noch einmal zu genieſſen ſchien — bey umgehender Fußpoſt ein Convolut dito mit dito zuzuſtecken.

„Mich fliehen alle Freuden,
„Ich ſterb' vor Ungeduld;
„An allen meinen Leiden
„Iſt bloß die Liebe Schuld.
„Es quält und plagt mich immer hin,
„Ich weiß vor Angſt nicht mehr wohin;
„Wer hätte das gedacht!
„Die Liebe, ach! die Liebe hat mich ſo weit gebracht!"

So pflegte unſer Baron — denn wen macht nicht die Liebe zum mehr oder minder wäſſrigen Dichter! — ſeinem Täubchen vorzugirren. Allein wie herzbrechend das auch lautete, ſo ward doch die Landmamſell dadurch nicht zur gnädigen Frau; gleichwohl war ſie, als Evens ächte Tochter, ſeit jener verhaßten kategoriſchen Erklärung nach der verbotenen Frucht lüſterner als jemals. Nun fragen wir jeden unbefangenen Leſer: was bleibt dem ſchwächern Geſchlechte, deſſen Wille lebenslang dem Willen des

ſtärkern untergeordnet iſt, in dergleichen Colliſionsfällen anders übrig, als zu unſerm Mitleiden Zuflucht zu nehmen? — Lottchen ward alſo krank und mit jedem Tage kränker.

Ihr Vater ſah freylich wohl ein, was es mit dieſer Krankheit für eine Bewandniß hatte; allein das Uebel mochte nun im Körper oder im Gemüthe ſtecken, durch den Arzt oder durch den Prieſter zu heilen ſeyn, ſo war es doch einmal da, und der gute Alte, dem ſeine Hausehre zuweilen mit einem, wenn das Mädchen ſtirbt, ſo haſt du es auf dem Gewiſſen u. ſ. w. ans Herz rückte, wollte nicht gern ſein einziges Töchterlein verlieren. Dazu kam noch, daß ſich ein angeſehener Miniſter für den Wäſtling verwandte, und von deſſen augenſcheinlicher Lebensbeſſerung, nahen Beförderung u. ſ. w. redete; eine Fürſprache, welche dem in Frage befindlichen Schwiegervater, der doch auch ſeinen Ehrgeiz hatte, allerdings ſchmeichelhaft ſeyn mußte. — Das Reſultat aller dieſer Ereigniſſe war, daß der Amtmann — was, unter dieſen Umſtänden wohl die meiſten Väter gethan haben würden — endlich ſeine

Einwilligung gab, Lotte zusehens wieder besser nach wenig Wochen von ihrem schmachtenden Liebhaber zum Traualtare geführt ward. —

So war sie denn nun endlich Frau von Bahlen, wohnte in der Hauptstadt und fuhr, in einem schönen Wagen, dessen Wappen ihrem Gemahl gehörte, nach Hofe, in Gesellschaft und ins Schauspiel! Sie stand gegen Mittag auf, saß einige Stunden am Nachttische, fuhr spazieren, speisete, spielte, mebisirte, kokettirte und legte sich schlafen, wenn ihr alter Vater daheim wieder aufstand; kurz, die neue gnädige Frau konnte sich in ihre dermalige Rolle so gut finden, als ob sie von Jugendauf am Hofe erzogen wäre, und wußte alle die Kleinigkeiten, woraus die große Welt besteht, in kurzem auswendig.

Indessen hatte ihr Eheherr anfänglich genug zu thun, die Glückwünsche der Moses Bär, Nathan Levi, Markus Hirsch, und wie die Menschenfreunde alle hießen, welche sich selbst wenigstens eben so herzlich als ihm zu der reichen Parthie gratulirten, anzunehmen, und die Papierchen, die sie

Reihe, in alle Welt gehen zu müssen, kam endlich auch an Wagen und Pferde. Dieser Schritt, der nicht ohne Aufsehen zu erregen geschehen konnte, war für die Gläubiger das Signal, daß der gnädige Herr auf der letzten Saite spiele. Sie belagerten daher seine Schwelle, baten, forderten, pochten und droheten, so daß er weder aus noch ein wußte. Alle Künste, womit er sie bisher so meisterlich gehänselt hatte, waren erschöpft, und es blieb ihm nur eine bisher noch unbenutzte, übrig, die Kunst sich unsichtbar zu machen. Er ging also bey Nacht und Nebel davon und hinterließ seiner Gemahlinn nichts, als die Freyheit zu ihren Aeltern zurückzukehren, wovon sie den auch Gebrauch machte. — —

„War Ihnen die Hofluft zu schwül?" schrieb Kyau bald darauf an die Erbaroneſſinn; allein sie blieb ihm die Antwort schuldig.

Kyau war dem Adelstolze von Herzen feind und ächte denen, welche sich mit ihrem Von brüsteten, bey jeder Gelegenheit einen Possen zu spielen und sie lächerlich zu machen.

So setzte er z. B. einmal einer sehr stolzen Dame, welche eben bey Hofe am Spieltische saß, ein gewisses von Kämmen und Kinderwärterinnen häufig verfolgtes Insect, das er sich durch einen Bedienten hätte bringen lassen, unvermerkt auf das Kleid, und rief, einige Augenblicke nachher, voll Erstaunens: „Potz tausend, gnädige Frau, was für ein Elephant klimmt da ihre schöne Andrienne hinan!„

Die Dame erschrak und sah um sich. Lyau aber sprang hinzu, nahm das Thierchen vom Kleide und reichte ihr dasselbe auf einem Kartenblatte.

Darüber entsetzte sich nun die Dame noch weit mehr und sagte: „Ey, zum Henker! Wie mär' ich denn zu dem Ungeziefer gekommen!"

„Das geht gar leicht an, gnädige Frau!" erwiederte Lyau. „Wer weiß, wo Sie etwa gewesen sind; — Indessen rathe ich Ihnen, sich zu Hause lausen zu lassen, so darf man Sie nicht bey Hofe lausen.

beyläufig aus der Tasche zogen, theils außer Umlauf zusetzen, theils mit gnädigen Vertröstungen an ihre dermalige Behörde zurückzubisputieren. Zum Glück war der gutherzige Schwiegervater, bereits auf dergleichen Fälle bedacht, dem hochadeligen Wüstling, der sich noch vor kurzem seinen Gläubigern auf Gnade und Ungnade ergeben zu müssen schien, mit einem ansehnlichen Capitale zu Hülfe geeilt, und so konnte denn dieser mit denselben zwar keinen Frieden, aber doch wenigstens einen leidlichen Waffenstillstand schließen.

Wir müssen ihm freylich zum Ruhme nachsagen, daß er, seinem Versprechen gemäß, das Spiel aufgegeben hatte: allein die neue Haushaltung verursachte beträchtliche Kosten (zumal da die gnädige Frau so standesmäßig zu leben wußte), und so konnte er denn nicht nur auf keinen grünen Zweig kommen, sondern gerieth noch immer tiefer in Schulden. Der alte Sparmann, wie er den Amtmann sehr witzig zu nennen beliebte, rückte ein Tausend Thälerchen nach dem andern heraus, und hoffte, sein Schwiegersohn, der eine ziemlich einträgliche Stelle bekommen hatte,

werde doch endlich mit den Manichäern aufs reine kommen; doch der borgte und prolongirte so lange, bis ihm kein andrer Trost mehr übrig blieb, als die Hoffnung, daß der Himmel seinen heißen Wunsch erhören und den alten Spartmay recht bald in Abrahams Schooß versetzen werde.

Um sich bis dahin die Grillen zu vertreiben, fing er, anfangs nur um eine Kleinigkeit, allmählig aber um größere Summen, wieder an zu spielen. Dazu gehörte Geld und v. Wahlen bedurfte dessen um so viel mehr, da auch die gnädige Frau zuweilen ihr Parôli und Septieva machte. Anfänglich lieferten die Hebräer, gegen einen billigen Abzug von 50 p. c. ansehnliche Vorschüsse; als aber der Amtmann, der diese wunderliche Wirthschaft erfuhr und seinen Schwiegersohn durch Strenge zu bessern glaubte, die Hand von ihm abzog, so versiegete auch diese Quelle und man verkaufte unter der Hand Juwelen, Ringe, Uhren und alles, was unbemerkt abkommen konnte.

Alles Ding währt seine Zeit, dergleichen Finanzspeculation aber gewöhnlich nur eine sehr kurze! Die

Eine andere Dame, welche sich nicht weniger zierte und brüstete, practicirte Knau, bey einer ähnlichen Gelegenheit, einen Roßkäfer zwischen die entblößten Schultern. Sie fühlte sogleich das Krabbeln und fing an, den Käfer mit dem Fächer zu verfolgen; allein der Krabbeler kroch je länger je tiefer hinunter, so daß die Dame sich endlich entfernen und denselben aufsuchen lassen mußte. Indessen nahm Knau ihre Karten und setzte das Spiel fort.

Endlich kam die stolze Schöne zurück um ihren Platz wieder einzunehmen. Knau fragte, was ihr denn gefehlt habe.

„Ach, mir fehlte eben nichts," erwiederte sie mit einiger Empfindlichkeit. „Ich ward nur von einem garstigen Käfer incommodirt." —

Die Gesellschaft fing an zu lachen, Knau aber sagte: „Darüber dürfen Sie sich nicht wundern, gnädige Frau! Dergleichen Thiere pflegen das Innere zu suchen."

Bey einem Picknick erhielt die Gattinn eines Pachtamtmanns, der sich vor kurzem hatte in den Adelstand erheben lassen, durch das Loos einen sehr artigen jungen Mann von bürgerlicher Herkunft zum Beysitzer. Die neue gnädige Frau, welche gern an der Seite eines Grafen oder Barons kokettiert hätte, ärgerte sich über diese fehlgeschlagene Hoffnung nicht wenig, und würdigte den unschuldigen Urheber derselben kaum eines Blicks.

Der junge Mann, der die Ursache ihres Verdrusses nicht errieth, versuchte seine Beysitzerinn aufzumuntern und wollte ihr — falls ihr etwa damit gedient seyn sollte — endlich sogar die Hand küssen: allein sie zog dieselbe verächtlich zurück und ließ ihm dafür den bloßen Handschuh.

„Küssen Sie ihn immer!“ sagte Lyon, der sich schon lange über das Betragen der Dame geärgert hatte, zu dem jungen Manne. „Küssen Sie ihn immer! Er verdient es weit eher, als manche Hand, die zu Hause Eyer rührt.“

„Was predigt doch der Pfarr' für wunderliche Mährchen!"
Es rief jüngst, vom Zorn entbrannt, das gnäd'ge Fräulein
Elischen.
„Was? Adam soll — kann mir's unbegreiflich seyn! —
Der Ahnherr aller Menschen seyn?
Er packe sich mit seinem Paradies!
Ja, wenn er noch Herr von Adam hieße!"

So dachte auch die Baronessinn von X., deren Gemahl noch dazu erst vor wenig Jahren, kraft seines Säckels geadelt worden war.

„Was sich doch das Weib wohl einbildet! (so declamirte sie einst, in Kyau's Gegenwart, wider die brave geheime Räthinn Z.). Sie möchte gar zu gern für eine Person von Extraction gelten, möchte es unser einer gar zu gern gleich thun. Die wunderliche Frau! Wer sie kennet, weiß ja doch wohl, daß sie nicht zur Noblesse gehört, sondern bloß bürgerlicher Herkunft ist." —

„Sie haben recht, gnädige Frau!" erwiederte Kyau. „Und wer eine feine Nase hat, riecht neugebackene Waare schon von fern."

Die Gräfinn Kosel gerieth einst auf den sonderbaren Einfall, zu verlangen, daß die Gebothen ins Gemache treten und das Spiel rühren sollten, wenn sie bey der Hauptwache vorüberführe. Einige erklärten diese Forderung für unverschämt; Andre suchten sie zu entschuldigen, noch Andre sie einzuschränken, näher zu bestimmen u. s. w. Endlich ward auch Kyau gefragt, was er davon halte.

„Ich?“ erwiderte er. „Ich sehe gar nicht ein, warum man sich weigert, vor der Gräfinn zu trommeln, da man doch die H—n auszutrommeln pflegt.“

Wenn Kyau die Unarten mancher Damen rügte, so nahm er dagegen auch Frauenzimmer, welche Achtung verdienten, besonders gegen die Zudringlichkeiten junger Fatzken, in den Schutz.

Einst spielte er, auf einem Ball, mit der Gemahlinn eines auswärtigen Gesandten Piquet. Die Dame, eine Schönheit, die ihres gleichen suchte, ward von jedermann bewundert. Besonders konnte sich ein süßer Herr nicht satt an ihr sehen; er schlich

daher immer um sie herum. Endlich trat er sogar hinter dem Stuhle der Gesellschaft auf die Zehen und guckte ihr, ohne daß sie es gewahr ward, beständig in den Busen.

Lucy, der das bemerkte, winkte dem jungen Edelmanne; doch dieser kehrte sich an nichts, setzte seine Beobachtungen fort, und berührte sogar, gleichsam von ungefähr, den entblößten Hals der Dame einige Male mit dem Finger; daher sie sich denn auch umsah und ihm ein ziemlich scheeles Gesicht machte. Dessen ungeachtet blieb der junge Mensch auf seinem Platze und bey seiner Unverschämtheit.

Endlich riß dem vergeblichen Winker die Geduld und er sagte zu dem Gecken: „Junger Herr! Ich bitte Sie, die Schilderey dort über dem Kamine einmal recht aufmerksam zu betrachten; vielleicht gerathen Sie dadurch auf andre Gedanken."

Der junge Herr wandte also den Kopf dahin und erblickte — ein Bildchen, dem die Mutter die entblößten Federn flocht.

Ein junger Menſch, der vor kurzem Fähndrich geworden war, auch vielleicht gehört haben mochte, eine Offizierenuniform ſey, in den Augen des ſchönen Geſchlechts, einem Glücksritter keine geringe Empfehlung, machte auf einem Balle den verliebten Geck, liebäugelte bald hier- bald dorthin und forderte bald dieſe bald jene Dame zum Tanze auf, ungeachtet ſich die meiſten ſchon an andre Herren verſagt hatten. Nun zog ihn freylich ein älterer Offizier auf die Seite und erinnerte ihn, behutſamer zu ſeyn, damit er nicht einmal mit einer langen Naſe abziehen müſſe: allein der Haſenfuß achtete das nicht, meynte, auf einem Balle ſey der Eine ſo gut als der Andre, der Staabsoffizier nicht mehr als der Subaltern, und machte ſich ſogleich auf den Weg, um einer Dame, mit welcher Kyau eben zum Tanze antreten wollte, die Hand zu küſſen. Die Schöne zog dieſelbe zurück; deſſen ungeachtet wollte ihr der Geck einige Süßigkeiten vorſchwatzen. Allein nun nahm Kyau das Wort und ſagte: „Herr Fähndrich, gedulden Sie ſich nur ſo lange, bis ich dieſen Tanz geendigt habe! Alsdenn mögen Sie der gnädigen Frau meinethalben nicht nur die Hand,

ſondern, wenn Sie Appetit haben, auch noch etwas anderes küſſen."

„Klaff' nicht zu viel, ſondern hör mehr!
„Das wird dir bringen Lob, Preis und Ehr.
„Durch Schweigen ſich verräth niemand,
„Klaffen bringt manchen in Schimpf und Schand."

Eine Regel des ſogenannten güldenen ABC, welche Frau von R** ihrem ältſten Sohne, als er in ſeinem achtzehnten Jahre das Dorf, worin er geboren war, zum erſten Mahle verließ, mit eigener hohen Hand und ziemlich leſerlichen Buchſtaben auf die erſte Seite ſeines Stammbuchs ſchrieb. Der Junker, welcher alle Urſache hatte, vorzüglich die dritte Zeile wohl zu beherzigen, nahm ſich denn auch ſorgfältig in Acht, in Gegenwart vernünftiger Leute jemals laut zu werden.

Einige Wochen nach ſeiner Ankunft in der Stadt widerfuhr ihm die Ehre, von Kyau, einem Bekannten ſeines Vaters, zur Tafel gebeten zu werden.

Nun hatte der gute Junker bereits gehört, daß schon manches liebe Mutterſöhnchen von einem Schmauſe, wie er dermalen beywohnen ſollte, mit einer langen Naſe heimgekehrt ſey, und wäre daher dieſer Einladung gern überhoben geweſen: doch ſie ließ ſich nun einmal nicht ablehnen. Er las alſo am Morgen des gefürchteten Schmauſetages das obgedachte Denkmal mütterlicher Liebe und Menſchenkenntniß mit aller Andacht durch, faßte den feſten Entſchluß, vorzüglich heute ſein Verſtandeslämpchen unter einem Scheffel zu verbergen und begab ſich mit dieſem frommen Vorſatze nach der Wohnung des gaſtfreyen Kyau.

Anfangs ging das Ding recht gut. Der Junker hatte die Vorſicht gebraucht, ſich nicht zu früh einzuſtellen, es ward alſo bald nach ſeiner Ankunft angerichtet, und — wie müſſen's ihm zum Ruhme nachſagen — während des Eſſens legte er alle Ehre ein; denn wenn er gleich nicht redete, ſo ſah man doch wenigſtens, daß ſeine Kinnbackenmuskeln nicht gelähmt waren. Allein ſo bald die Tiſchgeſellſchaft mit ihrem Magen Friede gemacht hatte und das

Bedürfniß der Unterhaltung dringender ward, spielte unser läublicher Gast die traurigste Figur von der Welt. Er ließ, seines „Klaff nicht zu viel,“ eingedenk, kein einziges Wort von sich hören, gaffte den gesprächigen Knau, der die Gäste so meisterlich aufzumuntern wußte, mit offenem Munde an und unterhielt sich indessen auf seine eigene Manier, das heißt, er trommelte mit den Fingern auf dem Teller.

Knau that, als bemerkte er des Junkers Aufführung nicht, winkte aber einem Bedienten und befahl ihm heimlich, dem Trommler unvermerkt einen lebendigen Krebs auf den Teller zu practiciren, welches denn der schlaue Gehasi, in dergleichen Kunststückchen schon geübt, so geschickt zu bewerkstelligen wußte, daß der Junker kein arg daraus hatte, sondern seine militairische Uebung nach wie vor fortsetzte.

Indessen hielt der Krebs das Trommeln für eine Kriegserklärung, marschirte auf die kühnen Urheber derselben los und packte den vorlautesten so herzhaft an, daß der Junker den Finger erschrocken

an sich zog und seinen geharnischten Feind auf den Tisch schleuderte. Darüber entstand nun freylich — was sich der bestürzte Gast durch sein Schweigen so sorgfältig zu ersparen gesucht hatte — ein allgemeines Gelächter. Knau, der den jungen Mann ein für alle Mahl witzigen wollte, beschloß dasselbe mit dieser Erinnerung:

„Sie sehen also, lieber Freund, daß man sich durch Abwesenheit des Geistes eben so lächerlich machen kann, als durch vorlautes Reden. Freylich, wer nicht spricht, verräth seine Unwissenheit nicht; aber er wird auch nie klug. Wem es um Belehrung zu thun ist, der muß fragen, und ein vernünftiger Mann schämt sich nicht, sich von bejahrtern Leuten belehren zu lassen. Ich rathe Ihnen daher, folgenden, aus dem güldenen ABC entlehnten Denkspruch in Ihr Stammbuch zu schreiben:

„Nicht schäm' dich, rath' ich allermeist,
„Daß man dich lehr', was du nicht weißt.
„Wer etwas kann, den hält man werth,
„Den Ungeschickten niemand begehrt."

„Herr Generallieutenant, wie iſt doch Ihr Vorname? Heißen Sie nicht Matthäus?“ frägte eine Dame, ziemlich ſpöttiſch, unſern Baron.

„Das ich nicht wüßte, gnädige Frau!“ erwiederte er. „Aber wie kommen Sie auf den Namen?“

„Je nun! Mir dünkt, Sie ſehen ziemlich ſo aus als Matthäus, der bekannte Evangelienſchreiber.“

„Das iſt möglich; es gibt zuweilen ſolche Aehnlichkeiten. So ſehen Sie z. B. Magdalenen, der berüchtigten Sünderinn, ſo ähnlich als ein Ey dem andern.“

Ein verabſchiedeter Soldat, welcher durch eine neben ihm abgeſchoſſene Kanone das Gehör verloren zu haben behauptete, fand, daß das Betteln ein gar bequemes Handwerk ſey, und zog daher, auf Unkoſten der chriſtlichen Mildthätigkeit, von einem Dorfe zum andern. Seine kosmopolitiſchen Wanderungen führten ihn denn auch nach dem Königſtein,

wo er eine Gesellschaft von Offizieren, und unter andern unsern Lyau, um ein Almosen bat.

Die Herren, welche sich ein Gewissen daraus machten, ihrer geringern Brüder einen, der im Dienste fürs Vaterland invalid geworden war, unbegabt heimgehen zu lassen, thaten sämmtlich ihre milde Hand auf. Nur Lyau schien dies das Mahl seinen Charakter zu verläugnen; denn während die Andern den Beutel zogen, untersuchte er die Attestate, welche der taube Wanderer vorzeigte, und die wenigstens mit eben so vieler Gewissenhaftigkeit ausgefertigt wären, als die Gesundheitsscheine, welche Hofrath C** und Consorten der leider nur zu bald insolventgewordenen Stadtolbendorfischen Todtenkasse lieferten. — —

Der Schnurrbart stand immer noch und harrte, ob der lesbegierige Herr, der ihn noch dazu sehr scharf aufs Korn nahm, nicht endlich mit der Hand nach der Tasche fahren würde, als dieser auf einmal zu einem neben ihm stehenden Offiziere sagte: „Ist das nicht der Kerl, der vor vier Wochen mit einem

Steckbriefe verfolgt ward, weil er den großen Diebstahl im **schen Hause zu Dresden begangen haben sollte? — Ja, bey meiner Treue! Gesicht, Haar, Statur, alles trift aufs genaueste zu. Schicken Sie nur gleich zum Profos. Er soll ihn schließen und nach der Wache ....."

„Halten S' zu Gnaden, Ihr Excellenzen!" platzte der bestürzte Vettler heraus. „Halten S' zu Gnaden! Vor 4 Wochen, als der Diebstahl in Dresden geschah, war ich eben im Voigtlande, und ....."

„und hörte damals schon eben so gut als jetzt. Nun so packt euch denn nur geschwind wieder nach dem Voigtlande, wenn ihr glaubt, daß man dort dergleichen Leutebetrieger nöthig habe, und danket dem Himmel, daß ihr für das Mahl mit heiler Haut davon gekommen seyd!"

In einer lustigen Gesellschaft fiel das Gespräch auf die Magie und besonders auf die Kunst sich

unsichtbar zu machen. Kuno behauptete, er sey im Besitz dieses Geheimnisses: allein einige zweifelsüchtige Damen meynten, das sey eine leere Prahlerey, und waren so gar kühn genug, darüber mit dem angeblichen Schwarzkünstler zu wetten. Kuno begab sich in ein Nebenzimmer, ließ die Fenstervorhänge dicht zuziehen, die Lichter auslöschen und nachdem es auf die Art im Gemache stockfinster geworden war, die Damen an die Thüre rufen.

„Nun, meine Gnädigen, können Sie mich sehen?“

„Weder Sie, noch sonst etwas.“

„Ey tausend, so hab' ich ja die Wette gewonnen!“

„Mit nichten, mit nichten! Auf die Art kann sich ein jeder unsichtbar machen. Am hellen Tage, Herr Baron, am hellen Tage müssen Sie ihre Kunst zeigen, wenn Sie die Wette gewinnen wollen.“

„Das heißt viel gefordert! Doch versprechen und halten steht wohl bey Jungen und Alten. Stets

len Sie sich morgen hier wieder ein, und ich halte als ein ehrlicher Mann Wort!" —

Wie wenig Neugier Evens Töchter, bekannter Maßen, auch sonst haben, so konnten doch die Damen kaum die Stunde erwarten, wo der kühne Schwarzkünstler sein Probestück ablegen wollte. Endlich erschien sie, und jede eilte dem magischen Schauplatze zu, halbzweifelhaft, ob sich der neue Doctor Faust einstellen würde. Allein, dieser war bereits da und bat die ungläubigen Ankömmlinge, sich nur ein Weilchen zu gedulden, er werde sich indessen in das Seitenzimmer begeben, daselbst einige Anstalten treffen und sobald er in dem erwünschten Zustande sey, sie, Eine nach der Andern, rufen lassen. Die Damen setzten sich also in einen Kreis und harrten der Einladung, welche ihnen die Aussicht in die Geisterwelt eröffnen sollte; jede wünschte insgeheim, daß dieselbe zuerst an sie ergehen möchte. —

Endlich ward die Aelteste gerufen. Sie eilte hinaus, trat in das Seitengemach, und sah — Ayau wie eine Statue auf dem Tische stehen, jedoch in der

natürlichen Uniform, welche seit Adams Falle in der sogenannten gesittetern Welt confiscirt worden ist. — Die Dame that, was hoffentlich jede unserer Leserinnen gethan haben würde: sie erschrak, spritzte die Finger vor das Gesicht und wollte schreyen. Allein Kyau winkte, und bat sie, zuvor zu überlegen, ob es klug gehandelt seyn würde, ihren Gesährtinnen zu gestehen, daß sie, die Aelteste und Einsichtsvollste, auf die Art von ihm angeführt worden sey.

Die Matrone, welche nicht gern allein geäffet seyn wollte, ging also in aller Stille, und mit der Versicherung, es sey kein Kyau im Zimmer zu sehen, wieder zur Gesellschaft; und eben so machten es auch die andern. Als sie endlich alle in dem Zaubergemache gewesen waren, kleidete er sich geschwind wieder an, ging zur Gesellschaft und fragte die Damen nach der Reihe, ob sie ihn gesehen hätten, worauf denn die Eine, wie die Andere — vorzüglich in Rücksicht der anwesenden Herrn — mit Nein antwortete und gern gestand, daß Kyau die Wette gewonnen habe.

Einst war von sympathetischen Curen und deren vermeyntlichen Nutzen die Rede. Ayau sagte, er halte nichts davon, besitze aber einige Hausmittel, die ihm schon oft gute Dienste geleistet hätten.

„Apropos!“ fragte eine Dame, „wissen Sie kein Mittel gegen das Stechen?“

„Sie müssen nicht still halten!“ erwiederte er.

Zerstoß den Narren im Mörser wie Grütze
Und schmücke die Can mit güldenem Band!
Dey bleibt darum nicht minder ein Jand,
Und die läuft nach wie vor zu der Pfütze.

Wie viele auch heutiges Tages gegen den Wunder- und Aberglauben geschrieben und gepredigt wird, so dürfte doch vielleicht noch manches Jahrzehend verstreichen, ehe man diese Pfütze austrocknet und besonders den lieben Landmann, der sich so gern darin wälzt, nur einiger Maßen reinigt.

Unser Baron sah sich auf einer Geschäftsreise genöthigt, wegen einbrechender Nacht in einem Dorfe

zu übernachten. Er trat in der Schenke ab, allein da war nicht einmal ein Kämmerchen zu haben, und die Gaſtſtube ſo voll Bauern, daß der Reiſende ſich unmöglich entſchließen konnte, da zu bleiben; ſondern den Prediger um ein Nachtlager bat, der ihn denn auch willig aufnahm. Seinem Kutſcher, der nebſt den Pferden in der Schenke bleiben mußte, hatte er befohlen, den Bauern, — falls ſie ſich nach dem Eigenthümer der Equipage erkundigen würden — zu ſagen, er ſey ein Wunderdoctor.

Kaum hatte der Schnurrbart ſeine Pferde beſorgt und ſich in die Gaſtſtube zu einem Kruge Bier geſetzt, ſo traten die Bauern um ihn herum und forſchten, wer doch der fremde Herr ſey. Der Kutſcher antwortete wie ihm befohlen war. —

Ein Wunderdoctor war ſeit Menſchengedenken nicht in dies Dorf gekommen, und ungeachtet die guten Landleute den Hamburgiſchen Correſpondenten, die Trompete aller Marktſchreyer und Quackſalber, nicht geleſen hatten, ſo war doch ihr Glaube an Univerſalarzeneyen mächtig groß und ſie konnten

kaum den folgenden Tag erwarten, um den medizinischen Halbgott näher in Augenschein zu nehmen. Die meisten von ihnen blieben also die ganze Nacht hindurch in der Schenke, und tranken sich, dem neuen Aeskulap zu Ehren, zum mindesten ein tüchtiges Jesuiterräuschchen. Diejenigen aber, welche sich nicht getrauten, eine solche Lucubration bey ihren Weibern zu verantworten, fanden sich noch vor Tagesanbruch wieder daselbst ein, und besetzten den Weg von der Pfarre bis zur Schenke, damit ihnen — man sieht, daß die ehrlichen Leute blutwenig Menschenkenntniß hatten — der Herr Doctor nicht etwa aus Bescheidenheit ausweichen möchte.

Endlich erschien unser Wundermann, und alles lief hinzu ihn zu begaffen. Der Zug begleitete ihn nach dem Wirthshause, wo Knau nolens volens Stand halten, und die Klagen der wundergläubigen Patienten anhören mußte. Der Eine beschwerte sich über Magendrücken, und dem verordnete er ein dreytägiges Fasten; der Andere über Kopfweh, und dieser sollte sich in Zukunft des Branteweins enthalten; der Dritte klagte, er sey gallsüchtig, und erhielt

Befehl, jedes Mahl zehn tausend zu zählen, bevor er seinem Gegner antwortete u. s. w. u. s. w.

Die Bauern, welche erwartet hatten, daß der reisende Aeskulap mit Büchsen, Schachteln und Gläsern wider ihr Ungemach zu Felde ziehen würde, waren mit dieser Wortkur gar nicht zufrieden, sondern gingen, so bald er ihr Dorf im Rücken hatte, zum Prediger, theilten demselben Knaus's Antworten mit und fragten, ob dieser denn wirklich ein Doctor sey.

„Eben so wenig als ich," erwiederte der Pfarrer lachend. „Er wollte euch nur mit euren Wundergläuben foppen. Daß ihr sonderbaren Leute doch noch immer an dergleichen Affenspeyen hängt, lieber einem Quacksalber hört, als einen vernünftigen Mann! Der gute Rath des Reisenden ist mehr werth, als alle Universalarzeneyen in der Welt. Befolgt denselben und ihr werdet euch wohl dabey befinden!" —

Die Bauern sahen einander an, schüttelten die Köpfe und gingen. — Man wird eher einen Meh-

ren weiß waschen, einem Postillion das Zechen, und einem Zeitungsschreiber das Lügen abgewöhnen, als verjährte Vorurtheile ausrotten.

Ein anderer Prediger, bey welchem unser Reisende übernachtete, hielt sich, vermöge seines Gastes toleranter Aeußerungen über verschiedene Religionssecten, für verbunden, Knau zu fragen, ob er sich zum lutherischen, reformirten oder katholischen Glauben bekenne.

„Ich glaube, was ich will." Antwortete der Fremdling.

Allein damit war der Pfarrer nicht zufrieden. Er meynte, auf gut Wöllnerisch, ein wahrer Christ müsse nicht glauben, was er wolle, sondern, der Vernunft zum Troze, seinen Glauben über irgend einen allgemeinen Leisten zu schlagen. „Wie werden Sie sonst bestehen, wenn Sie an jenem Tage Rechenschaft geben sollen!"

„Hoffentlich ganz wohl;“ erwiederte Knau, „denn nach der Auferſtehung wird ohne Zweifel ein jeder um ſeine Religion befragt und der Katholiſche den Katholiken, der Lutheraner ſeinen Glaubensgenoſſen, und der Reformirte den ſeinigen zugeſellet werden. Kommt nun die Reihe an mich und ſoll ich ebenfalls von meinem Glauben Red' und Antwort geben, ſo werd' ich ſagen, wie ich zu dem Herrn Pfarrer geſagt habe: „„Ich glaube, was ich will.““

„Fragt man, wie ich vermuthe, alsdenn weiter: „„Und was willſt du denn?““ ſo werd' ich antworten: „„Ich will, im Vertrauen auf Gottes Gnad' und Barmherzigkeit, das ewige Leben,““ welches mir denn auch, hoffentlich, nicht verſagt werden wird.“

Als Knau krank lag, beſuchte ihn ein katholiſcher Geiſtlicher, in der Hoffnung, an ihm einen Proſelyten zu machen. Indeſſen merkte der gute Vater bald, daß er für dies Mahl einen vergeblichen Gang gethan haben würde. Er brach alſo

die Unterredung plötzlich ab, stand auf und sagte zu dem Patienten: „Ich muß wieder gehen, verzeihen Sie.....!“

.....„Es würde mir um Ihretwillen sehr Leid thun, Herr Pater, wenn Sie bey mir bleiben müßten.“ Erwiederte der Kranke.

„Wie befinden sich eure Hochwürden?“ fragte Knan einen bejahrten Prälaten, der vom Podagra geplagt ward. —

„Je nun, ich trinke meinen Wein und leide meine Pein, und dieses mit aller Geduld.“

„Schade, daß Sie nicht auch dazu ein junges Mädchen heirathen dürfen! Ihre Geduld würde sonst manchem Hörnerträger zum Muster dienen können.“

Als Knan einst die Merkwürdigkeiten einer uralten Kirche in Augenschein nahm, fragte er seinen

Cicerone, den Küster, was für einen Heiligen dieselbe zum Schutzpatron habe. Die Antwort war, sie führe den Titel Allerheiligen.

„Das hab' ich mir wohl eingebildet, weil fast keine Fensterscheibe mehr ganz ist," erwiederte Kyau. „Wo viele Hirten sind, da wird gemeiniglich übel gehütet; denn es verläßt sich immer der Eine auf den Andern."

Wahrheitsliebe und Redlichkeit sind Pflanzen, welche in dem fremdartigen Klima der Höfe nur zu leicht zusammenschrumpfen, und, von Insecten benagt, absterben. Indessen wußte Kyau das Geschmeiß der Verläumder oftmals durch ein einziges Schellengeklingel zu verscheuchen.

Einst, als ihm der König gar nicht wohl zu wollen schien, fiel gerade eine Hoftrauer ein. Nun durfte bey einer solchen Gelegenheit (die wachhabenden Offiziere ausgenommen) niemand anders als in schwarzer Tracht bey Hofe erscheinen. Dessen

ungeachtet kam Knau in einem rothen Kleide angeflogen.

„Ist dir nicht so gut wie den Andern Trauer angesagt worden?“ fragte der König.

„O ja, eure Majestät!“ erwiederte Knau. „Da man mich indessen bey Hofe schon schwarz genug gemacht hat, so brauche ich nicht erst schwarz anzuziehen.“ —

Der Regent lächelte und die Höflinge sahen ihre menschenfreundlichen Absichten abermals vereitelt.

In einem muntern Kreise ledlger Frauenzimmer war vom Heirathen — einer Materie, wovon sich das schöne Geschlecht nicht ungern unterhalten soll — die Rede. „Wie wär' es,“ sagte Knau zu einer Matrone, welche, ihren vier und vierzig Jahren zum Trotze, immer noch Jungfer war, „wie wär' es, wenn Sie dem Hauptmann P** die Hand gäben!“

„Ich dachte gar...! Was sollt' ich mit so einem alten Hagestolze!" erwiederte die überreife Spröde mit einer höhnischen Miene. —

Einige Tage nachher ging Lyau mit dem eben erwähnten Hauptmanne in einen öffentlichen Garten, den jene Matrone ebenfalls oft zu besuchen pflegte. Unsre Spaziergänger trafen sie, und zwar in Gesellschaft mehrerer Damen, auch dies Mahl hier an. Sie unterhielten sich mit den Schönen, der Hauptmann vorzüglich mit seiner Auserwählten. Nach manchen schmeichelhaften Complimenten überreichte er ihr einen seit vier und zwanzig Stunden auf seinem Aermel paradirenden und daher ziemlich verwelkten Blumenstrauß, nahm sich aber — wir wollen nicht untersuchen, ob aus Vorsatz oder Versehen — so ungeschickt dabey, daß das Geschenk auf die Erde fiel, bevor noch die Schöne ihre Hand darnach ausstreckte.

Sogleich sprang Lyau herbey, als wollte er dasselbe aufheben, und ab der Dame, die sich ebenfalls in dieser Absicht bückte, statt des Straußes, eine

kleine Cervelatwurſt in die Hand, worüber denn die Geſellſchaft in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Zum Henker!“ rief das Fräulein, und warf das Unding dem Geber vor die Füße. „Eine Wurſt zu einem Bouquet — iſt das ſchicklich!“

„Warum das nicht!“ erwiederte Khau. „Eine verwelkte Blume und eine verſchrumpfte Wurſt haben einander nichts vorzuwerfen.

In einer fröhlichen Geſellſchaft ward einſt die Frage aufgeworfen, warum doch wohl das weibliche Geſchlecht keinen Bart habe.

„Das iſt leicht zu erklären!“ antwortete Kyau. „Wer in aller Welt ſollte ſie raſiren, da ſie den Mund keinen Augenblick ſtill halten können!“

Wenn Kyau irgend einen intereſſanten Satz behauptete, ſo pflegte er denſelben gern durch eine

Erzählungen zu erläutern. Die Damen neckten ihn oft, und wurden eben so oft von ihm geneckt. Daher kommt's, daß das schöne Geschlecht eben nicht Ursache hat, auf jene, meistens satyrischen, Anekdoten stolz zu seyn. Wir, die wir uns, laut des Titels dieses Büchleins, nun einmal anheischig gemacht haben, Kyau's lustige Einfälle nachzuerzählen, sind freylich verbunden, auch jene, theils aus der höhern theils aus der niedern Sphäre des Lebens entlehnten, satyrischen Beyträge zur Charakteristik der schwächern Hälfte der Menschheit hier aufzunehmen; indessen denken wir mit dem Apostel Paulus, der bekanntlich kein unebener Mann war: „So viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Friede!" und sind daher gar nicht gesonnen, unsers Spötters Behauptungen unbedingt zu unterschreiben. Vielmehr haben wir, um unsern Leserinnen kein Aergerniß zu geben, jene — wer wollte nicht gern glauben, verläumderischen! — Anekdoten bis zu Ende dieses Büchleins verspart und dadurch jeder empfindlichen Schöne Gelegenheit geben wollen, dieselben unbeschwert überzuschlagen. Nach diesem, hoffentlich überzeugenden, Beweise unsrer Paulität waschen

wir unſre Hände in Unſchuld und laſſen den loſen Spaßmacher erzählen. — —

„„Hilf, Himmel, hilf! Ich ſchrey zu dir,
„„Ein Weib und Kreuz haſt geben mir.
„„Nimms Weib zu dir,
„„Das Kreuz von mir,
„„Ich will dirs danken für und für.““

Belete jener Schulmeiſter, der ſich ſeit zwanzig Jahren mit einer bärbeißigen Frau plagte, die den ganzen Tag über nichts that, als zanken und ſchmählen. Dennoch war der gute Mann noch nicht halb ſo übel daran, als ein gewiſſer ſchwäbiſcher Schenkwirth; denn jener ſtand zwar unter dem Pantoffel, allein er blieb doch ohne Hauptſchmuck, bey heiler Haut und bey Ehren. Der Schwabe hingegen mußte nicht nur ſeiner Frau gehorchen, ſondern auch deren Galane bedienen, und — was wenigſtens eben ſo ſchlimm war — ſich noch dazu wegen ſeines Hauskreuzes überall hänſeln und necken laſſen. Kein Wunder, wenn der arme Tropf ganz blödſinnig darüber ward! — —

„Daß du mir auf die Gluckhenne nebſt den Küchlein wohl Acht gibſt!“ ſagte ſeine Frau eines

Tages und ging aus dem Hause um einem ihrer Buhlen ein Stell dich ein *) zu geben. Der Mann that sein bestes. Er führte die Henne sammt ihrer kleinen Familie in den Garten, setzte sich unter einen Baum und verwandte kein Auge von den Hühnern. Allein ehe er sich dessen versah, kam ein Habicht aus der Luft geschossen und holte eins von den Küchlein weg. Der betrogene Wächter schrie dem Räuber nach, in der Hoffnung, er würde das Küchlein wieder fallen lassen; doch kehrte sich dieser nicht daran, sondern dachte wie der ** er Magistrat bey Erbschaftsverwaltungen: „was gut zu nehmen ist, ist auch gut zu behalten," und ließ sich den gestohlenen Braten wohlschmecken.

Indessen erwartete der Wirth mit Zittern die Rückkunft seiner Frau. Gegen Abend kam sie, und ihre erste Frage war: „Ist nichts vorgefallen?" — Der arme Stümper wollte nicht mit der Sprache herausrücken, daher sie den leicht merkte, daß ihn der Schuh irgend wo drücken müsse.

*) So will einer unsrer Sprachverbesserer das rende-vous übersetzt wissen.

„Was gilts, du haſt mir die Küchlein auffreſſen laſſen!“ ſagte ſie und lief ſpornſtreichs nach dem Hühnerſtalle um ihre geflügelten Hausgenoſſen nachzuzählen. Der Defect ward ſogleich bemerkt und nun gings über den armen Mann her. Er bat, er flehete, er verſprach ſein Wächteramt künftig beſſer zu verſehen — alles umſonſt! „Ich will dich Schlingel lehren die Augen aufſperren!“ hieß es, und man kann leicht denken, daß das Werkzeug, welches am meiſten geſündigt hatte, auch am meiſten Pein leiden mußte. endlich flüchtete er mit vielen blauen Flecken auf den Heuboden und zog die Leiter nach ſich. —

Am folgenden Tage machte die Zelotinn abermals einen Ausflug in die Nachbarſchaft, nachdem ſie zuvor dem Manne das Hausweſen und beſonders die Küchlein auf Leib und Leben anbefohlen hatte. — —

„Für dies Mahl will ich's klüger machen!“ ſagte der ehrliche Schlucker zu ſich ſelbſt, band die Küchlein mit den Füßen an einen langen Faden, behielt das Ende deſſelben in der Hand und hüthete auf die Art eine geraume Weile ſeine Heerde. — — „Ey,

dabey könnte man ja wohl ein Pfeifchen ſchmauchen!“ eine Pflege, welche ihm ſeit dem letztern Hausturniere nicht zu Theil geworden war. Er legte alſo ſeinen Faden einſtweilen nieder, ging in die Küche, um ſeinen Naſenwärmer anzuzünden, und intonirte unterweges, in Wiedererinnerung ſeines geſtrigen Schickſals: „Mag ich Unglück nicht widerſtahn.“ —

Aber, hilf Himmel, wie erſchrak er, als er wieder in den Garten kam und ſein ganzes Gebund Küchlein oben in der Luft ſchweben ſah! — Der Habicht hatte den geſtrigen Braten ſo ſehr nach ſeinem Geſchmacke gefunden, daß er, während des Wirths Abweſenheit, wiedergekommen war um ſich noch Einen auszubitten. Da er aber die ganze Familie zuſammengereihet ſah, ſo hieß es, wie Eulenſpiegels Schneidermeiſter ſagte: „Was Gott zuſammengefügt hat, ſoll der Menſch nicht ſcheiden!“ — und jene beſcheidene Forderung artete in den unverſchämteſten Diebſtahl aus. —

Da ſtand nun der betrogene Schmaucher, wie vom Blitze gerührt, und wünſchte nichts mehr, als daß der Räuber den Wächter zugleich mit der Heerde

durch die Luft geführt haben möchte! Er war eines einzigen Küchleins willen beynahe lebendig gerädert worden, was mußte er nicht der ganzen Brut wegen fürchten! — „Besser todt, als noch einmal von meinem Weibe zerarbeitet!“ seufzte er und war im Begriff in den Brunnen zu springen. Allein unterweges fiel ihm ein, daß ihm seine Frau befohlen habe, das Haus nicht zu verlassen. Er beschloß daher, lieber inner- als außerhalb desselben, und also doch wenigstens in seinem Berufe, zu sterben.

Zum Glück erinnerte er sich eines wohlverwahrten Topfes in der Vorrathskammer, vor welchem ihn seine Ehehlage mehrmals gewarnt hatte, mit dem ausdrücklichen Zusatze, es sey das stärkste Gift darin. — Was konnte ihm unter diesen Umständen erwünschter kommen, als jener Topf! Dadurch ward er ja auf einmal und noch vor seines Weibes Zurückkunft aller Qual entledigt! Er machte sich also über denselben her, verzehrte den ganzen Vorrath von Gift, welcher in den schönsten eingemachten Feigen bestand, verkroch sich alsdenn in einen Winkel und erwartete jeden Augenblick das Ende seines Lebens.

Unterdeſſen kam das liebenswürdige Weib zurück. Sie ſah ſich ſogleich nach ihren Küchlein und ihrem Manne um, konnte aber keines von beiden anſichtig werden. Da ihr eben nicht viel gutes dabey ahndete, ſo nahm ſie einen hölzernen Tröſter zur Hand und durchſtoberte damit alle Winkel des Hauſes, in der Hoffnung, entweder den armen Sünder oder das corpus delicti auszuwittern und über jenen ſogleich Standrecht zu halten.

Nach langem, vergeblichen Späben fand ſie den erſtern ganz gekrümmt in einem Winkel ſitzen, überſchüttete ihn mit einem Strohme kernhafter Flüche und holte mit ihrem hölzernen Zepter aus, um zu dieſer Litaney den Tact zu ſchlagen. Indeſſen rief der Mann aus vollem Halſe: „Halt ein, liebe Suſe, halt ein! Ich bin ohnehin ein Kind des Todes, denn ich habe aus Furcht vor dir den ganzen Gifttopf ausgeleckt. — Lebe wohl! Lebe wohl und nimm dir einen andern Mann, der deine Küchlein beſſer hüthen kann als ich!“ —

Wie wüthend das Weib auch vorhin war, ſo mußte ſie doch über die Einfalt ihres Mannes lachen.

Sie zog ihn alſo aus dem Winkel hervor, ohne ihm etwas zu Leide zu thun, und das war, in Betracht, daß ſie den armen Tropf bloß durch ihre Tyranney zum Narrer gemacht hatte, vielleicht der klügſte Streich, deſſen ſie ſich in ihrem Leben rühmen konnte.

„Wie kennt der Teufel doch das Uebel ſo genau!
„Er ließ dem Hiob nichts als nur die böſe Frau."

Hatte ein geplagter Ehemann, der ſich oftmals mit Hiobs Schickſale zu tröſten pflegte, in ſeine Bibel geſchrieben. Uebrigens trug er, wie dieſer, ſein Kreuz ſo ziemlich mit Geduld. Bekam die Frau ihre böſe Laune, ſo brachte er einen Schwank aufs Tapet, der ſie wider ihren Willen lachen machte und das Ungewitter von ihm abwendete. Sehr ſelten pflegte er ihr eine Doſis Schlagbalſam zu applíciren; denn theils hielt er überhaupt nicht viel von dieſer gewaltſamen Cur, welche freylich immer eine kräftige Arzeney gegen die Liebe bleibt, theils widerrieth ihm die Klugheit eine Manipulation,

woben er, vermöge der Stammhaftigkeit seiner Ehehälfte, zum Unglück eben so oft das leidende als das thätige Subject ward. — —

Woher kommt's doch, daß man die geplagten Ehemänner weit öfter belachet als bemitleidet? — Eine Frage, welche, so viel wir wissen, noch nirgends beantwortet worden ist, ungeachtet sie wenigstens eben so sehr auf dem Katheder und durch Preisaufgaben zur Sprache gebracht zu werden verdiente, als die Prädamiten, der Bau des Salomonischen Tempels und andre solche Siebensachen. Es ist hier nicht der Ort, tragi-komisch-pscholo-gische Probleme aufzulösen, sonst könnten wir eine Abhandlung einschalten, welche die meisten Leser eben so gelehrt finden würden, als jenen Titel. Schade, daß die geplagten Ehemänner nicht, wie die Akademien der Wissenschaften, eine geschlossene Gesellschaft ausmachen! sonst dürfte man hoffen, daß die obige Frage einmal der Gegenstand einer Preisaufgabe würde. Sollte indessen dieser Fall in Zukunft noch eintreten, so kann das Publikum von unsrer Seite auf ein Werk rechnen, welches an Gründlichkeit den

philosophischen Schriften des Kirchenraths Tittel, und an Sprachrichtigkeit dem grauen Ungeheuer nichts nachgeben wird: denn die Möglichkeit, von einer so achtbaren Gesellschaft größtentheils gekrönter Männer gekrönt zu werden, wäre eine zu schwere Versuchung, als daß wir nicht mit unsrer Weisheit herausrücken sollten. —

Damit man diese kleine Abschweifung nicht für gesucht erkläre, so ist zu wissen, daß unser philosophisch-politischer Dulder sehr oft in den Fall kam, von seinen Zunft- und Zeitgenossen geneckt und verlacht zu werden. Der Eine fragte ihn, ob er die rothen Augen dem Rauche zu verdanken habe; der Andere, ob er etwa mit dem Kopfe gegen den Ofen oder gegen seiner Frauen Hand gerannt sey u. s. w. Nun machte er freylich in der Regel Spaß daraus, allein das wollte auf die Länge nicht mehr gehen, die Neckereyen nahmen kein Ende; er beschloß daher, bey der nächsten Gelegenheit auf immer den Lachern das Maul zu stopfen.

Sie fand sich; denn auf den nächsten Innungsschmause ging das Hänseln wieder an. Unser Ehren-

mann wehrte ſich tapfer und behauptete endlich ſogar, die Leute möchten ſagen, was ſie wollten, er ſey doch Herr im Hauſe und ſeine Frau müſſe nach ſeiner Pfeife tanzen. Darüber entſtand ein allgemeines Gelächter. — „Lachet nur immer hin!“ ſagte er. „Ich wette um eine Tonne Bier, daß ich buchſtäglich die Wahrheit geſagt habe. Meine Frau ſoll, ſo bald ich's ihr heiſſe, in der Stube umhertanzen. Wollt ihr mir nicht glauben, ſo gehet mit und überzeugt euch durch den Augenſchein!“ —

Die Wette ward ſogleich angenommen und die Schmausbrüder gingen mit nach ihres Gegners Wohnung, und ſtellten ſich an ein klein Fenſter, wodurch ſie die hinter dem Spinnrocken ſitzende Frau, nebſt allem, was in der Stube vorging, beobachten konnten.

Kaum trat der Geneckte in die Thür, ſo machte ihm ſeine böſe Sieben ein ſo ſaueres Geſicht, daß die Lauſcher am Fenſter das Bier ſchon gewonnen zu haben glaubten. Allein jener ließ ſich dadurch nicht aus der Faſſung bringen, ſondern ſetzte höh-

nisch die Arme in die Seite und fing an in der Stube umherzutanzen und zu singen:

„Du schmeckst zwar ein schief Gesichte,
Doch bin ich Herr im Hause;
Drum tanze mit, und schmolle nicht,
Sonst mach' ich eine Pumpe
Und zeige dir, wer oft verliert,
Daß ich der Herr im Hause bin." —

Das Weib hörte dem Liedchen eine Weile zu, warf aber den Spinnrocken bald von sich, daß es rasselte, stemmte gleichfalls beide Arme in die Seite, tanzte dem Manne entgegen, und sang, indem sie ihm ein Schnippchen vor die Nase schlug, mit freistehender Stimme:

„Du schmeckst zwar ein schief Gesichte,
Doch bin ich Herr im Hause;" u. s. w. —

Die Zeugen am Fenster brachen über dies Duett in ein lautes Gelächter aus: der Mann aber rief: „Ha lustig! die Tonne Bier ist gewonnen!" lief mit den Zechbrüdern davon, und ließ seine böse Sieben tanzen, so lange sie wollte.

„Bruder, rathe mir einmal, was fang' ich mit meinem Weibe an! Ich prügle das Unthier alle Tage braun und blau; aber das ſchimpft und lärmdhlt, tobt und flucht, wie wie nach, vom Morgen bis zum Abend," ſagte ein Soldat zu ſeinem Kameraden, der ein verdorbener Student war, und daher ein wenig mehr Menſchenkenntniß zu haben vermeynte, als ſeine meiſtens dem Pfluge entriſſenen Spießgeſellen. —

„Je nun!" antwortete dieſer. „Wenn die Schläge nicht helfen wollen, ſo weiß ich dir nichts anders zu rathen, als die Waſſerkur."

„Die Waſſerkur? was heißt das?"

„Das heißt, du ſollſt deine Xantippe gelegentlich ins Waſſer ſetzen und ſie nicht eher wieder herausziehen, als bis ſie dir heilig angelobt, daß ſie ſich beſſern will. — —

Wie kann Waſſer ſolche große Dinge thun? wird mancher Leſer vielleicht denken. Indeſſen fand unſer

Trager dieß Mittel, das, wie einfach es auch sey, schon mehrern geplagten Ehemännern gute Dienste geleistet haben sollte, sehe nach seinem Geschmack, und beschloß, davon nächstens Gebrauch zu machen.

Zum Glück trat der Fall der Anwendung früher ein, als sich, wegen der Entfernung eines schicklichen Taufortes, anfänglich hoffen ließ; denn als das mißvergnügte Ehepaar am nächsten Sonntage zusammen über Feld ging, um einen Landmann von ihrer Verwandtschaft zu beschmausen, fand die Soldatendame, daß sie zu einem solchen Besuche nicht genug geputzt, sondern daß wenigstens ein neues, nicht so abgeblaßtes Mieder dazu anzuschaffen gewesen sey. „Aber," setzte sie hinzu, „wer kann bey die Pfennigfuscher zu einem Stück Zeuge kommen!".

Der Mann entschuldigte sich und versicherte, es fehle ihm nicht am Wollen, sondern am Können. Allein seine böse Sieben wollte davon nichts hören, sondern schob alles auf Rechnung seiner Kargheit, der sie eine kreischende Ehrenrede hielt und dabey ihrem Begleiter ein Mahl über das andere

einen Knicker hieß. Sie war in der höchſten rhetoriſchen Begeiſterung, als die beiden Wanderer einen Fluß erreichten und der Soldat, der Waſſerkur eingedenk, ſeine Lobrednerinn hineinſtieß und ihr die Bedingung erklärte, unter welcher allein ſie aufs Trockne kommen könne.

Allein hatte ſie vorhin geſchimpft, ſo ſchimpfte ſie nun noch zehn Mahl ärger und beſonders ward der Knicker ſo oft wiederholt, als nur der Athem zureichen wollte. Damit ſie Zeit haben möchte, ſich eines beſſern zu beſinnen, ſo tauchte er ſie eine ganze Weile mit dem Kopfe unter das Waſſer; allein ſie ſtreckte beide Hände in die Höhe und knickte die Daumen auf einander, um ihm jenen Ehrentitel wenigſtens noch durch Zeichen zu erklären.

Was ſollte der arme Tropf anfangen! Wollte er keinen Mord begehen, ſo mußte er ſein Kreuz wieder aufs Trockne ziehen. Und ſo hatte denn die Waſſerkur weiter keinen Nutzen, als daß das Mieder, welches dazu Veranlaſſung gab, nun noch mehr abgeblaßt war, als zuvor, und der arme Geplagte

nunmehr aus eigner Erfahrung wußte, daß Doctor Luther vollkommen Recht hat, wenn er sagt: Waſſer thuts freilich nicht!

Ein Pommerſcher Edelmann, dem der Himmel (wo, nach einem bekannten Sprichworte, die Ehen geſchloſſen werden) ebenfalls eine ſolche Widerbellerinn zugeſellet hatte, erſann ein anderes Mittel, dieſelbe zum Schweigen zu bringen. Er ließ nähmlich eine Wiege machen, welche ſo lang und geräumig war, daß füglich ein Erwachſener darinn Platz hatte. Als ſie ankam, erkundigte ſich ſeine Hausehre ſehr angelegentlich, was er doch mit dem ungeſtalteten Machwerke wollte. Die Antwort war, ihm ahnde, daß ſie ihn nächſtens mit einem kleinen Göliath beſchenken werde, und er habe die Rieſenwiege verfertigen laſſen, um dieſen ungeheuren Eheſegen darinn zu ſchaukeln.

Indeſſen ward die Beſtimmung des neuen Schlafgeſtells bald einleuchtender, denn als die adelige Xantippe am folgenden Tage, ihrer Gewohnheit

nach, wieder anfig zu hadern und zu toben, umfaßte ſie ihr geplagter Ehehere, trug ſie mit Hülfe eines Bedienten in die Rieſenwiege, ließ ſie darinn feſt binden und ihr, unter beſtändigen Schaukeln, vorſingen:

„Schlaf, mein Kindchen, gerne!
„Es leuchten dir die Sterne,
„Es leuchtet dir der Mondenſchein;
„Drum muſt du from und ſtille ſeyn!“ —

Darüber wollte nun die Dame vor Aerger aus der Haut fahren. Sie ſpie Feuer und Flamme gegen den Urheber einer ſo ſchimpflichen Behandlung; allein dieſer kehrte ſich nicht daran, ſondern ließ ſie nur deſto ſtärker wiegen. Als ſie deſſen ungeachtet keine gelindere Saiten aufzog, lud er einige benachbarte Freunde zum Eſſen ein, machte ſich mit ihnen luſtig, trank auf die Geſundheit ſeiner (wie er ſagte) im Nebenzimmer am Gehirnfieber krank liegenden Gattin, und führte endlich ſeine Gäſte ſogar in das Gemach, wo die böſe Sieben geſchaukelt ward. Die Herren wollten ſich über das rieſenmäßige Wiegenkind todt lachen; dahingegen

der Frau gar nicht lächerlich zu Muthe war. Endlich fing sie an einzusehen, daß sie mit ihrem losen Munde nichts ausrichten würde; sie legte sich also aufs Bitten, versprach sich zu verbessern, ward aus der Wiege befreyet, und man sagt, ihr Gemahl habe seit dieser Stunde nie wieder Ursache gehabt, sich über sie zu beklagen.

„Weiber, Weiber! wer euch trauet,
„Ist zum Tollhaus reif gnug!“ *)

Singt ein betrogener Ehemann in, wir wissen nicht gleich welcher, Italienischen Oper. Ob der gute Mann so ganz Unrecht hat, mögen folgende Ehestandsgeschichten, welche Kyau erzählte, und womit wir dies Büchlein beschließen wollen, ausweisen. —

Ein reicher, sechzigjähriger Wechsler, welcher glauben mochte, er habe an seinen Geldsäcken noch nicht genug zu hüten, heirathete — denn Alter

*) „Donne, donne! chi vi crede!
„Questo in dico pazzeggiare!“

ſchadet der Thorheit nicht — ein Mädchen von achtzehn Jahren; und was auch Zweifler darüber ſagten, ſo ſchien doch dies ungleiche Paar ganz für einander geſchaffen zu ſeyn. Der Alte ging ſeinen Geſchäften nach, während ſein Weibchen die Haushaltung beſorgte und nebenher durch ihren gottſeligen Wandel alle Welt erbaute. Sie las morgens und abends ihren Benjamin Schmolke verſäumte keine Predigt und ſchloß ſich ſogar zuweilen in ihr Kämmerlein, um unbeobachtet ihre Andacht zu verrichten und geiſtliche Lieder abzuſchreiben. Die Schwachheiten ihrer Bekanntinnen als zügelloſe Greuel beſeufzen, das Geſinde zur Gottesfurcht ermahnen, demſelben Beyſpiele von Tugenden und Laſtern unter Augen ſtellen — das alles war ihr ſo geläufig, als ihrem Manne das Geldzählen. Was Wunder, daß der gute Alte, zufolge ſeines Sprüchleins:

„Wo Gott nicht ſelber baut das Haus,
„Da richtet keine Müh was aus."

glaubte, das Glück, welches ſeit dem neuen Eheſtande alle ſeine Geſchäfte begleite, ſey ein außer-

erdentlicher, von seiner Braute auf ihn herabgefleh-
ter Segen des Himmels! Was Wunder, daß er,
dem kein Segen lieber war, als der geprägte, über
jenen frommen Wahn oft in der Stille Freuden-
thränen vergoß!

In einer solchen Herzenserleichterung ging er
an einem Sonntagsmorgen, wo er, wegen wichti-
ger, mit einem angesehenen Reisenden abzuschließen-
der Geschäfte, die Kirche versäumen mußte vor den
nußbaumenen Familienschrank, und nahm sein blau-
sammtenes, mit goldenen Quasten geschmücktes
Bratenkleid zur Hand, um in demselben desto
würdiglicher vor seinem hohen Kundmanne zu er-
scheinen.

Indem er die Troddeln, welche seine häusliche
Gattin gegen Feuchtigkeit und Tabacksrauch mit
papiernen Ueberzügen bekleidet hatte, entlarvte, er-
blickte er auf einem der Zettelchen die Handschrift
seiner Andächtigen. — „Das gute Weib! — gewiß
wieder etwas aus Paul Gerhards geistlichen Lie-
dern!“ dachte er und entfaltete seinen Fund. Es

war ein Fragment eines Briefes und enthielt die Worte: „ . . . bleibe du der Meinige . . . ich ewig verbleiben werde

Deine

getreue

Henriette.“

Der Leser begreift ohne unſere Erinnerung, daß die mit . . . bezeichneten Lücken von dem Fragmente abgeriſſen waren. Vielleicht hatte in der letztern geſtanden: und ſey verſichert, daß —

Ein Brief, und, wie es ſchien, ſogar ein Liebesbrief von ſeiner Gattin! — Kaum traute der Ehrenmann ſeinen Augen. An ihn konnte dieſer Brief nicht gerichtet geweſen ſeyn; denn er hatte ſich nie in dergleichen zärtliche Präliminarien eingelaſſen, ſondern um ſein Herzblatt unmittelbar bey ihren Aeltern geſeilſcht. Es wollte ihm gar nicht zu Kopfe, daß ſeine fromme Jette außer ihm noch einem Andern getreu ſeyn ſollte; und dennoch traf die Handſchrift eben ſo genau zu, als der Name.

Kein Wunder, wenn ihm unter diesen Umständen die Stirne zu jucken begann!

Das einzige Tau, welches seinen Glauben an die Tugend der Andächtlerinn vor dem völligen Schiffbruche schützte, war, daß er nicht zu entscheiden vermochte, ob das dritte, etwas undeutlich geschriebene Wörtlein des Fragments der männliche oder der weibliche Artikel seyn sollte. Freylich buchstabierte er, (besonders da der Punkt, den man sonst über das Wörtchen die zu setzen pflegt, nirgends zu finden war) unter zehn Mahlen wenigstens sieben Mahl der: allein, was man wünscht, das glaubt man gern; es blieb ihm daher, dieser Pluralität ungeachtet, immer noch wahrscheinlich, daß sein Jettchen an eine gute Freundinn geschrieben habe, und er beschloß, mit jenem Verdachte nicht herauszuplatzen, sondern sich auf die Lauer zu legen. —

„Der einfältige Mann!" wird der Leser sagen, der in eben dieser Wiege geschaukelt ist, „der einfältige Mann! warum durchsuchte er nicht die

übrigen Treddelmädchen! Vielleicht hätte ſich zu dem ſeinigen noch ein erklärender Vordermann gefunden.“

Unſer Zweifler that nicht nur dies, ſondern er reihete auch die Zettelchen, worunter wirklich noch einige von der Hand ſeiner Auserwählten beſchrieben waren, mit aller der Sorgfalt an einander, womit ein Philolog die pergamentenen Fragmente alter Manuſcripte, oder ein Jude, in der Hoffnung, einen Thaler von den Todten zu erwecken, die Trümmer eines Sächſiſchen Caſſenbillets zuſammen zu kalmäuſern pflegt; allein ſie paßten zu dem ſeinigen, wie ein Haa beutel zu einer Mönchskutte, und Englands Politik zu dem ewigen Frieden. Es blieb demnach nichts weiter übrig, als, was er bereits beſchloſſen hatte, die zweifelhafte Lesart des der ſo lange zu ſeiner Zufriedenheit zu erklären, bis ihm die Zeit einen unzweideutigen Commentar dazu liefern würde.

Um indeſſen dieſer Zauberinn, die mit ihren Auslegungen oft eben ſo ſehr zögert als Herr Span-

genberg mit seinem corpus juris civilis *) einiger Maaßen unter die Arme zu greifen, beschloß er, seiner Andächtigen Gelegenheit zu geben, mit ihrem Liebhaber (falls sie dergleichen haben sollte) ungestört zu — beten.

Er gab also an einem schönen Nachmittage vor, er müsse dringender Geschäfte wegen zu einem benachbarten Landedelmanne fahren, versteckte sich aber insge eim in seinem ersten Ohrenbläser, den obgedachten Familienschrank, durch dessen sauber durchbrochenes Schnitzwerk er so ziemlich den ganzen Wirkungskreis, und vorzüglich das Schlafzimmer seiner Ehehälfte, theils übersehen, theils belauschen konnte. Die Beargwöhnte ging hin und wieder, guckte bald aus diesem, bald aus jenem Fenster; allein er bemerkte nichts, was nicht zu einer Bilderbibel hätte in Kupfer gestochen werden können. Es schien ihr vielmehr in allen Winkeln nicht recht zu seyn; sie seufzte verschiedene Mahl: „o mein liebes

*) Auf dessen zweyten Theil die Pränumeranten zwanzig Jahre vergebens hoffen.

Männchen! wie mags ihm wohl gehen!“ und fing endlich sogar andachtsvoll an zu singen:

„Befiehl, o Herr, den Deinern dein,
„Den Engeln, daß sie mit ihm seyn,
„Ihn leiten und mit ihrer Wach'
„Abwenden alles Ungemach!

„Treib sein Vorhaben glücklich fort,
„Bring ihn mit Freud' an seinen Ort,
„Damit ihn ja kein Unfall krank;
„Der Menschen Herzen zu ihm lenk!

„Vor Straßenräuber ihn bewahr,
„Vor Wassersnöthen und Gefahr,
„Vor wilden Thieren, Fall und Brand,
„Vor allem Leid, vor Sünd' und Schand!“ —

Welche Gottesfurcht! Welche zärtliche Besorgniß für ihren Gatten! Ein ganzes Verzeichniß von Uebeln, wovon ihn, und wenn seine Reise noch so unglücklich ablief, kaum der zehnte Theil treffen konnte! — Das behagte dem Horcher, als hätt' ihn ein Häschen geleckt! Auch hätte er in der ersten Entzückung beynahe vergessen, daß er verreiset war, so sehr trieb und drängte es ihn, aus seinem Guck-

kasten hervorzuspringen, die zärtliche Sängerinn um Vergebung zu bitten und das verhaßte der seines Manuscripts auf ewig in die zu verwandeln. — Glücklicherweise fiel ihm das Vorgethan und nachbedacht u. s. w., welches die Alten der lieben Jugend so oft vorzupredigen pflegen, noch zu rechter Zeit ein; auch war's, als flüsterte ihm jemand ins Ohr: „Deine Beate äffet dich! Sie merkt, daß sie belauscht wird!"

„So muß ich's denn wohl ein anderes Mahl klüger anfangen!" antwortete er, wiewohl ganz mißmüthig, dem unberufenen Schwätzer, kroch gegen Abend so leise als möglich aus seiner Arche hervor, und schwur, binnen vier Wochen über die Treue oder Untreue der Beate ins Reine zu kommen, es möge auch kosten, was es wolle. Das hieß freylich eben so viel, als schwören, er wolle das große Loos in der Lotterie gewinnen; doch wer nach einem goldenen Wagen ringt, erhält am Ende noch immer ein Rad davon, sagt ein altes Sprichwort. Wir wollen sehn, ob es bey unserm Ehrenmanne eintraf.

Um ja nicht durch einen unvorbereiteten Schritt Aufsehen zu erregen, leitete er, verschiedene Tage vor der Ausführung des neuen Plans, eins seiner Geschäfte so ein, daß eine Reise, allem Anscheine nach, unvermeidlich war. Er machte sein Jettchen auf deren Nothwendigkeit aufmerksam, empfahl ihr das Hauswesen, und fuhr, unter dem Versprechen, die hochbetrübte Strohwittwe nicht länger als vier Tage schmachten zu lassen, im vollen Ernste zum Thore hinaus. Indessen endigte sich die Reise schon auf der nächsten Poststation, wo er bis gegen Abend blieb, alsdenn nach der Stadt zurückkehrte, um alles Geräusch zu vermeiden, vor derselben ausstieg, und so ziemlich um Mitternacht vor seinem Hause anlangte.

Da er denn Schlüssel zu sich gesteckt hatte, so durfte er sich nicht erst durch Klopfen ankündigen. Er kam also, ohne daß ihn jemand vernahm, bis vor das Schlafzimmer seiner Gattin. Die Thür war verschlossen; eine ungewöhnliche Erscheinung, die ihn nicht wenig stutzig machte. Er lauschte am Schlüsselloche. — Das war ein Geflüster — ein

O — und Ach! — „Sollte Sie den Abendsegen beten!“ — Aber das Bettgestell knarrte, und das betet doch keinen Abendsegen. — — „Waren das nicht zwey Stimmen? — Ja, so wahr ich lebe!“

Er klopfte an die Thür. — „Jette, mach' auf! Dein Mann ist da.“

Auf einmal entstand in der Kammer ein Gepolter, als ob der Kobold darin hauste: aber es währte nicht zwey Minuten, so kam ihm seine Getreue mit dem holdseligsten, unbefangensten Gesichte und mit offenen Armen entgegen. — „Schon wieder da, mein Schatz! Das heißt wohl recht: unverhofft kommt oft! Wär' ich doch in der Hast beynahe aus dem Bette gestolpert! Nun willkommen, willkommen!“ —

Der Schatz runzelte die Stirn und spähete alle Winkel aus, in der Hoffnung, den ungebetenen Gast ansichtig zu werden; aber es war niemand zu hören oder zu sehen, und unser Späher würde in Versuchung gekommen seyn, das Ach und O einem

ſchweren Traume zuzuſchreiben, hätte er nicht eine entfernte Seitenthüre knarren und bald darauf den Deckel eines auf der Flur ſtehenden Haferkaſtens zufallen hören. Sogleich eilte er durch die verrätheriſche Thür dem Getraidebehälter zu. Es rauſchte noch darin. Vermuthlich mußte der neue Einwohner ſeinen Nachbar, den Haſer, erſt bitten, ein wenig auf die Seite zu rücken. —

„Richtig! Der Vogel iſt gefangen!“ rief der lauſchende Alte mit einer Art von wehmüthiger Freude, hohlte ein Vorlegeſchloß und hing es dem Kaſten durch die eiſerne Naſe. — „Er will ihn doch wohl nicht gar ſammt dem animaliſchen und vegetabiliſchen Eingeweide ins Waſſer tragen laſſen!“ werden unſre Leſerinnen denken. — Nein; der alte Papa war ein zu braver Chriſt und ein zu guter Oekonom, als daß ihm ſo etwas hätte einfallen können. Auch würden wir das nicht zugeben, oder doch wenigſtens die beſorgten Schönen zuvor in den Kaſten hineinſehen laſſen. Es könnte doch leicht ein junger Menſch darin ſtecken, der ihres Mitleides werth wäre! —

„Schneid' ich mir die Nase ab, so schänd' ich mein Angesicht!" pflegte unser spruchreicher Alte zu sagen. Von diesem Grundsatze ging er auch bey seinem dermaligen Verfahren aus. Steckte, wie er alle Ursache hatte zu glauben, sein Stellvertreter wirklich in dem Getraidebehälter, so sollte das buhlerische Weib — wie er hoch und theuer geschworen hatte — nie wieder an seine Seite kommen. Nun gab es aber zwey Mittel ihrer los zu werden, den Weg Rechtens und den Vergleich. Das erste verwarf er, weil ihm seine eigene Ehre zu lieb war, als daß er die Beate hätte öffentlich beschimpfen sollen. Es blieb ihm also nichts übrig, als dieselbe, in Gegenwart ihrer nächsten Verwandten durch Oeffnung des Haferkastens für eine treulose Heuchlerinn zu erklären und ihr alsdenn den Stuhl vor die Thür zu setzen. Entschlossen diesem Plane getreu zu bleiben, warf er sich in einen Sessel und erwartete, man kann leicht denken in welcher Gemüthsstimmung, den Anbruch des Tages, wo die Verbannung vor sich gehen sollte. Er überdachte sein Schicksal lange und ernstlich. Endlich senkte sich der Tröster, welcher so manchen Kummer lindert,

so manche Thräne abtrocknet, der Schlaf, auch auf seine Augenlieder. —

Es war bereits hoch am Tage, als er wieder erwachte und seine Schwiegereltern zu dem hochnothpeinlichen Halsgerichte, welches er zu hegen dachte, einladen liess. Sie erschienen. Er erzählte ihnen die Begebenheiten der verwichenen Nacht, schilderte das Betragen seiner Treulosen mit den schwärzesten Farben und öffnete das Hafermagazin, um die bestürzten Zuhörer von der Wahrheit jener Aussagen durch Vorzeigung des corporis delicti zu überführen. — Aber kaum lüftete er den Deckel des Kastens, so sprang ein grosser, schwarzer Ziegenbock daraus hervor und rannte gegen seinen — der Himmel mag wissen, ob gehörnten oder ungehörnten — Befreyer mit solcher Gewalt an, dass derselbe rücklings zu Boden fiel und die Beine in die Luft kehrte.

Der Umstehenden bange Erwartung verwandelte sich auf einmal in ein schallendes Gelächter. Nur die Angeklagte, welche bis dahin die stumme Dulderinn gemacht hatte, brach in einen Strohm von

Thränen aus, führte über den argwöhnischen, eifersüchtigen Charakter ihres Mannes die bittersten Klagen und versicherte, sie würde nach einer solchen Beschimpfung nicht eine Stunde mehr bey ihm bleiben. Nichts sey handgreiflicher, als daß des Hausknechts Unvorsichtigkeit Abends zuvor den Kasten offen gelassen, der Bock den Haser gewittert, sich darüber hergemacht, mit den Hörnern an den Deckel gestoßen und sich also selbst eingesperrt habe: dennoch müsse ihre Ehre ein Opfer dieser Kleinigkeit werden. — „O es ist hart, sehr hart, wenn sich eine rechtschaffene Frau auf die Art gekränkt sieht!“ — Das waren die in ihrer Tochter beleidigten Aeltern nicht in Abrede; sie stimmten also in diese Klagen tapfer mit ein. —

Da stand er nun, unser Kreuzträger, (denn er hatte sich wieder auf die Beine gemacht,) wie vom Blitze getroffen! der Sermon der Aeltern, die Thränen seiner schönen Frau und die Rippenstöße des Bocks — ein seltsames Gemisch innerer und äußerer Eindrücke! — Indessen war der Kampf um ihn her aus, so war der Kampf in seinem Innern nicht

kleiner. Auf der einen Seite Bestürzung, Mißtrauen und Furcht Recht, auf der andern, Beschämung, Reue und Wunsch Unrecht zu haben. — Hatte er zu verzeihen, oder Verzeihung zu suchen? — lange schwankte er; doch endlich überzeugte oder vielmehr überpredigte ihn die Beredsamkeit der Umstehenden, daß er sich in dem letztern Fall befinde. Er bat also die tugendhafte Verzweifelnde de- und wehmüthigst, sich zu fassen, den ganzen Vorfall zu vergessen, und ihn, ihren reuigen, bußfertigen Sünder, wieder zu Gnaden anzunehmen. Sie weigerte sich lange, legte sich aber doch endlich zum Ziele, und so ward den der Hausfrieden wieder hergestellet. —

Welche kluge Frau würde nicht nach einer so beleidigenden Alteration krank geworden seyn! Auch unsre Dulderinn befand sich einige Tage nach jenem Auftritte gar nicht wohl. Sie klagte über Kopfschmerzen, Herzklopfen, Beklemmungen und der Himmel weiß, worüber noch mehr. Der gewissenhafte Alte nannte sich insgeheim den Urheber dieser Uebel und schickte eiligst zum Arzte, der zugleich sein

Nachbar und Hausfreund war. Er kam, untersuchte, verschrieb und hieß den Herrn Nachbar nichts fürchten und nichts hoffen; ein auch unsern medizinischen Orakeln geläufiger Rath, der, wie die Antworten des Orakels zu Delphi, seinem Urheber auf jeden Fall einen ehrenvollen Rückzug zusichert. Um indessen, zumal als Hausfreund, wenigstens von seiner Seite nichts zu versäumen, besuchte unser Aeskulap die Patientin so oft es nur immer seine übrigen Geschäfte erlauben wollten, und machte dadurch dem armen Hauspapa das Herz ziemlich schwer. — „Wo die Doctoren so oft kommen, da pflegts nicht gut auszusehe!" dachte er und konnte, aus Furcht, seine liebe Jette zu verlieren, nicht ruhen noch rasten, nicht arbeiten noch schlafen. —

An einem Morgen, wo ihn dringende Geschäfte an seine Schreibstube fesselten, fing ihm plötzlich die rechte Hand an zu zittern. Das konnte nun freylich sehr natürlich zugehen; allein unser Ehrenmann war etwas abergläubig, hielt noch auf Ahndungen, Vorbedeutungen und andre Alfanzereyen des vorigen Jahrhunderts, und glaubte daher, es müsse seinem

Weibchen etwas zugestoßen seyn. Voll ängstlicher Unruhe warf er Briefe und Papiere auf die Seite, eilte nach dem Krankenzimmer und fand — die Patientin in den letzten Zügen, wird man denken. — Er fand, daß der Herr Doctor, der doch gewöhnlich vor das Bette gehört (vermuthlich weil itzend eine dringende Gefahr seine nähere Gegenwart erforderte) sich zu der Patientinn in das Bette gemacht hatte.

Der Alte, mit einer solchen Untersuchungsmethode gänzlich unbekannt, erschrak, als hätte ihn der Knöchler beym Schopfe gefaßt, und damit unsre Leser nicht ebenfalls erschrecken, so dient zur Nachricht, daß es eben dieser freundnachbarliche Aeskulap war, welcher der frommen Frau während ihrer letztern Strohwittwenschaft Gesellschaft geleistet, sich bey der unerwarteten Rückkunft des Alten in das Hafermagazin geflüchtet, aber, da dieser seinen Verdruß verschlief, und die Beate so ziemlich mit dem Dieterich umzugehen wußte, die Güte gehabt hatte des Geldwechslers gehörntem Hausgenossen, dem Ziegenbocke, seinem Platz abzutreten.

Die Bestürzung des beleidigten Ehemannes verwandelte sich sehr bald in Wuth. Ohne an sein kluges Schneid' ich mir die Nase ab u. s. w. zu gedenken, überschüttete er nicht nur die beiden Näscher mit einer Menge kräftiger Ehrentitel, sondern bot auch sein streitbares Gesinde, männlichen und weiblichen Geschlechts, zu einer Hausfede auf. Die pedestrische Ritterschaft erschien, zwar nicht mit Schwerdt und Lanze, aber doch jeder mit dem Werkzeuge seiner häuslichen Handthierung, und nun ward, unter Anführung des gekrönten Braubeutes, mit dem Herrn Doctor turnirt; zuerst bey verschlossenen Thüren aus einem Winkel in den andern, sodann auch auf öffentlicher Straße, wobey sich denn besonders die Sansculotten so sehr auszeichneten, daß der dienstfertige Arzt, wegen der Mahle, welche dieser Holztrank hinterließ, sich genöthigt sah, die medizinische Praxis eine Zeitlang aufzugeben.

Die Beate mußte nach diesem Ritterzuge, wobey sie ebenfalls einen harten Stand hatte, von Stund an zu ihren Aeltern wandern, wo sie denn

vermuthlich ihre Andachtsübungen fortgesetzt haben wird.

„Aber, wenn Sie denn ja wieder heirathen wollen, warum ein so blutjunges Mädchen? Ich dächte, in Ihren Jahren wäre das eine bedenkliche Sache!" sagte der Fürst von ** zu seinem Minister, der im Begriff war, ein sechzehnjähriges Fräulein zum Traualtare zu führen.

„Eure Durchlaucht haben wohl nicht unrecht;" erwiederte der Sechziger, „doch es findet sich leicht so viel dürres Holz, daß man junges Fleisch dabey kochen kann." — Das vollwangige Fräulein und das klapperbeinige Ministerialholz wurden also ein Pärchen.

War unser Staatsmann kein besserer Politiker als Menschenkenner, so bedauern wir das Land, dessen Wohlfahrt von einem solchen A B C-Schüler abhing. Hätte der gute Alte, wenn es ja des Fragens bedurfte, sich doch zuvor an seine Auserwählte gewandt, die würden ihn bald eines bessern

belehrt haben! denn daß sie über Amors Kochkunst ganz anders dachte, als der Minister, ergab sich schon wenig Wochen nach der Hochzeit. Der Graf von Spaen (so mag der Held dieser Erzählung einstweilen heißen), jung und feurig wie sie, schien ihr weit geschickter den Ehestandskatechismus zu erklären, als der zum Priester der Vesta zusammengeschrumpfte Minister, und jener müßte die Augensprache sehr schlecht verstanden haben, wenn er die heterodoxen Blicke der schönen Freydenkerinn hätte mißdeuten können.

Zwar hatte unser Sechziger, der kein Freund von irgend einer Art der Heterodoxie war, der bezaubernden Prinzessinn einen Drachen zugeordnet, der ihre wehrlose Tugend vor den Anfechtungen irrender Ritter bewachen sollte; allein der Graf wußte zu gut, womit man Drachen blenden und Argusaugen einschläfern kann; und so ward es ihm denn nicht schwer einen Briefwechsel einzuleiten und sich den Weg zu höhern Freuden zu bahnen. Das endliche Resultat seiner Seufzer und Wünsche war, daß er, so oft der Minister dem Fürsten aufwartete,

gar freundlich eingeladen ward, der Frau Miniſterinn ſeine Aufwartung zu machen.

Einſt, als der Graf und ſeine Huldgöttin eben in einer geheimen Unterredung vertieft waren, kam der Miniſter ſo unvermuthet vom Hofe nach Haus gefahren, daß er ſich bereits auf der Treppe befand, ehe ihn die beiden Liebenden inne wurden; und hätte er nicht, zu ihrem Glücke, unterwegs dem Kammerdiener einen Befehl zugerufen, ſo möchte es ihm leicht gegangen ſeyn, wie dem ehrlichen Vulkan, der ſeinen Himmelsbruder, dem er einen Helm ſchmiedete, bey einer Arbeit antraf, welche ihm zu einer andern Art von Hauptſchmucke verhelfen ſollte. Der Graf hatte kaum ſo viel Zeit, daß er durch eine Seitenthür entwiſchen und vermittelſt einer verborgenen Treppe die Straße erreichen konnte. Auch geſchah ſein Aufbruch ſo eilig, daß er ſeine Taſchenuhr, die auf dem Tiſche lag, darüber vergaß. Kaum war er zu der einen Thür hinaus, ſo trat der Miniſter zu der andern herein. Das erſte, was ihm in die Augen fiel, war die goldene, mit Brillanten beſetzte Uhr; wie man den in ſeinen

Jahren überhaupt wohl eher nach einer goldenen Uhr, als nach einer schönen Frau sieht.

Er nahm sie in die Hand, besah sie von innen und außen, hielt sie ans Ohr, bewunderte den gleichmäßigen Schlag, die saubere Arbeit, die kostbare Einfassung und zeigte sich wenigstens in dieser Rücksicht als ein Mann von Geschmack; denn die Uhr war in der That schön, und der Graf hatte sie von dem Fürsten geschenkt erhalten. Unterdessen gewann die schöne Sünderinn Zeit, sich von ihrer Bestürzung zu erholen. Endlich fragte er denn, was ein jeder Anderer zuerst gefragt haben würde:

„Wie kommen Sie zu der Uhr?"

„Ein Jude hat sie mir zu Kaufe antragen lassen."

„Ein schönes Uhrchen! Was soll es kosten?"

„Ich weiß nicht. Ich habe den Verkäufer nicht selbst gesprochen."

„Ich hätte beynahe Lust dazu. Sollte der Jude etwa wieder anfragen, so lassen Sie ihm sagen, er

solle morgen früh kommen; alsdenn wolle ich weiter mit ihm sprechen."

Mit diesen Worten steckte er die Uhr ein, um sie zu probiren, suchte in seinem Kabinette einige Papiere zusammen und eilte dann wieder nach Hofe. Nun war es freylich der Dame gar nicht lieb, daß der alte Papa das geliebte Unterpfand, wer weiß wo, umhertragen wollte; allein sie konnte es nun einmal nicht ändern und mußte nur froh seyn, daß sich seine Bemerkungen nicht über die Uhr hinaus erstreckt hatten. —

Ein Unfall kommt niemals allein. — Als der Minister Mittags an der fürstlichen Tafel saß und die Uhr herauszog, um zu sehen, ob sie noch richtig ginge, ward der Fürst sein vormaliges Eigenthum ansichtig und fragte den dermaligen Inhaber, wie er zu der Uhr gekommen sey. Dieser wiederholte, was er von seiner Hausdame gehört hatte. Der Fürst konnte nicht begreifen, wie die Uhr einem Juden sollte in die Hände gefallen seyn. Er besah sie aufmerksam, lobte sie, und ersuchte, unter dem

Vorwande, sie seiner Gemahlinn zeigen zu wollen, den Minister, ihm dieselbe einige Stunden zu lassen, welches dieser sich denn auch gern gefallen ließ. Der neue Besitzer erwähnte war mit keiner Silbe, daß dieselbe von ihm herrühre und dem Grafen gehöre; indessen verdroß es ihn doch ein wenig, daß dieser das Geschenk seiner Hand so geringe schätze und durch einen Juden vertreiben lasse, falls der Hebräer nicht etwa, aus Unbekanntschaft mit dem siebenten Gebote, sich dieselbe sollte zu eigen gemacht haben.

Abends erschien der Graf bey Hofe. Kaum ward ihn der Fürst ansichtig, so fragte er: „Sind Sie heute auf der Jagd gewesen, und haben Sie etwas geschossen?" —

Nun war jener freylich ein großer Liebhaber der Jagd und hatte sehr oft in Gesellschaft des Fürsten an diesem Vergnügen Theil genommen, so daß ihn die Frage zu einer andern Zeit gar nicht befremdet haben würde: allein in dem Tone, worinn dieselbe geschah, in der lächelnden Miene und dem Scharf-

blicke des Fragers lag etwas, das dem Grafen auf-fiel. Es fuhr ihm durch den Sinn, der Fürſt müſſe errathen, in weſſen Gehege er dieſen Morgen gejagt habe, und er wußte vor Beſtürzung nicht, ob er, Ja oder Nein ſagen ſollte.

„Wie ſpät mag es wohl ſeyn?“ fragte der Fürſt, ehe ſich jener wieder faſſen konnte.

Der Graf fuhr mit der Hand nach der Taſche, aber es war natürlicher Weiſe keine Uhr da.

„Ach! Sie werden ſie auf der Jagd verlohren haben.“ —

„Gewiß weiß er, wo ſie ſteckt!“ dachte der Graf, und ward bald blaß bald roth. Da indeſſen doch etwas geantwortet werden mußte, ſo verſicherte er, er habe ſie aus übergroßer Eile einzuſtecken vergeſſen. Allein er war noch nicht lange am Hofe; es wollte alſo mit dem Windmachen nicht ſo recht fort. Der Fürſt merkte an ſeiner Verlegenheit, daß es mit der Uhr nicht recht richtig ſeyn müſſe, und beſchlo, ſtehenden Fußes darüber aufs reine zu kommen. —

„Ich wünschte, Sie hätten dies Mahl weniger geeilt. — Wollten Sie nicht die Uhr holen lassen! Ich möchte nur einmal nach dem Namen des Fabrikanten sehen. Er ist mir entfallen, und ich wollte doch dem Manne mehr zu verdienen geben.“ —

Der Graf mußte also seinen Bedienten, dem Anscheine nach, nach Hause, in der That aber zu der Vertrauten der Frau Ministerinn schicken, um die Uhr abfordern zu lassen. Allein der Lakey kam mit der Nachricht zurück, sie sey nicht mehr vorhanden, sondern befinde sich in den Händen des Ministers.

Das fiel dem Grafen wie ein Stein aufs Herz. „Nun begreif ich, warum der Fürst sich so angelegentlich darnach erkundigt hat!“ dacht' er. „Gewiß hat ihm der Alte die Uhr als einen Beweis meines Umgangs mit seiner Gemahlinn gezeigt, und was werd' ich dann von des Ersten Unwillen und des Letztern Rachsucht . . . !“ — Hier erinnerte sich der Bediente, daß die Frau Ministerinn hinzugesetzt hatte, sie habe ihrem Gemahl gesagt, die Uhr sey ihr von einem Juden zu Kaufe gebracht worden.

Dieser zum Unglück vorhin verschwiegene Zusatz half den Grafen aus aller Verlegenheit. Er versicherte den Fürsten, der Lakey könne die Uhr nirgends finden, sie müsse also wohl gestohlen seyn. Aber wie erschrak er, als jener den angeblichen Diebstahl aus der Tasche zog, und ihm denselben, unter Verweisen über die Geringschätzung, welche eine solche Nachlässigkeit voraussetze, unter Augen hielt! — Es waren hier nur zwey Wege, entweder die Sache aufrichtig zu gestehen, oder auf des Fürsten Gnade Verzicht zu thun. Jenes setzte die Ehre der Dame, dieses seine Ehre und sein Glück zugleich aufs Spiel. Sollte er seine Geliebte, oder sollte er sich selbst aufopfern? — Was würde der Leser in dieser Verlegenheit gethan haben? —

Der Graf, mit des Fürsten schonender Verschwiegenheit bekannt, erzählte offenherzig, wo und in welcher Angelegenheit er um die Uhr gekommen war; eine Aufrichtigkeit, welche seinem nachsichtsvollen Zuhörer so wohl gefiel, daß er ihn mit einer halb lächelnden halb ernsten Miene ermahnte, künftig vorsichtiger zu seyn, damit des Alten Eifersucht nicht

rege würde, und ihm unangenehme Folgen zuzöge. „Daß Sie sich der Uhr verlustig gemacht haben,“ setzte der Fürst hinzu, „werden Sie wohl selbst einsehen. Auch ist's in der That billig, dem Minister eine kleine Freude damit zu machen. Indessen schenk' ich Ihnen hier eine andre.“ —

Der Graf hatte nicht erwartet, daß das Ding so gut ablaufen würde, und glaubte daher, dem großmüthigen Geber nicht genug danken zu können. Der Minister erhielt noch an demselben Abend (mit dem Bedeuten, der Fürst habe den Juden schon befriedigt) die Uhr zum Geschenk, und eilte nach Hause, um diese Freude mit seiner Gemahlinn zu theilen. Die gute Dame gönnte ihm die Uhr gern, und war nur froh, daß er nicht wußte, wie viel die Glocke geschlagen hatte.

„Ich sahe an alles, was unter der Sonne war, und siehe, es wär alles eitel!“ sagte Salomo, als er die Freuden des Lebens bis zum Ekel und Ueberdruße genossen hatte.

Eben dies Sprichwort pflegte auch ein katholischer Landedelmann im Munde zu führen, der im Genusse dieser sublunarischen Eitelkeiten alt und grau geworden war. Hätte seine Ehemahlinn ein dreyßig Sommer mehr erlebt gehabt, als es wirklich der Fall war, so würde vielleicht auch sie jenes Sprüchlein mit voller Seele unterschrieben haben; allein im dritten Stufenjahre des Lebens macht man gegen dessen Allgemeingültigkeit gewöhnlich noch zu mancherley Einwendungen. Kein Wunder also, wenn die junge Dame glaubte, es verdiene von jener Regel noch wohl etwas mehr ausgenommen zu werden, als die Jagd und der Wein, welche ihr ehelicher Salomo zu den Ausnahmen zählte: kein Wunder, wenn sie sich nach dem Genusse dieser, wenn auch nur eingebildeten, Eitelkeiten sehnte! —

Unweit des Edelhofes lag ein Kloster, an dessen Hochaltare,

In Weihrauchwolken eingehüllt,
Erhellt von mattem Kerzenscheine,
Erschollt, aus Kehlen, heiser vom Weine,
Geschwellt von heiligem Missbrauch,
Der Mönche schmetternder Gesang.

Da nun die gnädige Frau eine große Liebhaberinn von Vokalmusik war, und Pater Bernhardus, der jüngste unter den Vollmondsgesichtern, welche Christi Heerde am frischen Wasser weideten, einen vortrefflichen Tenor sang; so besuchte sie die Kirche weit öfter, als wohl sonst geschehen seyn würde. — Der Edelhof war nun einmal bey dem Kloster eingepfarrt; warum sollte die Dame nicht eben so gut den wackern Sänger zum Beichtvater wählen, als einen seiner Amtsbrüder? Ungeachtet sie nun, vermöge ihres engen Wirkungskreises, kaum den vierten Theil des Mosaischen Sittengesetzes zu übertreten Gelegenheit hatte, so hielt sie sich dennoch für eine so große Sünderinn, daß der Gewissensrath wöchentlich wenigstens einige Mahl gen Schönau (so hieß das Rittergut) wandern mußte, um sie Beichte zu hören und ihre Skrupel zu heben.

Der gnädige Herr hielt überhaupt nicht viel auf Andächteley. Er meynte, handeln sey besser, als schwatzen, und arbeiten besser, als beten. Ueberdies wollte es ihm, der die Welt aus Erfahrung kannte, gar nicht behagen, daß die Leute ge-

rade immer wenn er auf der Jagd war, von Gewissensangst befallen ward; und er hatte oft seine eigene Gedanken, wenn ihm ein Sechzehnender zu Gesichte kam. Zwar gab er seiner Theuren mehrmals zu verstehen, es würde ihm ungleich lieber seyn, wenn sie ihre gottseligen Anwandlungen bis zu seiner Rückkehr versparen und überhaupt bedenken wollte, was Thomas Murner, der die Weiber und die Pfaffen aus eigner Erfahrung kannte, über eine gewisse Art von Andacht äußert:

„Wer zur Kirchen geht und bet
„Daß er doch nicht im Herzen hett,
„Und thut das Maul weit uff und zu,
„Auch achtet, was Greth' Müllerinn thu
„Und zält die Paternosterring'
„Und wo man krumme Noten singt
„(Wer) zu Lieb der guten Orgel gat,
„Oder junge Pfaffen hat,
„Vet't on Verstand mit andern Narren,
„Wie ein Pferdt kewt durch ein Varren,
„Also kewt (kaüt) er das Gebet im Mund,
„Daß ihm kein Wort vom Herzen kumpt —
„Daß heißt die Narrenkapp' erfochten
„Und Gott ein strohern Bart geflochten!" —

Allein wie sehr unser Zelot auch eiferte, so fügte der Zufall es doch immer so, daß das Mönchlein angewandelt kam, wenn der gnädige Herr nicht zu Hause war; ein Umstand, welcher den Argwohn des Letztern freylich nicht sehr entkräften konnte.

Man sucht niemand hinter dem Ofen, wenn man nicht selbst dahinter gesessen hat. Unser Edelmann war, bevor er sich Salomo's Weisheit zu eigen gemacht hatte, so manchem ehrlichen Alten ins Gehege gegangen, daß man sich nicht wundern darf, wenn ihm das Vergeltungsrecht den Kopf zerbrach. Wer auf Duldung Anspruch macht, sollte freylich auch Duldung üben; allein es geht in diesem Falle, wie in tausend andern: man fordert viel und leistet wenig. Unser Eifersüchtige war also gar nicht gesonnen, über das, was etwa in seiner Abwesenheit geschehen könnte, ein Auge zuzudrücken, sondern er befahl seinem alten getreuen Christian, dem Mönche sein fleißig auf den Dienst zu passen. Christian hatte dem gnädigen Herrn ein dreyßig Jahre lang Geld verstreuen und Menschenkenntniß einsammeln helfen; das Wächter-

amt konnte alſo ſchwerlich in geſchicktere Hände kommen. Auch richtete er jenen Auftrag ſo gut aus, daß der Bevollmächtiger über das Reſultat ſeiner Beobachtungen raſend werden wollte und dem Mönche bittre Rache ſchwur.

Um die Vögel deſto ſicherer ins Netz zu locken, mußte ein benachbarter Verwandter ihn zu einem dreytägigen Treibjagen einladen. Der unverſiegelte Invitationszettel ward abſichtlich zu einer Zeit, wo der Edelmann nicht zu Hauſe war, und alſo an deſſen gewiſſenhafte Ehehälfte abgegeben, welche denn auch nicht ermangelte, denſelben zu leſen, und ihre Maaßregel darnach zu nehmen. Der gnädige Herr pflegte nicht leicht eine Jagdparthie auszuſchlagen. Er machte alſo, ſo bald ihm der Zettel eingehändigt ward, die nöthigen häuslichen Einrichtungen und ſetzte ſich am nächſten Morgen mit Tagesanbruch zu Pferde, um der Einladung zu folgen. Chriſtian, der ihn ſonſt gewöhnlich begleitete, mußte für dies Mahl unter irgend einem Vorwande zu Hauſe bleiben; denn er hatte auf den Abend ſeine Rolle zu ſpielen.

Kaum war der Edelmann vom Hofe geritten, so ward Pater Bernhardus davon benachrichtigt und gar freundlich ersucht, den Weinberg des Herrn zu verlassen und in einem andern Weinberge zu arbeiten. Der gute Pater, nicht gewohnt, sich so etwas zwey Mahl sagen zu lassen, übertrug seine klösterlichen officia einem Amtsbruder, und eilte, so sehr er bey einem Umfange von sechs Fuß eilen konnte, nach Schönau. Der Gewissensscrupel mußten für das Mahl sehr viele seyn, denn der Mann Gottes bedurfte zu deren Hebung den ganzen Tag, und es ward Abend, ohne daß ihn Christian gehen sah, ungeachtet er, wie die Dame sagte, schon lange fort war.

Unterdessen hatte das Treibjagen, wozu der Edelmann eingeladen war, nur Einen Tag gedauert, und es schlug im Kloster zwölf, als er leise an der Gartenthür klopfte. Christian, der schon lange auf der Lauer stand, öfnete, und sein Herr schlich, in Begleitung von vier Handfesten Kerln, die Treppe hinauf und kam in aller Stille an das Schlafzimmer der Dame. Der gnädige Herr, mit dem Haupt-

schlüssel versehen, öffnete die Thür, zog den Bettvorhang zurück, und sah — eine Ueberschattungsscene, welche sich besser denken, als ausmahlen läßt. Seine Wuth war zugleich größer als sein Erstaunen, und man kann leicht denken, mit welchen Segenssprüchen er die beiden Asceten weckte. Der Mönch wollte entfliehen, aber drey von den handfesten Zuschauern warfen ihn zur Erde, und knebelten ihn, worauf denn der vierte — mit Ehren zu melden, ein Schweinschneider — ein Messer hervorzog, und ohne alle Gnade (denn bey dergleichen Leuten gilt kein Ansehen der Person) that, was seines Amts war.

Sobald die mehr der Stimme, als den Nachtwanderungen des Paters zuträgliche Operation geendigt war, ward unser Kombabus in einen Wagen gepackt und nach dem Kloster geschafft. Allein der gewissenhafte Thierarzt hatte es mit seiner Pflicht so redlich gemeynt, daß die Mönche nach drey Tagen hinter ihrem Mitbruder hersangen:

„Einen guten Kampf hab' ich
„Auf der Welt gekämpfet." —

Was die Dame betrift, so wird sie in ein Nonnenkloster, den Aufenthalt entweder unbefriedigter oder übersättigter Weltlust, geschickt, wo sie denn freylich Zeit hatte, zur Tilgung ihrer Schuld, Paternoster zu beten und Psalmen zu singen.

Zwey Mahl vetheirathet und keine Kinder! — Das hätte Herrn von Waldheim, einen Pommerschen Landedelmann, lehren sollen, daß er, wenn anders das Kinderzeugen der Hauptzweck der Ehe ist — von der Natur zum Cölibate bestimmt war. Allein es giebt gewisse Leute, welche nicht anders als durch Schaden klug werden. Unser Pommer entschloß sich also, in seinem sechs und sechzigsten Jahre zur dritten Ehe zu schreiten.

„Das verdenk' ich ihm nicht!" würde ein juristischer Glossenmacher sagen, wenn er dies winzige Büchlein eines Blicks würdigte. — „Das verdenk' ich ihm nicht! der Verfasser scheint nicht zu wissen, daß, außer der procreatio sobolis, noch ein anderer Zweck der Ehe, das mutuum adjutorium, möglich ist." —

Sie scheinen freylich recht zu haben, hochachtbarer Herr! Allein, wenn man in seiner Ehehälfte keine Gattinn, sondern eine Pflegemutter, eine Krankenwärterinn sucht, so pflegt man, welches doch bey unserm Alten der Fall war, kein Mädchen von sechzehn Jahren zu heirathen. Hätte er sich eine ehrbare Matrone zugesellet, so würden wir mit unsrer Anmerkung zu Hause geblieben seyn; aber seine Absicht ging wirklich über das mutuum adjutorium hinaus. Die schönen Rittergüter an fremde Leute vererben zu müssen — für Andere zusammengescharrt zu haben — das war es, was ihm wurmte! Er hoffte, daß der Himmel (der Nothknecht aller derer, welche sich an Leib oder Seele bankrutt fühlen,) seine dritte Ehe mit einem Sprößlinge segnen und ihm zu dem vielem Gute zuletzt auch einen Genießer bescheren würde. —

Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln! — Es verstreichen sechs Jahr, ohne daß der alte Herr einen Erben erzielte, und es schien, als wollte der Himmel auch seine dritte Gattin nicht — — — aber hilf Himmel!

(mit dieser Ausrufung wollen auch wir unsern Geistesbankrutt ankündigen). Wir haben die junge Dame nicht nur verheirathet, sondern auch schon sechs Jahr in der Ehe leben lassen, und sie noch nicht einmal um ihre Einwilligung gefragt! — So geht es dem weiblichen Geschlechte! Man schmeichelt ihm in Kleinigkeiten, und behandelt es in der wichtigsten Angelegenheit seines Lebens als ein bloßes Anhängsel der Menschheit, als ein Ding, das weder Willen, noch Stimmrecht hat. — Die arme Frau! Mag sie uns den Schnitzer zu gute halten! Wenn wir sie nicht fragten, so machten's ihre Aeltern wenigstens nicht besser. Der Alte galt überall für einen schwer reichen Mann, und das war ihnen genug. Kam ihre Tochter nur über einen vollen Geldkasten — die übrigen Kleinigkeiten, als Eintracht, Zufriedenheit u. s. w. meynten sie, würden ihr von selbst zufallen. Und gesetzt auch, daß in diesem Betracht nicht alles nach Wunsch ginge, so stand ja ihr Ehehrr bereits mit Einem Fuße im Grabe. Wie bald konnte ihn nicht ein wohlthätiger Schlagfluß von seinem Mammon in das ewige Freudenreich rufen! Alsdenn fiel ja das liebe zeit-

liche Gut an Katholiken, und sie konnte sich immer noch einen jüngern Mann kaufen. —

Dieser Philosophie zufolge ward Carolinchen, wie schon gesagt, ohne daß man sie fragte, an den alten Harpax verheirathet, oder vielmehr verhandelt. Hätte ihr Herz wählen dürfen — o sie kannte einen edeln, liebenswürdigen Jüngling, den Gespielen ihrer Jugend! — an seiner Seite das Leben zu durchwallen, ihm, wär's auch in einer Strohhütte, Liebe um Liebe zu geben, das war ihr höchster, ihr einziger Wunsch. Aber sie sollte nicht wünschen, sondern rechnen, und wo gerechnet wird, da hat das Herz keine Stimme. — Lange kämpfte sie zwischen Gehorsam und Neigung, zwischen Pflicht und Liebe; mancher Tag ward vertrauert und manche Nacht durchweint. — Endlich siegte der kältere Theil ihres Ich, die Vernunft; und so erhielt denn der Mann mit dem Säckel ihre Hand, der Mann ihres Herzens aber ein ewiges Lebewohl. —

Aus diesem altmodischen Gange der Dinge wird der Leser schon von selbst errathen, daß jene Bege-

benheit nicht in der letzten Hälfte unsers Jahrhunderts vorfiel. Schade, daß die beliebten Ritterromane, welche Deutschlands rüstigste Schriftstellerzunft mit jeder Messe in das Publikum schlenkert *), nicht schon damals grassirten! Denn sonst würde das Fräulein entweder mit ihrem Ritter durch Feuer und Wasser entronnen, oder, zur Kaltwitz ihres Starrsinns, in ein grasses Burgverlies eingesperrt, oder, vom Arbeitsdrange zur Monade abgehärmt, von der Zinne ihres Thurmkerkers verzweiflungsvoll in eine grausige Felsenschlucht gesprungen, und also unsre Geschichte weit lustiger und exhaulicher zu lesen seyn. —

Carolinchen, oder vielmehr Caroline — denn sie ist bereits verheirathet, und mit dieser Periode pflegen ja die Nominal- den Realdeminutiven Platz zu machen — suchte also, so gut es möglich war, den Geliebten zu vergessen und ganz

*) Hier hat sich der Verfasser wohl von einem Provinzialismus beschleichen lassen; denn schlenkern ist Niederdeutsch und heißt eigentlich schleudern. —

Anmerk. d. Setzers.

für ihren großpapalichen Gatten zu leben. Wenn wir diesen vorhin einen Harpax nannten, so wollten wir damit nichts weiter sagen, als, er scharrete gern zusammen, nahm gern ein: aber ein Knicker war er deswegen nicht. Er kannte den Werth des Geldes, allein auch dessen Nutzen, und so fehlte es denn der jungen Frau nicht an zerstreuenden Vergnügungen. Besuche in der Nachbarschaft, Bälle in der Stadt, Brunnen- und Badereisen wechselten mit einander ab, und so bald es darauf ankam, seinem Täubchen eine Freude zu machen, scheuete der alte Herr weder Kosten noch Mühe.

Allein zum Unglück gehörte Caroline nicht zu den leichtsinnigen Geschöpfen, deren Glückseligkeit von einer Lustreise abhängt, und die über ein neues Kleid Busenfreundinn und Gelichter vergessen. Sie erkannte, was ihr Gemahl für sie that, wußte seine Güte zu schätzen, fühlte die wärmste Freundschaft für ihn: aber Freundschaft ist nicht Liebe! Vielleicht würde sie beide mit einander verwechselt haben: allein sie hatte schon geliebt, und nun war jene Täuschung unmöglich. Alle die rauschenden Vergnügun-

gen, woran ſie aus Geſälligkeit für ihren Gatten Theil nahm, vermochte nicht jene unnennbare Leere auszufüllen, welche insgeheim den Frieden ihrer Tage untergrub.

Wo durch dunkle Buchengänge
Blaſſer Vollmondſchimmer blinkt,
Wo um ſchroſe Felſenhänge
Sich die Epheuranke ſchlingt;

Wo aus halbverfallnen Thurme
Ein verlaßnes Glümchen ragt,
Und, emporgeſcheut vom Sturme,
Schauderlich die Eule klagt; —

Da erfüllt' ein ſtilles Sehnen
Nach des Grabes Ruh' ihr Herz,
Da ergoß in heißen Thränen
Sich der Seele banger Schmerz. —

Sechs Jahr waren bereits in dieſer Ehe verfloſſen, und der alte Herr hoffte, trotz allen Fürbitten von den Kanzeln, allen ſympathetiſchen Curen und allen arcanis contra impotentiam, womit ihn die Quackſalber verſahen, noch immer vergebens auf

einen Erben. Es wäre demnach wohl nicht zu verwundern gewesen, wenn die junge Frau, wie weiland Mutter Sarah (die freylich am besten wissen mußte, wie es mit dem guten Abraham stand), den Engel des Herrn ausgelacht hätte, falls er kühn genug gewesen wäre, ihr einen Sprößling zu verkündigen. Unter diesen Umständen nahete des Hausvaters zwey und siebzigster Geburtstag heran und er beschloß, denselben recht feierlich zu begehen. Die ganze hochadelige Nachbarschaft auf zwey Meilen in der Runde ward zu einem solennen Schmause eingeladen, und da der Alte vermuthete, daß Herr von Sternberg, der vor kurzem von seinen Reisen durch Italien und Frankreich zurückgekommen war, den Gästen recht viel zu erzählen wissen würde, so ward auch dieser nicht vergessen.

Der frohe Tag erschien. Man gratulirte, schmauste, trank des Wirths Gesundheit aus Gläsern und Humpen, schäkerte und zweydeutelte auch wohl mitunter ein wenig. Nach dem Essen ward in den Garten spatzieren gegangen, und da führte denn das Schicksal, das bekanntlich zuweilen mit dem mensch-

lichen Herzens seinen Spaß treibt, Carolinen und Herrn von Sternberg zwar nicht in Eine Höhle, wie weiland Dido und den Trojanischen Helden, verliebten Andenkens; aber doch, wir wissen nicht gleich wie, in Eine Laube. Der Hauspapa nebst einigen andern Herren, denen das Haupt zu schwer geworden war, machten gerade ihr Schläfchen. Die ältlichern Damen, für welche die Natur keinen Reiz mehr hatte, vielleicht auch nie welchen gehabt hatte, saßen am L'Hombretische, die jüngern strickten oder meditirten; und folglich konnte ein Pärchen, wie das unsrige, dem weder Schlaf, noch Karte, noch Strickbeutel, noch Schmähsucht am Herzen lag, sich schon einmal, ohne Aufsehen zu erregen, in eine Laube verirren.

Nun war (was ein Erzähler, der seinen Vortheil verstände, vielleicht längst hätte sagen sollen,) von Sternberg Carolinens ehmaliger Geliebter; eine Nachricht, die, wenn wir nicht irren, auf unsre Leser sehr verschiedene Eindrücke machen wird. Der Moralist wird die Stirne runzeln, der Menschenkenner Carolinen wenigstens einer großen Unbedachtsamkeit

beschuldigen, der Wüstling Sternbergen zum voraus Glück wünschen, und die junge Schöne für ihr Leben gern hinter die Hecke treten wollen, um zu hören, was in der Laube gesprochen wird. —

Freylich war das für ein gefühlvolles Herz, wie Caroline hatte, ein sehr gefährliches Zusammentreffen, und sie würde allerdings besser gethan haben, diese einsame Unterredung zu vermeiden. Allein sie empfand ihr Schicksal zu tief, als daß sie dasselbe nicht durch Mittheilung hätte zu mildern suchen sollen. Sie wünschte sich längst nichts mehr, als einen theilnehmenden Freund; jetzt glaubte sie denselben in ihrem ehmaligen Geliebten gefunden zu haben. Sollte er, der nicht ihr Gatte werden durfte, nicht wenigstens ihr Freund seyn können? Eine Frage, die sehr natürlich; aber auch eine Selbsttäuschung, die leicht zu begehen war. —

Unser einsames Paar schien das Bedenkliche dieser Zusammenkunft zu fühlen, denn beide waren anfänglich in großer Verlegenheit. Endlich fragte Sternberg (und das war wohl ebenfalls nicht sehr

klug gehandelt), wie es der gnädigen Frau gehe. Die Antwort war, wie man erwarten konnte. Er bedauerte, sie dankte; er seufzte, sie schlug die Augen nieder; man erklärte sich näher und endlich lief alles darauf hinaus:

„Schon im Lenz von sechzehn Jahren
„Sah ich dich und liebte dich.
„Ach, was wir da glücklich waren,
„Wie der Tag uns froh verstrich!
„Doch verschwunden, ach! verschwunden
„Ist dies nur zu kurze Glück,
„Und an jene Abendstunden
„Denk ich kummervoll zurück." —

Ob weiter keine Zärtlichkeiten vorfielen, wollen wir nicht untersuchen; aber freylich, wenn sich der Verstand einmal von den Herzen hat beschleichen lassen, wer vermag dann dem letztern zu gebieten: bis hieher sollst du kommen und nicht weiter! Der erste Schritt ist auch hier der schwerste, und wer sich diesen hat erlauben können, verzeiht sich leicht die folgenden. —

Sternberg war von aufgeräumtem Temperamente und wußte sich durch seine Späße und Erzählungen so beliebt zu machen, daß der Alte, welcher dergleichen liebte und von Carolinens vormahligen Verhältnissen nie etwas gehört hatte, ihn bat, sein Haus doch ja recht oft mit seiner Gegenwart zu beehren. Man kann leicht denken, daß sich jener nicht sehr dazu nöthigen ließ. In der, nicht selten sehr zweydeutigen und bedenklichen, Rolle eines Hausfreundes hatte denn der junge Mann fast täglich Gelegenheit, seine Geliebte zu sehen, und wer da weiß, welch eine gefährliche Kupplerinn Dame Gelegenheit ist, wird sich nicht wundern, daß die beiden Verliebten, die, wie wir hoffen wollen, anfangs nur einen unschuldigen Umgang suchten, sehr bald Ursache hatten, dem guten Alten weder Allwissenheit noch Allgegenwart zu wünschen.

Nach Verlauf eines halben Jahrs fing die Dame an zu kränkeln. Man rief den Arzt. Er lächelte und wünschte dem Hauspapa zu dieser Unpäßlichkeit Glück. Eine größere Freude hätte dem ehrlichen Waldheim nicht widerfahren können. Der Wunsch,

welchen er so lange gehegt, auf dessen Erfüllung er während dreyer Ehen vergebens gehofft hatte, sein höchster, einziger Wunsch war erfüllt! Er beschenkte den Aeskulap reichlich, verbreitete diese frohe Nachricht unter seinen Bekannten in der Nähe und in der Ferne, und war auf die Gratulationen, welche er von allen Seiten einerntete, um so viel stolzer, je seltener man dergleichen im zwey und siebzigsten Jahre einzuernten hat. Hegte er vorhin für sein Cacolinchen die zärtlichste Sorgfalt, so glaubte er nun vollends, dieselbe nicht genug an den Tag legen zu können. Er ließ für ihr und des künftigen Sprößlings Wohl ein eignes Formular von den Kanzeln verlesen; gab reichlicheres Almosen, als sonst, damit die Armen ihre Bitten mit den seinigen vereinen möchten; suchte seinem Weibchen alle möglichen Vergnügungen zu machen, und getrauete sich nicht einmal in ihrer Kammer zu schlafen, aus Furcht, ihre Ruhe möchte durch sein zeitiges Aufstehen gestöhrt werden.

Unter diesen Umständen kam Sternberg an einem Nachmittage geritten und machte dem Ehepaare be-

kannt, er würde am folgenden Tage in Familien-angelegenheiten verreiſen und einige Monate ausbleiben müſſen. Unſer Hausvater bedauerte das um ſo viel mehr, da ihm die Gegenwart des jungen Mannes zum Bedürfniß geworden war. Doch die Sache ſtand nun einmal nicht zu ändern, er bat alſo ſeinen Gaſt, wenigſtens noch dieſe Nacht bey ihnen zu bleiben, welches ſich dieſer denn auch gefallen ließ. Bey der Abendmahlzeit wollte der gnädigen Frau nichts ſchmecken; ſie klagte über Kopfſchmerzen, Herzgeſpann, Müdigkeit, kurz, es war ihr auf allen Seiten nicht recht. Der gute Alte würde ſie gern auf den Händen ins Bett getragen haben, wenn es ſeine Kräfte erlaubt hätten; doch die Zofe ſtand ſchon dazu bereit. Die Tafel ward alſo bald aufgehoben, und da Sternberg ohnehin mit Anbruch des Tages wegreiten wollte ſo wünſchten die drey Freunde einander ſehr zeitig gute Nacht.

Indeſſen konnte der alte Papa gar nicht einſchlafen. Der Gedanke, daß die Unpäßlichkeit der Patientinn üble Folgen haben, vielleicht gar alle ſeine Hoffnungen zerſtöhren könnte, wälzte ihn im

Bette hin und her. Wer bürgte ihm dafür, daß das Gesinde, über dessen Nachlässigkeit er täglich Klage führte, bey der Hand seyn würde, wenn ihr etwas zustoßen sollte! Er stand also nach Mitternacht in aller Stille auf, schlich nach ihrem Schlafzimmer und horchte an der Thür, ob sich das Engelsweibchen rühre. Doch — wachte er, oder träumte er? es kam ihm vor, als hörte er ein Geflüster. Er legte das Ohr an das Schlüsselloch. — Das lispelte — seufzte — schmatzte. — „Das arme Weib! Wie sie leidet, wie es ihr im Schlafe zusetzt!“ dachte er und schlich auf den Zehen wieder nach seiner Kammer.

Aber kaum hatte er sich niedergelegt, so fing ihm das Ding an im Kopfe herumzugehen. — Er hatte doch wirklich flüstern hören! — Freylich gibt's Leute, die im Schlafe, nicht selten sogar vernünftiger als wachend, reden; aber doch nicht mit zwey verschiedenen Stimmen! — Ueberdies — wie, wenn das Schmatzen ein Kuß gewesen wäre! — Zwar wen sollte das Engelsweibchen in seiner Abwesenheit küssen? — Allein wozu die Fragen, wenn man sich

durch den Augenſchein überzeugen kann! — Er ſtand alſo nochmals auf, zündete eine Blendlaterne an, ſchlich ſo leiſe als möglich wieder nach dem Schlafzimmer ſeiner Theuren, und legte bald das eine bald das andre Ohr an die Thür. — Es flüſterte nichts — ſeufzte nichts — und lüßte auch nichts. — „Ja, ja, ein Traum, ein böſer Traum war's! — Jetzt iſt ſie wieder ruhig. Deſto beſſer, deſto beſſer. — Allein hat man nicht Beyſpiele, das Leute im Traume — erſtickt — vom Schlage getroffen ſind? — Beſſer Vorſicht, als Nachſicht!" — Er ſchloß alſo die Thür leiſe auf, trat in das Zimmer und ſah — ſein Engelsweibchen und Sternbergen, mit traulich verſchlungenen Armen auf dem Sopha ſitzend, eingeſchlafen.

Sternberg alſo, für deſſen Edelmuth er die Seligkeit verbürgt, und ſeine Caroline, auf deren Treue er die Erde gebauet hätte, wurden an ihm zu Verräthern! — Der Schlag war zu hart. Er wollte reden — fluchen vielleicht; aber die Zunge verſagte ihm den Dienſt — er ſtürzte ohne Beſinnung zur Erde. Sein Fall weckte die beiden Schld-

fer. Sie erſchraken, als hätte der Todesengel zum Weltgericht gerufen. Waren ſie's nicht, die den guten Alten gemordet hatten! Zwar erholte er ſich nach einigen Stunden und ſchien ſeine jammernde Gattinn mit Vorwürfen überhäufen zu wollen; aber er vermochte nicht zu reden. Ein Schlagfluß hatte ihn gelähmt.

Caroline ſtarb wenig Tage nachher an den Folgen einer zu frühzeitigen Geburt. Ihr Gemahl überlebte ſie nur vier und zwanzig Stunden, und ſo hatten denn ihre Aeltern von der Ehe, welche der Eigennutz ſtiftete, nichts weiter, als das quälende Bewußtſeyn, zwey Leute, die nicht für einander geſchaffen waren in das Grab, und einen liebenswürdigen jungen Mann um die Ruhe ſeines Lebens gebracht zu haben.

„Dat merito poenas, qui meliora cupit!"

oder, um es durch ein niederdeutſches Sprichwort, wiewohl ad modum Minellii, zu überſetzen: „Wenn

dem Esel zu wohl ist, so geht er auf das Eis und bricht ein Bein."

Eine wohl eingerichtete Haushaltung, gehörige Bedienung und Pflege, gerade so viel Geschäfte, als sich mit der Bequemlichkeit vertragen — man sollte denken, unter diesen Umständen müßte einem Manne von zwey und siebzig Jahren nichts zu wünschen übrig bleiben. Dessen ungeachtet urtheilte der Amtmann Seebach, der sich in jener Lage befand, daß seinem Glücke noch etwas fehle, und dies Etwas war — eine Gattinn. Da nun, wie Knau sich darüber ausdrückt, noch Platz im Hahnreyregister war, so wählte und heirathete er — denn bey den alten Herren ist auch in Rücksicht der Liebe Knall und Fall eins — ein Mädchen von achtzehn Jahren.

Die ersten Wochen hindurch hing der Himmel voll Geigen. Die junge Frau fand ihren Graubart so feurig und zärtlich, als wäre er noch vierzig Jahre jünger gewesen. Allein das schöne Wetter war leider gar bald vorüber, und auf den kurzen Nachsommer folgte ein kühler Herbst und endlich gar

der eiskalte Winter. Rückgänge dieser Art sind im Ehestandskalender immer traurige Aspecten. Auch befand sich die Frau Amtmanninn in dieser kalten Zone gar nicht wohl. Man setze einen gesunden, an nahrhafte Kost gewöhnten Magen doch ja nicht plötzlich auf trocknes Brot und Wassersuppe herab! eine diätetische Regel, die hinter den Gardinen so gut gilt als am Tische. Es versteht sich, daß die Dame ihr Mißbehagen über diese erzwungene Diät ihrem alten Eheschatze nicht merken ließ. Indessen wer bey Tische nicht satt bekommt, pflegt leicht zu naschen. Auch die Amtmanninn sah sich in aller Stille nach solidarer Nahrung um, und dazu wurde bald Rath.

Wenn der Amtmann, wie wir vorhin sagten, nicht mehr Geschäfte hatte, als er mit aller Bequemlichkeit verrichten konnte, so verdankte er das lediglich dem Eifer eines geschickten Adjunctus. Herr Neubauer hatte seine Institutionen, Pandecten, und — welches bekanntlich die Hauptsache ist — seinen Schlendrian, ingleichen, als der Sohn eines Landpredigers, die vornehmsten Regeln der Haushaltungskunst so vollkommen inne, daß er seit

verschiedenen Jahren des Amtmanns fac totum war. Fleiß, Ordnungsliebe, Ehrlichkeit und gesetzter Ernst hatten ihm die Achtung und das unumschränkte Zutrauen seines Principals zugesichert. Daß er auch ein ansehnlicher, wohlgewachsener junger Mann war, hatte dieser noch nicht einmal beachtet; allein seiner Ehehälfte entging diese Bemerkung nicht. Sie fand daher bey der Uebernahme des Hausdepartements, welches ihr dessen bisheriger Verweser abtrat, so viel zu reden, bedurfte so mancher Belehrung und Zurechtweisung, daß der Adjunctus entweder sie für überaus einfältig halten oder selbst sehr blödsinnig seyn mußte, wenn er nicht gemerkt hätte, daß die junge Frau noch etwas mehr als Hausphilosophie bey ihm suchte.

Nun hätte man freylich erwarten sollen, daß er, als Jurist und ehrlicher Mann, das Eigenthumsrecht auch in dieser Hinsicht respectiren würde: allein er betrachtete die Reize, die der Alte doch nun einmal nicht genießen konnte, als res nullius, und alles, was unter diese Rubrik gehört, kann ja, wie ihm sein corpus juris sagte, in Beiß nehmen, wer

Luſt hat. Erwägt man überdies, daß Madame Potiphar (die, wenn man der Wittenberger Bilderbibel trauen darf, ein häßlicher Schatz geweſen ſeyn muß,) ſich in keinem Betracht mit der Amtmanninn meſſen durfte; ſo wird ſich niemand wundern, wenn unſerm Adjunctus ſein Mantel zu lieb war, als daß er ihn einer kleinen Gefälligkeit wegen hätte im Stiche laſſen ſollen.

Indeſſen gingen die beiden Näſcher äußerſt behutſam zu Werke, und beſonders wußte die Dame ihre Rolle ſehr geſchickt zu ſpielen. Sie lebte, zum Scheine, mit ihrem Liebhaber in beſtändiger Fehde. Er war ihr zu ſtolz, zu eigenſinnig, zu hölzern; bald wollte ſie ihn vom Tiſche, bald gar aus dem Hauſe entfernt wiſſen, und der ehrliche Alte hatte genug zu thun, ſie zu bitten, dergleichen kleine Fehler zu überſehen und den lieben Hausfrieden deswegen nicht zu ſtören. Wie hätte ihm unter dieſen Umſtänden einfallen können, daß ſein Gehülfe, deſſen Beſtallung ſich eigentlich nur auf die Amtsſtube erſtreckte, die Adjunctur auch auf das Ehebett ausdehnen würde!

Nach Verlauf eines Jahrs befand ſich die Amtmanninn in geſegnetem Zuſtande. Nun fingen dem Alten an Schwanzfedern zu wachſen. Seine Jahre, ſeine Schwachheit, ſeine Rechenkunſt, kurz, ſein ganzes Körper- und Eheſyſtem ſchien mit dieſem Phänomen nicht vereinbar, und es wollte ihm gar nicht in den Kopf, daß er nächſtens Papa heißen und taufen laſſen ſollte. Da nun ſeit den letzten achtzehnhundert Jahren die Ueberſchattungen aus der Mode gekommen ſind, ſo ſann er hin und her, wem er etwa jene Ehre zu verdanken haben könnte: allein es wollte ſich unter allen ſeinen rechtlichen und unrechtlichen Bekannten kein Competent dazu finden. Daß derſelbe mit ihm zu Tiſche ſitze, kam ihm nicht in den Sinn. Seine Frau konnte ja den Adjunctus nicht vor Augen leiden! Er beſchloß alſo, den Stirnſchaden vor der Hand mit dem edeln Kräutlein Geduld zu verbinden, und in Zukunft ſeiner Hausehre beſſer aufzupaſſen. —

Da die Zeit erfüllet war, wurde das Kindlein, dermalen männlichen Geſchlechts, geboren, und jedermann wünſchte unſerm Quaſipapa zu dem neuen

Erben Glück. Anfangs klangen ihm die Gratulationen freylich wie eitel Stachelreden. Allein die Weiber, die bey dergleichen Fällen recht in ihrem Elemente sind, fanden das Bübchen an Augen, Nase, Mund und Ohren, dem Herrn Amtmann so ähnlich, als ein Ey dem andern. Er streckte die Finger der Rechten und krämmte die Finger der Linken —; worauf konnte das, zumal bey des Knäbleins ehrbarem Amtsgesichte, anders hindeuten, als auf die beiden Hauptgeschäfte der Themis, schreiben und nehmen! Der Herr Amtmann bildete sich also am Ende selbst ein, er könne sich doch wohl verrechnet haben, und beschloß, so bald die Wöchnerinn den Kirchgang gehalten hätte, seinen sämmtlichen Freunden und Verwandten einen recht lustigen Schmaus zu geben.

Er ging über dies Unternehmen mit seiner Ehehälfte zu Rathe. Sie hatte nichts dagegen einzuwenden. Nur als er äußerte, es sey doch wohl billig, daß man auch den Adjunctus einlade, hieß es: „Mit deinem Adjunctus! daß du doch immer den Menschen aufs hohe Pferd haben willst!“

„Nun, mein Schatz, ich dächte, es wäre dies Mahl nicht anders schicklich, und man könnte nicht umhin! Er ist doch ....."

„.... Er ist, was Andre seines gleichen sind. Andre Amtsleute machen nicht so viel Aufhebens von ihren Unterbedienten."

„Liebes Kind, wie kannst du doch meinen Assistenten, meinen Mitarbeiter, einen Unterbedienten nennen!"

„Mag er heißen wie er will! Aber muß er deswegen immer seine Nase mit im Spiele haben, immer ...."

„.... Dies Mahl bedenk nur, mein Engelchen, dies Mahl können wir ihn wahrlich nicht zurücksetzen ohne ihn zu beleidigen! Und soll ich einen Mann vor den Kopf stoßen, der vom Morgen bis zum Abend für mich arbeiten, überall meine Stelle vertreten muß?"

„Ja wohl überall!" dachte die Amtmannin und gab, wie es schien, sehr ungern, nach. — —

„Der Wein erfreut des Menschen Herz,
„Wenn er mäßig getrunken wird;
„Doch über Muth,
„Thut niemals gut;"

ein alter Spruchreim, den der Adjunctus durch sein Beyspiel bewährte. Der alte Papa bat ihn nähmlich, bey dem Schmause Wirthsstelle zu vertreten und gegen das Ende der Mahlzeit aufs Wohlseyn der werthen Gevattern ein Deckelglas zur Hand zu nehmen. Man ward lustig und guter Dinge. Der Adjunctus, der sein Amt rechtschaffen verwalten wollte, hauete dabey ein wenig über die Schnur und fing an, so oft er die Gesundheit der Wöchnerinn ausbrachte, so holdselig nach seiner Trauten zu schielen, daß man eben kein Lavater zu seyn brauchte, um diese Blicke zu deuten. Die Amtmanninn, die darüber bleich und roth, heiß und kalt ward, vermied freylich, denselben zu regegnen, und stellte sich überhaupt so unbefangen als möglich: allein der Alte war ein zu guter Beobachter, als daß ihm das Liebäugeln seines Gehülfen hätte entgehen sollen. Indessen ließ er sichs nicht merken, sondern beschloß,

allen Argwohn so lange in sich zu verschließen, bis er seiner Sache gewiß sey. —

„Sagen Sie mir nur, um des Himmelswillen, was haben Sie gemacht!“ hub die Amtmanninn an, so bald sie mit ihrem Cicisbeo unter vier Augen war. — „Der Alte müßte ja auf den Kopf gefallen seyn, wenn er nichts gemerkt hätte. War das nicht ein Gesundheitausbringen, ein Blinzeln, ein Nicken! Pfui schämen Sie sich! Ein Knabe von funfzehn Jahren würde seine Rolle besser gespielt haben.“

„Sie übertreiben's auch ein wenig zu sehr, liebes Röschen!“

„Liebes Röschen? Wenn Sie nicht besser an sich halten können, so wird's Zeit seyn, daß wir den vertraulichen Ton ablegen. — Ich übertreibe, sagen Sie? Ja wohl! Wollte der Himmel ich hätte meine Gefälligkeiten für Sie nicht übertrieben, so dürft' ich sie jetzt nicht bereuen!“

„Wie Sie doch auf einmal in den Klageton gerathen!“

„Als ob ich nicht Ursache dazu hätte! Ist's Ihnen nicht genug, meine Schwachheit gemißbraucht zu haben, müssen Sie mich auch noch in den Augen meines Mannes brandmarken?"

„Ich habe gefehlt, daß ist wahr; aber wer kann Sie sehen, ohne in Feuer zu gerathen!"

„Keine Schmeicheleyen, Herr Adjunctus! Ihre Complimente sind eben so unbehülflich, als ihre Blicke. Auch habe ich seit gestern eben nicht Ursache, stolz darauf zu seyn."

„Aber wenn ich nun meinen Fehler bey dem Amtmann wieder gut mache, werden Sie dann noch schmollen?"

„Sie? Wieder gut machen? Sie sehen mir gerade so aus! Gehen Sie doch lieber hin, und bitten ihn um Verzeihung!"

„Sie werden immer bittrer — doch es wird sich ja ausweisen, ob ich das verdiene; und wer weiß, wer von uns beiden dann den Andern um Verzeihung bitten muß!" — —

Die Dame hatte kein ſonderliches Zutrauen zu ihres Galans Geſchicklichkeit, indeſſen machte er ſeine Sache beſſer, als ſie glaubte. Er ging nähmlich am nächſten Sonntagsmorgen zu dem Amtmann und eröffnete demſelben, nach einer kleinen Einleitung, er ſey geſonnen, die Adjunctur niederzulegen.

„Was hör' ich!" rief der ehrliche Alte. „Iſt das Ihr Ernſt?"

„Mein völliger Ernſt."

„Hab' ich Sie denn beleidigt, lieber Herr Neubauer, oder iſt Ihnen hier etwas nicht recht? Sagen Sie, reden Sie!"

„Nichts von allem dem, Herr Amtmann."

„Aber mein Himmel, wie kommen Sie denn mit einem Mahle auf den Einfall!"

„Ich bin eigentlich ſchon lange damit umgegangen, hab' aber nicht eher davon reden wollen, als bis mein Plan zur Reife gediehen war. — Beden-

ken Sie nur, lieber Herr Amtmann, ich arbeite nun schon sechs Jahr in der Amtsstube und kann, wie ich um Ihretwillen wünschen will, vielleicht noch zehn Jahr darin arbeiten, ohne auf etwas rechnen zu dürfen, als auf die — Sie wissen selbst, unbedeutenden — Sporteln. Ich werde immer älter — mein bischen Vermögen schmilzt zusammen — was kann am Ende dabey herauskommen! — Jetzt soll, wie ich höre, das Vorwerk zu Eichenwalde zu verpachten seyn. Ich denke also meine paar hundert Thaler zusammenzunehmen und mich dort anzusiedeln."

„Hm! hm! — So ganz Unrecht haben Sie wohl nicht: aber lassen Sie mich das Ding überlegen!" — —

Der Amtmann wußte lange nicht, wozu er sich entschließen sollte. Ließ er den jungen Mann ziehen, so verlohr er einen geschickten Mitarbeiter; und dennoch rieth die Eifersucht, ihm kein Hinderniß in den Weg zu legen. — „Aber bin ich nicht ein Thor!" dachte er endlich. „Würde der Adjunctus

wohl an die Pachtung denken, wenn er mit meiner Frau in so gutem Vernehmen stände?" (Dahin wollte ihn der junge Mann eben gern haben!) „Freylich guckdugeite er neulich nicht wenig nach ihr; aber was thut man nicht, wenn's im Oberstübchen spukt!" — Er bat also den Schlaukopf, noch länger bey ihm zu bleiben, welches sich dieser — nach einigen Bedenklichkeiten, versteht sich — denn auch gern gefallen ließ. — —

Nach Jahres Frist befand sich die Amtmanninn abermahls in guter Hoffnung und der Alte hatte mit aller seiner Wachsamkeit noch nicht so viel ausgerichtet, daß er mit Grunde vermuthen konnte, woher dieser neue Ehesegen kam. Daß er keinen Theil daran hatte, davon war er dies Mahl fest überzeugt. Aufgepaßt hatte er genug; aber wer vermag eine Thür zu hüten, wozu jedermann den Schlüssel hat! Die Näscher waren zu schlau und der alte Herr kam gewöhnlich in die Kirche, wenn die Vesper schon gesungen war, folglich blieb ihm jenes Woher auch für das Mahl ein unerklärbares Räthsel.

„Levius fit patientia, quicquid corrigere est, nefas," oder, wie ein alter Reimer ſingt:

„Wie glücklich iſt,
„Wer das vermag,
„Was nicht zu ändern iſt!"

Das mag ſchon wahr ſeyn; allein dem Amtmann wollte dieſe Glückſeligkeit dermalen gar nicht zu Theil werden. Der unverdiente Segen, womit ihn der Himmel überſchüttete, beſchäftigte ihn Tag und Nacht. Endlich erlag er unter deſſen Laſt und ward krank. — Man kann leicht erachten, daß er nach den Glückwünſchen, womit ihn die Niederkunft ſeiner Gattinn bedrohete, nicht ſehr begierig war. Das neugeborne Töchterlein ward alſo in aller Stille getauft und die Wöchnerinn hielt ihren Kirchengang, ohne daß man an Feſtlichkeiten und Gaſtereyen dachte.

Ungeachtet nun der Alte lediglich an einer Gemüthskrankheit, der erzwungenen Geduld, darnieder lag, ſo ward es doch, zumal da ſich allerley Gebrechen des Alters dazu geſellten, täglich ſchlimmer mit

ihm, und er konnte das Bett wenig oder gar nicht verlaſſen. Unter dieſen Umſtänden fehlte es denn freylich den beiden jungen Leuten nicht an Gelegenheit, noch ferner von der verbotenen Frucht zu eſſen. Von dem Zwange, den ihnen bisher die Allgegenwart des kranken Argus auflegte, befreyet, wurden ſie immer ſicherer und kühner. Doch

„Der Krug geht, wie die Sage meldet,
„So lange zu Waſſer, bis er bricht!“ —

Der Patient war bereits verſchiedene Wochen bettlägerig geweſen und aufs Feld verpflegt worden, als die Aernte eintrat, wo das Geſinde auf dem Felde zu thun hatte, und die Wartung des alten Papa's der Amtmanninn allein anheim fiel. An einem Nachmittage, wo niemand zu Hauſe war, als der Adjunctus, der auf der Amtsſtube arbeitete, ſaß ſie, wie gewöhnlich, vor dem Krankenbette und unterhielt den Patienten mit allerley Wirthſchaftsangelegenheiten, worüber er den einſchlummerte. Sobald ſie das bemerkte, ſchlich ſie auf den Zehen davon, und nach der Amtsſtube. Der gefällige Adjunctus ſchob Acten, Meditationen und corpus juris einſ-

wollen auf die Seite, und sein Aböchen legte ihm ein corpus vor, worüber der grämlichste Legist das Gloſſenmachen vergeſſen hätte.

Während die beiden Verliebten den Tempel der ehrbaren Themis zu einem Heiligthume der Göttinn von Paphos umſchufen, erwachte der Patient, und fand den Stuhl vor ſeinem Bette leer. Er harrte und harrte, daß ſich ſeine Haushexe wieder einfinden würde, allein es verſtrich eine Stunde und ſie erſchien nicht. Endlich kündigte ihm die Saaluhr an, daß es Zeit ſey, Arzney zu nehmen; er rief alſo ſein Weibchen verſchiedene Mahl bey Nahmen — ſie hörte nicht und antwortete auch nicht. Er wartete von einer Viertelſtunde zur andern — niemand erſchien.

Endlich riß ihm die Geduld. Er kroch aus dem Bette, nahm ſeinen Krückenſtock zur Hand, hielt ſich an den Wänden und krüppelte auf die Art der Amtsſtube zu, in der Abſicht, den Adjunctus zu bitten, ihm die Arzney der Vorſchrift gemäß abzutheilen. Nach vieler Müh' und mancher Pauſe

erreichte er endlich die erwünschte Thür und schob sie leise auf — es war niemand zu hören oder zu sehen. Aber kaum trat er in die Stube, so eröffnete ihm die zum Unglück nicht mit Vorhängen verwahrte Glasthür des Seitenkabinetts eine Aussicht, die alle Geheimnisse, worüber er sich bisher umsonst den Kopf zerbrochen hatte, in einem Nun entrathselte.

Man denke sich sein Erstaunen! Die Wuth schien ihn auf einmal gesund gemacht zu haben. Er schleuderte, mit der Kraft eines Vierzigers, die Krücke durch die Thür, so daß das Fenster in tausend Trümmern zerbrach. — Die Häscher, durch den unerwarteten Donnerkeil getrennt, rafften sich auf, der Adjunctus stürzte hervor, um sich nach dessen Einsender umzusehen, und warf den Jupiter fulminans, der eben in einen Strohm der kräftigsten Flüche ausbrach, in der Hast die Thür mit solcher Gewalt gegen die Stirne, daß dieser ohnmächtig zur Erde sank.

Man brachte den Amtmann zu Bette und rief die Aerzte. Er erholte sich zwar nach einigen Stun-

den wieder, redete aber irre. Seine Gattinn, welche zu fühlen schien, daß er die Thorheit einer ungleichen Ehe hart genug gebüßt habe, wünschte nichts mehr, als sich mit ihm aussöhnen zu können. Allein er ward zusehens schlimmer, verlor am folgenden Morgen alles Bewußtseyn und verwechselte bald darauf das Zeitliche mit dem Ewigen, welches letztere wir ihm denn — in der Hoffnung, daß er dort ein besseres Schicksal gefunden haben werde — nicht mißgönnen wollen.

Daß aus dem Adjunctus und der Wittwe ein Paar ward, versteht sich wohl von selbst.

Ruhe ist das endliche Ziel alles Dichtens und Trachtens der Sterblichen. Karl der fünfte sucht sie in den Mauern eines Klosters, der Bettler in den Armen des Schlafs, der Geschäftsmann auf seinem Landgute, der Höfling an der Seite einer Buhlerinn, und der Weise, der weder Landgut noch Mätresse hat, in dem Umgange der

Musen. — Auch General von Falkenstein ward, nachdem er ein halbes Jahrhundert hatte trommeln, fluchen und kanoniren hören, des Getümmels der Welt überdrüssig und setzte sich in Tiefenau, dem ländlichen Wohnorte seiner Väter, zur Ruhe.

Zu sehr an Thätigkeit gewöhnt, um den Rest seiner Jahre in mönchischem Wohlleben und klösterlichem Müssiggange zu vergeuden, und in dem bisherigen Gedränge der Geschäfte zu wenig für Geistescultur gestimmt, um noch in seinem sechs und sechzigsten Jahre den Wissenschaften Geschmack abzugewinnen, widmete er seine Zeit der Jagd, einer Beschäftigung, die seinem bisherigen Wirkungskreise und seinen noch ziemlich rüstigen Kräften angemessen war. Kaum dämmerte der Morgen am Gebirge, so trabte er, von seinen Doggen umklafft, zu Walde; und oft, wenn längst der letzte Strahl der Abendsonne an Tiefenau's Thurmspitze verglüht war, plänkerten seine Jäger noch im Dickicht, und der Uhu verstummte vor dem Wiederhalle ihres Hifthorns.

„Wer gern treueigen sein Liebchen hat,
„Dem drohen Stadt
„Und Hof mit viel ängstlichen Sorgen."

Singt einer unser Lieblingsdichter, der leider alle Ursache hatte, auch die Akademie hier nicht unerwähnt zu lassen.

Indessen hat — wie denn überhaupt nichts unter dem Monde ganz ohne Mängel seyn soll — auch das Landleben in dieser Rücksicht seine eigenen Gefahren. Während dem General die Wochen zu Tagen und die Tage zu Minuten wurden, hatte seine junge Gemahlinn zu Hause keine Gesellschaft als ihre Bücher, und keine Vertraute als die Einsamkeit. Zeichnen, Lesen und Musik waren ihre Beschäftigungen. Dem bunten Papiere und der Schmähsucht hatte sie nie Geschmack angewinnen können, sonst würde sie (wenn anders außer ihr noch irgend jemand in Tiefenau den guten Ton gekannt hätte) Kartenspiel und Medisiren damit verbunden haben. Zwar hatte ihr der General ein bejahrtes Fräulein zugesellet: aber das war ein eulenartiges Geschöpf, das immer in sich selbst verschlossen,

am Tage die Welt, von welcher es verspottet ward, verschmähete, und abends im einsamen Kämmerlein geistliche Lieder krächzte und mit den Vollmondsgesichtern der Heiligen liebäugelte. Elise (so hieß die Generalinn) lebte also isolirt wie eine Einsiedlerinn, und konnte sich niemanden mittheilen, als ihrer Laute und der Natur, welche rings um: Tiefenau in ihrer ganzen Schönheit prangte. — Wenn ihr Gemahl abends nach Hause kam, war er meistens ermüdet, oder mit der Anordnung des folgenden Tages beschäftigt, und also auf jeden Fall für sie verloren. —

„Ritt er denn heute und morgen und alle Tage auf die Jagd?" wird der Leser fragen. — Nein, dazu war er gegen seine Elise zu gerecht, dazu liebte er sie zu sehr. Oft ließ er sich von ihr vorlesen, oft saß er mit ihr in der Geißblattlaube und weidete sich an ihrem Blick,

„Wenn sie bey dem Klang der Laute
„Sanft und lächelnd auf ihn schaute;
„Sich sein ganzes Herz vertraute
„Er ihr sonder Zweifel an,

„War ein hochbeglückter Mann. — —
„Ihr: schönen Augen logen,
„(Wer ergründet Weiberſinn!)
„Ihre Liebe war dahin,
„Einem . . . . .“ —

Doch wie bequem das Abſchreiben auch iſt, ſo wollen wir uns doch deſſelben enthalten und ſtatt deſſen unſre eigene Waare zu Markte tragen. Schade, daß der Biograph eines Hofnarren gegen einen Profeſſor der Philoſophie ein zu kleines Licht iſt! ſonſt würden wir einem Dresdener Gelehrten, der vor kurzem ein ganzes Buch abgeſchrieben hat, rathen, in Rückſicht jener Enthaltſamkeit in unſre Fußſtapfen zu treten.

Es gab eine Zeit, wo alle ihre Neigungen nur ihn betrafen, alle ihre Wünſche ſich auf ihn beſchränkten; aber dieſe Zeit war dahin. — Einſt, als ſie, einſam und ſinnend, in dem ſchattigen Eichengange, welcher das Schloß umgab, auf und abging, ritt ein junger Mann vorüber — ein junger Mann? — einen Halbgott würde ihn Eliſe nennen,

wenn ſie dieſe Geſchichte ſelbſt erzählte. So ſchlank, ſo männlich ſchön, ſo freundlich! — Er ſchwebte vorüber, aber ſein Bild wich nie wieder aus ihrer Seele. — Nun gewann alles um ſie her eine andre Geſtalt. Die Bücher, bisher ihre angenehmſten Geſellſchafter, wurden ihr zuwider. Die Einſamkeit, welche ihr oft ſo läſtig war, ward ihre liebſte Freundinn, und die alte Sibylle, ſo oft vergebens zum Spaziergange eingeladen, konnte nun auf ihrer Zelle ächzen und krächzen, ſo lange ſie wollte; denn niemand nahm ſich mehr die Mühe, ſie zu ſtören, niemand ſchien ihre Exiſtenz mehr zu beachten.

Der junge Mann, welcher der Generalinn ganzes Empfindungsſyſtem verrückte, war Offizier unter der Beſatzung des benachbarten Städtchens, und wenn ſein Bild Eliſen unabläſſig vor Augen ſchwebte, ſo war der Eindruck, den Eliſe auf ihn gemacht hatte, wenigſtens eben ſo groß. Er unterließ nicht, eſtmals wieder bey den Eichen vorüber zu reiten, unter welchen er ſie zum erſten Mahle erblickt, und ſie ging ſeitdem nirgends lieber ſpatieren, als in dem Schattengange, wo ſie ihn zuerſt geſehen hatte.

An einem heitern Herbstabend, wo die sterbende Natur ihrem Grabe mit Ruhe entgegenzuwanken, die untergehende Sonne ihr das letzte Lebewohl zuzulächeln, und Alles Hinscheiden, und Einschlummern, und Wiedererwachen zu einem bessern Leben zu verkündigen schien, lustwandelte Elise, in süße Schwermuth versunken, unter ihren Lieblingseichen. Die ferne Landschaft schwand allmählig vor ihren Augen, die Abendluft wehte so schauris, und Feld und Wald verstummten, um die Dämmerung zu feyern. Sie setzte sich in die Geißblattlaube und horchte dem letzten Athemzuge der entschlummernden Schöpfung. Alles rings umher war so traulich; die ferneren Gegenstände schienen, unter dem Schleyer der Nacht geselliger, sich einander zu nähern; und die Eichen mit verschränkten Zweigen, gleichsam Hand in Hand, der Dunkelheit freyer entgegen zu harren — überall Eintracht, Geselligkeit und Theilnahme! Vor ihr allein schien alles zurück zu weichen, kein Wesen ihres Gleichen sich an sie anzuschließen; von jedermann verlassen stand sie in der geselligen Natur wie ein Schiffbrüchiger am Gestade einer unbekannten Insel. Sie fühlte sich so beklommen,

so beängstiget, so bedauernswerth. — Endlich nahm sie die Laute, um wenigstens dieser ihre Empfindungen mitzutheilen, und sang:

„Einsam tönet meine Klage
„Bis zum letzten meiner Tage;
„Einsam will ich Thal und Höhn,
„Flur und Hayn um Mitleid flehn.

„Traulich flüstert an dem Teiche
„Schilf mit Schilf; von der Eiche
„Wipfel rauschet Trost und Ruh
„Einer andern Eiche zu.

„Mit dem Klee, bethränt vom Thaue,
„Lispeln Blümchen in der Aue;
„Mit dem Uhu in der Kluft
„Rechzt die Wehklag an der Gruft.

„In des Waldes kühlem Schatten
„Girrt das Täubchen bey dem Gatten,
„Und dem fernen Wasserfall
„Brauses nach der Wiederhall.

„Einsam tönet meine Klage
„Bis zum letzten meiner Tage;
„Einsam will ich Thal und Höhn,
„Flur und Hayn um Mitleid flehn.“ — —

Kaum hatte sie die letzte Strophe geendigt, so rauschte es hinter der Hecke. Sie fuhr auf, legte das Instrument aus der Hand und war im Begriff, die Laube zu verlassen, als der junge Mann, den sie zuweilen hatte vorüber reiten sehen, ihr entgegen trat. Er bat um Verzeihung, daß er sie in ihrer Einsamkeit störe; er habe den Zauber ihrer Stimme und dem Drange seines Herzens nicht widerstehen können. — Die erste Hälfte seiner Anrede ward mit einem Gegencomplimente erwiedert, die andre unbeantwortet gelassen.

„Sie klagten vorhin über Ihre isolirte Lage;“ fuhr er fort, „o daß mir vergönnt wäre — — doch was kann Ihnen an der Theilnahme eines Fremdlings gelegen seyn!“ —

Die schöne Sängerinn versicherte, es sey ihr die Theilnahme keines gefühlvollen Wesens gleichgültig; und ein Seufzer schien zu sagen, daß es die seinige am wenigsten war.

Man kann leicht denken, daß sich der Dialog hier nicht endigte. Das Resultat aller Fragen und

Antworten, Versicherungen und Gegenversicherungen war, daß der Offizier endlich erklärte, er liebe sie unaussprechlich, und kenne im Himmel und auf Erden keine größere Seligkeit, als ihre Gegenliebe. — Ihm dieselbe sogleich zusichern, daß hieß für eine Kokette viel zu rasch und für ein gefühlvolles Weib viel zu leichtsinnig handeln. Elise liebte den jungen Mann zwar, aber sie erröthete noch vor dem Gedanken, daß sie ihn liebe, oder wenigstens schwankte sie noch zwischen Pflicht und Neigung. Von Gegenliebe war also für dies Mahl noch nicht die Rede. Aber er bat, er flehete so herzlich, sie in dieser Laube öfter besuchen zu dürfen — eine so unschuldige Gefälligkeit glaubte sie weder ihm noch sich selbst versagen zu müssen. Er schied also, durch diese Zusage zu neuer Hoffnung ermuntert, vergnügt von dannen. —

Dies war der Tag, welcher in Elisens Herzensgeschichte Epoche machte. Bis dahin hatte sie ihren Gemahl zwar nicht zärtlich, aber doch aufrichtig geliebt. Allein von nun an war ihr Herz für ihn erkaltet. Sie suchte das zu verbergen und über-

häufte ihn mit Zärtlichkeiten, die nicht ihm galten, sondern dem Offizier, um dessentwillen sie eigentlich ausgespendet wurden. Der Letztere ermangelte nicht, so oft es nur unbemerkt geschehen konnte, sich in der Laube wieder einzufinden. Die Geschichte seiner Liebe war von der Geschichte der Liebenden überhaupt in keiner Hinsicht unterschieden.

„Zuerst bekam er einen Kuß,
„Zuletzt noch etwas mehr!"

Er äußerte so manchen Wunsch und die gute Elise befriedigte so manchen, daß ihm am Ende nichts mehr zu wünschen übrig blieb. Nicht mehr zufrieden, durch den todten Buchstaben, oder in der Laube, im Angesichte der freyen Natur, einander Liebe zuzusichern, wurde das vertrauliche Paar kühn genug, sogar das Haus des Generals zum Lustlager zu wählen, und der Offizier wußte sich, mit Hülfe des Kammermädchens der gnädigen Frau, in Abwesenheit des alten Herrn unter allerley Verkleidungen daselbst einzuschleichen. Die Liebe ist erfindsam. Bald erschien er mit einem großen Pflaster über dem linken Auge, als ein reisender, Dienste suchen-

der Jäger; bald, in Perücke und schwarzem Rocke, als ein bekannter vornehmer Geistlicher, und bald, in Bedientenlivree, als Lakey einen benachbarten Herrschaft. Bald kam er, in Begleitung einiger Bedienten, zu Pferde, als ein fremder Offizier, der dem Herrn General seine Aufwartung machen wollte, und, weil dieser gerade auf der Jagd war, bey der gnädigen Frau Audienz erhielt; bald verkaufte er, als ein Galanteriekrämer der Frau Generalinn poudre à la maréchal, eau de mille fleurs und andre kostbare Kleinigkeiten; bald trat er als ein Musicus auf, der Instrumente stimmte und Noten abschrieb — kurz, er spielte so mancherley Rollen, und benahm sich unter jeder Verlarvung so geschickt, daß niemand darüber auf arge Gedanken gerathen konnte.

Auf der andern Seite ermangelte die schöne Sünderinn nicht, auch den entferntesten Schein eines Geheimnisses zu vermeiden. Sie erzählte dem alten Herrn bey seiner Zurückkunft jedes Mahl, wer da gewesen sey und was er gewollt habe, zeigte ihm auch wohl zuweilen einige Schächelchen, die sie von dem fremden Kaufmann oder Tabulettkrämer eingehandelt

hatte, und so trieb denn das pantomische Paar sein Gaukelspiel eine geraume Zeit fort, ohne daß dem dritten Manne etwas böses ahndete. Allein

„Es wird nichts so fein gesponnen,
„Das nicht komme an die Sonnen."

Sagt ein alter Spruchreim. Wir wollen sehn, ob er auch dies Mahl eintrifft.

Der alte General ward von einem benachbarten Edelmanne zu Gevattern gebeten. Nun glaubte man damals noch, es könne das Kindlein kein rechtschaffner Christ werden, wenn man nicht, von dessen Taufe an gerechnet, wenigstens eben so viele Tage hindurch schmause, als Gevattern vorhanden waren. Da man nun deren keine kleine Zahl zu wählen pflegte, und der Herr Gevatter in Tiefenau sich auf die Flasche wenigstens eben so gut verstand, als auf die Klinge; so war nicht leicht zu erwarten, daß er unter sechs bis acht Tagen von der Gasterey heimkehren würde. — Eine ganze Woche ungestört und sorgenlos mit einander leben zu können! Die Aussicht war für die beiden Liebenden zu reizend, als daß sie nicht hätten Gebrauch davon machen sollen.

Indeſſen war die Frau Generalinn ebenfalls zum Taufſchmauſe gebeten worden, und es ſchien gar nicht thunlich, die Einladung geradezu abzulehnen. Sie ließ alſo Tages zuvor ihren ganzen Putz in den Stand ſetzen, traf alle zu einem häuslichen interregno nothwendigen Vorkehrungen und ſchien ſich auf die Reiſe nach Rohrbach (ſo hieß des Herrn Gevatters Wohnſitz) nicht wenig zu freuen. Allein — welch ein hinfälliges Weſen iſt der Menſch!

„Wer heut iſt friſch, geſund und roth,
„Iſt morgen krank, ja wohl gar todt." —

Schon war der frohe Taufstag erſchienen. Schon erhob ſich die Sonne aus

. . . . . „des Meeres Silberwellen,
„Die Hirt' und den Palaſt gleich gnädig zu erhellen.
„Sie ſtreute Licht und Tau auf die bethaute Bahn
„Und nach und nach zog ſich das Kammermädchen an.
„Die Pagen fuhren ſchon in ihre Silberkleider;
„Die Lerche ſang im Feld' und in der Stadt der Schneider.
„Schon ſtand der Grenadier und wichſte ſeinen Bart,
„Und Alles fühlte ſchon des Morgens Gegenwart. —

Aber — daß man sich doch so gern mit fremden Federn schmückt! Das Citiren scheint den Autoren wie die Epidemie angebohren zu seyn — ich wollte hier ja keine poetische Blumenlese, (die gewiß Niemand lesen würde,) sondern eine Ehestands- (beynahe hätte ich gar geschrieben Alltags-) geschichte liefern, und die sind ja in der Regel, wenn nicht ungereimt, doch wenigstens reimlos; wie denn die poetische Glückseligkeit des Ehestandes gewöhnlich mit den Flitterwochen aufzuhören pflegt. Also, wieder zum Texte:

Schon stand der General, gestiefelt und gespornt, in seiner Staatsuniform und paßte vorläufig den Tressenhut auf die neue Perücke; schon hatte der Kutscher Befehl erhalten, das blaue Geschirr aufzulegen, und der Jäger einen derben Ausputzer, weil er nicht von selbst so vernünftig gewesen war, die besetzte Livree anzuziehen — kurz, alles war schon in voller Thätigkeit; nur die gnädige Frau ließ sich noch nicht über dem Horizonte blicken. Das war nun freylich nicht außer der Regel, denn in ihrem Departemente ward es gewöhnlich vier Stun-

den ſpäter Tag, als in dem ſeinigen: allein heute, glaubte der alte Herr, könnte man doch ſchon einmal eine Ausnahme machen. Er ſtieſelte alſo nach ihrem Schlafzimmer, um auch da das Werde munter mein Gemüthe wahr zu machen. Aber kaum öffnete er die Thür, ſo ächzte es hinter den Gardinen, als ob jemand in den letzten Zügen läge.

Er trat an das Bett. — Die arme Frau! — Sie hatte eine ſchreckliche Nacht gehabt, hatte kein Auge geſchloſſen; es lag ihr in den Gliedern wie Blei, alles drehte ſich mit ihr im Kreiſe herum: aber ſie wollte doch verſuchen aufzuſtehen; vielleicht würde ihr dann anders, vielleicht daß die freye Luft unterweges .....

„Es behüte, gnädige Frau!" fiel hier die Zofe ein — „behüte der Himmel! Wie könnten Sie ſo etwas wagen! Hätten Sie gehört, was Sie die Nacht hindurch phantaſiert haben. — — Gott mag wiſſen, was Ihnen im Körper ſteckt! — Und Sie wollten aufſtehen, wollten ſogar ausfahren? —

Nein, man muß seinen Kräften nicht zu viel zumuthen! Zeit und Stunde sind nicht gleich; es könnte Ihnen gehen, wie meiner vorigen Herrschaft, Gott habe sie selig! 's war eine kreuzbrave Dame, eine ....."

Wer weiß, wo sich dies Geschwätz, das je länger je weinerlicher ward, noch geendigt haben würde, wenn nicht der General — dem es dabey über die Haut lief, als ob man das Gott habe sie selig bereits über seine Elise ausspräche — das Wort genommen hätte. Er bat die Patientinn, doch ja ihrer Gesundheit zu schonen, im Bette auszuharren und den Gedanken an die Reise aufzugeben. Er selbst könne freylich leider nicht zu Hause bleiben, wolle aber, so bald ihre Umstände nur einiger Maßen bedenklich würden, wieder da seyn. Er werde den Kutscher mit dem Wagen zurückschicken, damit sie zu jeder beliebigen Stunde ihn oder den Arzt holen lassen könne u. s. w.

Sie wandte dagegen ein, es sey mit ihr nicht so schlimm, als er sich vorstelle, ihr Ausbleiben werde

bey der ganzen Gesellschaft Aufsehen erregen, und was dergleichen mehr war; allein er erklärte, Krankheit sey ein vollgültiger Entschuldigungsgrund, er würde sich ewig ein Gewissen daraus machen, ihr Leben durch eine solche Reise in Gefahr zu setzen, und bitte sie bey allem, was ihr lieb und werth sey, sich derselben zu entschlagen. Sie fühlte sich also überzeugt, gab nach, und versprach, in Allem seiner Vorschrift gemäß zu leben. Hierauf nahm der gute Alte herzlichen Abschied, befahl Fräulein Trudchen (so hieß obgedachte Sibylle), ihm noch an eben demselben Tage durch einen Bothen von der Patientinn Zustande Nachricht zu geben, und fuhr unter tausend Besorgnissen nach Rohrbach.

Nachmittags machte die Generalinn sich wieder aus dem Bette, ließ ihrem Gemahl, der sonst zu früh hätte zurückkommen mögen, schreiben, es bessre sich mit ihr augenscheinlich, fertigte alsdenn selbst eine alte Soldatenfrau, die gewöhnliche Iris unsers liebenden Paars, an den Offizier ab, und meldete ihm, theils daß der alte Herr wirklich allein abgereiset sey, theils was für eine Rolle dessen Stell-

vertreter dieſen Abend zu ſpielen habe. Der Vogt erhielt Befehl, die Brücke, welche über den das adelige Schloß umgebenden breiten Graben führte, heute etwas ſpäter aufzuziehen, weil die gnädige Frau noch ein Kräuterweib mit verſchiedenen Hausmitteln erwarte. Gegen Abend erſchien die neue Hygiea, ward eingelaſſen und ohne Bedenken in der Patientinn Schlafzimmer gebracht. Daß ſie nicht wieder wegging, hatte der Vogt, der ohnehin bloß auf den Einlaß in Eid und Pflicht genommen war, nicht einmal bemerkt.

Da der Kräutervorrath zu einer Wähung gebraucht werden, und die Kranke, laut der Verordnung, ſich unmittelbar nachher ſchlafen legen ſollte; ſo hielt Fräulein Trudchen ihre Gegenwart für überflüſſig und begab ſich ſehr zeitig nach ihrer Zelle. Daß ſie der Patientinn keinen größern Dienſt erweiſen konnte, wird man gern glauben, wenn wir (falls es der Leſer nicht ſchon errathen haben ſollte) ſagen, daß der weibliche Aeſkulap niemand anders war, als der Offizier. Die beiden Liebenden freueten ſich herzlich, daß ſie ihren Zweck ſo glücklich erreicht hatten.

und ſchritten alsdenn ungeſäumt zum Gebrauche der obgedachten Hausmittel.

Das Uebel, welches dermalen zu bekämpfen war, mußte ziemlich hartnäckig ſeyn; denn es ward Mitternacht, ohne daß die Cur ſich endigte, und vielleicht würde gar der Tag darüber angebrochen ſeyn: allein als die Patientinn und der Arzt ſich deſſen am wenigſten verſahen, klopfte jemand an das Schlafzimmer. Sie horchten — Himmel und Erde! Es war der General.

Damit ſich niemand über ſeine unerwartete Rückkunft wundre, ſo dient zur Nachricht, daß der Taufſchmaus geſchwinder ein Ende genommen hatte, als irgend jemand von den Anweſenden vermuthete. Die Kindbetterinn ward nähmlich plötzlich von einem Stickfluſſe befallen und ſtarb, ehe ihr noch der Arzt zu Hülfe eilen konnte. Unter dieſen Umſtänden hielten die Gevattern und übrigen Gäſte, deren Freude in einem Nun in Traurigkeit verwandelt worden war, nicht für rathſam, den bekümmerten

Wittwer länger mit ihrer Gegenwart zu belästigen; und so reiſete denn jeder nach ſeiner Heimath zurück. Dem General, der ſeinen Wagen wieder nach Hauſe hatte fahren laſſen, borgte der verwittwete Herr Gevatter ein Reitpferd, und ſo kam er denn in aller Stille bey ſeinem Gute an. Er ſtieg vor der Brücke ab, ſchickte das Pferd mit dem Reitknechte, der ihn begleitet hatte, zurück, ward von dem Vogt eingelaſſen und erreichte das Schlafgemach ſeiner Gemahlinn, ohne daß ihn jemand bemerkte. Vielleicht würde er (zumal in Betracht des Zuſtandes, worinn er vormittags die Patientinn verließ) damit nicht ſo ſehr geeilt, noch die Ruhe ſeiner lieben Ehehälfte unterbrochen haben: allein er wollte ihr doch den Unfall, der ihn ſo plötzlich wieder nach Hauſe führte, erzählen, und ſo klopfte er denn bereits zum dritten Mahle an ihre Thür, ohne daß ihm jemand antwortete.

War die Ungeduld des Generals groß, ſo war es die Beſtürzung der beiden Ueberraſchten wahrlich nicht minder. Der Offizier konnte ſich in der Angſt nicht in die Weiberkleider hineinfinden, und als es

halb und halb geſchehen war — wo ſollte er ſich verbergen? — Im Zimmer? — Es gab da keine Spaniſche Wand, kein Kamin, kein Kleiderſchrank. — Im Bette? — Wenn nun der General, als rechtmäßiger Grundbeſitzer, auf den unglücklichen Einfall gerith — — Die Verwirrung der beiden Leutchen war noch größer, da der Pocher zum vierten Mahle an die Thür klopfte und ſich dabey gegen den Bedienten, der ihm leuchtete, vernehmen ließ, es ſey nicht anders zu vermuthen, als daß ſeine Gemahlinn in Ohnmacht, oder, welches Gott verhüten wolle, in den letzten Zügen liege: er ſolle nur geſchwind eine Axt holen, damit man die Thür aufſprengen könne. —

Nun war bey den beiden Gefangenen guter Rath theuer. Endlich zeigte die Verzweiflung dem Offizier einen Ausweg. Er knüpfte die Bettücher an einander und befeſtigte ſie an dem Fenſter, um ſich vermittelſt derſelben auf den zwiſchen dem Haus- und dem tiefen Waſſergraben befindlichen Rand hinabzulaſſen. Aber — o Himmel! — er hatte noch nicht die Hälfte ſeiner Fahrt zurückgelegt, ſo zog ſich der

Knoten auf, und der unglückliche junge Mann stürzte mit einem lauten Ach ins Wasser.

Unterdessen erhielt der General eine Art, und sprengte mit einem einzigen Hiebe die Thür auf. Aber welch ein Anblick! Seine Elise lag todtenblaß und ohne Besinnung an der Erde. — — So bald er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, ließ er sie aufs Bett legen und das Fräulein nebst der Kammerjungfer rufen. Sie besprengten die Patientinn mit Ungarischem Wasser, rieben sie mit warmen Tüchern, tröpfelten ihr Liquor in den Mund — endlich fing sie wenigstens wieder an zu athmen. —

In der ersten Bestürzung hatte der gute Alte nichts beachtet, als seine Gemahlinn. So bald er aber wenigstens ihr Leben gesichert glaubte, mußten ihm die Unordnung im Zimmer, das offene Fenster und das daran befestigte Betttuch freylich zu mancherley Betrachtungen Anlaß geben. — „Sollte sich ein Dieb hereingeschlichen, sie beraubt und alsdenn seinen Weg zum Fenster hinausgenommen

haben!" — Allein es fehlte im ganzen Gemache nicht einer Stecknadel werth. Auch pflegen ſich ja die langfingrigen Nachtmenſchen mit Strickleitern oder dergleichen etwas zu verſehen. — Was für Vermuthungen er auch ſonſt über den Vorfall hegen mochte, ſo blieb doch das offne Fenſter nebſt dem Betttuche immer ein gewaltiger Gedankenſtrich, und hätte er nicht von Eliſens Tugend eine zu hohe Idee gehabt, ſo hätte ihm, ſollte man denken, ſein Schickſal ahnden müſſen. Er hoffte, es würde ſich das alles am folgenden Tage aufklären; allein ſeine Leute wußten nichts weiter darüber zu ſagen, als es ſey bey der Generalinn ein Kräuterweib geweſen, das niemand habe wieder weggehen ſehn. Eliſe war ſo ſchwach, daß er von ihr wenigſtens fürs erſte keine Aufſchlüſſe erwarten durfte, wenn ſie auch ſonſt geneigt geweſen wäre, dergleichen zu geben. — —

Die Zeit, welche ſo manche Thorheit erlauſcht, ſo manches Bubenſtück enträthſelt, half auch dem guten General aus dem Traume. Nach wenig Tagen erſcholl in Tiefenau das Gerücht, es werde

in dem benachbarten Städtchen ein Offizier von der Besatzung vermißt. Fast zu gleicher Zeit zog der Vogt eine mit einem Weibsunterrocke bekleidete männliche Leiche, welche dem beschriebenen Offizier aufs genaueste glich, aus dem Wassergraben. Diese Umstände, verglichen mit dem Betttuche an dem offenen Fenster, ließen dem ehrlichen Alten über den Vorfall jener unglücklichen Nacht keinen Zweifel mehr übrig. Er gab dem Obersten des in dem Städtchen liegenden Regiments, seinem alten Jugendfreunde, von der traurigen Begebenheit Nachricht und ließ darauf den Leichnam in der Stille beerdigen.

Elise, die schwache, aber bedauernswürdige Elise gelangte zwar nach jener schrecklichen Nacht wieder zum Bewußtseyn, aber nur um dasselbe bald und auf immer wieder zu verlieren. Die Kammerjungfer war unvorsichtig genug, ihr das Schicksal des unglücklichen jungen Mannes zu entdecken. Wie hätte ein so empfindliches Nervensystem, als das ihrige war, diesen Schlag ohne Zerrüttung ertragen können! Er traf den edlern Theil ihres Ich, den

Verſtand. Zu ihrem Glück überlebte ſie deſſen Verluſt nur wenig Wochen. Ihr Gemahl ließ ihr folgende Grabſchrift ſetzen:

Hier ruht — und mit ihm meine Ruh —.
Ein Weſen edler Art. Ob Engel,
Ob Menſch? Für dieſe Welt voll Mängel
Zu groß, zu klein? — Entſcheide du,
O Wandrer, dies Problem zum Schlummre
Verſenkt! Mich führet es vom Kummer
Gebeugt, dem Grabe früher zu. —
Dies Weſen — deſſen Geiſt auf Schwingen
Des Seraphs himmelan zu ringen
Geſchaffen ſchien, wenn ſeinen Flug
(Zu kühn vielleicht!) des Weltalls Kette,
Die Liebe, nicht gefeſſelt hätte;
Und deſſen Herz zu zärtlich ſchlug,
Um meine Seligkeit auf Erden,
Dem Sterblichen ein Gott zu werden —
Dies Weſen zwiſchen Seel' und Leib
In ſtetem Kampfe, war — ein Weib. — —

Gonella.

Von diesem Ehrenmanne, dessen lustige Einfälle ehemals durch ganz Italien in Jedermanns Munde waren, und von dessen Schwänken ganze Sammlungen gedruckt worden sind, gilt das Sprichwort: Urit mature, quod vult urtica manere; das ist: Ein guter Haken krümmt sich beyzeiten; denn Gonella kannte schon in seinem siebenten Jahre kein größres Vergnügen, als Andere zu necken und ihnen einen Possen zu spielen. So legte er z. B. seiner Mutter, statt der gebratnen Kastanien, etwas in die Asche, daß wir nicht einmal in die Feder, geschweige denn, wie die gute Frau, in den Mund nehmen möchten; und wie sehr sie sich auch darüber ärgerte, so mußte sie doch, auf Vermittelung ihres Mannes, der sich über diesen Schwank halb todt lachen wollte, dem muthwilligen Buben verzeihen, welches denn natürlicher Weise nicht wenig ermunterte, sein Schalksnarren-Talent noch weiter auszubilden.

Als Gonella erwachsen war, kam er in die Dienste des Markgrafen Nikolao von Este, der im Jahr 1441 mit Tode abging, und seines Sohns, des 1471 verstorbenen Herzogs Borso von Ferrara, welcher letzte ein so großer Freund von dergleichen Lustigmachern war, daß man in Italien, wenn jemand den Narren spielen wollte, sprichwortsweise zu sagen pflegte: Wir leben nicht mehr in den Zeiten des Herzogs Borso (non è piu il tempo del Duca Borso). Uebrigens bestehen Gonella's Einfälle und Schwänke theils aus Wortspielen, die sich nicht übersetzen lassen, theils aus groben Zoten, die nicht übersetzt werden dürfen. Was davon erzählbar ist, wollen wir jetzt unsern Lesern mittheilen.

Als die Herzoginn einst krank war, sagte der Herzog zu Gonella: „Schicke doch deine Frau einmal zu meiner Gemahlinn, damit diese ein wenig Unterhaltung an ihr hat."

„Was wollen eure Durchlauch mit meiner Frau machen?" sagte der Narr. „Sie ist beynahe stock-

taub; wenigstens hört sie nicht, wenn man nicht aus allen Kräften schreyet."

„Das thut nichts," erwiederte der Herzog. „Sie wird meiner Gemahlinn dessen ungeachtet willkommen seyn." —

Gonella ging also nach Hause und sagte zu seiner Frau: „Du sollst nach Hofe kommen und der Herzoginn deine Aufwartung machen. Sollte der Herzog etwa auch da seyn, so will ich dir nur sagen, daß der taub ist. Wenn er also mit dir spricht, so antworte durch Zeichen, und schreye dazu, was du kannst."

Die gute Frau ging und fand den Herzog im Zimmer seiner Gemahlinn, der sie sogleich mit lauter Stimme fragte, ob sie Gonella's Gattinn wäre. — „Unterthänig aufzuwarten," antwortete sie, (in der Meynung, der Herzog wäre taub) aus vollem Halse schreyend.

Die Herzoginn, von diesem Lärm betäubt, bat ihren Gemahl, er möchte doch leiser reden. — „Die

Frau ist ja taub," sagte der Herzog, „und man muß ja wohl schreyen, wenn sie hören soll."

Als die Gonella dies vernahm, versetzte sie: „Ey, warum nicht gar! Mein Mann hat mir gesagt, eure Durchlaucht wären taub; ich für meine Person bin es nicht."

Nun merkte der Herzog den Possen und lachte; die Frau aber ging brummend nach Hause *).

Gonella ging einst in die Messe und fand vor der Kirchthür drey Blinde, die ihn, Einer nach dem Andern, um ein Almosen ansprachen.

„Da," sagte der Narr, „habt ihr einen halben Gulden; theilt ihn unter euch." Er gab aber keinem etwas. Die Blinden, welche dachten, daß einer von ihnen das Geld in Empfang genommen hätte, dankten ihm voll Freuden, und wünschten ihm tausend Glück und Segen

*) Dieser Schwank wird auch Taubmann, dem Minnesänger Neithard und Andern zugeschrieben.

„Nun laßt uns den halben Gulden theilen," sagte der Eine. — „Wer ihn hat der lasse wechseln," versetzte der Andere. — „Ich habe nichts," sagte jeder. „Du mußt ihn haben. — Nein, Du! — Nein, Du!" Und so geriethen sie einander endlich in die Haare und würden, wahrend der Narr von fern stand und lachte, einander todt geprügelt haben, wenn die Vorübergehenden sie nicht aus einander gebracht hätten.

An einem Festtage hatte der Herzog in der Kirche eine prächtige goldgestickte Weste an. Der Narr, dem sie ungemein gefiel und der sie für sein Leben gern gehabt hätte, trat hinter seinen Stuhl, setzte ihm unvermerkt einige von den Thierchen in den Nacken, durch deren Erzeugung Moses den Aegyptern die Göttlichkeit seiner Sendung bewies, trat dann wieder zurück, und erwartete, wie das Ding ablaufen würde.

Als der Herzog das Nagen fühlte, griff er in den Nacken und bekam, zu seinem größten Erstau-

nen, einen von den fremden Gästen zwischen die Finger. Indessen ließ er sich nichts merken, sondern brachte ihn in aller Stille über die Seite; als er aber einen zweiten und dritten Griff that und immer nichts als Läuse in die Hand bekam, glaubte er, er säße ganz voll Ungeziefer, und winkte voll Ungeduld, man solle ihm Rock und Weste abziehen.

Sogleich sprang Gonella, der nur darauf gewartet hatte, hinzu, bediente den Herzog und machte sich mit dessen Kleidern davon.

Gonella hatte einst der Herzoginn einen Possen gespielt, der ihr nicht gefiel. Um sich dafür zu rächen, befahl sie ihrem Frauenzimmer, jede solle sich mit einem Prügel versehen und den Narren, so bald er sich wieder blicken ließe, recht derbe damit abbläuen. Alle versicherten, sie würden nicht ermangeln, ihre Schuldigkeit zu thun. Darauf schickte sie zu Gonella und ließ ihn holen.

Als Gonella kam und die Mädchen mit den Prügeln in der Hand sah, errieth er wohl, daß es

auf ihn gemünzt wäre, er sagte daher: „Ich unterwerfe mich gern Allem, was sie mit mir vornehmen wollen, nur bitte ich mir zuvor eine einzige Gnade aus.“

Die Herzogin versprach, ihm dieselbe zu gewähren. „Nun,“ sagte der Narr, „so bitte ich, daß mir diejenige den ersten Schlag giebt, die ich am öftersten geküßt habe und welche die ärgste Hure ist.“

Die Mädchen sahen einander an, und keine wollte sich zu diesem Ehrentitel bekennen. Unterdessen machte sich Gonella aus dem Staube und kam glücklich ohne Prügel davon.

Die Marchese Nikolao fragte einst Gonella, ob er wohl wisse, welche die zahlreichste Handwerks-Innung zu Ferrara sey.

„Die Innung der Aerzte,“ antwortete der Narr ungescheut.

„Dummer Kerl!“ versetzte der Marchese. „Es sind ihrer ja kaum zwey oder drey in der Stadt.“

„Ich wette um hundert Kronen, daß ich recht habe," erwiederte jener.

„Gut;" sagte der Marchese, „aber sey versichert, daß du sie bezahlen sollst." —

Genella verbeugte sich und ging fort.

Den andern Tag setzte er sich, Gesicht und Hals in Pelzwerk eingehüllt, an die Kirchthür. Wer nur vorüber ging, fragte ihn, was ihm fehle. — „Ach!" seufzte der Narr, „ich habe abscheulige Zahnschmerzen." — Jedermann sagte ihm ein Mittel dafür, welches denn Genella, nebst den Namen der Person, die ihm dasselbe gerathen hatte, in seine Schreibtafel aufzeichnete. Nach geendigtem Gottesdienste ging er in der ganzen Stadt umher und brachte über hundert Personen zusammen, die ihn mit Hülfsmitteln wider die Zahnschmerzen versehen hatten, welche er alle treulich aufschrieb.

Den folgenden Tag setzte er sich, wie zuvor, verhüllt, nicht weit von der Burg auf einen Stein, und wartete, bis der Marchese vorüber ging, welcher

denn, seinen Betrug ahnden, ihm ungefragt ein Mittel wider die Zahnschmerzen sagte. Als der Narr nach Hause kam, schrieb er dem Marchese mit seinem Zahnmittel in seine Tafel eben an.

Den dritten Tag erschien er ganz gesund am Hofe und überreichte dem Marchese seine Schreibtafel, welcher denn, als er sich an der Spitze von dreyhundert Aerzten erblickte, recht herzlich lachen mußte und dem Narren die hundert Kronen auszahlen ließ.

Benello hatte einst sein Pferd in den Stall des Fürsten gegeben, und dieser, um sich einen Spaß zu machen, dem Gaule alle Haare vom Schwanze schneiden lassen. Als Benello dies inne ward, schnitt er den Maul-Esel des Fürsten, die sich in eben demselben Stalle befanden, die Oberlefze ab.

Der Fürst, dem dieser Muthwille bald hinterbracht ward, ließ den Narren zu sich rufen und hielt eine scharfe Strafpredigt.

„Laſſen eure Durchlaucht nur erſt mein Pferd nebſt den Eſeln aus dem Stalle führen," antwortete Gonella, „alsdenn wird ſich zeigen, ob ich Strafe verdient habe oder nicht."

Als dies geſchah, konnte der Marcheſe ſich nicht enthalten, über den kahlen Schwanz des Pferdes zu lachen.

„Nun," ſagte der Narr, „wenn Sie über den nackten Wedel meines Pferdes lachen; wie können Sie es denn ihren Eſeln verdenken, daß ſie das Maul darüber rümpfen!"

Der Herzog Borſo ſpottete einſt über Gonella's Pferd, welches ſteinalt, klapperdürr und rauh wie ein Igel war. — „Was, zum Teufel," ſagte er, „magſt du mit der Schindmähre?"

„Wenn Sie die Brille auf hätten," antwortete der Narr, „ſo würden Sie anders urtheilen; denn mein Gaul iſt beſſer, als einer von allen, die Sie im Stalle haben; und ich wette hundert Dukaten

gegen einen Sack Gersten, er springt höher als Ihr bester Wettrenner."

„Es gilt schon!" antwortete der Fürst.

Nun zog Gonella sein Pferd die Burgtreppe hinauf in den großen Saal, und der Herzog, der nicht anders meynte, als die Probe sollte hier abgelegt werden, ließ seinen besten Zelter hinauf führen. Allein ehe man sich dessen versah, führte der Narr seine Mähre ans Fenster und gab ihr einen so gewaltigen Stoß, daß sie hinunter in den Burghof fiel und den Hals brach.

Der Herzog, der, natürlicher Weise, seinen Zelter nicht gern einen so gefährlichen Sprung wollte nach machen lassen, gestand, daß er die Wette verlohren hätte, und befahl, dem Narren einen Sack voll Gerste zu geben. Gonella ließ sich einen Sack machen, der vier Scheffel enthielt und ihm denn auch voll gemessen werden mußte.

In Gegenwart des Herzogs fiel einst das Gespräch auf eine Dame, die ihre Ehre verkauft hat-

te. — „O, ſchweigt nur!“ ſagte Gonella zu den Splitterrichtern. „Es giebt kein Weib unter der Sonne, die nicht, wenn ſie Gelegenheit dazu hätte, eben daſſelbe thun würde.“ Eine Behauptung, welche unſere Leſerinnen um ſo weniger übel nehmen werden, da ſie von einem Narren herrührt, und das Sprichwort Kinder und Narren reden die Wahrheit nichts weniger als erwieſen iſt.

„Schweigt nur!“ fuhr Gonella fort. „Ich wette, daß die Fürſtinn ſelbſt ſich für Geld zu allem gebrauchen ließe.“

„Wenn du ſie dazu bewegen kannſt,“ verſetzte der Herzog, „ſo ſchenke ich dir ein nagelneues Kleid.“

Der Narr nahm dieſen Vorſchlag mit Freuden an, und meynte, es ſolle ihm nicht ſchwer werden daſſelbe zu verdienen. So bald er die Herzoginn allein traf, trat er zu ihr, und flüſterte ihr ins Ohr: „Ihro Durchlaucht! ich kenne Jemand, der Ihr Glück machen will.“

Die Fürſtinn ward ſehr unwillig darüber, verwies ihm ſeine Frechheit und bedrohete ihn mit dem

Zuchthause; aber der Narr kehrte sich nicht daran, sondern fuhr fort: „Ich meyne den Marchese von Mantua. Er ist sterblich in Sie verliebt, und Sie wissen ja, was für ein schöner, artiger Herr er ist. Er hat mir gesagt, er wolle Ihnen tausend Dukaten schenken, wenn Sie ihm zu Willen seyn wollten; und wenn das noch nicht genug ist, so will er wohl zwey, fünf, zehntausend, ja so viel Sie verlangen daran wenden."

Als die Fürstinn diese vortheilhaften Anerbietungen hörte, fing sie an zu lächeln, und sagte: „Wahrhaftig, du könntest es dahin bringen, daß ich die verziehe."

Sogleich lief der Narr zum Herzoge und rief voll Freuden: „Gnädiger Herr! Wenn wir nur Geld hätten; die Hure ist da." —

Nun erzählte er dem ganzen Vorfall und erhielt von dem Herzoge, der nachher oft mit seiner Gemahlinn darüber spaßte, das versprochene Kleid.

„Der Krug geht, wie die Sage spricht,
„So lang' zu Wasser, bis er bricht!"

Dies erfuhr auch der schlaue Gonella. Er war einst von Ferrara nach Florenz gekommen, um einen andern Schalksnarren, nahmens Moccecca, zu besuchen, hörte, daß es daselbst sehr reiche Kaufleute gäbe, und beschloß, sie auf eine ganz eigene Art zu prellen. In dieser Absicht ging er an einem Morgen in den Laden eines rechtschaffenen Handelsmannes, der sich aber nicht zum Besten stehen mochte, und daher anfing, seinen Credit zu verliehren. — „Hier ist Ihre Verschreibung," sagte er zu dem Cassirer. „Geben Sie mir die zweyhundert Gulden, die Sie mir darauf schuldig sind."

„Auf wen sind denn diese zweyhundert Gulden geschrieben?" fragte der Cassirer.

„Auf wen? Eine schöne Frage! Thut der Herr doch, als wenn er mich in seinem Leben nicht gesehen hätte. Suchen Sie nur in Ihren Büchern nach, Sie werden mich wohl darin finden."

Der Cassirer sucht und sucht, aber vergebens. Endlich sagt er zu dem Narren: „Hier finde ich nichts. Kommen Sie ein anderes Mahl wieder; wenn mein Prinzipal kommt, will ich mit ihm darüber sprechen.“

„Was? Ihr leuget mir nicht, wollt mir das Meinige streitig machen?“ rief Gonella, und fing an so entsetzlich zu schreyen und zu lärmen, daß alle Nachbaren herbey eilten. Unter Andern kam auch ein Kaufmann aus dem nächsten Gewölbe, der, um dem Auflaufe ein Ende zu machen, zu unserm Ehrenmanne sagte: „Guter Freund! Macht doch keinen solchen Lärm. Geht, und kommt nach Tische wieder. Aber besinnt euch auch recht; ich denke immer, ihr habt euch in dem Gewölbe geirrt.“

„O, ich pflege in dergleichen Dingen nicht zu irren,“ sagte Gonella. „Ich werde wohl auch noch zu Ihnen kommen, damit Sie mir auszahlen, was Sie mir schuldig sind; denn ich habe, wie Sie wissen, mit Ihnen ebenfalls eine Rechnung abzumachen.

Der Kaufmann wußte nicht, was er von dem ganzen Handel denken sollte, und ging, um den Lärm nicht noch größer zu machen, nach Hause. Unterdessen kam der Eigenthümer des Kahns, ganz erstaunt, was dieser Tumult bedeuten sollte; indem Gonella immer fort fuhr zu schreyen: „Ihr sollt mich nicht um das Meinige bringen; es wird noch Recht und Gerechtigkeit im Lande seyn" u. s. w. — Kurz, die Sache ging so weit, daß der Kaufmann, aus Furcht, völlig um seinen Credit zu kommen, dem Cassirer befahl, ihm funfzig Gulden auszuzahlen und ihn zu beruhigen zu suchen. Gonella strich das Geld voll Vergnügen ein und ging seiner Wege.

Am folgenden Morgen sagte er zu Moccera: „Willst du mit mir gehen, Bruder? Ich will das Netz nach funfzig Gulden auswerfen, und gieb Acht, ich fische sie, daß es eine Lust seyn soll."

„Von Herzen gern," antwortete Moccera. „Ich bekomme doch auch etwas davon, wenn der Fang geräth?"

„Das versteht sich; komm du nur mit!",

Beide gingen also in das benachbarte Gewölbe zu dem Kaufmann, zu welchem Gonella den Tag zuvor gesagt hatte, daß er auch mit ihm eine Rechnung abmachen müßte, und der Narr forderte ohne Umstände seine Bezahlung. Der Kaufmann fragte ganz gelassen, wie viel er ihm denn schuldig sey.

„Je nun, das wird der Herr ja selbst wohl wissen! Die zweyhundert Gulden, die ich bey ihm zu gleicher Zeit mit dem Gelde bey seinem Herrn Nachbar niederlegte."

„Gut;" versetzte der Kaufmann, „aber mein Cassirer ist diesen Morgen nicht zu House. Sey Er so gut, und komme Er nach dem Essen wieder; da soll er haben, was Ihm gehört."

„Ihr Diener!" erwiederte Gonella und ging fort.

Bey dem Mittags-Essen freuete er sich mit Moccero nicht wenig über diesen Streich. — „Gib nur Acht," sagte er, „die lassen mich gewiß nicht laut werden, und geben mir herzlich gern, was ich verlange."

Der Kaufmann ließ indessen ein paar handfeste Kerle rufen, und sagte zu ihnen: „Nach Tische wird ein Mensch, den ich euch zeigen werde, zu mir kommen; dem gerbt mir das Leder tüchtig aus. Ihr lauft dabey nicht die geringste Gefahr; denn was ich thue, das getraue ich mir vor aller Welt zu verantworten.“

„Schon gut!“ sagten die Kerle, und konnten die Zeit kaum erwarten, wo sie ihre Arme in Bewegung setzen sollten.

Zur bestimmten Stunde stellte sich Benella mit Maccaca, den er vor der Thür warten hieß, richtig ein. Der Kaufmann empfing ihn ganz höflich und führte ihn in den Laden; aber so bald sie da waren, rief er: „Zahlet diesem Herrn sein Geld aus!“ Worauf denn die beiden Kerle hervor sprangen und ihm auszahlten, wie er es verdiente. Benella ächzte und krächzte aus allen Kräften; aber je mehr er schrie, desto ärger paukten sie auf ihn los, bis sie keinen Arm mehr rühren konnten; worauf er denn, ganz still und sein Gesicht mit dem Mantel bedeckend, zu dem Gewölbe hinaus ging, wo Maccaca mit

Verlangen auf ihn wartete. Erstaunt, seinen Freund so verstöhrt und zerzaust zu sehen, fragte er: „Nun ist der Fang gelungen?“

„Schlecht, schlecht! Ich bin so blau gesotten als ein Karpfen.“

„Soll ich dir die Wahrheit sagen?“ erwiederte Mocceca. „Es sind dir freylich manche Streiche geglückt, aber du hast auch manche gemacht, mit denen du, wenn du es mir nicht übel nehmen willst, nicht nur Prügel, sondern auch den Galgen verdient hättest. Laß dir den heutigen Tag zur Warnung dienen. Unsere Kunst besteht darin, durch Possen etwas zu erwerben; aber nicht in Trug und Lügen, nicht in Rauben und Stehlen. Pfui! Das ist garstig, Gonella! Laß das künftig ja bleiben, wenn du nicht dich und Andere ins Unglück bringen willst. Geh wieder zu deinem Marchese und sey kein Spitzbube mehr.“

Gonella folgte dem guten Rathe, kehrte sogleich nach Ferrara zurück und kam in vielen Jahren nicht wieder nach Florenz.

Der Herzog Borso von Ferrara ward von einem viertägigen Fieber befallen, welches lange anhielt und ihn sehr traurig machte. Der ganze Hof nahm Antheil an dem Trübsinne des Fürsten, niemand aber mehr als Gonella. Die Aerzte, welche alle ihre Kunst vergebens angewandt hatten, riethen dem Patienten, die Luft zu verändern, und sich auf ein Landhaus zu begeben, das er am Po halte.

Während seines Aufenthalts daselbst spazierte der Herzog oft am Flusse, um sich aufzuheitern, und das Geräusch der Wellen schien ihn einiger Maßen zu zerstreuen; aber die Krankheit wollte noch immer nicht weichen. Gonella, der gehört hätte, daß ein plötzlicher Schrecken das viertägige Fieber vertriebe, gerieth auf den Gedanken, an den Herrn einen Versuch zu machen; und da er bemerkte, daß der Herzog sich alle Tage in ein kleines aus Weiden und Pappeln bestehendes Gehölz begab und dem Laufe des Flusses zusah, so beschloß er, ihn daselbst ins Wasser zu werfen, weil er gewiß wußte, daß keine Lebensgefahr dabey seyn würde, indem der Strom hier weder so schnell, noch so tief, noch so hoch vom Ufer

war, als an andern Orten. Zugleich gab er dem gegenüber wohnenden Müller zu verstehen, der Fürst wolle hier, bloß um sich eine Lust zu machen, einen von seinen Kammerdienern ins Wasser werfen; er solle demnach, damit der Mensch in keine Gefahr geriethe, so bald er den Herzog am Ufer sähe, mit einem Kahn auf ihn zukommen (als ob er im Begriff wäre zu fischen) und den Kammerdiener wieder aus dem Wasser ziehen. Er unterließ dabey nicht, dem Müller die strengste Verschwiegenheit zu empfehlen, damit ja niemand etwas erführe, indem es sonst der Fürst sehr übel nehmen würde.

Als diese Anstalten getroffen waren und der Patient einen Morgen unter den Weiden am Flusse stand, der Müller aber mit seinem Kahne schon ziemlich nahe heran rückte, gab Gonella dem Herzoge mit beiden Händen einen Stoß in den Rücken, so daß er vor sich hin in den Strom fiel. Sobald dieses geschehen war, eilte er dem Bedienten zu, der mit ein paar tüchtigen Pferden auf ihn wartete, und jagte spornstreichs nach Padua. Der Patient wurde indessen von dem Müller aus dem Wasser gezogen,

und von Stund an verließ ihn das Fieber; wie er denn auch übrigens keinen Schaden genommen, sondern sich nur heftig erschreckt hatte.

Niemand glaubte, daß Gonella die Absicht gehabt hätte, den Herzog zu ersäufen, obgleich die That außerordentlich schien. Der Fürst, der ungemein viel auf den Narren hielt, wußte nicht, was er davon denken, oder wozu er sich entschließen sollte. Endlich übergab er die Sache dem Rath in Ferrara zur Entscheidung, welcher die that für verwegen erklärte und, da aller vermuthung nach eine böse Absicht dabey zum Grunde liege, unsern Ehrenmann, wenn er ertappt würde, zum Schwerdte, und im Gegentheil aber zur ewigen Verbannung aus dem Gebiete von Ferrara verurtheilte; eine Sentenz, welche der Herzog unter Trompetenschalle im ganzen Lande bekannt machen ließ.

Dessen ungeachtet entschloß sich Gonella (zumahl als er erfuhr, daß der Herzog von seiner wahren Absicht unterrichtet wäre) nach Ferrara zurückzukehren. Er kaufte daher einen Korbwagen, ließ den-

selben mit Erde füllen, sich ein Zeugniß geben, daß selbige von Padua sey, und sich alsdenn auf den Wagen bis zu dem Marktplatz von Ferrara fahren. So bald er da angelangt war, schickte er seinen Knecht nach dem Schlosse und ließ um ein sicheres Geleite für einen Mann anhalten, der den Herzog sprechen und beweisen wolle, er habe alles, was er vorgenommen, aus guter Absicht gethan.

Der Fürst, der sich eine Lust machen und Furcht mit Furcht vergelten wollte, ließ ihn in Verhaft nehmen, und Gonella mochte versichern so viel er wollte, daß er auf dem Boden der Stadt Padua wäre, so half doch alles nichts, sondern er ward ins Gefängniß geführt und ihm befohlen, sich zum Tode vorzubereiten, weil ihm der Kopf abgeschlagen werden sollte. Damit er es nicht etwa für Scherz hielte, schickte man Geistliche zu ihm, die ihn zu seinem Ende zubereiteten. Gonella nahm alles für Ernst an; indessen befahl der Herzog heimlich, wenn er auf das Gerüst gestiegen seyn würde, solle man ihm zwar die Augen verbinden, wenn er aber den Kopf auf den Block legte, solle der Scharfrichter,

ſtatt ihm denſelben abzuhauen, ihm einen Eimer voll Waſſer in den Nacken gießen.

Ganz Ferrara verſammlete ſich auf dem Gerichtplatze, und Jedermann hatte Mitleiden mit dem Verurtheilten. Gonella bat auf ſeinen Knien, mit verbundenen Augen, Gott um Vergebung ſeiner Sünden, und betheurte, daß er keine andere Abſicht gehabt hätte, als dem Herzoge zur Geſundheit zu verhelfen. Darauf legte er den Kopf auf den Block. Das Volk rief um Gnade. Der arme Gonelle war aber ſo betäubt und erſchrocken, daß er ſtarb, als ihm das Waſſer in den Nacken gegoſſen wurde. Jedermann bedauerte ihn, am meiſten aber der Herzog, der ihm ein prächtiges Leichenbegängniß halten ließ, und lange Zeit nicht zu tröſten war, daß er einen Menſchen umgebracht, der ihm das Leben erhalten hatte.

Barlacchia.

Domenico Barlacchi, gewöhnlich der Barlacchia genannt, war ein Ausrufer zu Florenz und wegen seiner Hanswurststreiche, Pikkelhäringspossen und lustigen Einfälle bey Hohen und Niedrigen beliebt. Von seinen übrigen Lebens-Umständen weiß man weiter nichts, als was in den gleich zu erzählenden Schwänken vorkommt. — Die Zoten und Zweydeutigkeiten, welche auch er sich nicht selten erlaubte, übergehen wir, wie billig, mit Stillschweigen.

Als einst die Habseligkeiten eines gewissen Menschen, der Diebstahls halber gehengt war, versteigert wurden, und die Reihe auch an dessen Maul-Esel kam, trat Barlacchia hinzu, besah das Thier hinten und vorn, oben und unten, und sagte endlich: „Ein tüchtiger Gaul! Jung, gesund, klein von Knochen, und mit vollständigem Sattelzeuge ver-

ſehn. Der Halfterſtrick fehlt freylich; aber den hat ſein Herr für ſich ſelbſt behalten."

Auf dem Rathhauſe zu Florenz wurde ein Verzeichniß von Handwerkern abgeleſen, denen, wir wiſſen nicht welcher Befehl von Obrigkeitswegen ertheilt werden ſollte. Als einer der Anweſenden unter Andern einen ihm bekannten Mann abrufen hörte, ſagte er überlaut: „Der iſt todt!"

„Nun, ſo verzeihe es ihm Gott!" antwortete Verlacchia in eben dem Tone."

„Nein, er iſt nicht todt!" rief ein Anderer.

„Nun," verſetzte Barlacchia abermahls, „ſo verzeihe er's ihm nicht."

Er war einſt gefährlich krank, ſo daß man ihn ſchon in ganz Florenz todt ſagte: deſſen ungeachtet genas er. Sein erſter Ausgang war in den Pallaſt.

„Du lebst noch, Barlacchia?“ rief der Herzog, als er ihn sah. „Ist das möglich? Wir haben gehört, du wärst todt.“

„Daß ich schon an den Pforten der andern Welt gewesen bin, ist vollkommen wahr, gnädiger Herr; aber sie haben mich als einen Taugenichts zurück geschickt.“

„Wie so?“

„Das will ich Ihnen sagen. Ich klopfte an. — Wer da? — Barlacchia. — Was bist du in der andern Welt gewesen? — Ich bin ein armer Ausrufer gewesen und habe nichts hinterlassen. — Und warum nicht? — Weil ich nie etwas gefordert habe. — Da jagten sie mich fort und sagten, daß sie einen Taugenichts nicht brauchen könnten; ich muß Sie daher ersuchen, gnädiger Herr, mir etwas zu schenken, damit ich ein anderes Mahl nicht wieder zurück geschickt werde.“

Dem Herzoge gefiel dieser Spaß so gut, daß er ihm ein ganzes Landgut schenkte.

Einſt hörte Barlacchia, als er eben in dem Zimmer der Herzoginn war, die Glocken von Sanct Romeo läuten. — „Habe ich doch in meinem Leben dieſe Glocken nicht gehört, und bin in Florenz gebohren und erzogen!“ ſagte er.

„Das iſt kein Wunder,“ antwortete man ihm, „denn ſie werden nicht anders geläutet, als wenn ſich jemand erſäuft.“

„Ach!“ ſagte er, „warum läutete man ſie nicht als ich mir eine Frau genommen hatte?“

An Feyertagen pflegte Barlacchia ein ſchönes Scharlachkleid und Hoſen von eben der Farbe zu tragen. Als er ſich einſt am Johannistage auf dieſe Art ganz neu gekleidet ſehen ließ, bezeigten ihm einige ſeiner Freunde ihr Wohlgefallen über den prächtigen Anzug, und verſicherten, daß er ihm ganz vortrefflich ſtände, und daß ſie ihn von weitem gar nicht gekannt haben würden.

Indem sie noch redeten, kam ein Hund auf ihm zu, hob das Bein auf, und — —. Als dies Barlacchia gewahr wurde, sagte er zu seinen Freunden: „Seht doch! dem Hunde geth's, wie Euch vorhin; er hat mich auch nicht gekannt. Er muß mich wohl für einen Doctor halten, daß er mich das Wasser beschauen läßt."

Ein angesehener Bürger hatte einst fremde Gäste, und ließ, um sie zu unterhalten, auch unsern Barlacchia einladen. Es war eben am Johannisabend, wo man in Florenz vielerley gute Fische zu essen pflegt. Dergleichen wurden auch hier von allerhand Art aufgetragen; Barlacchia aber erhielt nur einen Teller voll ganz kleiner Fische. Er nahm einen davon, hielt ihn an das Ohr, und that, als ob er mit ihm spräche; darauf legte er ihn wieder auf den Teller, und so machte er es mit einem nach dem andern.

Als der Herr, der ihn gebethen hatte, den Spaß sah, fragte er, was das zu bedeuten habe.

„Ach!“ antwortete Barlacchia. „Einer meiner Brüder, der nach Spanien ging, um eine Erbschaft zu holen, ist unglücklicher Weise unterwegs ertrunken. Es sind das nun schon zehn Jahre her, und weil ich seitdem niemahls erfahren konnte, wo eigentlich sein Körper, den ich gern begraben lassen möchte, geblieben ist, so habe ich so eben diese Fischchen gefragt, ob sie mir nicht Nachricht davon geben könnten. Aber alle versichern, sie wüßten nichts davon, denn damahls wären sie noch nicht gebohren gewesen; ich solle nur ihre größeren Brüder, die dort oben auf dem Tische stehn, fragen, die würden mir ganz gewiß sagen können, was ich verlangte.“

Dieser Schwank gefiel dem Herrn so sehr, daß er ihm sogleich von den größten und besten Fischen geben ließ, die auf der Tafel waren.

Als Barlacchia einst bey einem Edelmanne zum Abendessen gebeten war, wurde eine große Schüssel mit Salat *) aufgetragen. Da aber, nachdem die

*) Womit man in Italien jede Mahlzeit anzufangen pflegt

Gäste eine ziemliche Menge zu sich genommen hatten (vielleicht weil gerade niemand von den Aufwärtern bey der Hand war, nichts anders aufgetischt wurde); so begann unserm Ehrenmanne die Zeit lang zu währen. Er rief also einen Bedienten und bat ihn um eine Rolle Bindfaden. Der Hausherr wunderte sich über diese sonderbare Forderung, und fragte, was er damit machen wolle.

„Ich will ein Heft an dem Krautstücke *) befestigen, womit ich so eben meinen Magen versehen habe."

Barlacchia's Freunde wußten, daß er vor Sterbegesängen, Todtenbahren und allem, was zu einem Leichenzuge gehörte, einen außerordentlichen Abscheu hatte. Einige von ihnen beschlossen daher an einem Abend, ihn recht in Schrecken zu setzen, verkleideten sich als Leichenträger, zogen mit einer Bahre und mit Fackel feyerlich nach seinem Hause und klopften

*) Verzura, Grünigkeiten, aber auch ein allerley grüne Kräuter vorstellendes Gemählde.

an die Thür. Die Magd gukte zum Fenſter hinaus und fragte, was ſie begehrten.

„Wir wollen," war die Antwort, „den ehrlichen Barlacchia, der geſtorben iſt, zu Grabe tragen."

„Wie? Geſtorben? antwortete das Mädchen. „Er iſt ſo geſund wie ein Fiſch, ſitzt ſo eben bey Tiſche und läßt es ſich recht wohl ſchmecken."

Als ſie noch mit den Schwarzmänteln, welche durchaus verlangten, daß man ſie einlaſſen ſolle, haderte, ſchlich Barlacchia ans Fenſter, um zu ſehen, wer die Herren waren, die ſich ſeinetwegen herbemüht hatten. Er erkannte ſie alle, goß ihnen einen Eimer voll Waſſer auf die Köpfe und ſetzte ſich, während ſie triefend nach dem nächſten Weinhauſe enthumpelten, ganz ruhig wieder zu Tiſche. Als er abgeſpeißt hatte, ging er eiligſt nach eines Jeden Wohnung, und ſagte zu den Weibern und Kindern, welche er daſelbſt antraf: „Lieben Leute erſchreckt nicht! Ich habe euch eine traurige Nachricht zu ſagen; euer Mann, Vater, u. ſ. w. iſt ſo eben da und da am Schlagfluſſe geſtorben."

Man kann leicht denken, wie groß das Aechzen und Weklagen war, welches nunmehr in den Wohnungen der angeblich Verstorbenen entstand. Man machte sich sogleich auf, suchte sie in der ganzen Stadt, fand sie endlich im Weinhause und wunderte sich nicht wenig, daß sie noch am Leben waren. Als die Spaßvögel hörten, was vorgefallen war, mußten sie gestehen, daß Barlacchia ihnen vergolten habe, wie sie es verdienten.

Unser Ehrenmann kaufte einst auf dem Markte verschiedene Sachen, und gab sie einen Tagelöhner, der sie wegtragen sollte. Als der ehrliche Packträger bemerkte, daß Barlacchia immer neben ihm herging, sagte er: „O, bleiben Sie nur da; ich weiß Ihr Haus wohl allein zu finden."

„Mein Haus?" antwortete Barlacchia, der kein eigenes Haus hatte, sondern zur Miethe wohnte. „Mein Haus? Hier habt ihr einen Gulden; zeigt mir's doch.

Bey einem Schmause, den ein alter Knicker gab, waren keine Weinflaschen aufgesetzt worden, sondern wer durstig war, mußte immer erst zu trinken fordern. Dies verdroß unsern Spaßvogel; er wandte sich daher plötzlich an einen neben ihm sitzenden Arzt, hielt ihm die Hand hin und sagte: „Herr Doctor, habe ich denn das Fieber? Seyn Sie doch so gütig und fühlen Sie mir mahl nach dem Puls.“

Der Arzt glaubte, es sey sein Ernst, untersuchte den Puls, und versicherte, ihm fehle nichts, und es sey an kein Fieber zu gedenken.

„So?“ versetzte der Schalk. „Warum hat man uns denn den Wein weggenommen?“

Er ging einst nach einem Gasthofe und forderte eine Flasche Wein. Der Wirth brachte sie. Barlacchia schenkte ein, kostete und sagte: „Das schmeckt ja ganz abscheulich!“

„Bitte sehr um Verzeihung," erwiederte der Wirth. „Sie irren sich. Das ist ein guter, alter Wein, und es hat ihn mir noch niemand getadelt."

„Ja," versetzte Barlacchia, „alt ist er, er ist aber auch schon kindisch geworden."

Unser Spaßvogel ward einst nebst einem seiner Bekannten bey einem vornehmen Herrn zum Mittags-Essen gebethen, und man trug einige Gerichte auf, die kaum halb gahr, unter andern auch zwey Kapaunen, die fast noch ganz roh waren. Als Barlacchia das bemerkte, stieß er seinen Freund an und sagte ziemlich laut: „Gevatter, ihr habt euch gewiß geirret; der Herr hat uns sicher nicht zum Mittags- sondern zum Abend-Essen gebethen."

Ein Spaßmacher brachte unserm Barlacchia einst um eine Mahlzeit, indem er eine für ihn zubereitete Gans in Abwesenheit der Magd unvermerkt aus der Küche holte und mit nach Hause nahm.

Allein dieser rächte sich dafür sehr nachdrücklich; denn als der Possenreißer bald darauf ihn nebst einer zahlreichen Menge and'rer Bekannten zum Schmause einlud, ging Barlacchia in Begleitung verschiedener lustiger Brüder, als Popanz verkleidet, nach dem Hause seines Gegners und in die im Hintergebäude befindliche Küche, und setzte das daselbst mit Zubereitung der Speisen beschäftigte Gesinde so sehr in Schrecken, daß es davon lief, und den vermummten Spaßvögeln alles Preis gab. Diese packten also ein, was sie nur immer fort bringen konnten, und trugen es nach einem benachbarten Wirthshause. Barlacchia kleidete sich alsdann um, und ging zur bestimmten Stunde ganz unbefangen nach der Wohnung seines Gastfreundes, wo sich bereits mehrere der Eingeladenen versammelt hatten. Man denke sich die Bestürzung des Getäuschten, als er vernahm, daß er für seine Gäste nichts zu Essen habe, und sich genöthigt sah, sie unter vielen Entschuldigungen wieder zu entlassen!

„Nun, wenn hier nichts zu haben ist, so erlauben Sie, daß ich Sie heute bewirthe!" sagte

Barlacchia zu den Anwesenden, führte sie nach dem Wirthshause und ließ ihnen auftischen, was er vor kurzem geraubt hatte. Der betrogene Gastfreund erstaunte nicht wenig als er hier alles erblickte, was er noch vor wenig Minuten seinen Gästen vorzusetzen dachte.

„Ja, sehen Sie! Wurst wieder Wurst," sagte Barlacchia. „Es geht Ihnen wie jenen beiden Wanderern; Sie dachten and're hinter's Licht zu führen und sind selbst geprellt worden. Ich muß Ihnen doch den Schwank erzählen.

„Drey pilgernde Handwerksburschen bemerkten nach einer langen mühsahmen Wanderschaft, daß nicht nur ihr Geld völlig auf die Neige gegangen; sondern ihnen auch durchaus nichts mehr übrig war, als ein einziges Brot, worüber sie denn um so mehr erschraken, da sie sich in einer sehr unwirthbaren Gegend befanden und in den nächsten 12 Stunden nicht hoffen durften, ihrem Mangel durch Erbittung neuen Mundvorraths abzuhelfen. In dieser Verlegenheit faßten die beiden, welche sich für die Klügsten hielten, den Entschluß, den dritten um seinen Antheil

Brot zu bringen. Sie stellten ihm daher vor, der noch übrige Vorrath werde nicht zur Sättigung Aller hinreichen. Um nun wenigstens Einen gegen den Hunger zu schützen, wolle man versuchen einzuschlafen, worauf denn demjenigen, welcher den schönsten Traum habe, das einzige noch vorhandene Brot allein zu Theil werden solle.

Der vermeynte Gimpel ließ sich diesen Vorschlag gern gefallen und legte sich nebst den Uebrigen schlafen, worüber sich diese denn um so mehr freu'ten, da sie nicht glaubten, daß er klug genug seyn würde, einen bessern Traum auszusinnen, als sie. Nach Verlauf einiger Zeit beschlossen die beiden Schalke (welche mehrmahls vergebens versucht hatten, ihrem wachsamen Reisegefährten das Brot, welches sich in seinen Schnappsacke befand, zu entwenden) dem Possenspiele ein Ende zu machen. Sie weckten also ihren endlich in der That eingeschlaf'nen Kameraden und baten ihn, ihre Träume anzuhören.

„Von Herzen gern," antwortete er, und richtete sich schlaftrunken auf.

„Mir träumte, ich wäre in der Hölle," fing der Eine an zu erzählen und schmückte seine Fabel mit den fürchterlichsten Schilderungen aus. Als er geendigt hatte, versicherte der zweite, er habe sich schlafend im Paradiese befunden, welches er denn so reizend beschrieb, daß Jedermann Lust bekommen mußte, das Zeitliche mit dem Ewigen zu verwechseln.

„Nun, was hast denn du zu erzählen?" fragten sie, als auch dieser ausgeredet hatte, den dritten.

„Das sollt ihr gleich hören," erwiederte er. „Mir träumte, ihr wäret, der eine in der Hölle, der and're im Paradiese, und würde niemals von dort zurückkehren. Da ihr nun unter diesen Umständen kein Brot mehr gebrauchtet, so habe ich mir die Freyheit genommen, dasselbe aufzuessen.

Brusquet.

Ueber die frühern Lebens-Umstände dieses Possenhat man zweyerley, sehr von einander abweichende Nachrichten. Brusquet, sagt der Cardinal du Perron, war anfangs ein Advokat. Einst reisete er, wegen einer vom Parlamente zu entscheidenden Rechtssache, nach Paris, wurde aber (vermuthlich weil die Parlamentsherren eben so viel auf das Elle mit Weile hielten, als die Vorsitzer unsrer Oberhof- und Reichskammergerichte) drey Monathe daselbst aufgehalten, ohne etwas auszurichten. Endlich fiel ihm, der überhaupt sehr lustigen Temperaments war, ein, ob er nicht durch Schwänke und Possen das ausrichten könne, was er durch eine ernsthafte Behandlung seines Prozesses nicht zu bewirken vermocht hatte. Es gelang ihm, und er erreichte auf diese Art in kurzem glücklich seinen Zweck. Da er nun sah, daß ihm seine Pikkelhäringsstreiche in einem Tage mehr eintrugen, als sein Advociren die ganze

Zeit seines Lebens; so faßte er den Entschluß, ein Hofnarr zu werden, wodurch er denn auch auf die leichteste Art von der Welt sein Glück machte.

Brantome hingegen weiß von allen diesen Umständen nichts, sondern versichert, Brusquet sey anfänglich Wundarzt gewesen und habe 1563 im Lager zu Avignon in der Medizin gepfuschert. Um seine Rolle desto besser spielen zu können, erzählt unser Gewährsmann weiter, machte er sich vorzüglich an die Schweizer, von denen er glaubte, daß sie wegen ihrer Einfalt seine Unwissenheit nicht merken würden. Das aufgeräumte Temperament und die starke Leibesbeschaffenheit dieser Leute machten, daß manche wirklich genasen; aber die mehresten mußten doch den Weg alles Fleisches wandern. Von seinen Recepten urtheile man aus folgendem, daß er einst einem am Hofe Franz II. sich aufhaltenden fremden Gesandten vorschrieb, welcher von der Windkolik sehr geplagt wurde und Brusquet holen ließ, um seinen Rath darüber zu vernehmen. Ich weiß, antwortete dieser, kein besseres Mittel dagegen, als dasjenige, dessen ich mich selbst in ähnlichen Fällen

mit gutem Erfolg zu bedienen pflege. Ich stecke nähmlich einen Finger der einen Hand in den Mund, einen von der andern aber an den entgegengesetzten Ort, und wechsle mit denselben während einer halben Stunde fleißig ab. Durch diese zwey Oeffnungen gehen die Winde nach und nach fort, und so werde ich curirt. — Brantome versichert, der Gesandte habe es nicht nur wirklich eine halbe Stunde lang versucht, sondern es auch nachher im Zimmer des Königs erzählt, worüber denn ein großes Gelächter entstanden sey.

Ungeachtet nun Trusquet nur ein elender Stümper in der Schule des Aesculap war, so kannte er sich doch, in Rücksicht der Beharrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit dem ältesten Arzte messen; denn er blieb immer steif und fest bey seiner Methode, und trieb die medizinische Praxis so lange, bis alles unter seinen Händen starb. In unsern Tagen würde dies weder Aufsehen erregt, noch ihm den geringsten Eintrag gethan haben, sintemal unsre Obrigkeiten wohl wissen, daß, wie der Apostel Paulus sagt, allen Menschen ein Ziel gesetzt ist, ein-

wohl zu sterben, wobey sich denn billig jeder zu beruhigen hat, der dies Ziel methodisch erreicht. Allein vor dritthalbhundert Jahren, wo die Arzeneywissenschaft kaum die Kinderschuh vertreten hatte, und die Methode noch in der Wiege lag, dachte man über diesen Punkt ganz anders; denn es entstand von allen Seiten Klage über unsern Brusquet; ja der Connetable Montmorency, der jene Quacksalbereyen erfuhr, wollte ihn so gar an den Galgen hängen lassen.

Unter diesen Umständen wäre es sicher um den armen Tropf geschehen gewesen, wenn man nicht die Sache dem Dauphin — der die Armen commandirte und nachher unter dem Nahmen Heinrich II. zur Regierung kam — angezeigt und ihm den Brusquet als einen Erzlustigmacher gerühmt hätte, der wohl im Stande wäre, ihm zuweilen die Zeit zu vertreiben. Da nun ohnehin noch Niemand durch eines Andern Aufknüpfung von den Todten wieder auferweckt worden ist, so errettete der Prinz unsern Curir-Meister aus den Händen der hochnothpeinlichen Gerechtigkeit, stellte ihn bey seiner

Garderobe an, machte ihn nachher zum Kammerdiener und endlich so gar zum Postmeister in Paris, welches eine sehr einträgliche Stelle war, indem Bruſquet, bey der damahligen noch sehr mangelhaften Einrichtung des Fuhrwesens, die Reisenden nach Belieben übersetzen konnte; wie er denn auch niemahls ermangelte es zu thun.

Außer Heinrich II. war auch der Cardinal von Lothringen Bruſquets großer Gönner, und als dieser Prälat nach Brüssel ging, um den mit Spanien geschlossenen Frieden zu beschwören, nahm er unter sein zahlreiches Gefolge unsern Postmeister auf, der sich — zumahl da er sehr gut Italienisch und Spanisch redete — durch seine Späße sehr bald bey Philipp II. beliebt machte, und von diesem Monarchen nie mit leeren Händen entlassen ward.

Fortuna ist eine wunderliche, eigensinnige Dame. Auch Bruſquet (der beständig über 100 Pferde im Stalle hatte und sich daher im Scherz Hauptmann über hundert leichte Reiter zu nennen pflegte) erfuhr dies nur zu bald; denn als er eben

in den besten Vermögens-Umständen war, entstand plötzlich ein Sturm, der das Gebäude seines Glücks in einem Nun zertrümmerte. Man beschuldigte ihn nähmlich, er hätte gewisse, dem Hugenotten nachtheilige Depeschen unterschlagen, und man folgerte daraus, daß er ein heimlicher Calvinist seyn müsse. Ganz ungegründet war jener Verdacht nun auch nicht; wenigstens war Bruquets Schwiegersohn nicht nur ein eifriger Anhänger der reformirten Religion, sondern er hatte auch wirklich einige Papiere unterschlagen. Um jenem Ungewitter auszuweichen, entflohen Beide, im Jahr 1562, aus der Hauptstadt, worauf denn des letztern Haus von dem erbitterten Pöbel rein ausgeplündert ward.

Bruquet begab sich anfänglich nach Nogent zur Frau von Bouillon (die reformirte Religion war und ihn sehr freundschaftlich aufnahm), nachher aber zur Frau von Valentinois. Allein ob er gleich bey Beiden keine Noth litt, so war er doch durch die Hofluft so sehr verzärtelt worden, daß ihm jedes andre Klima zu rauh, und die Einsamkeit, worin er außer der Hauptstadt lebte, sehr bald unerträglich

war. Er ſchrieb daher an den Sohn des Marſchalls Strozzy, er möchte ihm doch bey der Königinn Katharina Gnade auswirken, damit er wieder nach Paris kommen und den Reſt ſeiner Tage in Ruhe und Friede zubringen könnte. Allein ehe man ihm noch dieſe vermeyntliche Glückſeligkeit gewährte, ward ihm eine Ruhe zu Theil, welche weder die Launen des Schickſals noch die Ränke der Höflinge zu ſtören vermögen; denn er ſtarb (1562 oder 1563), aus Verdruß, bey ſeiner vorhingenannten Gönnerinn, der Frau von Valentinois, vermuthlich im Schloſſe Anet bey Dreux.

So viel weiß man von Bruſquets Lebens-Umſtänden. Wir kommen nun zu ſeinen Schwänken, welche Brantome *) im Leben des Marſchalls Strozzy erzählt hat.

Strozzy — einer der beſten Köpfe und gelehrteſten Feldherren ſeiner Zeit — und Bruſquet lebten

*) S. Memoires de Brantome, Tom. I pag 558 u f. — nach der Leidenden Ausgabe vom Jahr 1665.

mit einander in beständiger Fehde. Kaum hatte Einer dem Andern einen Streich gespielt, so sann dieser auch schon auf einen ähnlichen, und er konnte versichert seyn, daß die Wiedervergeltung nicht lange ausblieb.

An einem Gallatage erschien Strozzy vor dem Könige, nach damahliger Mode, in einem schwarzsammtenen, reichlich mit Golde besetzten Mantel. Brusquet, der überaus große Lust zu diesem Mantel hatte, eilte in die königliche Küche und nahm daselbst eine tüchtige Spicknadel nebst einer Menge Speck. Als nun der Marschall mit dem Könige sprach, trat er hinter ihn und spickte ihm unvermerkt den ganzen Talar. Alsdenn drehete er den unbefangenen Strozzy herum, so daß sein Rücken dem Könige zu Gesicht kommen mußte. — „Sire," sagte der Schalk, „sind das nicht schöne goldene Nesteln, die der Marschall auf dem Mantel trägt?"

Der König und Strozzy mußten über den Schwank herzlich lachen. Auch sagte dieser weiter nichts, als: „Brusquet, ich merke wohl, du hast

Luſt zu dem Mantel. Nimm ihn hin! Aber geh zu meinen Leuten und ſag' ihnen, daß ſie mir einen andern bringen. — Sey indeſſen auf deiner Hut! Du ſollſt mir dieſen wohl bezahlen.

Nach einiger Zeit, als Bruſquet nicht mehr an den Streich dachte, kam der Marſchall zu ihm ins Poſthaus, wo er ſchon oft geweſen war und alles — beſonders das Zimmer und den Schrank, worin jener ſein prächtiges, theils als freywilliges Geſchenk erhaltenes, theils durch allerley Plackereyen von den Prinzen und andern Großen erpreßtes Silberzeug aufbewahrte — wohl ausſpionirt hatte. In ſeinem Gefolge befand ſich, außer einigen Edelleuten von ſeiner Bekanntſchaft, ein als Prinz verkleideter Schloſſer, der ein durchtriebener Schalk war und alle Schlöſſer zu öffnen wußte.

Als die Geſellſchaft im Poſthauſe ankam, fing der Marſchall an mit Bruſquet zu plaudern und ſpazierte unvermerkt in das mit dem Silbergeräthe ausgeputzte Zimmer, welches er dem Schloſſer durch

einen Wink zeigte. Hierauf nahm er den Poſtmeiſter bey der Hand, führte ihn in den Garten, verlangte ſeinen Stall zu ſehen und unterhielt ihn auf die Art ſo lange, bis der in dem Putzzimmer zurückgebliebene Schloſſer vermittelſt eines Dietrichs die Schränke geöffnet und ſo wohl ſich als die übrigen Spaßvögel mit ſo vielem Silbergeſchirr bepackt hatte, als ſie nur immer zu verbergen vermochten. So bald der Raub geſchehen und Alles durch den verkappten Prinzen wieder feſt verſchloſſen war, ſo daß man keine Spur einer Gewaltthätigkeit bemerken konnte, eilten die Thäter wieder zum Marſchall, der ſich ſehr bald bey Bruſquet beurlaubte und nicht wenig über die Beute frohlockte, die ſeine Gefährten ſo unvermerkt gemacht hatten.

Nach einigen Tagen kam Bruſquet, der den Diebſtahl nun entdeckt hatte, betrübt und traurig zum Könige und erzählte ihm und dem ganzen Hofe ſein Unglück, welches denn Jedermann zum Mitleiden bewog. Nur der Marſchall, der ebenfalls zugegen war, brach in ein ſchallendes Gelächter aus und verſpottete Bruſquet, daß er, der Andre ſo oft

zu betriegen pflegte, doch endlich auch einmahl betrogen worden sey. Allein dieser, der ohnehin sehr geizig war, konnte für dies Mahl dem Lachen keinen Geschmack abgewinnen, sondern ließ den Kopf hangen.

Endlich fragte der Marschall, was für eine Belohnung er dem geben wolle, der ihm sein Silberzeug wiederbringen werde.

„Von Herzen gern die Hälfte des Werths!" versetzte Brusquet, halb fröhlich halb niedergeschlagen.

„Wohlan!" erwiederte der Marschall, „du sollst Alles wieder haben, bis auf 500 Reichsthaler, die ich dem Schlosser und seinen Kindern schenken werde."

Der Postmeister nahm diesen Vorschlag mit Freuden an, denn das Silberzeug war unter Beidern 2000 Reichsthaler werth.

Unsern Brusquet verdros dieser Streich nicht wenig, und er sann auf Rache, wozu sich denn auch

bald Gelegenheit fand. Der Marschall kam einst auf einem sehr schönen Pferde, welches über 100 Louisd'or werth war und worauf eine rauhgestickte sammtene Satteldecke lag, nach Hofe geritten. Als er abstieg, gab er das Pferd seinem Bedienten, der es so lange am Thore halten sollte, bis er vom Könige zurückkehrte. Bald darauf kam Brusquet aus dem Louvre, sah dem schönen Zelter und sagte zu dem Bedienten: „Der Marschall läßt dir befehlen, so gleich nach Hause zu gehen und das und das zu holen, was er vergessen hat. Ich will unterdessen bey dem Pferde bleiben." Der Bediente, welcher den Postmeister oft bey seinem Herrn gesehn hatte, ging ohne Bedenken fort und ließ das Pferd unter seiner Aufsicht.

So bald er sich entfernt hatte, führte Brusquet den Gaul nach seinem Hause, nahm Sattel und Zeug davon, schnitt ihm die Mähne und die Hälfte des einen Ohrs ab, legte ihm einen Postsattel und ein Zelleisen auf, ließ ihn damit als einen Postklepper von Paris nach Longumeau und wieder zurück laufen und schickte ihn darauf, mit Koth und Schweiße bedeckt, dem Marschall durch einen Knecht mit den

Worten wieder zu: „Das Pferd sey zum Postklepper zu gebrauchen, und wenn er es ihm für 50 Thaler überlassen wolle, so sey er bereit, sie dafür zu bezahlen.“

Wie sehr es den Marschall, der überhaupt viel auf schöne Pferde hielt, auch schmerzte, daß sein Leibroß so verunstaltet worden war; so ließ er sich doch nichts merken, sondern sagte zu dem Postknechte bloß: „Führe das Pferd nur zu deinem Herrn zurück und sag' ihm, er könne es bis auf weitere Abrechnung behalten.“

Der Marschall, den dieser Verlust sehr verdroß, rächte sich an Brusquet auf eine sehr empfindliche Weise. Er ließ nähmlich — unter dem Vorwande, daß er dem Könige eiligst nachreisen müsse — eine ziemliche Anzahl der besten Postpferde bey ihm bestellen, acht davon vor seinen Wagen spannen und, bis nach Compiegne, beynahe zu Schanden treiben. Einige von den übrigen verschenkte er an arme Soldaten, die sonst zu Fuße hätten ins Lager wandern

müssen, und die beiden letzten verkaufte er um ein Spottgeld an zwey Müller, die sie zum tragen der Mehlsäcke gebrauchten. Diese beiden wurden nach einigen Tagen auf der Gasse von den Postknechten erkannt, welche es unverzüglich der Obrigkeit anzeigten. Allein der Prozeß, welcher darüber entstand, kostete mehr, als die Sackträger werth waren.

Brusquet, dem der Verlust seiner Postpferde gar sehr zu Herzen ging, merkte nun wohl, daß er es auf dem bisherigen Fuß mit dem reichen Marschalle nicht lange würde aushalten können. Er ging daher zu ihm und bot ihm einen Vergleich an, welcher darin bestand, daß man es in Zukunft bey den weniger kostspieligen Späßen bewenden lassen wolle. Zur Bestätigung dieses Vergleichs lud er den Marschall nebst zwölf Hofleuten zum Mittagessen ein und versprach, sie königlich zu bewirthen.

Die Gäste ermangelten nicht, sich zur bestimmten Zeit einzustellen, und fanden den Brusquet sehr

geschäftig. Der erste Gang der Mahlzeit bestand aus 30 Pasteten von verschiedener Größe, deren lieblicher Geruch ihre Eßlust nicht wenig rege machte; wie sie denn in der That mit den kostbarsten Gewürzen und den schmackhaftesten Brühen zubereitet waren. Bey diesem ersten Gange trat Brusquet mit allen seinen Postknechten (deren er gewöhnlich 30 hatte) ins Zimmer, welche sich denn auf ihren Hörnern lustig hören ließen. Er bat die Anwesenden, sich die Pasteten wohl schmecken zu lassen, indem er nichts dazu erborgt, sondern alles aus seiner eignen Haushaltung genommen habe. — „Setzen Sie sich, meine Herren!" sagte er, „setzen Sie sich ohne Umstände zu Tische, und leeren Sie diese Schüsseln aus, damit die andern, die ich so gleich werde auftragen lassen, Platz haben."

Die Herren langten also zu, Brusquet aber ging zum Zimmer hinaus (gleichsam als wollte er den zweyten Gang besorgen), steckte seinen Degen an, eilte ins Louvre zum Könige und erzählte ihm, was für eine herrliche Mahlzeit er seinen Gästen aufgetischt hätte; denn die Pasteten waren mit lau-

ter alten Pferdegebissen, Sattelknöpfen, Gurt- Steig-, Brust- und Schwanzriemen gefüllt.

Man kann leicht denken, wie sehr die Eingeladenen erstaunten, als sie aus Hunger, und durch den herrlichen Geruch gereizt, sich über die Pasteten hermächten, die Deckel von denselben nahmen und das köstliche Eingeweide entdeckten. Einige kosteten die kleingeschnittenen Riemen, mußten sie aber vor Ekel bald wieder ausspeien. Nun ging es an ein Schimpfen, und Brusquet behielt für keinen Pfennig Ehre.

Da indessen — wie allen Hökerweibern und übel recensieten Buchmachern bekannt ist — vom Schimpfen Niemand satt wird: so forderten sie, in Ermangelung des Essens, wenigstens zu trinken, worauf ihnen, die Postknechte den herrlichsten Wein, aber in sehr kleine Gläser, einschenkten. Man stand endlich vor Ungeduld auf und ging in die Küche; aber da war keine lebendige Seele und kein Funken Feuer zu finden, daher man sich denn genöthigt

ſah, weiter zu wandern und den Hunger bey einer andern Tafel zu ſtillen.

Bald darauf ließ Strozzy, der ſeinen Gegner immer gern mit gleicher Münze bezahlte, dem Bruſquet einen ſchönen Mauleſel ſtehlen, der mit den Poſtpferden zur Schwemme ging. Das Thier wurde geſchlachtet, aus deſſen Fleiſche eine Menge der leckerſten Paſteten zubereitet und Bruſquet auf ein Mittagsmahl ohne Betrug eingeladen. Der Poſtmeiſter ſtellte ſich richtig ein und aß von den Paſteten mit dem größten Appetite.

Als er ſatt war, fragte ihn der Marſchall, ob er ihn nicht ungleich beſſer bewirthet habe, als er neulich den Marſchall, der in ſeinem Hauſe beynahe Hungers geſtorben ſey. Bruſquet konnte dies nicht in Abrede ſeyn, und bezeigte über die gegenwärtige Mahlzeit ſeine große Zufriedenheit. Hierauf ließ Strozzy den Kopf des Mauleſels, als einen wilden Schweinskopf aufgeputzt, in einer großen Schüſſel auf die Tafel ſetzen und ſagte zu dem Poſtmeiſter:

„Nun sieh', Brusquet, was du gegessen hast!" — Darüber entstand ein solcher Ekel bey dem betrogenen Narren, daß er von den Mauleselpasteten nichts bey sich behielt.

Daß Gonella sich einst über seine Frau und die Königinn lustig machte, indem er Jede überredete, die andre wäre taub, haben wir bereits unter dessen Schwänken gelesen. Eben dieser Spaß wird auch vom Brusquet und dessen Frau erzählt, und Brantome setzt hinzu, der Marschall Strozzy, der eben dazu gekommen sey, als die Königinn und Madame Brusquet so entsetzlich gegen einander einschrien, habe der letztern — indem er die Königinn überredet, er wolle die Frau des Postmeisters dadurch von ihrer Taubheit curiren — durch einen Jägerburschen so lange in die Ohren blasen lassen, daß sie wirklich über einen Monath taub geblieben sey.

An einem Ostersonnabend kam Strozzy mit der Post nach Paris, und da er, um während der Feier-

tage nicht bey Hofe erscheinen zu dürfen, seine Ankunft gern geheim halten wollte, so begab er sich in aller Stille nach seiner Wohnung in der Vorstadt St. Germain. Allein Brusquet erfuhr es, durch den Postknecht, der ihn gefahren hatte, und sann auch so gleich wieder auf einen Streich, den er dem Marschall spielen wollte.

Er ging am Ostersonntage in aller Frühe nach dem Franziskaner Kloster, bat sich zwey Mönche aus und sagte zu ihnen, er werde sie zu einem vornehmen Edelmanne führen, der vom Teufel besessen sey, weder von Gott noch von den Heiligen etwas wissen, das Osterfest nicht feiern und keinen Priester sehen wolle. Sie würden freylich ein schweres Stück Arbeit an ihm haben und sehr auf ihrer Hut seyn müssen, sollten aber auch tüchtig dafür bezahlt werden.

„Baares Geld lacht!" sagt ein altes Sprichwort. Brusquet, dem dasselbe nicht unbekannt war, gab also jedem von den Geistlichen (denen dergleichen Ueberbleibsel der orthodoxen Vorzeit eben so heilig waren, als ein Glaubens-Artikel,) einen Thaler,

wodurch sie denn ganz begeistert wurden, Wunder zu thun versprachen und ihrem Kundmanne versicherten, sie hätten wohl noch ganz andre Patienten vor sich gehabt, und sie würden mit dem Besessenen fertig werden, wenn er auch eine Legion Teufel im Leibe hätte.

Der Postmeister begleitete sie bis an die Thür des Zimmers, worin Strozzy sich befand, sagte zu dessen Bedienten, die ihn sehr wohl kannten, ihr Herr wolle sich, wichtiger Angelegenheiten halber, mit diesen beiden Geistlichen besprechen, und befehle, daß ihn niemand dabey stöhren solle. Die Leute hielten sich also in der Entfernung ganz still, Brusquet aber blieb an der Thür stehen.

Als die Franciskaner in das Zimmer traten, fanden sie den Marschall in einem Buche lesend im Bette liegen. Sie grüßten ihn freundlich und erkundigten sich, wie er sich an Leib und Seele befinde. — Strozzy, der weder an dergleichen Besuche noch an einen so Herrenhutischen Ton gewöhnt war, fragte, als sie sich ihm näherten, was ihr

Begehren ſey, und befahl ihnen, ſich eiligſt wieder fort zu packen, ſonſt wolle er ſie zum Fenſter hinaus werfen laſſen, denn er habe die Mönche nie leiden können. Statt der Antwort, fingen ſie an zu beten, den Teufel zu beſchwören und den vermeyntlichen Beſeſſenen mit einer Menge Weihwaſſer zu beſprengen.

Nun wurde Strozzy ganz raſend und wollte nach dem Degen greifen, der an ſeinem Bette hing. Allein einer der Franciſkaner, durch Bruſquet gewarnt, merkte dies Vorhaben und bemächtigte ſich des Gewehrs. Strozzy ſprang aus dem Bette und fing mit dem Mönch um den Degen an zu ringen, wodurch denn ein ſo abſcheuliches Gepolter und Zetergeſchrey im Zimmer entſtand, daß die Bedienten dem Marſchall zu Hülfe eilten, und Bruſquet ebenfalls mit entblößtem Degen hereinſprang, den Franciſkanern einen Wink gab und ſie aus dem Hauſe begleitete.

Hierauf begab er ſich unverzüglich zum Könige, und erzählte ihm, daß der Marſchall vom Teufel

beſeſſen aber ſo eben glücklich exorciſirt worden ſey. Der Monarch ſchickte ſogleich zu Strozzy und ließ fragen, wie er ſich befände, und ob die Franciſkaner einen Rechtgläubigen aus ihm gemacht hätten; denn man wußte bey Hofe recht wohl, daß das Glaubensbekenntniß des Marſchalls nur aus ſehr wenig Artikeln beſtand, und daß er ſich bloß an das große Credo hielt.

an

Um den Poſtmeiſter für dieſen muthwilligen Streich zu beſtrafen, begab ſich Strozzy nach verfloſſenen Oſterfeiertagen zu den Inquiſitoren von Paris und beklagte ſich bitterlich über den ihm vom Bruſquet angethanen Schimpf, wobey er denn nicht unbemerkt ließ, daß der heilige Stand der Prieſter, ja Gott ſelbſt dadurch geſchändet worden ſey, Bruſquet ſich aber als einen offenbaren Ketzer bewieſen habe und auf Verlangen des Königs nicht nur gefänglich eingezogen ſondern auch exemplariſch beſtraft werden ſolle. Die hochnothpeinlichen Glaubensrichter, welche ſich auf einen ſo fetten Biſſen nicht wenig freueten, ſchickten ſogleich einige von ihren Häſchern aus, welche

den armen Bruſquet als einen Ketzer in das berüchtigte Fort l'Eveſque führten. Der Poſtmeiſter, der ſich in Gedanken ſchon im Sanbenito nach dem Scheiterhaufen geleitet ſah, war zeitlebens nicht in ſolcher Angſt geweſen; aber Strozzy ließ ihn nicht lange darin ſtecken, ſondern holte ihn nach einigen Tagen zu ſeiner größten Freude ſelbſt aus dem Gefängniſſe.

Im Jahr 1555 ging Bruſquet mit ſeinem Gönner, den Cardinal von Lothringen, nach Rom. Bald darauf kam ein vom Marſchall dazu beſtellter Curier, angeblich von Rom, zu Paris an, welcher die Nachricht von Bruſquets Tode, ingleichen deſſen von Strozzy ſelbſt aufgeſetztes Teſtament überbrachte. In dieſem Teſtamente bat der ſterbende Bruſquet den König, ſeiner Frau das Poſtweſen in Paris zu laſſen, jedoch unter der Bedingung, daß ſie den Curier, welcher dieſen ſeinen letzten Willen überbrächte, heiraten ſollte. Der Regent gab ſeine Einwilligung dazu, und der Curier ehlichte wirklich die Frau des Bruſquet.

Nach Verlauf eines Monaths erfuhr der Poſtmeiſter, zu ſeinem gröſten Erſtaunen, die ganze Sache, eilte von Rom wieder nach Paris und heirathete ſeine Frau von neuen. Da er nun wußte, daß ihm der Marſchall dieſen Streich geſpielt hatte, ſo rächte er ſich auf folgende Weiſe an demſelben.

Er ſchrieb an den Cardinal Caraffa und bat ihn, dem Pabſte zu melden, daß St. ..zy bey dem Könige von Frankreich in Ungnade gefallen, von Paris entflohen und nach Marſeille gegangen ſey, wo er ſich mit zwey Galleren zu dem berüchtigten Seeräuber Dragut begeben und ſich dort wolle beſchneiden laſſen. Seine Abſicht ſey, alsdenn die Häfen von Oſtia, Civitavecchia und Ancona, wo er ſchon längſt ein heimliches Verſtändniß unterhalte, wegzunehmen und den reichen Schatz zu Loretto zu plündern.

Der Cardinal trug kein Bedenken, dieſem Berichte Glauben beyzumeſſen und die Sache dem Pabſte zu melden, welcher deswegen ſo gleich Truppen marſchiren und allerley andre Anſtalten treffen

ließ. Indeſſen erfuhr man gar bald, daß das ganze Vorgeben erſonnen und der Marſchall bey der Belagerung von Calais ſey.

Im Jahr 1559 ging Bruſquet mit dem Cardinal von Lothringen nach Brüſſel, wo der Friede beſchworen werden ſollte, und wo unſer Held ſich nicht nur durch ſeine Poſſen bey Philipp II. ungemein beliebt machte, ſondern auch reichlich von ihm beſchenkt wurde. Aber der geizige, unerſättliche Bruſquet war damit noch nicht zufrieden, ſondern wollte immer mehr haben, welches er denn beſonders bey einem großen Caſtmahle zeigte, das der König dem Herzoge von Alba gab. Denn als man eben die Tafel abräumen wollte, ſprang der Poſtmeiſter hinauf, ergriff das Tiſchtuch bey dem einen Ende und wickelte es nebſt allen noch nicht abgetragenen Schüſſeln und Tellern um den Leib, ſo daß er faſt nicht gehen oder ſtehen konnte. — Der König mußte aus vollem Halſe darüber lachen, und befahl, man ſollte den Narren laufen laſſen, welcher

denn auch mit seiner reichen Beute glücklich zum Zimmer hinaus kam.

Philipp II. hatte damahls ebenfalls einen Hofnarren bey sich, der aber dem Brusquet bey weitem nicht gewachsen war, sondern gewöhnlich nur Spanische Liederchen auf seiner Guitarre herleierte, und von seinem Französischen Amtsbruder beständig betrogen wurde. Dessen ungeachtet schickte ihn Philipp (der von dem Witze seines Possenreißers keine geringe Idee hatte) nach Paris, damit er zur Dankbarkeit den König von Frankreich mit seinen Schwänken belustigen sollte, wie Brusquet ihn belustigt hatte. Der König ließ ihn bey diesem wohnen und befahl, er solle seinem Gaste nichts abgehen lassen.

Der Spanische Narr hatte vier der schönsten Pferde in seines Wirths Stalle stehen, welche Brusquet nächts die Post fahren ließ. Als der Spanier sich wunderte, daß sie so mager wurden, versicherte ihm der Postmeister, daran wäre das Wasser der Seine Schuld, welches alle ausländische Pferde

die zwey ersten Monathe hindurch so abzumagern pflegte. Einst stand der Spanier, dem die Sache endlich verdächtig schien, wider alle Gewohnheit, sehr früh auf, sah nach seinen Pferden und fand sie vom Schweiße triefen (denn sie waren eben vom Postwagen abgespannt worden). Allein Brusquet überredete ihn, sie wären den Augenblick erst von der Schwemme zurückgekommen und hätten sich ins Wasser gelegt. Der Narr glaubte es und ließ seinen Argwohn wieder fahren.

Der König Heinrich hatte einst diesem seinem Spanischen Gaste eine goldene Kette, 300 Thaler am Werthe, geschenkt. Brusquet ließ eine ganz ähnliche von Messing verfertigen und sie vergolden, stahl darauf dem Spanier die goldene und legte die messingene an deren Stelle. Der Narr merkte den Betrug nicht, sondern putzte sich immer mit der untergeschobenen Kette.

Als er wieder nach Flandern abreisete, schrieb Brusquet an den König von Spanien einen sehr

luſtigen Brief, worin er ihm alle Betriegereyen (und beſonders den Streich mit der goldenen Kette) entdeckte, die er ſeinem Hofnarren geſpielt hatte. Zugleich bat er, denſelben für ſeine Dummheit mit Ruthenſtreichen auf den Hintern beſtrafen zu laſſen.

Allein der König von Frankreich war mit der Verwechſelung der Ketten gar nicht zufrieden, indem er glaubte, man könne auf den Argwohn gerathen, als hätte er dem Narren eine meſſingene Kette geſchenkt. Er befahl daher dem Bruſquet, dem Spanier die goldene zu ſchicken, und entſchädigte jenen dafür durch eine andre Belohnung.

Als Calais belagert werden ſolle, und man lange überlegte, welcher von den Generalen wohl der geſchickteſte ſeyn und den Platz muthmaßlich am erſten einnehmen möchte, ſagte Bruſquet zum Könige: „Sire, Sie können keinen geſchicktern Mann dazu finden, als den Parlamentsrath N.“

„Wie ſo?“

„O, der nimmt Alles!“ —

Der Parlamentsrath gehörte nähmlich zu den gewiſſenhaften Richtern, welchen es mehr um die Geſchenke als um das Recht zu thun iſt.

Während ſeines Aufenthalts in Brüſſel (wo, wie bereits erwähnt worden iſt, der Friede mit Spanien beſchworen werden ſollte, ſah Bruſquet, zu ſeinem großen Verdruß, in dem Prunkſaale Tapeten hangen, worauf die Schlacht von Pavia mit allen für jeden patriotiſchen Franzoſen äußerſt kränkenden Auftritten abgebildet worden war. Um die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer davon abzulenken, ſtreuten er und ſein Bedienter eine Menge Schaumünzen (dem Anſcheine nach von Golde) im Saale aus, wornach denn die Herren und Damen ſo begierig griffen, daß ein gewaltiger Lärm entſtand und ſich Niemand mehr um die Schlacht bey Pavia bekümmerte.

Philipp war ſehr unwillig darüber, daß ſich Ausländer in ſeiner Gegenwart unterſtänden, ſeinen Saal mit Goldſtücken zu beſäen. Allein als man ſie näher betrachtete, waren es lauter vergoldete Zahl-

pfennige. Da er nun überdies gar bald erfuhr, daß Bruſquet dieſen Streich geſpielt hätte, um ſich wegen der Tapeten zu rächen; ſo ließ er dieſelben abnehmen und verzieh dem Poſtmeiſter ſeinen Poſſen.

Einſt ließ der Cardinal von Lothringen unſern Ehrenmann zu einer Waſſerfahrt einladen. Allein der Poſtmeiſter, der dem Waſſer nie traute, ſchlug dieſe Parthie geradezu ab. Der Cardinal merkte die Urſache dieſer Weigerung und verſicherte Bruſquet, er habe gar keine Gefahr zu befürchten, indem er mit des Pabſtes beſten Freunden fahre.

„Ich habe mehrmahls gehört," verſetzte der Poſtmeiſter, die Achſel zuckend, „daß der Pabſt im Himmel, auf Erden und im Fegefeuer große Gewalt habe. Aber daß er auch auf dem Waſſer etwas zu befehlen haben ſollte — davon iſt mir noch nie das mindeſte zu Ohren gekommen."

Bruſquet erblickte einſt bey der Tafel des in Paris befindlichen Spaniſchen Grafen Benevento

einen ſchönen goldnen Becher, der einen mit Edelgeſteinen beſetzten Deckel hatte. Er nahm den Becher in die Hand, betrachtete ihn aufmerkſam, lobte ihn über alle Maßen und bat endlich den Grafen, ihm denſelben zu leihen, damit er ſich einen ähnlichen machen laſſen könnte.

Der Graf, welcher dieſen Wink verſtand und ſeine Freygebigkeit zeigen wollte, ſchenkte ihm den Becher, behielt aber den Deckel, der mehr werth war, als dieſer, zurück.

„Herr Graf!“ ſagte der Poſtmeiſter. „Es iſt hier zu Lande weit kälter als in Spanien. Wenn alſo der an ein warm Klima gewöhnte Becher ſeinen bisherigen Deckel nicht hat, ſo ſteht ſehr zu befürchten, daß er ſich nicht wohl befinden möchte.“

Der Graf, welcher ſeinen einmahl angenommenen Charakter nicht gern verleugnen wollte, ließ ihm den Deckel auch geben.

Salomon Jakob Morgenſtern.

Dieſer Ehrenmann war aus Pegau gebürtig, ſtudierte zu Leipzig, wurde daſelbſt Magiſter und fing an Collegia zu leſen. Ungeachtet nun aber die Anzahl der daſelbſt leſenden und nicht leſenden Prieſter der Weisheit damahls bey weitem nicht ſo groß war als ſie jetzt iſt, wo man zu keiner Stunde des Tages oder der Nacht eine Handvoll Nußſchalen aus dem Fenſter werfen kann, ohne einen Magiſter auf den Kopf zu treffen; ſo wollte es doch mit unſerm Morgenſtern gar nicht fort, ſondern er ſah ſich genöthiget, nach Halle zu gehen, wo er 1735 die Tochter des Mahlers Gerike heirathete, und etwa einem halben Dutzend Studenten bey einem Glaſe Waſſer und einer Pfeife Taback Geſchichte und Geographie docirte. Indeſſen ging es bey dieſen Vorleſungen ſo tumultuariſch her, daß der Geheimerath Heinecius, der unſerm Philoſophen gegenüber wohnte, oft hinüber ſchickte und um Ruhe bitten ließ.

Morgenſtern machte ſich um eben dieſe Zeit auch als Schriftſteller bekannt, im Jahr 1735 durch eine Deutſche Staats-Geographie, 1737 aber durch ein ſogenanntes Jus publicum imperii Ruſſorum, welches er der Ruſſiſchen Kaiſerinn zueignete, und dafür, durch ihrem Miniſter Brackel zu Berlin 100 Rubel zum Geſchenk erhielt.

Als er dies Geld abholen wollte, reiſete er durch Potsdam, wo ihn die Wache anhielt und befragte, wer er wäre.

„Ich bin Magiſter legens in Halle!“ antwortete Morgenſtern, ſich mächtig aufblähend.

Der Soldat, der Nichts nicht verſtand, meldete ihn bey dem wachthabenden Offizier. Dieſer ließ den Herrn Magiſter in die Wachtſtube kommen, erkundigte ſich nach ſeinem Gewerbe, und fragte, als er hörte, daß er in Halle Collegia läſe, ob er ihm nicht über eine gewiſſe aufgegebene Materie ſo gleich eine Vorleſung halten wollte. Morgenſtern that dies, aus dem Stegreiſe, mit groſſer Bereitwilligkeit. Der Offizier, der ſich über des Magiſters Fertigkeit

und muntere Laune freuete, glaubte, dies würde ein Mann zum Zeitvertreibe für den König seyn, und meldete ihn daher bey demselben an. Der Regent ließ ihn vor sich, unterredete sich mit ihm und verlangte, daß er ihm die Zeitungen vorlesen und ihn aus der Geschichte und Geographie unterhalten sollte, wozu den auch der Magister so gleich bereit war, darauf förmlich in des Königs Dienste trat und in Berlin gewöhnlich in einem seladongrünen Rocke, einer Wolkenperäke und mit einen langen Stabe einher stolzirte.

Bald nachher (im October oder November 1737) mußte Morgenstern zu Frankfurt an der Oder eine öffentliche Disputation über die Narrheit halten, wobey, auf königlichen Befehl alle Professoren opponiren sollten. Der ehemahlige Dänische Staatsrath Joh. Jakob Moser, welcher damahls Professor zu Frankfurt an der Oder war, äußert sich darüber folgender Maßen:

„Noch ehe der König nach Frankfurt kam, verbreitete sich die Nachricht aus, der lustige Rath Mor-

genſtern werde in einem poſſierlichen Habite in dem Auditorio eine ſchnakiſche Disputation halten, welche den Titel habe, vernünftige Gedanken über die Narrheit; wobey die Profeſſores opponiren ſollten. Ich ging zu dem Commendanten von Frankfurt, Herrn Oberſten von Camas, ſo ein Liebling vom Könige (der auch bey ihm logierte) und mein großer Gönner war, und bezeugte ihm: ich würde nicht opponiren, es möchte auch daraus entſtehen, was da wollte.

„Der Oberſte bat mich um alles in der Welt, mich nicht zu widerſetzen. Ich beharrete aber darauf, es ſey wider mein Gewiſſen und meine Ehre; ich hätte die Reputation, ſo ich etwa habe, nicht in Frankfurt geholet, ich wollte ſie alſo auch nicht allda verlieren. — Herr Morgenſtern beſuchte mich; ich bat ihn, gegen dieſe Disputation Vorſtellung zu machen, aber er entſchuldigte ſich, daß er es nicht thun dürfte. Dieſes Herrn Morgenſterns Habit (worin er auch auf dem Katheder ſtund) war von lauter Kleidungsſtücken, die der König nicht leiden konnte und daher verächtlich machen wollte; nähm-

lich ein gesticktes großes blausammtenes Kleid mit sehr großen rothen Aufschlägen und einer rothen Weste sammt einer großen Perücke, die über den ganzen Rücken hinabging. Die Stickerey an den Knopflöchern, Taschen, Hosen und Zwickeln aber bestund aus lauter silbernen Haasen. Statt des Degens hatte er einen Fuchsschwanz an, und auf dem Hute, statt der Federn, Haasenhaare.

„Als ich zu Nacht aß, kam der Pedel und brachte mir ein Exemplar von der Disputation, mit dem Befehl, morgen zu opponiren. Mir war ganz eigentlich, als wenn mir ein Messer in den Magen herum gedrehet würde, und das war ohne Zweifel der Haupturſprung meiner nachherigen schweren Krankheit.

„Der König kam morgens zeitlich in das Auditorium und schickte erst einen Unter- bald darauf aber einen Oberoffizier an mich, ich sollte kommen. Ich entschloß mich, wenn ich ja genöthiget werden sollte zu opponiren, es auf eine ernsthafte Weise also zu thun: In der Druckschrift waren zwar fast alle nur mögliche Arten von Narren angeführt, doch

aber die vergessen worden, welche die gröſte und unglückseligſte Art ſey; nähmlich die, welche in den Pſalmen, den Büchern Salomonis und dem Buche der Weisheit Thoren und Narren genannt würden, die keinen Gott, noch Unſterblichkeit der Seele glauben.

„Als ich in das Auditorium kam, grüſte mich der König mit Abnehmung des Hutes, und ſagte: das iſt ja der Moſer! — ich antwortete: ja, Ihro Majeſtät! — der König: warum iſt noch niemand da? — ich: Ihro Majeſtät haben keine Zeit beſtimmen laſſen. Wenn nur der Actus zu Ihro Majeſtäts Satisfaction ausſchlägt! — der König das will ich wohl hoffen.

„Der König ging darauf hinweg und ſagte zu einigen Offiziers, daß ich es hörte, der Morgenſtern ſey klüger als wir Alle; kam darauf wieder zu mir und ſagte: was habt ihr denn gegen den Morgenſtern? wenn man einen Haaſen haben will, muß man ihn ja von Univerſitäten holen! Gundling war ein gelehrter Mann, aber er iſt mit dem Morgenſtern nicht zu vergleichen.

„Der König sagte ferner zu mir: Ich will meinen Sohn (den Prinzen Ferdinand) zum Studenten machen lassen. Ich antwortete: das wird ein groſses Glück für unsere Universität seyn, wenn Ihro Majestät uns ein so theures Pfand anvertrauen wollen. Der König schüttelte den Kopf und sagte: ein Quentchen Mutterwitz ist besser, als ein Zentner Universitätswitz! und es zeigte sich hernach, daß der König unter dem Studentenmachen verstanden hatte, es sollte sich, im Nahmen des Prinzen, ein anderer mit den alten bekannten Ceremonien deponiren lassen.

„Weil ich glaubte, der König sey wirklich gelassen, so wollte ich's probieren, ob ich nicht mit guter Manier von dem Opponiren loskommen könnte, und sagte: Ihro Majestät werden doch erlauben, daß ich ernsthaft opponire? Der König aber sprach ja, ja das ist auch so ein Heuchler, wie der Schinmeier *); wenn ich keinen Wein trinken will, so muß ich nicht lange dagegen protestiren.

*) Ein Prediger in Stettin, welcher einige Tage zuvor in Ungnade gefallen war.

ſondern eben nicht trinken. Was iſt es denn? jeder Menſch hat ſeinen Narren. — Einer (da deutete er auf mich) hat den geiſtlichen Hochmuths-Narren; ein Anderer hat wieder einen andern Narren. Es iſt ja nur ein erlaubter Spaß und Scherz! — Darüber kam Morgenſtern, beſtieg den Katheder, und ruſte den Profeſſor Roloff auf; ich aber begab mich hinweg."

Vielleicht wird eine kleine Nachricht von dieſer jetzt ſchon ſehr ſeltenen Diſputation hier nicht am unrechten Orte ſtehen. Der ganze Titel lautet alſo:

> Vernünftige Gedanken von der Narrheit, und Narren. Aufgeſetzt und in hoher Verſammlung behauptet von Salomon Jakob Morgenſtern. Gedruckt in dieſem Jahr 1737. 8. — Ohne ein Blatt Vorrede 24 Seiten.

In der kurzen Vorrede verſichert der Verfaſſer, es hätten ihn ſehr wichtige Bewegungsgründe, über welche er ſich aber nicht näher erklären könne, zur

Abfassung dieser kitzlichen Schrift veranlaßt. Daß er lediglich seine eigenen Gedanken vortrage, rühre daher, daß dieselbe so wohl an einem Orte als zu einer Zeit entworfen und verfaßt sey, wo man auf nichts weniger, als auf Bücher und citata gehalten.

Vom 1sten bis zum 8ten §. wird von der Narrheit überhaupt, vom 9ten bis 32sten von der Eintheilung der Narren gehandelt; vom 33sten bis 38sten kommen noch einige Grundsätze zur Bestimmung der Narrheit vor. Die Narren werden zuerst in schlaue und einfältige eingetheilt und [illegible] auseinandergesetzt, wodurch die Narrheit verschiedener Nationen sich auszeichne: und endlich kommen die Narren aus dem Wehr- Lehr- und Ehrstande vor. Die Deutschen Narren charakterisiret der Magister folgender Maßen:

„Der Deutsche sucht alles zu verbessern, und sich über alle Nationen zu erheben; jedoch mit dem Unterschiede, daß ein Theil von allen andern das Beste auszulesen meynet, der andere Theil aber, ohne auf die Sache selbst zu sehen, alles haßt. Ein

Deutſcher aus Bayern hält nach Gott niemanden vor gröſſer als ſeinen Herrn. Der Schwabe hängt an ſeiner Väter Gewohnheit ſo ſehr, daß er ſich auch vor dem 40ſten Jahre der Klugheit ſchämet, da bey ſeinen Vorfahren der Brauch geweſen, eher nicht klug zu werden. Der Sachſe liebt die ſinnreichen Einfälle ſo heftig, daß er lieber die Wahrheit beleidigen, als einen artigen Einfall und ſinnreiche Lügen verſchweigen wird. Ein Frank verſäumt lieber die Sorge vor ſeine zeitliche Glückſeligkeit, als das edele Herkommen, nach Manier der alten den Kopf ſo lange zu beugen, als ein Tropfen Naſſes im Glaſe oder Kruge vorhanden; und dem Oeſtreicher iſt's kein ſo groſſer Ernſt, Franzoſen und Türken zum Dienſt des Kaiſers zuſammen zu hauen, als alle Tage Faſtnacht zu halten."

Unter den Gelehrten findet Morgenſtern die gröſte Anzahl von Narren, denn, ſagt er, unter 10 Perſonen, die mit dem Nahmen gelehrter Leute prangen, findet man ohnfehlbar 9 Köpfe, ſo von Würmern ſtarren, als ein Neſt der Ameiſen. Wenn folglich alle Stunde ein Heer von Hauptnarren wieder den

Erbfeind stellen sollten; so würde der gelehrte Stand ohnfehlbar die Halbscheid, jeder Sammelplatz der Gelehrten aber eine starke Compagnie beyzutragen haben, die Freywilligen ungerechnet.

Die Hofnarren hat Morgenstern, vermuthlich aus weiser Ueberlegung, bey jener Eintheilung ausgelassen; wenigstens gedenkt er ihrer nur unter versteckten Ausdrücken.

Uebrigens lebte unser Magister zwischen den Jahren 1740 und 1750 auf dem Lande unweit Breslau *), und starb, als Hofrath, zu Potsdam, im November 1785.

*) Auf dem Lande hielt sich eine Zeitlang bey ihm auf ein gewisser Candidat der Rechte, Nahmens Johann Benjamin Großer, aus Breslau gebürtig, der in der Philosophie etwas wollte geleistet haben, und in Leipzig die Kinder des Philosophen Rüdiger unterrichtet hatte. Dieser Großer, der gewöhnlich nur der Fenchel-Poet genannt ward (weil er für ein Glas Fenchelwasser aus dem Stegreife Deutsche Verse machte) gab vor, er habe auf dem Lande die Gänsesprache aus dem Grunde studiert, und hatte sich vorgenommen, ein Gänselexikon zu schreiben; wie er sich denn in Flögels Stammbuche Lexicographus anserinus unterzeichnete.

Junker Peter.

Dieſer Geck, der nichts weniger als von Adel war, ſondern ſich bloß gern Junker nennen hörte, lebte an dem Hofe des Herzogs Wolfgang Wilhelm zu Neuburg. — Einſt warf ihm ein Kölnischer Bürger vor, ſein Herr halte nicht ſo viel auf ihn, als der Kurfürſt von Köln auf Junker Wichsweiller.

„Das weiß ich wohl!“ antwortete Peter, „mein Herr bekümmert ſich mehr darum Land und Leute zu regieren, als euer Kurfürſt, darum hat er nicht ſo viele Zeit, mit Gecken umzugehen.

Ein junger Graf wollte ihn äffen; aber Peter ſagte zu ihm: „Ich bin Sr. Durchlaucht, und nicht jedes kahlen Grafen Narr.

Einſt mußte er auf die Geſundheit dreyer geiſtlichen Herren trinken, wovon der eine katholiſch, der andere lutheriſch und der dritte reformirt war. Nachdem er das Glas ausgeleeret hatte, ſtellte er ſich, als ob er Leibſchneiden bekäme; und als man ihn um die Urſache ſeiner kläglichen Gebährden fragte, ſagte er: „Es iſt kein Wunder, daß ſich die Leute im Magen nicht vertragen, die in der Kirche in beſtändigem Zwiſte mit einander leben.

Ein Dechant fragte ihn, ob er ſich auch auf die Faſten verſehen hätte. — „Beſſer als ihr, Herr Dechant!“ erwiederte der Narr, „denn ihr habt ſo viel Stockfiſche, Heringe und andere Fiſche aufkaufen laſſen, daß ich ſie mit meinem Hauſe in einem ganzen Jahre nicht würde verzehren können. Ich hingegen habe gar nichts eingekauft, habe auch gar nicht im Hauſe, und bin folglich auf die Faſten weit beſſer verſehen als ihr.“

Als ihn ein Geiſtlicher fragte, ob er auch die Faſten gehalten habe; ſagte er: „Ich habe eine

ganze Speckſeite verthan.“ Da ihm nun der Geiſtliche darüber Verweiſe gab, ſo verſetzte er: „Nur Gemach! Gemach! Ich habe eine Schuld damit bezahlt: das heißt ja verthan.

Er verlangte Abſolution für ein Stückchen Fleiſch, das ihm an einem Faſttage am Zahne wäre hangen geblieben. Als er ſie erhalten, zeigte er auf einen Schinken, den er an einem Schweinszahne aufgehängt hatte.

Einſt kam er früh morgens zum Stallmeiſter in Düſſeldorf, und ſagte, es ſey ein groſses Wunder geſchehen.

Der Stallmeiſter: „Was für eins?“

Peter: „Mein Pferd iſt lutheriſch geworden.“

Der Stallmeiſter: „Wie ſo?“

Peter: „Es ruft nach den Habermann“ (ein lutheriſches Gebetbuch, welches von ſeinem Verfaſſer ſo genannt ward).

Der Stallmeister, der ihn verstand, ließ dem Pferde einen Malter Haber geben, und sagte: „Nun, laß es so lange lutherisch bleiben, als der Haber währt."

Peter beichtete einmahl. Als der Priester unvermuthet abgerufen ward, nahm der Narr das Opfergeld weg und steckte es in die Tasche. — „Nun, Peter, wie weit sind wir gekommen?"

Peter: „Bis zum Stehlen."

Der Beichtvater: „So fahre fort!"

Peter: „Das wollte ich gern thun; aber es ist nichts mehr da." — Indessen gab er doch das Geld endlich dem Beichtvater wieder.

Einst fragte ihn der Pater Rector, ob er auch das Vater unser könne; er habe ihn niemahls bethen hören.

Peter: „Nein."

Rector: „Das ist bös!"

Peter: „Eben weil es böse iſt, habe ich es nicht gelernt.“

Ein Advokat verſprach dieſen Narren, er wolle ihn lehren, wie er ſeine Sache nimmer vor Gericht verlieren ſolle. — Peter verſprach dem Advokaten einen Dukaten. — Der Advokat ſagte: „Du mußt alles leugnen, deſſen man dich beſchuldigt.“ — Als nun der Advokat den verſprochenen Dukaten forderte, leuchnete Peter (und zwar nach ſeiner Lehre), daß er ihm einen verſprochen hätte.

Zu Düſſeldorf kam eine Frau nach dem erſten Monathe der Hochzeit ins Kindbett und gebahr einen Sohn. Als ſich nun der Mann darüber beklagte, tröſtete ihn Peter mit den Worten: „Du ſollteſt dich mehr darüber freuen als betrüben; denn der Bube kann ein Kurier werden, der andern jedes Mahl 7 oder 8 Monathe zuvor kommt.

Joseph Frölich.

Dieser Frölich, aus Bayern gebürtig, war an dem Hofe der Könige August des II. und III. förmlich als Hofnarr angestellt. Seine natürliche komische Laune, seine Bayerische Sprache und sein dicker Bauch waren die Vorzüge, welche ihn zu diesen Posten empfahlen und wodurch er sich denselben vollkommen würdig machte. Er war einer der geschicktesten Taschenspieler, erwarb sich dadurch ein ansehnliches Vermögen, besaß in Dresden ein eigenes Haus, und ritt alle Morgen in seiner Hanswurst-Jacke und mit seinem spitzigen Hute nach Hofe. August der II. hatte ihm 99 Narrenkleider machen lassen. Frölich war ein Antagonist des sogenannten Baron Schmidel (eines andern Hofnarren von melancholischem Temperamente, der immer sehr geehrt seyn wollte); indessen fielen seine Späße oft ins Grobe und Zotige. Er trug einen außerordentlich großen Kammerherrn Schlüssel von Silber, der über 5 Pfund schwer und

ſo eingerichtet war, daß er zugleich ſtatt eines Trink-geſchirrs dienen konnte.

Ein gewiſſer Edelmann wollte ſich einſt mit Geſchenken hinter ihn ſtecken, die in einem Kalbe, Hammel, Wälſchen Hahne und in 2 Gänſen beſtanden. Dieſe Thiere trieb Fröhlich zuſammen nach Hofe, und entdeckte dem Könige den ganzen Handel; welches denn zu keinem geringen Gelächter Anlaß gab.

Bey der Niederkunft ſeiner Frau bat er einſt den ganzen Hof zu Gevattern. Er erſchien daher mit einem ganzen Korbe voll Gevatterbriefe auf den Rücken, die er austheilte, und die ihm außerordentlich viel Pathengeld eintrugen.

Als Auguſt der II. im Jahr 1728 in Potsdam war, wollte man Fröhlichen gern an Gundlingen hetzen; aber Gundling, der in eine weit

höhere Region des Hoflebens zu gehören glaubte, gab sich nicht mit ihm ab. Der Sachse setzte sich zwar an seine Seite, und brachte ihm ein großes Glas mit den Worten zu: „Nun prosit, Herr Bruder! du bist doch auch mein Bruder, und so wohl ein Narr, als ich." — Allein Gundling that ihm nicht Bescheid, nahm auch die Brüderschaft nicht an.

Als dieser letzte gestorben war, machte man seinen Todesfall Fröhlichen in einem förmlichen Schreiben bekannt, welches er auf folgende Art beantwortete:

„Ich condoliere nicht allein wegen des unglückseligen Todesfalles des nunmehr verstorbenen, und zweifels ohne halbseligen Herrn Gundlings, sondern bin auch zugleich selbst erzürnt, daß der interessirte verzweifelte Raubvogel der Menschen mir meinen werthen Confrater so bald aus der Welt geschafft. Ich kann hoch und theuer schwören, daß, so bald ich diese traurige Post, aus dem an mich Abgelassenen und den 27sten April a. c. Erhaltenen, ersehen,

ich mir nicht nur alle Zähne im Maule lee gescheulet, sondern auch so gleich mit einem Flor, welcher, nach meiner Voranpassirung, sich allemahl noch in der 3ten Gasse hinter mir umgesehen, bekleidet habe. Der völlige Trauerhabit wird mit Ende dieses Monaths gewiß verfertigt seyn, und werde so dann mit meiner ganzen Dorfschaft und Anhang mich in die tiefste Trauer einhüllen; auch alle Zimmer, so gar das Narrenhäusel und der Schweinstrog in meiner Residenz Markendorf, soll schwarz bekleidet werden."

Nicht allein Frölich, sondern auch andere Narren, die sich damahls in Dresden aufhielten, legten bey Gundlings Tode die Trauer an, und mußten bey Hofe mit Floren, die wohl 20 Elle lang waren, und mit Trauermänteln, die sehr lange Schleppen hatten, erscheinen.

Nach Frölichs Tode kam folgende Schrift heraus:

„Des berühmten und frommen Herrn Joseph Frölichs, weiland

Hoftaſchenſpielers zu Dresden, hinterlaſſene politiſcher Kehraus, mit Freude und Leid, ſüß und und ſauer, wie man's halt nimmt, tröſtlich und kurzweilig geſchrieben, wegen ſeiner Merkwürdigkeit, da es als eine Prophezeihung auf gegenwärtige Zeit anzuſehen, herausgegeben. 1763. in 4. — Ohne Druckort. 24 Seiten, in 6 Abſchnitten.

Dieſer Kehraus iſt eigentlich eine ziemlich abgeſchmackte, in Frölichs Bayeriſcher Hanswurſtſprache verfaßte Satyre auf den Grafen Brühl.